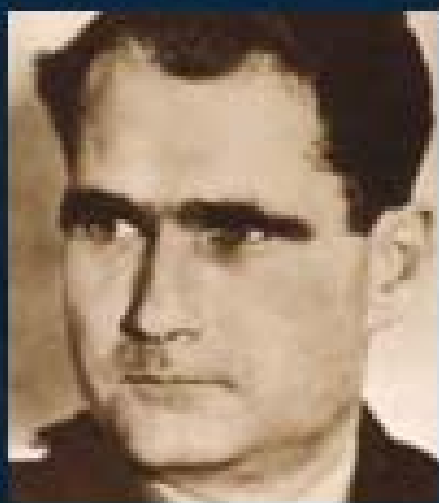


David Irving

**Rudolf Heß-
ein
gescheiterter
Friedensbote?**



**Die Wahrheit über
die unbekanntenen
Jahre 1941-1945**

David Irving

Rudolf Heß

Ein gescheiterter Friedensbote?

*Die Wahrheit
über die unbekanntten Jahre
1941–1945*

Aus dem Englischen
von Richard Giese



FOCAL POINT

Die englische Originalausgabe erscheint bei MacMillan, London; vorgesehen sind:
eine französische Ausgabe bei Albin Michel, Paris; eine italienische Ausgabe bei Mondadori,
Mailand und eine japanische Ausgabe bei Hayakawa, Tokio.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Irving, David: Rudolf Heß – ein gescheiterter Friedensbote? : Die Wahrheit
über die unbekanntenen Jahre 1941-1945 / David Irving. Graz: Stocker, 1987
ISBN 3-7020-0522-1

ISBN 3-7020-0533-1

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische
Wiedergabe, Tonträger jeder Art, Auszugsweiser Nachdruck oder Einspeicherung
und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Print edition © Copyright 1987 by Leopold Stocker Verlag, Graz
Electronic edition © Copyright 2003 by Focal Point Publications, London

INHALTSVERZEICHNIS

I. DEUTSCHLAND

Ein Gefangener der Menschheit.....	2
Der Privatsekretär	19
Die Klagemauer.....	38
Der Zuschauer.....	58
Das kurze Gewitter.....	70

II. ENGLAND

Ein vergeblicher Opfergang.....	105
Angst vor dem Frieden?.....	127
Der Tower	143
Camp Z.....	153
Der Unterhändler kommt	179
Gespräche in einem Irrenhaus	208
Ein zweiter offizieller Besuch	239
Streik.....	272
Erster Gedächtnisschwund.....	304
Lügen für Stalin und Roosevelt	322
Rote Erde.....	348
Lachlinien	368
Das Brotmesser	384

III. NÜRNBERG

Rückkehr nach Deutschland	413
„Erinnern Sie sich an ‚Heil Hitler?‘“	420
Triumph des Willens	451
Der wahre Rudolf Heß.....	469

EPILOG

Buße für ein Leben.....	487
Danksagung.....	497
Verzeichnis der Abkürzungen.....	501
Anmerkungen	503
Literaturhinweise	528
Quellenverzeichnis.....	530
Register	534

MOTTO DES BUCHES

10. Mai 1941

Es war der Tag, an dem alles endete – es war das Ende einer fixen Idee, das Ende monatelanger Erprobungen und Vorbereitungen, und, wie sich herausstellte, das Ende von Rudolf Heß' Freiheit. Bei Tagesbeginn war es noch warm und sonnig gewesen, aber ehe der Tag halb vergangen war, begann sich der Himmel wie auch Heß' Leben zu verdunkeln.

DAVID IRVING

David Irving wurde am 24. März 1938 als Sohn eines Marineoffiziers in Essex geboren. Er ist Verfasser zahlreicher, vielbeachteter Biographien und zeitgeschichtlicher Werke, darunter Biographien der deutschen Feldmarschälle Rommel und Milch sowie des Reichsmarschalls Hermann Göring. Nach dem Besuch von Sir Anthony Browne's Schule in Brentwood studierte er Physik und Wirtschaftspolitik auf der Londoner Universität und arbeitete dann ein Jahr lang als Stahlarbeiter im Ruhrgebiet, um seine deutschen Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Sein erstes Buch, *Der Untergang von Dresden*, das 1963 veröffentlicht wurde, war ein Meilenstein auf dem Wege einer veränderten Einstellung der britischen Öffentlichkeit zum Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung. Irving, Vater von fünf Töchtern, lebt als freischaffender Historiker in Mayfair, London.



Seine Forschungsmethoden beruhen vor allem auf der Auswertung von Originalquellen wie Tagebüchern, Briefen und Dokumenten, sodaß er auf die Hinzuziehung bereits veröffentlichter Werke verzichten kann; auf diese Weise vermeidet er, die Irrtümer und Vorurteile anderer Autoren zu übernehmen. Die Folgen sind oft überraschend, da Irving so eine Meinung vertreten und dokumentarisch beweisen kann, die sich oft weit von der anderer Historiker unterscheidet. Sein am meisten diskutiertes Buch, *Hitlers Krieg*, rief 1977 einen Sturm der Begeisterung und der Ablehnung hervor und ist seitdem in der ganzen Welt veröffentlicht worden. Zur Zeit arbeitet er an einem Buch über Churchills Kriegsjahre.

I. DEUTSCHLAND

EIN GEFANGENER DER MENSCHHEIT

Halb blind, mit entwindendem Gedächtnis verbrachte er rund die Hälfte seiner dreiundneunzig Lebensjahre im Gefängnis und fast die halbe Zeit davon in Einzelhaft.

Das ist nicht aus irgendeinem Roman, der im Mittelalter spielt, irgendeine Invanhoe-ähnliche Sage, sondern Realität der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, welche die Zeit von der Ära der Diktatoren bis in unsere Gegenwart der Raumfahrt, der Mikroprozessoren und Aids umspannt.

1941 ohne Grund von einer ansonsten zivilisierten Nation eingekerkert, blieb er von Stund an fast fünfzig Jahre lang ein Gefangener der Menschheit – anfänglich in Zellen mit verdunkelten Fenstern festgehalten, mit Wachposten, die ihm nachts jede halbe Stunde mit Taschenlampen ins Gesicht leuchteten, und später unter Bedingungen, die kaum humaner waren.

Gelegentlich erinnerte sich die Menschheit seiner: In einer Zeit, in der „politische Gefangene“ im Zeichen der Humanität freigelassen wurden, wußte die Welt, daß er immer noch in Spandau war, und furchtsame Seelen hielten dies auch für sicherer. 1987 war die Nachricht durchgesickert, jemand habe den Fliegerhelm des Gefangenen, seine Schutzbrille und die pelzgefütterten Stiefel gestohlen – ängstliche Gemüter rechneten schon damit, diese Reliquien von 1941 könnten irgendwie dazu benutzt

werden, eine Wiedergeburt der Nazis in Gang zu setzen.

Der Gefangene selbst hatte längst vergessen, was diese Relikte ihm einst bedeutet hatten. Die dunkelroten Mauern des Spandauer Gefängnisses in West-Berlin bröckelten und verfielen, die Fenster waren zerbrochen oder aus den morschen Rahmen gefallen; er war der einzige dort zurückgelassene Gefangene – allein, hatte seine Genossen überlebt. Sein Gehirn war vielleicht ein letztes unsicheres Reservoir von Namen und Versprechen und Orten, dunklen Geheimnissen, und den vier Siegermächten wäre es sicher am liebsten gewesen, wenn er alles dies schon vor langer Zeit mit ins Grab genommen hätte.

Der Gefangene war Rudolf Heß, der letzte der „Kriegsverbrecher“. Im Mai 1941 war er ohne fremde Hilfe in einem waghalsigen Fallschirm-Unternehmen nach Schottland geflogen, um dem Blutvergießen und dem Bombenterror ein Ende zu setzen. Von den Siegern vor Gericht gestellt, wurde er wegen „Verschwörung gegen den Weltfrieden“ zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Die vier Mächte zählten darauf, daß er sterben und daß damit die Quelle der Spekulationen um seine Person versiegen würde, aber dieser unbeugsame alte Mann mit den durchdringenden Augen und dem gehetzten Blick hatte alle diese Hoffnungen allein durch seine Langlebigkeit zunichte gemacht.

Über die anderen Nazis gibt es kaum noch offengebliebene Fragen: Hitlers Kieferknochen wird in einem Glasgefäß in der Sowjetunion aufbewahrt, Leys Gehirn befindet sich in Massachusetts; Bormanns Skelett wurde unter Berliner Pflastersteinen entdeckt und Mengeles Leiche wurde ausgegraben und wieder verscharrt; Speer ist dem „Größten Architekten“ gefolgt. Tot sind auch Heß' Richter und Ankläger. Heß selbst war die letzte lebende Nazi-Größe – das letzte Rätsel, ohne Möglichkeit, mit der Außenwelt zu verkehren; mit seinem Sohn durfte er nicht über Politik sprechen, seine Tagebuchaufzeichnungen wurden ihm jeden Tag weggenommen und vernichtet, seine Briefe zensiert und gekürzt, um unerlaubte Äußerungen zu löschen. Planerraupen stehen bereit, die ehemalige Festung Spandau in nächster Zeit dem Erdboden gleichzumachen, damit dort kein Wallfahrtsort für Nazis entstehen kann.

Über vierzig Jahre war diese Berliner Farce – außer der Luftüberwachungszentrale für den Flugverkehr nach Berlin – das einzige noch ver-

bliebene gemeinsame Unterfangen der im Kriege verbündeten Mächte, ein stummes politisches Ballett, das von den westlichen Demokratien und den im Stehschritt stolzierenden Wachposten der Roten Armee aufgeführt wurde.

Alle dreißig Tage fand die Wachablösung statt. Jedesmal, wenn die Briten oder die Amerikaner oder die Franzosen an der Reihe waren, hatten sie den Schlüssel in der Hand und hätten ihn nur umzudrehen brauchen, um diesen alten Mann freizulassen. Aber niemand tat es, denn die Geister von Churchill, Stalin und Roosevelt waren die Kerkermeister. Im Namen eines längst gebrochenen Viermächteabkommens hielt der Geist dieser Männer Heß weiterhin hinter Gittern gefangen, und so vegetierte Hitlers Stellvertreter in Spandau dahin, ein Hohn auf die Geschichte und auf die Gerechtigkeit.

Aber dennoch wurde er zum Märtyrer einer verlorenen Sache.

Die Menschheit wagte es nicht, den Schlüssel umzudrehen, und sie wußte nicht, warum.



Ebenso wie Hitler wurde auch der Mann, von dem in diesem Buch die Rede ist, außerhalb der Grenzen Deutschlands geboren.

Walter Rudolf Richard Heß erblickte am 26. April 1894 in Ägypten das Licht der Welt. Er wuchs in der wohlhabenden Familie eines jungen deutschen Kaufmanns, Johann Fritz Heß, in Ibrahimieh, einem Vorort von Alexandria, auf.

Fritz Heß war dreißig Jahre alt; er hatte eine von seinem Vater Christian gegründete Importfirma übernommen und war ein angesehenes Mitglied der deutschen Kolonie in Ägypten. So verbrachte der Knabe Rudolf seine ersten vierzehn Jahre inmitten von Luxus, umgeben von Dienerschaft, in einer palastartigen Villa. Alle zwei Jahre verließ die Familie diese patrizische Umgebung, um sich ein halbes Jahr lang in ihrem Jagdhaus in Reicholdsgrün im Fichtelgebirge aufzuhalten.

Seine Mutter, Klara Münch, war die Tochter eines thüringischen Textilfabrikanten. Rudolf liebte beide Eltern gleichermaßen, aber *sie* war

es, die ihn beten lehrte, und seine erste Erinnerung stammt aus seinem dritten Lebensjahr, als er einen kleinen Bruder, Alfred, bekam. Rudolf erhielt als Spielzeug eine von zwei Pferden gezogene Kanone geschenkt – was ihn mehr interessierte als der Neuankömmling. Elf Jahre später bekam er noch eine kleine Schwester, Grete.

Der Philosoph Immanuel Kant hatte geschrieben: „Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir; sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur, sie weckte und weitete meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden, heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt.“

Als Rudolf Heß diese Worte 1949 zufällig wieder las, schrieb er: „Dies trifft nicht nur für die Mutter Kants zu, Wort für Wort . . .

Niemals vergaß er seine Mutter. Sie unternahm mit ihm in aller Frühe Fahrten in die ägyptische Wüste, „um in dunkler, kühler Nacht das Erwachen der Natur im Palmenhain, bis dann die Sonne aufging, zu erleben“; er roch den rätselhaften Geruch von Schießpulver und beobachtete mit kindlichen Augen die Araber mit ihren alten Vorderladern. Zuweilen machten sie Ausflüge in die libysche Wüste, „mitten in das Blumenmeer hinein während der paar wenigen Frühlingswochen, ehe die Sonnenglut den letzten Regentropfen wieder aufzog und der Gibli alle Anemonen, Narzissen und Gerbera . . . wieder unter dem glühendheißen Sand einsargte“.

Fünfundzwanzig Jahre später, als sein Horizont durch die Wände seiner Zelle in Spandau und die äußere Gefängnismauer begrenzt war, erinnerte er sich immer noch an Ägypten: Er schrieb seiner alten Mutter, daß er die Pflege von hundertfünfzig Tomatenpflanzen übernommen habe:

„Die Bewässerung habe ich nach dem System Musa im Ibrahimieh-Garten in Alexandrien unten beim Tennisplatz eingerichtet: Versonnen stehe ich dabei, öffne und schließe meine Kanäle, als wäre es die wichtigste Sache der Welt – dazwischen allerdings verwandeln sie sich in den Rhein-Main-Donau-Kanal der Zukunft! . . . In irgendeinem Buch – war es Keyserlings *„Reisetagebuch eines Philosophen“*? – las ich kürzlich von der Pracht eines Gartens südlicher Breiten, und da

tauchte denn Ibrahimieh wieder vor mir auf – mit seinen Blüten und Düften und allem, was uns an Unbeschreiblichem und Unwägbarem damit verbunden war: glutheiße Hamsin, Kühle, salzigdurchschwängerte Meeresluft, Winterstürme, das Meer voll Schaumkronen bis zum weit sich spannenden Horizont, Möwenschrei, dumpfer Wellenrhythmus, der uns bis in den Schlaf hinein mit seiner Melodie begleitete – aber auch milde und laue Mondscheinnächte, ewiges Hundegebell aus der Wüste ringsum, das in der Gegenwirkung die Stille nur um so tiefer erscheinen ließ.“*

„Wie oft“, schrieb er seiner Mutter in diesem Brief von 1949, „saßest Du mit uns Kindern auf einer Bank, der strahlende Sternenhimmel Ägyptens über uns, und Du erklärtest, nanntest diese großen leuchtenden Sterne mit Namen. Viele von ihnen – Wega, Cassiopeia, Aldebaran – kann ich nicht nennen hören, ohne daß sofort Du vor mir auftauchst und eine friedvolle Nacht von dermaleinst.“

Seine anderen unauslöschlichen Erinnerungen richteten sich auf seinen Vater – auf seine Strenge, die so einschüchternd war, daß die beiden Brüder niemals herumzutoben wagten, bevor er nicht das Haus verlassen hatte.



Beide hatten eine hervorragende Erziehung genossen. Den ersten Unterricht erhielten sie von einem Privatlehrer; dieser erinnerte sich später, daß Rudolf aufmerksam und ernst gewesen sei. Seine Interessen lagen auf dem Gebiet der Mathematik und der Naturwissenschaft, aber Fritz Heß brauchte einen Erben, der die Importfirma übernehmen sollte, und diesem Ziel sollten Erziehung und Schulbildung des Jungen dienen. 1900 wurde Rudolf auf die deutsche Schule in Alexandria geschickt; von 1906 bis 1908 erhielt er wieder Privatunterricht und kam dann auf die

* Die gesammelten Briefe aus der Gefangenschaft wurden von Ilse Heß unter dem Titel „*Ein Schicksal in Briefen*“ (Druffel Verlag, Leoni, 1984) veröffentlicht.

Realschule nach Godesberg.

Auch das gehörte zu Rudolfs frühen Erinnerungen: der Abschied von Ägypten im Jahre 1908. Als die ägyptische Küste, die Pompejus-Säule und der von Alexander dem Großen gebaute Leuchtturm langsam hinter dem Horizont verschwanden, sagte Fritz Heß zu seinem ältesten Sohn: „Sieh dir das Land noch einmal genau an, du nimmst für einige Jahre Abschied.“



Nach der Realschule in Godesberg ging er auf die französische Handelsschule in Neuchatel in der Schweiz, um sich auf den Kaufmannsberuf vorzubereiten. Dieses Tätigkeitsfeld vermochte ihn jedoch geistig nicht auszufüllen, und eine zweijährige Lehre in einer Hamburger Exportfirma bestätigte ihn nur in dieser Erkenntnis.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, meldeten er und sein Bruder sich leichten Herzens und voll vaterländischer Begeisterung freiwillig bei der Infanterie. Am 20. August wurden sie eingekleidet, und er zog mit dem 1. Bayrischen Infanterie-Regiment an die Westfront.

Aus der Kriegs-Rangliste seiner Einheit geht hervor, daß er im Herbst an den Stellungskämpfen an der Somme und im Artois teilnahm. Verwundungen vermochten seinen Kampfgeist nicht zu brechen: am 12. Juni 1916 wurde er vor Verdun verwundet, er blieb aber bei der Truppe; in Rumänien wurde er am 25. Juli 1917 als Stoßtruppführer in den Waldkarpaten im Ojital am linken Arm verwundet, kämpfte aber weiter; zwei Wochen später streckte ihn ein Lungenschuß während eines Sturmangriffs des Bayrischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 18 bei Ungue-reana nieder; er wäre fast verblutet, als sich sein Verband beim Transport in einem Munitionskarren, einen holprigen Bergpfad hinab, löste.

Nach längeren Lazarettaufenthalten in Ungarn und in Sachsen konnte er einen Genesungsurlaub im Fichtelgebirge verbringen. Im März 1918 meldete er sich freiwillig zur Ausbildung als Jagdflieger, aber der Krieg dauerte nur noch einen Monat, als er bei seiner Einheit, der Jagdstaffel 35, eintraf. Einen Monat später wurde er als Leutnant aus dem aktiven Militärdienst entlassen. Niedergeschlagen und verbittert über den „Verrat“ in

Berlin traf er im Februar 1919 in München ein.

In Bayern hatte ein rotes Räteregime die Macht an sich gerissen, und in München betätigte sich Heß für die geheime antimarxistische, antisemitische Thule-Gesellschaft des Freiherrn von Sebottendorff und verteilte Flugblätter mit flammenden Aufrufen gegen die „Jüdische Räterepublik von Bayern.“

Das waren seltsame und turbulente Monate für ihn: Um Haaresbreite entging er einer Geislerschießung durch die Roten, da er zu spät zu einer Thule-Versammlung erschien – er konnte noch sehen, wie seine Freunde auf einem Lastwagen zu ihrer Exekution abtransportiert wurden. Ein viertes Mal wurde er verwundet, dieses Mal am Bein, als er am 1. Mai 1919 bei den Straßenkämpfen um die Befreiung Münchens auf seiten des Generals Franz von Epp bei der Bedienung einer Haubitze einsprang.

Am 30. April 1920 schied er in München dann endgültig aus dem Militärdienst aus.

Er immatrikulierte auf der Münchner Universität, um Volkswirtschaft, Geschichte und Geopolitik zu studieren. Hier hatte er bereits einen neuen „Vater“ gefunden. Ein Jahr zuvor hatte ihm ein Kamerad auf der Fliegerschule am Lechfeld, Max Hofweber, von seinem außergewöhnlichen, hochbegabten Kommandeur, dem General Professor Dr. Karl Haushofer, erzählt. Heß war fasziniert und bat Hofweber, ihn mit diesem Mann bekanntzumachen: Sie trafen sich zum ersten Mal am 4. April 1919, womit eine enge Freundschaft begann, die sich für beide als schicksalhaft erweisen sollte.

Haushofer, der am 27. August 1869 geboren wurde, war doppelt so alt wie Heß; er entdeckte bei dem jungen Frontkämpfer eine Rechtschaffenheit, einen Mut und einen Intellekt, der ihm durch die bisher genossene kaufmännische Ausbildung vergeudet erschien. Er nahm Heß unter seine Fittiche, empfahl ihm, zusammen mit Hofweber eine Innenarchitekturfirma aufzumachen, die „Münchener Wohnungskunst“, und forderte ihn auf, ihn jederzeit zu besuchen. Am 28. Januar 1920 war der junge Mann zum ersten Mal bei den Haushofers zum Tee; Heß war natürlich von den berühmten Vorlesungen des Professors über Geopolitik begeistert und fungierte bereitwillig als dessen unbezahlter Assistent.

Der große, stattliche Ex-General und Professor mit der Hakennase und

den runden glänzenden Augen war genau von jener Art, wie sich Heß einen Vater wünschte (seine Eltern waren natürlich noch in Ägypten). Der Professor nahm ihn in seinem Hause auf; innerhalb eines Jahres war Heß für ihn wie ein Adoptivsohn geworden. Gemeinsam unternahmen sie Spaziergänge und Ausflüge und sogar Reisen in die Schweiz. Haushofer war von Heß' charakterlicher Geradheit und seinem Eifer zutiefst angetan.

Im Sommer 1920 sah Heß zum ersten Mal Adolf Hitler auf einer Versammlung seiner im Entstehen begriffenen Nationalsozialistischen Partei im „Sternecker-Bräu“. Voller Begeisterung über diese neue Erscheinung am politischen Horizont drängte er Haushofer, mit auf die Versammlung dieser neuen Partei zu gehen, und trat ihr am 1. Juli als Mitglied Nr. 16 bei (Hitler hatte die Mitgliedsnummer 7); Bemerkenswerterweise gelang es Heß nicht, seinen Professor dazu zu bringen, sich dem „Tribun“ anzuschließen, wie Heß den Parteivorsitzenden Hitler nannte.

Was für ein Schüler war Heß als Mann von Mitte zwanzig?

„Er war ein sehr aufmerksamer Schüler“, erinnerte sich Professor Haushofer ein Vierteljahrhundert später, „er hatte keinen ausgeprägten Intellekt, wohl aber Herz und Charakter.“

Heß studierte fleißig, aber seine politischen Aktivitäten in den Studentenverbänden und Offiziersvereinen hielten ihn häufig vom Studium ab. Dennoch schien er Haushofer gebildeter zu sein als der im wesentlichen autodidaktisch gebildete Hitler.

In den Vorlesungen Haushofers 1920 und danach nahm Heß unreflektiert dessen Lehre von Deutschlands geographischem Bedarf an Lebensraum in sich auf, und oft verwendete er Haushofers Formulierungen, um sich auszudrücken.

Im Frühjahr 1921 reichte er folgende Arbeit ein, die eine Antwort auf die Frage geben sollte:

„Wie wird der Mann beschaffen sein, der Deutschland wieder zur Höhe führt?

Um der Rettung der Nation willen verabscheut er nicht, Waffen des Gegners, Demagogie, Schlagworte, Straßenumzüge und so weiter zu benutzen.

Wenn die Not es gebietet, scheut er auch nicht davor

zurück, Blut zu vergießen. Große Fragen werden immer durch Blut und Eisen entschieden. Und unser Ziel ist es: unterzugehen oder neu auf zu stehen.

Um des großen endgültigen Ziels wegen müsse er es ertragen können, in den Augen der Mehrheit vorübergehend wie ein Verräter seiner Nation zu erscheinen.*)

Der Gesetzgeber, so heißt es weiter in Heß' Abhandlung, müsse mit furchtbarer Härte handeln und dürfe nicht davor zurückschrecken, diejenigen mit dem Tode zu bestrafen, die den besten Teil des Volks dem Hunger aussetzten – die Profitmacher und die Wucherer. Das Spiel der Börse mit dem Reichtum der Nation sei vorbei. Die Verräter des Volkes seien vertrieben. Für diejenigen, die die Nation während des Krieges und hinterher verraten hätten, komme ein furchtbarer Tag des Jüngsten Gerichts.

Schließlich müsse der Führer eine letzte große Tat tun: Anstatt seine Macht bis zuletzt auszunutzen, müsse er ihren Mantel niederlegen und beiseite stehen, um seiner Nation wie ein getreuer Eckehard zu dienen.

Für diese Arbeit erhielt Heß den ersten Preis.

Einiges von dieser Philosophie schimmert auch durch die Zeilen, die er bald danach, am 24. April 1921, in das Stammbuch der Familie Haushofer eintrug: „Rechne immer mit der Tücke des Schicksals wie des Objekts und der Menschen. Erwarte stets Nadelstiche. So wirst Du weniger Enttäuschungen erleben als andere und mehr freudige Überraschungen. Wo Du kannst, erwidere mit Keulenhieben und glaube an Deinen eigenen Endsieg wie an den Deines Volkes. R. H.“

Als laut Hitlers triumphierender Schilderung in „*Mein Kampf*“ über siebenhundert Marxisten versuchten, am 4. November 1921 eine Versammlung seiner Partei im Hofbräuhaus zu sprengen, gab es nur rund fünfundvierzig Mann seiner „Sturmtruppe“, um ihn zu verteidigen.

Heß gehörte zu ihnen; er spielte bei der sich entwickelnden Saalschlacht eine führende Rolle und erlitt eine Schädelverletzung, wahr-

* Haushofer habe ihm einmal erklärt, schrieb Heß 1946 in Nürnberg, „wenn große Dinge auf dem Spiel stünden, müsse man damit rechnen, eine Zeitlang vom eigenen Volk als Verräter gebrandmarkt zu werden – oder, wie ich hinzufügen würde: als Wahnsinniger.“

scheinlich von einem der schweren Maßkrüge, die durch die Gegend flogen, oder von einem Stuhlbein. In der eineinhalbstündigen Schlacht gelang es den Nazis, ihre Gegner zu vertreiben, die auch kaum besser davorkamen.

Solche Schlägereien führten zur Bildung von Hitlers Sturmabteilung, der SA. Anfangs war das nur eine locker organisierte Privattruppe kräftiger junger Männer, die den Saalschutz bei Hitlers Versammlungen stellten – und häufig auch die Kundgebungen der Linken sprengten. Heß trat ihr 1922 bei, gründete aber in ihrem Rahmen eine „NS-Studenten--Hundertschaft“, aus der später das Studentenbataillon wurde.

Die Kämpfe wurden immer blutiger, denn die Kommunisten wollten es nicht soweit kommen lassen, daß die Rechte die Oberhand gewann.

Professor Haushofer hatte natürlich wahrgenommen, daß Heß in dieser Zeit mehrfach mit einem Verband am Kopf, mit blutigen Schrammen oder blauen Flecken im Gesicht zu seinen Vorlesungen erschien. Vielleicht war das ein Indiz dafür, daß dieser junge Mann seine Studien unter keinen Umständen vernachlässigen wollte. Heß zog auch durch manches andere die Aufmerksamkeit auf sich – so zitierte er Schiller in einer Diskussion mit dem Staatsrechtler Rothenbücher („Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn ...“) mit solcher Schärfe, daß Rothenbücher dem Professor Haushofer zu verstehen gab, dieser ungestüme Student sei zu gefährlich, als daß man sein Verbleiben in der akademischen Welt zulassen könne. Haushofer, der alles andere als unkritisch war, fand die Vorbereitungen für Heß' Doktorarbeit allerdings tadellos – noch Jahre später erinnerte er sich an eine Abhandlung des jungen Mannes über die Wirtschaftsgeschichte seiner Vaterstadt Alexandria.

Die Kämpfe gingen weiter. Am 1. Mai 1923 holte Heß mit seinen „Sturmtrupplern“ eine rote Fahne aus einem marxistischen Umzug heraus und ließ sie verbrennen – gegenüber der Polizei, die ihn festnahm, begründete er sein Vorgehen ähnlich wie später vor Gericht mit den Worten: „Das öffentliche Tragen einer roten Fahne, unter welcher die Revolutionierung der Armee durchgeführt wurde und welche wiederum das Unglück Deutschlands heraufbeschwor, bedeutet in meinen Augen wie in den Augen aller wirklich Deutschen eine Herausforderung.“

Immer mehr suchte Heß den Anschluß an Gleichgesinnte in den Reihen verschiedener halboffizieller Selbstschutz- und paramilitärischer Organisationen jener Nachkriegsjahre und half mit beim Wachdienst des Kriegsministeriums oder bei Straßenpatrouillen.

Wenn er überhaupt noch weiterstudierte, dann nur, weil er sich darauf vorbereitete, Deutschlands Messias zu dienen, und er war überzeugt davon, daß Adolf Hitler alle die Eigenschaften in sich vereinigte, deren es dafür bedurfte.



In seine kleine Münchner Firma hatte Heß eine dreiundzwanzig Jahre alte Studentin namens Ilse Pröhl aufgenommen, die die Sekretariatsarbeiten erledigte; wirtschaftliche Umstände hatten sie im April 1920 von Berlin nach München verschlagen. Ilse hatte den jungen, ungestümen Rudolf zum erstenmal in Münchens Künstlerviertel Schwabing gesehen; er trug an einem Arm den Bronzelöwen von General von Epps Freikorps und war gerade von einem Einsatz gegen die Spartakisten im Ruhrgebiet zurückgekehrt.

„Er lachte selten,“ erinnerte sie sich siebenundzwanzig Jahre später in einem Brief, wobei sie vermutlich vergaß, daß Bürgerkriege die traurigste Manifestation militärischen Einsatzes sind. „Er rauchte nicht, er lehnte Alkohol ab und kam überhaupt nicht auf den Gedanken, daß junge Menschen selbst nach einem verlorenen Krieg Freude am Tanzen und netter Gesellschaft finden können.“

Er nahm sie mit in Haushofers Vorlesungen, er schleppte sie zu den Straßenversammlungen und Kundgebungen in den Bierkellern, und auch sie erlag Hitlers Faszination.

In Bayern war im September 1923 mit der Ernennung von Gustav von Kahr zum Generalstaatskommissar – zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung – de facto eine rechtsgerichtete Diktatur errichtet worden. Sie stützte sich zum Teil auf das Heer und die Polizei, aber auch auf nationalistische, halb-militärische Verbände wie Hitlers SA, welche die Beschränkungen des Versailler Vertrages zu umgehen wußten.

Hitler versuchte, Kahr für seine Sache zu gewinnen. Nach einem Besuch bei Kahr schrieb Heß, der Hitler begleitet hatte, folgende Zeilen an den Generalstaatskommissar:

„Der Kernpunkt ist, daß H. überzeugt ist, daß ein Wiederaufstieg nur möglich ist, wenn es gelingt, die große Masse, besonders auch die Arbeiter, zum Nationalen zurückzuführen.

Herrn Hitler kenne ich persönlich sehr gut, da ich ihn beinahe täglich spreche und ihm auch menschlich nahestehe. Er ist ein selten anständiger, lauterer Charakter, voll tiefer Herzengüte, religiös, ein guter Katholik. Er hat nur ein Ziel: Das Wohl seines Landes. Für dieses opfert er sich in selbstloser Weise.“

So wenigstens sah Heß Hitler im Jahre 1923. Hitler glaubte, er habe das Regime Kahr bewogen, einen „Marsch nach Berlin“ in die Wege zu leiten, aber Monate vergingen und nichts geschah.

Des Wartens überdrüssig, beschloß Hitler, die Revolution selber in Gang zu setzen. Er lud die ahnungslosen bayrischen Politiker ein, am 8. November auf einer Massenversammlung im Saal des Münchner Bürgerbräus zu sprechen: Seine Absicht war es, sich mit seinen SA-Leuten sowohl des Saales als auch der Zuhörerschaft zu bemächtigen.

Inzwischen vertraute er dem fünf Jahre jüngeren Heß blindlings und forderte ihn auf, er möge ihn an diesem Abend in voller Uniform begleiten.

Heß begab sich sofort zu seinem Freund und Mentor Professor Haushofer und forderte ihn ohne nähere Erläuterung auf, mitzukommen; der Professor witterte jedoch Unrat und lehnte ab.

Nicht so Kahrs törichte Minister. Getrieben von Ehrgeiz und geblendet von Dummheit, ließen sie sich in Hitlers Falle locken.

Mit Heß an seiner Seite besetzte Hitler den Saal und versuchte, die Politiker zu erpressen, sich seiner Revolution anzuschließen.

Heß' Aufgabe war es, die Minister Knilling, Wutzelhofer und Schweyer festzunehmen; Heß stellte sich auf einen Stuhl und las wie ein Lehrer ihre Namen vor; diese und andere Geiseln wurden höflich, aber bestimmt in das Haus eines Verlegers in einem Münchner Vorort gebracht und dann,

als sich die Nachricht verbreitete, daß der Putsch auf Schwierigkeiten gestoßen sei, weiter hinaus aufs Land in die Berge südlich von München befördert.

Am 9. November mittags war der Putsch blutig gescheitert. Hitler und seine Marschkolonnen waren in trotziger Herausforderung mit Waffen und Fahnen vom Bürgerbräu ins Stadttinnere Münchens gezogen, wo Landespolizei sie mit einem Geschößhagel empfing. Ein Dutzend von Hitlers Leuten lag tot auf der Straße.

Heß wurde jetzt gesucht und versteckte sich. Einige Tage verbargen ihn die Haushofers in ihrer Stadtwohnung, dann flüchtete er ebenso wie der damalige Befehlshaber der SA, Hermann Göring, und mehrere andere gescheiterte Putschisten nach Österreich ins Exil.

Hitler und seine Genossen wurden Anfang 1924 vor Gericht gestellt. Heß blieb im Ausland, stellte sich aber kurz vor Ende des Prozesses den Behörden. Es war mehr eine Sache der Vernunft als Aussagefreudigkeit, die ihn dazu bewogen: Haushofer hatte ihm heimlich einen Brief zukommen lassen, in dem er ihn warnend darauf aufmerksam machte, daß das milder gesonnene Münchner Gericht das Verfahren gegen Heß nach Leipzig überweisen könnte, wo ein viel härteres Urteil zu erwarten wäre. Er kam mit einer relativ leichten Strafe davon. Das bayrische Gericht verurteilte Heß zu achtzehn Monaten Festungshaft in Landsberg.

Heß hatte eine kleine, stille, weißgekalkte Zelle mit einer beruhigenden Aussicht über das weite Land bis zu den Alpen in der Ferne. Zufällig war ein „Flugbruder“ einer seiner Kerkermeister. Seine Zelle war bequem eingerichtet, er hatte ein Bücherbrett, eine moderne Tischlampe und einen Schreibtisch.

Hitler, so lautete das Urteil, sollte fünf Jahre auf derselben Festung verbringen. Umgeben von wohlgesonnenem und seine Ideen bewunderndem Wachpersonal nutzten er und seine zwanzig Anhänger diese Monate bis ins letzte. Sie trafen sich jeden Morgen um 10.00 Uhr an einem langen Tisch im Gemeinschaftsraum, wo Hitler unter einer Hakenkreuzflagge hofhielt. Die Festungswärter drückten ein Auge zu, und Hitler und seine Genossen konnten ihre Tätigkeit wie bisher fortsetzen.

Sie drückten ebenfalls ein Auge zu, wenn Heß' junge Sekretärin Ilse ihn besuchte und ihm Bücher und Geschenke brachte – der alte Schutzpolizist

gähnte, wandte sich ab und tat so, als schlafe er, sodaß das junge Paar sich durchaus allein fühlen konnte.

Nach Mitteilung der Justizvollzugsanstalt besuchte Professor Haushofer Heß zwischen dem 24. Juni und dem 12. November achtmal, und zwar immer am Mittwoch, und blieb praktisch den ganzen Tag bei Heß. Fast beneidete er ihn um diese friedliche, beschauliche Umgebung. Er begegnete dort auch Hitler, betonte aber Jahre später: „Meine Besuche in Landsberg galten Heß, der mein Schüler war.“ Grundsätzlich durften Besucher jeweils nur einen Gefangenen aufsuchen, und Hitler ging dem wortreichen Professor nur zu gern aus dem Wege.

Haushofer brachte Heß Bücher mit, damit dieser sich weiterbilden konnte – Karl von Clausewitz’ „*Vom Kriege*“ und eine verbesserte zweite Ausgabe von Friedrich Ratzels „*Politischer Geographie*“; aber er mußte feststellen, daß weder Heß noch Hitler trotz dieses „Privatissimums“ das Wesentliche seiner geopolitischen Lehre begriffen. „Ich erinnere mich sehr gut“, erzählte der Professor 1945, „daß, wenn Heß etwas verstanden hatte und versuchte, es Hitler zu erklären, Hitler mit irgendeiner seiner neuen Ideen über eine Autobahn oder über irgend etwas völlig Unwichtiges anfang, während Heß nur dabeistand und nichts mehr dazu sagte.“

Die enge Beziehung zwischen Hitler und Heß entstand in dieser Zeit der gemeinsamen Haft. Heß begann quasi als Sekretär des Führers zu agieren, und angeblich hat Hitler ihm einige Kapitel seines geschwollenen Manifests „*Mein Kampf*“ diktiert, da er selbst nicht mit der Schreibmaschine umgehen konnte.

Einige der erhalten gebliebenen Briefe, die Heß aus dem Gefängnis schrieb, sind mit Schreibmaschine, andere in seiner flüssigen Handschrift geschrieben, die sich in den nachfolgenden sechzig Jahren überhaupt nicht geändert hat. Aus allen Briefen wird deutlich, daß Heß als Hitlers Adjutant fungierte oder sich Gedanken über eine neue Gesetzgebung machte.

„Lieber Herr Heim“, schrieb er am 16. Juli 1924 an den 24jährigen Münchner Anwalt, Heinrich Heim*:

* Heinrich Heim, geboren 15. Juni 1900; wurde 1933 Mitarbeiter im Stab des Stellvertreters des Führers und 1939 Martin Bormanns Adjutant; er war der Autor der berühmten Aufzeichnungen von „*Hitlers Tischgesprächen*“.

„Immer hoffte ich noch, eine Antwort Herrn Hitlers auf den Brief Ihres Freundes übermitteln zu können, zusammen mit meinem Dank für die freundliche Zurverfügungstellung der beiden Bände ‚*Das Deutsche Volkstum*‘. Aber Herr H. will zur Zeit durchaus nichts wissen von allen politischen Tagesfragen. Ein letzter Anlauf heute morgen mit dem Brief war vergeblich. Nunmehr zog er sich ja auch öffentlich zurück von der Leitung. Grund ist, daß er nicht die Verantwortung übernehmen will für das, was draußen ohne sein Wissen und teilweise gegen seinen Willen geschieht. Ebensowenig ist er in der Lage, die ewigen Streitereien zu schlichten, wenigstens von hier aus nicht.

Auf der anderen Seite ist er überzeugt, bald nach der Erlangung der Freiheit alles wieder in die richtigen Bahnen steuern zu können. Vor allem wird er dann sehr schnell alles beenden, was irgendwie zu Konfessionsgegensätzen führt, und wird die Kräfte zusammenfassen zum Kampf gegen den Kommunismus, der gefährlicher denn je unter der Decke sich breitmacht, zum großen Schlag.

Ich glaube, daß nur zu bald der Augenblick kommt, da sich im Verzweiflungskampf gegen die bolschewistische Pest alles hinter Hitler stellt, was nicht zur Gegenseite gehört. Hoffen wir, daß er früh genug seine Handlungsfreiheit erlangt.

Aber selbst wenn der Kommunismus nicht den Anstoß zur Einigung über alle Bedenken hinweg gibt, auch dann ist die Schädigung durch die Auswüchse in der Völkischen Bewegung nicht so tragisch zu nehmen. Unabhängig von allen Dummheiten seiner Anhänger, wird sich die Persönlichkeit Hitlers – deren gewaltige Bedeutung ich erst hier wohl ganz erfaßte – durchsetzen.

Schon heute schließt man nicht so leicht mehr von Rüpeleien und Hanswurstiaden der Anhänger, von „Völkischen“ und Völkischen auf Hitler selbst. Man wird es noch begreifen, wenn im Herbst Hitlers Buch erscheint, das nicht nur ein Bild des Politikers, sondern auch des Menschen Hitler der weiteren Öffentlichkeit übermitteln wird . . .“

Heß legte einen Sonderdruck von Hitlers Artikel über „*Deutschlands Erneuerung*“ bei. „Sollten Sie ihn schon besitzen“, fügte er hinzu, „können Sie ihn ja gelegentlich Fräulein Pröhl geben“; Heim hatte sie inzwischen unter seine Fittiche genommen.

Mitte September schickte Heß ihm ein „Monstrum von Gesetz“, das er über das Problem der Verstaatlichung entworfen hatte, und bat ihn, es mit seiner Sachkunde durchzusehen und etwaige juristische Schnitzer aus-zumerzen.

„Ich habe das Kreditsystem in seiner äußeren Organisation so aufgebaut, daß natürlich Gewachsenes möglichst wenig zerrissen wurde und auf diese Weise ein Wettbewerb innerhalb des Monopols möglich bleibt, da in Form eines Bankverbandes, eines Giroverbandes und eines Genossenschaftsverbandes parallele Organisationen fortbestehen, die nur lose in der Reichsbank eine Spitze haben . . .

Eine Zeitlang hatten Heß und Hitler gehofft, am 1. Oktober 1924 auf freien Fuß gesetzt zu werden.

Drei Tage vorher verfaßte Heß eine Abschiedsparole für seine Mit-gefangenen: „Deutschland soll leben – und wenn das Paragraphenrecht darüber zum Teufel geht.“

Diese gemeinsam verbrachten, stark gefühlsbetonten Monate, die sie mit Hitler in Landsberg verbrachten, machten aus Heß und all den an-deren eine verschworene Gemeinschaft, die nie auseinanderbrechen sollte. Der 19jährige Student Walther Hewel, ein Mitglied des „Stoßtrupps Adolf Hitler“, der den Bürgerbräu-Keller besetzt hatte, schilderte diese Zeit immer wieder in seinen Briefen. „Wieder zwei Tage, die ich nie in meinem Leben vergessen werde“, schrieb er zum ersten Jahrestag des gescheiterten Putsches.

„Samstag abend [8. November 1924] saßen wir zusammen, sangen alte Soldatenlieder und tauschten Erinnerungen aus vom 8ten und 9ten. Jeder hatte etwas zu erzählen, was die andern

noch nicht wußten. Wir schwelgten wieder in den Stunden tollster Begeisterung und Freude. – Um acht Uhr kamen unter den Klängen des Hohenfriedbergers (gespielt von der Kapelle aktiver Festungsgefangener) Hitler, Oberstleutnant Hermann Kriebel, Dr. Christian Weber und Rudolf Heß zu uns herüber. – 8.34: die historische Minute, in der der Stoßtrupp Hitler mit seinen Lastautos als erste am achten eingesetzt wurde, wurde gebührend gefeiert. Dann hielt Hitler eine kurze Ansprache, über die man einfach nicht schreiben kann. Es hat einen geradezu zerrissen. Die wenigen Worte haben es fertiggebracht, daß jeder dieser oft ausgelassenen, rauhen Menschen ganz still und brav in seine Zelle ging. Eine halbe Stunde lang brachte keiner von uns ein Wort heraus . . .

Heute, Sonntag, kam Hitler um ein Uhr zu uns und sagte kurz: ‚Jungens, in diesem Augenblick vor einem Jahr lagen eure Kameraden tot unter euch!‘ Dann dankte er uns, daß wir so treu zu ihm gestanden, damals und heute, und drückte jedem von uns die Hand. Als er den Kreis durch hatte, trat er kurz zurück: ‚Und jetzt unseren toten Kameraden! Heil!‘ . . . Und das *Heil*, das dann aus den 20 Kehlen aus zusammengeschnürter Brust erscholl, das meine ich, hätte die Wände zerreißen können.“

„Der Führer aus der Not ist Hitler“, schrieb Hewel dann im Dezember. „Er wird kurze Zeit nach seiner Freilassung die Millionen Menschen wieder um sich haben, wie vor dem großen Verrat, nur noch fester und zahlreicher.“

DER PRIVATSEKRETÄR

In der Zeit zwischen seiner Entlassung aus der Festungshaft in Landsberg am 2. Januar 1925 – zwei Wochen nach Hitler – und der Machtergreifung der Nazis, acht Jahre später, war Heß die treibende Kraft beim Wiederaufbau der Partei und ihrer wachsenden Popularität: er war eine sportliche Erscheinung, gutaussehend und weithin anerkannt für seine persönliche Rechtschaffenheit, und wurde so etwas wie ein Gegenpol zu den politischen Halbstarcken und Rowdies, die auch jetzt noch den Eindruck in der Öffentlichkeit von der Partei prägten.

Hitler hatte ihn für 300 Reichsmark im Monat zu seinem Privatsekretär gemacht. Und im Gepäck, das Heß in dem geliehenen Mercedes-Benz verstaute, mit dem seine Freundin und künftige Frau Ilse ihn vor dem Gefängnistor von Landsberg abholte, befanden sich zahllose Stenogramme über seine stundenlangen Gespräche unter vier Augen mit seinem Mithäftling Hitler, die dann während der nächsten Jahre als Richtlinien dienten, wenn Heß die Flugblätterplakate und Proklamationen der NSDAP verfaßte. Die Partei wurde wiedergegründet, und im Juli erschien der erste Band von Hitlers „*Mein Kampf*“.

„Wir werden zwei Jahre brauchen, bis die Partei wieder einigermaßen konsolidiert ist“, sagte Hitler vorausschauend zu Heß. „Und dann kann es fünf, acht und zehn Jahre dauern, bis wir es im Reich geschafft haben!“

Ohne zu zögern, ordnete sich Heß dem Führer unter, er verehrte ihn wie einen Messias, und Hitler wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte. „Eines Tages“, erinnerte sich Hitler Jahre später, „hat uns die Polizei im

Braunen Haus überfallen. In meinem Zimmer stand ein Panzerschrank, der angefüllt war mit wichtigsten Dokumenten. Den Schlüssel dazu hatte ich bei mir in Berlin, einen zweiten Schlüssel hatte der Heß. Die Polizei verlangte von ihm, er solle den Schrank öffnen. Er redete sich auf mich hinaus, es täte ihm leid, ich sei in Berlin. Darauf blieb der Polizei nichts anderes übrig, als Siegel anzulegen und meine Rückkehr abzuwarten.“

Am nächsten Tag rief Heß seinen Führer an: „Sie können kommen!“ „Was? – Das geht doch nicht!“

„Nein“, sagte er, „da ist nichts drin, Sie können kommen!“

Da Hitler immer noch nicht begriff, was geschehen war, sagte Heß vorsichtig: „Nein, ich kann es Ihnen nicht näher erklären, Sie können ruhig kommen.“

„Ist er versiegelt?“

„Ja, er ist versiegelt!“

Viele Jahre später gab Hitler vor seinem Stabe die Lösung des Rätsels zum besten. Lachend sagte er: „Heß war immer ein technischer Tüftler. So war er darauf gekommen, daß man die Griffe, an welchen die Siegel angebracht waren, herausschrauben konnte, ohne daß die Siegel verletzt wurden.“

Der Safe wurde geöffnet, geleert und wieder verschlossen, und die Siegel blieben intakt. Zur feierlichen Schrankeröffnung erschien Hitler – natürlich sperrte und wehrte er sich, sprach von verfassungsmäßigen Rechten und versicherte, daß nichts darin sei. Als die Polizei damit drohte, den Safe aufzubrechen, gab er nach und öffnete den Schrank, sehr zum Vergnügen seines Stabes und zum Arger der Münchner Polizei.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß nichts drin ist!“ erklärte Hitler triumphierend.

Es war von größtem Nutzen für die Partei, daß Heß seine Hoffnung, zu promovieren, aufgab und Assistent in Professor Karl Haushofers Mitarbeiterstab an der am 5. Mai in München gegründeten Deutschen Akademie wurde. Hier befaßte er sich mit den Problemen des Deutschtums im Ausland sowie mit Theorie und Praxis der Geopolitik. Er vertiefte sich in die Lehren von Ferdinand von Richthofen, Friedrich Ratzel und Rudolf Kjellén und schloß enge Freundschaft mit dem zwanzigjährigen Sohn des Professors, Albrecht Haushofer.

Es spricht Bände für Heß' offenen Charakter, daß er diesen hervorragenden jungen Mann schätzte. Albrecht hatte soeben summa cum laude seinen Doktor gemacht und stand im Begriff, Reisen nach Amerika und Asien zu unternehmen, Der junge Haushofer war ein begeisterter und begabter Pianist und ebenso wie Heß sehr poetisch und romantisch veranlagt. Ihre Freundschaft hatte jahrelang Bestand, obgleich sich bald herausstellte, daß Albrecht, der Sohn einer halbjudischen Mutter, weder Zeit noch Sympathie für die Nationalsozialisten als solche hatte. Er war jedoch vor allem ein England-Experte und schrieb häufig über die deutsch-britischen Beziehungen in der „Zeitschrift für Geopolitik“, die sein Vater 1924 gegründet hatte.

Je aktiver Heß jedoch die Propagandaarbeit für die Partei betrieb, desto mehr lockerten sich unweigerlich seine Beziehungen zu den Haushofers.

Albert Krebs, von 1926 bis 1928 Gauleiter der NSDAP in Hamburg

Seit über vierzig Jahren lagen die Geheimunterlagen über Heß' Engländeraufenthalt in einem amerikanischen Archiv, wo sie der Verfasser im Frühjahr 1986 entdeckte.

Foto: Bildarchiv des Verfassers



(1932 aus der Partei ausgeschlossen), schrieb später, Heß sei „sicherlich

kein einfältiger, primitiver und engherziger Fanatiker gewesen“, aber „ein an der Grenze des Pathologischen empfindsamer, weicher und sensibler Mensch“.

Im Gegensatz zu Hitler habe er „der eigenen Meinung fremde und abweichende Meinungen“ angehört; seine Gedanken hätten sich in „sauberen und rechtlichen“ Bahnen bewegt.

Aber Heß war es, der auf diese Weise unabsichtlich das Bild vom unfehlbaren Führer kreierte. Wenn er von „unserem Führer“ sprach, wurde dieser Begriff wortwörtlich von Millionen übernommen, weil man Heß selbst aufs Wort glaubte. Heß förderte auch das verhängnisvolle Führerprinzip in der Partei, das unter anderem besagte, „daß alle, denen befohlen wird, die Überzeugung haben, der Befehlende wird unbedingt richtig handeln und richtig führen.“ Krebs betonte, Heß sei einer der ganz wenigen in der engeren Umgebung Hitlers gewesen, der an einen Mißbrauch dieser herausragenden Stellung zur Befriedigung des eigenen Ehrgeizes nicht einmal gedacht habe, der aber auch nicht auf die Idee gekommen sei, Politik nach eigener Meinung und Verantwortung zu treiben.

Die Partei hatte in den späten zwanziger Jahren schwer zu kämpfen, ihre Zukunft war ungewiß. Aber – zum Teil vielleicht aufgrund Hitlers gutmütiger Frotzelei – machte Rudolf Heß eines Abends im Münchner Restaurant Osteria Bavaria der jungen Ilse einen Heiratsantrag, jener Studentin, die ihm bereits sieben Jahre treu zur Seite gestanden hatte und sich niemals hätte träumen lassen, daß sechzig Jahre größter Aufregung und bitterster Not die Folge sein würden. Sie dürfte schon ein bißchen eifersüchtig auf die vertrauliche Beziehung gewesen sein, die sich zwischen Rudolf und Professor Haushofer entwickelt hatte; der alte Herr war Trauzeuge bei ihrer Hochzeit am 20. Dezember 1927, und auch Hitler wohnte der Trauung seines Freundes bei.

Allmählich gewann die Partei an Stärke und Unterstützung. Sie errang ihre ersten zwölf Mandate im Reichstag.

Unermüdlich warben Hitler und Heß in ganz Deutschland für die NSDAP.

Heß selbst war kein großer Redner, er schwitzte Blut und Wasser selbst bei der kleinsten Ansprache; aber er nutzte sein fliegerisches Können, und mit gepumpten 12.000 Reichsmark kaufte er sich von einem jungen

Flugzeugkonstrukteur namens Willi Messerschmitt ein kleines Flugzeug, pinselte ein schwarzes Hakenkreuz und den Namen des Parteiorgans „*Völkischer Beobachter*“ auf die Tragflächen und kurvte laut brummend im Tiefflug über öffentlichen Kundgebungen der politischen Gegner. Am 10. August 1930 kreiste er in geringer Höhe direkt über einer republikanischen Versammlung im Ausstellungspark von München und hinderte die empörten Reichsbannerleute daran, den Reden der als Gäste aus Berlin angereisten Reichstagsdelegierten zu lauschen und ihre Kampflieder zu singen.

Polizeiliche Vernehmung

München, 23. September 1930

Auf Vorladung findet sich ein der verh.
Privatsekretär Adolf Hitlers

Walter Richard *Rudolf Heß*

geboren 26. April 1894 in Alexandrien, bayerischer Staatsangehöriger, Eltern: Fritz und Klara, geb. Münch, Kaufmannsleute in Alexandrien, wohnhaft in München, Löfftzstraße 3/III, und erklärt, vom Gegenstande der Vernehmung unterrichtet, folgendes:

„Ich bin Mitglied der NSDAP und Privatsekretär Adolf Hitlers. Die Flugmaschine Type M-23 D 1920 mit der Aufschrift „*Völkischer Beobachter*“ ist mein Privateigentum, wurde aber kürzlich durch Absturz in Würzburg durch einen anderen Flugzeugführer zerstört. Für die Werbeflüge werde ich vom „*Völkischen Beobachter*“ entschädigt . . . Mir war vor dem Start bekannt, daß im Ausstellungspark eine Verfassungsfeier des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold stattfindet . . .

Ich hatte keine Veranlassung, über der Veranstaltung des Reichsbanners nicht zu fliegen, da es in der Absicht des „*Völkischen Beobachters*“ liegt, nicht nur diesem politisch Nahestehende, sondern gerade auch politisch Fernstehende, ja sogar selbst feindlich Eingestellte als Bezieher zu werben . . .

Ich bemerke, daß ich in gleicher Weise bei Kundgebungen der mir nahestehenden politischen Richtungen Propagandaflüge aus geführt habe . . .

Vorbestraft bin ich wegen Beihilfe zum Hochverrat . . .

Außer mir habe ich auch für meine Frau zu sorgen.

Bei den Reichstagswahlen im September gewannen die Nationalsozia-

listen einhundertseven Sitze; 6.371.000 Deutsche hatten sie gewählt, aber die blutigen Straßenschlachten, vor allem in Berlin, hatten manchen liberalen Beobachter abgestoßen. „Lieber Herr Doktor“, schrieb Rudolf Heß einen Monat später an Albrecht Haushofer vor dessen Abreise nach England:

„Möglicherweise werden Sie in England nach Ihrer Ansicht über uns gefragt, wie über die Lage in Deutschland überhaupt. Äußern Sie sich dann doch bitte in ähnlichem Sinne wie H. dem Timeskorrespondenten gegenüber.* Stellen Sie uns als den Wall gegen den Bolschewismus hin, was ja tatsächlich der Fall ist. Wären wir nicht, stünden unsere Wähler zum großen Teil – als Folge der katastrophalen wirtschaftlichen Auswirkungen der Verträge – im radikalen Lager der Linken (die Verzweiflung hätte auch Bürgerliche dorthin getrieben), zum andern Teil wären sie gar nicht zur Wahl gegangen, was wiederum der Linken zugute gekommen wäre. Darüber hinaus sind unsere Leute der einzige aktive Faktor in der Abwehr des Bolschewismus, sei es propagandistisch, sei es nötigenfalls auch als reale Macht. Was Bolschewismus heißt, davon können Sie den Engländern ja aus eigenster Anschauung ein Lied singen.

Äußern Sie demgegenüber nicht Ihre Bedenken. Sie würden dadurch nichts nützen – gleich in welcher Richtung –, der einzigen antibolschewistischen Bewegung aber in den Augen des Auslands natürlich schaden. Denn selbst gesetzt den Fall, Ihre Bedenken wären richtig, so würden eben alle in die Bewegung gesetzten Hoffnungen trügerisch sein und Deutschland wäre nicht mehr zu retten. Diese Bewegung ist für Millionen die letzte Hoffnung! Sie können aber nichts anderes an die Stelle setzen.

* Hitler erklärte in einem am 15. Oktober 1930 in der „Times“ veröffentlichten Interview, die Nazis würden keine Reparationsverpflichtungen anerkennen. „Ein nationalsozialistisches Deutschland wird niemals Schecks unterzeichnen, die es nicht einlösen kann. Es wird keine politischen Zahlungen leisten, weil es dazu auf ehrliche Weise nicht in der Lage ist; aber wie jeder ehrliche Kaufmann wird es alle Verpflichtungen zur Rückzahlung privater Auslandsanleihen und Investitionen erfüllen. Wenn die Welt auf politischen Zahlungen bestehen sollte, würde Deutschland untergehen.“

Aber glauben Sie mir, Ihre Bedenken sind grundlos – ich sage Ihnen dies aus genauer Kenntnis der Dinge heraus. Sie stehen zu stark unter dem Eindruck von Berlin, das eben in allem eine Sonderstellung einnimmt. Dort ist es zweifellos gelungen, einige kommunistische Provokateure in unsere Reihen zu schieben, die bei den hysterischen Berlinern es leicht haben. Wir sind ihnen aber bereits auf der Spur, und sie fliegen nacheinander hinaus.

Ich schreibe Ihnen dies nicht im Interesse der Partei – wegen der allein würde ich Sie nicht behelligen –, sondern aus der Überzeugung heraus, daß es sich über die Partei hinweg um Deutschland handelt und daß es von allgemeiner Bedeutung ist, vielleicht für das ganze vom Bolschewismus bedrohte Europa, wie die nat. soz. Bewegung im Ausland und besonders in England beurteilt wird. Und Sie kommen ja wahrscheinlich mit Leuten von Einfluß drüben zusammen.“

Finanziell saniert durch den reißenden Absatz von Hitlers Buch – der zweite Band war inzwischen ebenfalls veröffentlicht –, konnte die Partei am 1. Januar 1931 ein repräsentatives Hauptquartier, das Braune Haus, in der Innenstadt von München beziehen. Wenige Wochen später zeigte Heß sein Büro im ersten Stock voller Stolz seinem alten Professor Karl Haushofer. Seine Räume lagen direkt neben denen von Hitler, Goebbels, Gregor Strasser, dem Leiter der Politischen Organisationsabteilung 1, und Ernst Röhm, dem Stabschef der SA.

Obleich sich beide niemals des vertrauten *Du* bedienten, stand Heß auch sonst Hitler am nächsten: Heß war es, der am nächsten Tag aus München seinem Führer die Nachricht übermitteln mußte, daß Hitlers geliebte Nichte Geli sich mit seiner Pistole in ihrer gemeinsamen Wohnung erschossen hatte.

Heß wurde so etwas wie das öffentliche Gewissen der Partei. Die Leute wußten, solange er da war, würde es keine bösen Überraschungen geben.

Als Gregor Strasser 1932 die Partei zu spalten drohte, benutzte Hitler seinen Freund Heß als Prellbock. Heß, der bereits Probleme mit seiner Ernährung hatte und an Nervosität litt, wahrscheinlich eine Folge der Aufregungen, wimmelte den linksorientierten Strasser mit Briefen ab, die

mit solchen Formulierungen begannen: „Da ich weit vom Schuß meine wahren Prachtexemplare von Furunkeln pflege, kann ich Sie nicht persönlich sprechen. Andererseits wird Herr Hitler bei seinem Zusammensein mit Ihnen nicht daran gedacht haben, Ihnen selbst seinen Wunsch zu übermitteln. Daher auf diesem Wege . . .“

Hitler schaltete die Partei gleich, warf Strasser und die anderen Oppositionselemente hinaus und bildete eine politische Zentralkommission unter dem Vorsitz seines getreuen Gefolgsmannes Heß; damit war Heß für die Parteistrategie verantwortlich.

Ob auf den Ehrenplätzen bei der Aufführung von Hitlers Lieblingsoper „*Die Meistersinger*“ oder bei dem Geheimtreffen mit dem früheren Reichskanzler Franz von Papen in der Kölner Villa des Bankiers Kurt von Schröder am 4. Januar 1933 – der Ouvertüre zur endgültigen Machtübernahme am Ende dieses Monats –, immer saß Heß neben seinem Führer. Und als der große Tag gekommen war, konnte man Heß auch einmal am Fenster neben Hitler und Göring sehen, wie er den Fackelzug aus Anlaß der Siegesfeier grüßte.



Aber all diese Ereignisse waren Pflastersteine auf dem Wege zu seiner späteren Gefängniszelle. Als Dank für dreizehn Jahre aufopfernder Treue, unterschrieb Hitler am 21. April 1933 folgende Verfügung:

„Den Leiter der Politischen Zentralkommission, Pg. Rudolf Heß, ernenne ich zu meinem Stellvertreter und erteile ihm Vollmacht, in allen Fragen der Parteiführung in meinem Namen zu entscheiden.“

Heß befriedigte es nicht, ausschließlich mit Parteiangelegenheiten betraut zu sein, und er erklärte Hermann Göring, der soeben von Hitler zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt worden war, er wolle auch in Staatsangelegenheiten mitwirken. Göring, der Verbündete suchte, sorgte dafür, daß Heß in das Palais in der Wilhelmstraße einziehen konnte, das eigentlich ihm als Ministerpräsidenten zustand, und er veranlaßte Hitler,

Heß durch Erlaß vom 29. Juni zu ermächtigen, an allen Sitzungen des Reichskabinetts teilzunehmen. Wenige Monate später, am 1. Dezember, erließ das Kabinett ein Gesetz „zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat“, das Heß Kabinettswürden als Reichsminister ohne Geschäftsbereich zuerkannte.

Um die sich ständig vergrößernden Aufgaben der Parteiführung mit all ihren Verantwortungsbereichen und den zur Verfügung stehenden Geldern bewältigen zu können, richtete Heß im Juli 1933 sein eigenes Büro des Stellvertreters des Führers ein, mit Martin Bormann, einem stiernackigen ehemaligen Landwirt, als Stabsleiter.

Bormann, ein ein Meter achtundsechzig großes Muskelpaket, war von sexuellem und politischem Ehrgeiz getrieben. Im Alter von dreiunddreißig Jahren war er 1927 der Partei beigetreten und hatte drei Jahre lang ihre Versicherungskasse verwaltet. Frauen waren von seiner rücksichtslosen Art und einem gewissen Charme fasziniert; mit seiner geduldigen Frau Gerda zeugte er zehn Kinder (Heß war mit einem zufrieden).

Als im Laufe des Jahres der Journalist Alfred Leitgen (geb. am 1. September 1902) Heß für das Berliner Boulevardblatt „*Nachtausgabe*“ interviewte, veranlaßte Bormann ihn, in seinen Stab als Heß' Pressereferent einzutreten. Der Stellvertreter des Führers beauftragte ihn, das Image der NSDAP in der ausländischen (und vornehmlich der englischsprachigen) Presse zu beobachten; Leitgen gewann Heß' Vertrauen und wurde später sein persönlicher Adjutant – ein Posten, den übernommen zu haben, er eines Tages bedauern sollte.

Im Zuge der Gleichschaltungsbestrebungen beauftragte Heß am 3. Mai 1933 Robert Ley, anstelle der zerstrittenen und zum Teil marxistisch beherrschten Gewerkschaften eine monolithische Arbeitsfront zu gründen. Am 10. Juli setzte er eine Hochschulkommission der NSDAP ein: Sie hatte den höheren Bildungsweg von „undeutschen“ und marxistischen Einflüssen zu säubern; ein Jahr später übernahm er die Kontrolle des NS-Deutschen Studentenbundes, und wenige Monate danach löste er alle anderen akademischen Organisationen auf. Am 16. April 1934 setzte er eine Prüfungskommission zum Schutz des NS-Schrifttums ein, und es war eine Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet diese parteiamtliche Prüfungskommission eines Tages dafür sorgte, daß der Name von Rudolf Heß aus

allen Büchern und offiziellen Publikationen im ganzen Reich getilgt wurde.

Im Zuge seiner „Säuberungsaktion“ verbot Heß allen früheren Freimaurern, Parteiämter zu übernehmen.

Hitler hatte ihm auch die Verantwortung für die Betreuung der zwanzig Millionen Volksdeutschen übertragen, jener deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen, die jenseits der Reichsgrenzen lebten; die Reichsdeutschen, gebürtige Deutsche, die in Übersee lebten, unterstanden der Auslandsorganisation (A.O.) der Partei, die von Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle geführt wurde, der selbst in Bradford, England, geboren war und theoretisch Heß unterstand.

Da diese neue Aufgabe geopolitische Probleme aufwarf, nahm Heß erneut engen Kontakt mit den Haushofers auf. Das war ein gewagter Schritt, denn sie waren eine gezeichnete Familie, weil Haushofers Frau Martha „halbjüdisch“ war. Am 10. März hatte ein bewaffneter Nazi-Trupp bereits das Haus des Professors nach versteckten Waffen durchsucht. Am 16. Juli hatte Heß ihn jedoch aufgesucht, um mit ihm über, wie Frau Martha vorsichtig notierte, „Arien-Angelegenheiten“ zu sprechen, und am 19. August unterzeichnete er persönlich einen „Schutzbrief“ für ihre beiden Söhne Albrecht und Heinz, wodurch ihre berufliche Zukunft sichergestellt war; drei Wochen später wurde Albrecht mit Zustimmung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, mit der Leitung des Geopolitischen Seminars an der Hochschule für Politik in Berlin betraut.

Im Laufe dieses Jahres, am 27. Oktober 1933, bot Heß dem Professor den Vorsitz eines neuen Volksdeutschen Rates an, von dessen acht führenden Mitgliedern sieben keine Parteimitglieder waren.

Die Nazis von der „Alten Garde“ ärgerten sich, daß dieser Volksdeutsche Rat keine parteipolitische Rolle spielte. Gauleiter Bohle verlangte einen Sitz im Vorstand. Karl Haushofer wandte sich an Heß; aber Heß, der gesundheitlich nicht auf der Höhe war, sah sich nicht in der Lage, die ursprüngliche Neutralität des Rates zu verteidigen. Im Herbst 1934 war es Bohle gelungen, sich einzudrängen. Im Januar 1935 versuchte der Professor abermals, Heß zum Handeln zu veranlassen: Heß war nett wie immer, versprach zu helfen, tat aber nichts.

Er war angesichts von Bormanns Machthunger selbst politisch macht-

los geworden.

Unterdessen begann Albrecht als geheimer Abgesandter im Auftrage des Stellvertreters des Führers zu wirken – zum Teil aus Vaterlandsliebe, aber auch wegen des fortdauernden Einflusses, den Heß zugunsten von Freunden ausüben konnte, die aus religiösen oder politischen Gründen gefährdet waren.

So verhandelte Albrecht Haushofer im Sommer 1933 in Danzig insgeheim mit dem amerikanischen Botschafter Thomas Dodd und streckte in Heß' Auftrag Fühler in Richtung Großbritanniens aus; und im August 1933 handelten sie beide gemeinsam, um einen der letzten Reichskanzler der Weimarer Republik, Dr. Heinrich Brüning, zu schützen, als dessen Leben durch Rowdies der SA gefährdet war. –

„eine sehr heikle Sache“ [schrieb Albrecht Haushofer vertraulich am 24. August 1933 an Rudolf Heß]. „Sie wissen ja selbst, daß es an manchen Stellen Ihrer Organisation Leute gibt, die ihren persönlichen Unternehmungsgeist nicht ganz auf den Vorteil des Ganzen abstimmen können. Ich erfahre nun, daß eine Persönlichkeit, die sich im Inneren völlig zurückgezogen verhält, aber im Ausland noch immer einen ganz großen Namen hat, H——h B——g, sich in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht fühlen muß. Ausgangspunkt dieses Gefühls sei – so wird mir angegeben – der SA Standartenführer 3 Schöneberg. – Ich brauche nicht zu sagen, was für Rückwirkungen ein persönlicher Unfall B.'s im Ausland haben würde . . . Können Sie für interne Zügelung sorgen?“

Heß konnte es und tat es; am 7. September schrieb Albrecht Haushofer und dankte ihm für sein „Eingreifen in Sachen B.“. Nachdem er unter Heß' persönlichem Schutz bis Juni 1934 in Deutschland gelebt hatte, emigrierte Brüning zunächst nach England, nur zwei Wochen vor dem Blutbad, bei dem ihn möglicherweise das gleiche Schicksal ereilt hätte wie seinen Nachfolger General Kurt von Schleicher.



Die Geschehnisse, die zum 30. Juni 1934 – der Nacht der langen Messer – führten, beweisen, wie gering der Einfluß von Hitlers puritanischem Stellvertreter von seinem Hauptquartier in München aus auf die wilden Männer auf dem linken Flügel der Partei in ganz Deutschland war. Die undisziplinierten Angehörigen der zwei Millionen Mann starken SA-„Armee“ – die von ihrem früheren Putschkumpanen, dem homosexuellen Ernst Röhm, geführt wurden, schienen außer Rand und Band zu geraten. Seit der Machtübernahme hatten sie Rathäuser, Banken, Versicherungsfirmen gestürmt und militärische Geschäftsleute auf die Straße gejagt.

In einer Reihe von Verfügungen hatte Heß im Laufe des Jahres 1933 versucht, sich dieser Entwicklung entgegenzustemmen. Er verbot der SA, der SS und den sonstigen Angehörigen der NSDAP, „in die inneren Verhältnisse der Wirtschaftsunternehmen, Industrierwerke, Banken usw. selbständig einzugreifen“. Die SA kümmerte sich nicht darum.

Unter Hinweis darauf, daß es „Hauptaufgabe der Nationalen Regierung sei, möglichst vielen Volksgenossen zu Arbeit und Brot zu verhelfen“, untersagte er den Gliederungen der Partei, sich an Aktionen zu beteiligen, die zum Ziele hätten, „Warenhäuser und warenhausähnliche Betriebe zum Erliegen zu bringen“, die bis vor kurzem noch Angriffsziele der NS-Propaganda gewesen waren. Aber die SA machte weiter: nichts, so schien es, konnte das Feuer ihres revolutionären Eifers eindämmen. Röhm verhielt sich in der Tat bereits so, als sei er die Nummer zwei in Deutschland.

Es war offensichtlich, daß er sogar noch größere Ambitionen hatte, und Heß war entschlossen, seinen Führer davor zu bewahren. Am 9. September untersagte er Parteifunktionären die Veranstaltung diplomatischer Empfänge; Röhm ignorierte das und gab Galadiner für das diplomatische Korps in Berlin, die weitaus üppiger waren als die des Reichsaußenministeriums. Am 22. Januar 1934 lasen die Parteigenossen im „*Völkischen Beobachter*“ Heß' Warnung: „Es besteht heute und für künftige Zeit nicht die geringste Notwendigkeit, ein Eigendasein zu führen.“ In einer Rede mahnte er: „Ihr wollt revolutionärer als der Führer sein – aber der Führer allein bestimmt das Tempo der Revolution!“ Röhm glaubte immer noch, dies ignorieren zu können.

Anfang März hinterbrachte ein beunruhigter SA-Führer, Viktor Lutze, Heß Augenzeugenberichte über konkrete Pläne Röhm's, das Regime zu stürzen. Heß bemühte sich, die Wogen zu glätten, und riet am 25. Mai den Gauleitern auf einer Konferenz im mecklenburgischen Bad Zippendorf zu einer Politik der Entspannung gegenüber der SA. Aber das Schicksal nahm jetzt seinen Lauf: Röhm hatte sich zu viele Feinde gemacht und der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, sowie Hermann Göring und das Heer schlossen sich in einer unheiligen Allianz zusammen, um Hitler zu zwingen, seinen Duzfreund Röhm auszuschalten.

Was dann geschah, ist bekannt. Heß' Rolle bei dem Massaker vom 30. Juni 1934 ist in späteren Jahren von böswilligen und schlecht informierten Autoren häufig falsch dargestellt worden, meist auf der Basis der Darstellung Konrad Heidens.*

Aus dem Bericht seines Adjutanten Alfred Leitgen, der an jenem Tage mit Heß in Bayern war, geht hervor, daß Heß Hitler gebeten hatte, kein Blut zu vergießen.

„Der Röhmputsch“, erklärte Leitgen später, „war wohl eine der stärksten Belastungen für Heß. Heß war damals in München und fuhr Hitler nach Wiessee nach ... Heß kämpfte damals leidenschaftlich mit Hitler um einzelne Köpfe, er ließ sich auch von den stärksten Ausbrüchen Hitlers nicht einschüchtern. Er hat vielen, es wird sich nie feststellen lassen, wie vielen, das Leben gerettet.“

Die Auseinandersetzung zwischen beiden dauerte Stunden, wie Leitgen in einem benachbarten Zimmer mitanhören konnte.

„Für Heß war der 30. Juni überdies einer der stärksten Schläge, da er durch den Ausbruch persönlicher Brutalität bei Hitler aufs tiefste getroffen war. Gerade das bei ihm so ausgeprägte fast feminine Gefühl wurde in dieser Hinsicht schwer verletzt. Heß alterte in diesen Tagen um Jahre.“

Als ob er seinen früheren Kameraden nicht mehr ins Auge sehen

* Konrad Heiden, „*Adolf Hitler. Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit*“. Eine Biographie, veröffentlicht in der Schweiz in zwei Bänden, 1936 und 37. Heiden – laut Julius Schaub, des Adjutanten Hitlers, das Pseudonym eines jüdischen Emigranten – holte sich seine Informationen von dem verärgerten NS-Funktionär Otto Strasser, der 1933 in die Schweiz geflüchtet war. Ebenso wie Hermann Rauschding's total verlogene „*Gespräche mit Hitler*“ (Zürich 1940) wurde Heidens Arbeit 1945 als Grundlage für die Abfassung der Nürnberger Anklageschrift verwendet und ist eine bevorzugte Quelle für unkritische Historiker.

konnte, überließ Hitler es Rudolf Heß, die Sache auszubaden. Am 4. und 5. Juli bemühte sich Heß, beschwichtigende Worte zu finden, als er vor den Reichs- und Gauleitern in Flensburg und am 8. vor den Politischen Leitern in Königsberg sprach. „Der besondere Dank der Bewegung“, erklärte er dort in einer Rundfunkrede, „gebührt der SS, die in diesen Tagen getreu ihrem Schwur ‚Unsere Ehre heißt Treue‘ ihre Pflicht in vorbildlicher Weise erfüllt hat.“ Er verglich das Massaker mit der antiken „Dezimierung“, „das heißt, der Exekution jedes zehnten Mannes, gleichgültig, ob er schuldig war oder nicht“. Jedoch fiel es ihm schwer, die Ermordung von Männern wie Gregor Strasser, dem früheren Organisationsleiter, zu rechtfertigen. Er fand nicht einmal für sich selbst eine Erklärung. Darüber hinaus mußte sein Büro mit der Flut von Protesten der Witwen und Kinder erschossener Angehöriger fertig werden.

Das fiel ihm nicht leicht. Nora Villain, die Witwe des SA-Arztes Erwin Villain, erhielt lediglich die Antwort, daß dem Stellvertreter des Führers die einzelnen Vorfälle vom 30. Juni nicht bekannt seien und man ihren Brief an die Geheime Staatspolizei weiterleiten werde.

Als sich herausstellte, daß der HJ-Unterbannführer Karl Lämmermann aufgrund des Meineides von drei anderen HJ-Führern als angeblich Homosexueller erschossen worden war, schickte Heß im Auftrage Hitlers einen Kranz zur Beerdigung, gestattete aber keine öffentliche Rehabilitierung. Und dann gab es noch den SA-Standartenführer Gottlieb Rösner, der Heß wegen eines Karl Belding anschrieb – der seit dem 30. Juni vermißt und wahrscheinlich tot war. Die Gestapo hatte der Witwe ein Päckchen mit seinen „verrosteten Hausschlüsseln und einer leeren Geldbörse“ geschickt. „Die Frau nebst Kind – es läßt sich ja vorstellen“, protestierte Rösner, „sind vollständig erschüttert.“

Unbegreiflich war, daß ausgerechnet Karl Haushofer in einem am 1. Juli geschriebenen längeren Brief Heß zu der „großen“ Tat beglückwünschte; aber das entsprach wohl der allgemeinen Erleichterung über das Ende der SA.



Wenige Tage später, am 27. Juli 1934, erhielt Heß im Zuge der Gleich-

schaltung von Partei und Staat auf Anordnung des Reichskanzlers das Recht, selbst oder durch von ihm bestellte Referenten an der Bearbeitung von Gesetzesentwürfen sämtlicher Reichsressorts teilzunehmen. Wichtige Gesetze wie die Wiedereinführung der Wehrpflicht am 16. März 1935 trugen Heß' offizielle Unterschrift. Er hatte kaum Zeit, diese zu prüfen. So war er überrascht über die Nürnberger Gesetze vom September jenes Jahres, durch welche die Juden aus dem öffentlichen Leben in Deutschland ausgeschlossen wurden. Diese Gesetzesentwürfe waren von Juristen und Beamten unter der Leitung von Wilhelm Stuckart in dem weit entfernten, geschäftigen Labyrinth des Reichsinnenministeriums in Berlin entworfen worden; für Heß, Göring und die anderen Mitglieder, die dies gegenzeichnen mußten, war das ein „Kuckucksei“, für das es ihnen später schwerfiel, eine Rechtfertigung zu finden.

Daß Heß sich nicht einschaltete, hatte einen ganz einfachen Grund: Sein Einfluß war im Schwinden begriffen, und sein Terminkalender war überfüllt mit offiziellen Verpflichtungen als Hitlers Stellvertreter, wie zum Beispiel der Verleihung des Mutterkreuzes an die fruchtbarsten deutschen Frauen. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich die Akten der Ländergesetzgebung: im selben Jahr wurde eine neue Gemeindeordnung eingeführt, durch die jedem Bürgermeister ein Beauftragter der NSDAP an die Seite gestellt wurde; kein Beamter oder höherer Arbeitsdienstführer konnte von nun an ohne seine Zustimmung ernannt werden.

1934 und 1935 ging Hitler immer mehr auf Distanz zu der Partei, die ihn in den Sattel gehoben hatte.

Er lehnte jeglichen Vorschlag von Rudolf Heß ab, daß die Partei ihren Sitz nach Berlin verlegen sollte, und gestattete lediglich einen kleinen Verbindungsstab bei sich in der Reichskanzlei. Die drei Parteidienststellen, die in Berlin saßen, hatten jedoch eine gewisse Bedeutung: Außer Bohles Auslandsorganisation gab es dort die Organisation Todt, welche die Pläne für Deutschlands revolutionäres neues Autobahnssystem entwarf, und die Dienststelle Ribbentrop, die der ehrgeizige Geschäftsmann Joachim von Ribbentrop, der von Hitler zu seinem Abrüstungsbeauftragten ernannt worden war, eingerichtet hatte; über diese Dienststelle entwickelte sich die Freundschaft zwischen Heß und dem akademischen Außenseiter, dem jungen Dr. Albrecht Haushofer.

Das Arbeitsgebiet in München und Berlin war gewaltig. Ohne das Organisationstalent und die Tatkraft Bormanns hätte Heß seine Aufgaben wohl kaum bewältigen können. Er stellte zusätzlich zwei Privatsekretärinnen ein – in München Hildegard Fath und in Berlin Ingeborg Sperr.

Fräulein Fath war mit einem Verwandten Heß' verlobt. Sie trat am 17. Oktober 1933 in seinen Stab ein; nach dem tragischen Tod ihres Verlobten am 31. Dezember wurde sie in Heß' Familienkreis aufgenommen, und erst hier lernte sie den wirklichen Rudolf Heß kennen, denn zu Hause taute er auf, entspannte sich und offenbarte Geist und Witz, der gewöhnlich von seiner übertrieben formellen und verkrampten Art verdeckt war. Er war nach ihren Worten von einem glühenden Pflichtgefühl erfüllt. Als er von dem herrischen und rücksichtslosen Martin Bormann immer mehr an die Wand gedrückt wurde, unterdrückte er seinen Ärger über alle Mißhelligkeiten und bösen Anzeichen von Gesetzlosigkeiten innerhalb der Partei. Nie verlor er die Geduld, und das war wahrscheinlich sein eigentlicher Fehler. Nur einmal geriet er in Wut: als seine Frau mehr als das ihr zugestandene bescheidene wöchentliche Wirtschaftsgeld ausgegeben hatte.

Das Haus der Familie in Harlaching am Rande Münchens war äußerst bescheiden; ein Wochenendhaus hatte er nicht.

Seine Tierliebe nahm fast groteske Formen an: Er war tief betroffen, als der Hund seines Bruders Alfred von einem Fremden erschossen wurde, und zeigte sich sichtlich verletzt, weil Fräulein Fath sich ein wenig über seine Tränen mokierte.

Er bedauerte damals, kein eigenes Kind zu haben, denn er betrachtete sein sexuelles Verlangen als normal und führte in dieser Hinsicht ein durchaus aktives Leben. Er lief Ski, kraxelte in den Bergen und machte Bergwanderungen, obgleich seine alte Lungenverwundung ihm bei den steilen Hängen Atemschwierigkeiten bereitete.

1933 begann er die Wochenenden in einem Sanatorium in Bayern zu verbringen.

Hier traf er während der nächsten drei Jahre häufig mit dem Staatssekretär des britischen Gesundheitsministeriums, Geoffrey Shakespeare, zusammen, dessen Sohn sich in derselben Klinik aufhielt. 1933 hatte der Engländer die Münchner Wohnverhältnisse studiert und war bei dieser Gelegenheit offiziell mit Heß zusammengetroffen. Der Stellvertreter des

Führers – der nach Meinung von Geoffrey Shakespeare gleich nach Hitler der populärste Mann in Deutschland war – erzählte ihm, daß er Englischunterricht nehme, da er entschlossen sei, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um die Freundschaft seines Vaterlandes mit England zu festigen. Shakespeare war danach oft mit ihm auf der Gamsjagd und verkehrte auf gesellschaftlicher Basis mit ihm, wenn er in Bayern war. Shakespeare erkannte die unkomplizierte Grundfeste, auf der Heß' Leben beruhte. Er war „Hitler völlig ergeben, der sein Gott ist“; ein äußerst patriotischer Mann von „hohem Mut“, aber ohne größere intellektuelle Begabung; eine einfache Seele mit einem „seltsamen Zug zum Mystizismus“ und dem „Blick und einer Haltung“, die den Eindruck einer etwas labilen Persönlichkeit vermittelte. Aber Heß war, wann immer sie zusammentrafen, von einer fixen Idee besessen: „Daß es keinen Grund gibt, warum Deutschland in Europa nicht eine Vormachtstellung einnehmen sollte, ohne die Weltmachtstellung des britischen Empires zu mindern.“

Gesundheitlich begann Heß unter den Herausforderungen seines Amtes als Stellvertreter des Führers zu leiden.

Er suchte die Klinik auf, weil er zu jener Zeit ernsthafte Schwierigkeiten mit seiner Gallenblase zu haben meinte – unerträgliche Magenkrämpfe, für die die Ärzte jedoch weder klinische Beweise fanden noch Heilung wußten.

Da er unter Schlaflosigkeit litt, zwang er sich, bis zur völligen Erschöpfung zu arbeiten, und diktierte manches Mal bis zwei Uhr nachts die Texte von Ansprachen, wie z. B. seine große Rede im Sportpalast am 7. Januar 1935, aus Anlaß der bevorstehenden Volksabstimmung an der Saar.

„Ich habe Fräulein Fath einmal in seinem Privathaushalt in München vertreten müssen“, schrieb Ingeborg Sperr, die am 1. Mai 1934 in seinen Stab eingetreten war, „und erlebte dort gerade, daß er eine neue Methode ausprobierte, um seinen gesunden Schlaf wiederzufinden. Er ging damals um 5 Uhr nachmittags schon schlafen, um morgens um 3 oder 4 Uhr schon aufzustehen und spazierenzugehen, wie es ihm von irgendeinem Heilpraktiker empfohlen wurde.“

Nachdem er das Vertrauen zu den allopathischen Ärzten verloren hatte, denen es nicht gelungen war, eine schnelle Heilung für seine Beschwerden zu finden, ging Heß in das Lager der „alternativen“ Medizin über.

Er zeigte starkes Interesse für Fragen der öffentlichen Gesundheit. Enttäuscht über die Unfähigkeit der orthodoxen Medizin, Mittel gegen den Krebs zu entwickeln, setzte er sich dafür ein, auch Heilpraktikern eine Chance zu geben, ihre Theorien zu vertreten – eine Ansicht, die bei der anerkannten Wissenschaft auf mitleidiges Lächeln stieß.

Zum ersten Mal wurde er mit dieser Problematik durch die Zensur in der Werbung konfrontiert (die in seine Zuständigkeit fiel). „Es sei . . . nicht einzusehen“, so zitierte Leitgen Heß, „warum man eine Reklame für Heilpraktiker verbieten sollte, da sie für Horoskope, Pendeln usw. erlaubt sei.“

Die Schulmediziner hatten Heß offenbar nicht helfen können. Obgleich er ein sportliches Leben führte, war er ständig schnell erschöpft. Er versuchte eine Diät einzuhalten – verzichtete auf Eier, Schinken, getrocknete Lebensmittel und Koffein, aber seine Magenkrämpfe hörten nicht auf.

Unzufrieden wandte sich Heß schließlich 1939 an die Heilpraktiker – wissenschaftlich nicht ausgebildete Leute, die Naturheilmittel anboten: Die Chiropraktiker und Augendiagnostiker.

Selbst Heß' Sekretärinnen kicherten jedesmal, wenn die beiden Naturheiler erschienen, und nannten sie unter sich „seine Zauberer“.

„Einmal, auf einer Erholungsreise“, schrieb Fräulein Sperr, „erlebte ich einen Augendiagnostiker, der ihm selbstzubereitete Mittel gab und ihn massierte. Ich konnte das damals überhaupt nicht verstehen, weil dieser Mann einen äußerst primitiven Eindruck auf mich machte.“

Als Hitler sich im stillen über seinen Stellvertreter mokierte, schickte Heß ihm allen Ernstes eine Kopie der Korrespondenz zwischen Fredersdorf und Friedrich dem Großen über solche alternativen Medizinen – als ob die ärztliche Wissenschaft in den letzten zwei Jahrhunderten keine Fortschritte gemacht hätte. Natürlich war Hitlers eigene Wahl eines Arztes kaum dazu angetan, von Deutschlands berühmter Ärzteschaft anerkannt zu werden; das gleiche galt für Himmler (der sich in die Hände eines schwedischen Masseurs begeben hatte) und für Ribbentrop.

1941, im Jahr des Hauptereignisses dieses Buches, war Heß' Medizinschrank voller homöopathischer und Naturheilmittel.

Als er zu seinem berühmten Flug aufbrach, waren die Taschen seiner

Uniform vollgestopft mit solchen „Zaubertränken“, darunter war ein Elixir, das der schwedische Forscher Sven Hedin von einem tibetischen Lama erhalten hatte – von dem es hieß, es wirke Wunder bei der Gallenblase – mit Traubenzucker und Multivitamin-tabletten, die Hitlers korpulenter Leibarzt, Dr. Theo Morell, ihm gegeben hatte, sowie schließlich mit einem erstaunlichen Sortiment von Arzneien, die „sämtliche Angriffe des Teufels“ abwehren sollten, wie der britische medizinische Forschungsrat es nannte, nachdem er die Beute untersucht hatte.

„Er scheint sich selbst zu behandeln (1.) gegen Wundschmerzen mit Opium-Alkaloid; (2.) gegen Kopfschmerzen mit Aspirin usw.; (3.) gegen Koliken durch Atropin; (4.) gegen Ermüdung beim Fliegen durch Pervitin [einem Amphetamin-Stimulans]; (5.) gegen die durch Pervitin verursachte Schlaflosigkeit durch Barbiturate.“ Unter seinen Utensilien befanden sich ferner „Mixturen unbekannter Produkte, die aufgrund homöopathischer Richtlinien hergestellt wurden, das heißt, sie sind so verdünnt, daß es unmöglich ist, festzustellen, woraus sie bestehen.“

Hitler befahl die Verhaftung von allen, die zu dieser Situation beigetragen hatten, angefangen bei den Ärzten.

„Fest steht“, erklärte Hitler wütend in einer Ansprache vor allen Reichs- und Gauleitern am 13. Mai 1941 auf seinem Berghof, wobei er den vierzehnteiligen Abschiedsbrief seines Stellvertreters schwenkte, „daß Heß vollkommen in der Hand von Sterndeutern, Augendiagnostikern und Heilpraktikern gewesen ist und jetzt in dem Wahn nach England gegangen ist, um bei seinen englischen Freunden einen Versuch zum Frieden zwischen England und Deutschland zu machen!“

DIE KLAGEMAUER

Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß Heß die Absicht Hitlers, Deutschlands Lebensraum im Osten zu vergrößern, etwa unbekannt war oder daß er etwas dagegen gehabt hätte. „Bei Heß“, erklärte sein Adjutant Alfred Leitgen, „war ... die fast pathologische Aversion gegen die asiatisch-bolschewistische Weltanschauung voll ausgeprägt.“

Für diese historische Aufgabe sollte Japan und möglicherweise sogar Großbritannien umworben und gewonnen werden.

Am 7. April 1934 traf Heß privat mit dem japanischen Marineattaché Admiral Yendo in Professor Haushofers Glasveranda in der Münchener Kolbergerstraße 18 zusammen und machte ihm halboffizielle Avancen (obgleich ihm durchaus bewußt war, daß die Reichswehr und das Auswärtige Amt China Japan entschieden vorziehen würden).

Während Martha Haushofer den Tee servierte, dolmetschte der Professor.

Anfänglich waren beide Männer äußerst vorsichtig in ihren Äußerungen, aber dann ließ Heß alle Zurückhaltung fahren: „Ja, ich kann Ihnen auch im Namen des Führers sagen, daß auch wir eine kulturpolitische, freundliche Verbesserung der Beziehungen wünschen, aber es darf dabei nichts geschehen, was unsere guten Beziehungen zu England gefährden würde.“

Bei dieser Bemerkung „zog Yendo seine Mundwinkel hoch, daß man die goldenen Zähne sehen konnte“, und Haushofer war befriedigt. In seinen unveröffentlichten Memoiren bezeichnete er dieses Treffen als den

ersten Schritt auf dem Wege zu dem Antikohminternpakt, den beide Länder im November 1936 unterzeichneten.

Gleichzeitig spann Heß mit Hilfe seines hervorragenden und weitgereisten – aber immer mehr zum Antinazi werdenden – diplomatischen Beraters Albrecht Haushofer ein enges Netz in Richtung England. Hatte Hitler nicht selbst in „*Mein Kampf*“ geschrieben, daß kein Opfer zu groß sei, um Englands Freundschaft zu gewinnen?

Für Heß war dies geradezu ein Liebesdienst: Er war im britischen Herrschaftsgebiet in Ägypten geboren worden und empfand eine tiefe und natürliche Zuneigung zum britischen Weltreich.

Auch Albrecht Haushofer bewunderte England, aber mehr aus pragmatischen Gründen. Immer wieder schrieb er in der von seinem Vater seit 1924 herausgegebenen „*Zeitschrift für Geopolitik*“ über das deutsch-englische Verhältnis: „Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern“, hieß es dort im April 1935, „daß die Entscheidung über den Ausbruch des Weltkrieges nicht erst 1914 fiel, sondern schon ein Jahrzehnt früher, in den Jahren, als das britische Weltreich und das deutsche Kaiserreich nach vergeblichen Versuchen, einen gemeinsamen Kurs zu finden, voneinander wegzudriften begannen.“

Vier Jahre lang arrangierten Heß und der junge Haushofer private Zusammenkünfte mit englischen Besuchern – von denen Dutzende in den dreißiger Jahren erschienen, um die deutsche Revolution an Ort und Stelle kennenzulernen. Geheime deutsche Aufzeichnungen, die von den Alliierten nach dem Krieg vernichtet wurden, berichten über Zusammentreffen Hitlers mit diesen Engländern, unter ihnen Leo Amery, Lord Londonderry, Lord Beaverbrook (dreimal), Stanley Baldwins Sekretär Tom Jones, Sir Thomas Beecham und zahlreiche andere Persönlichkeiten.

Als Albrecht Haushofer zwei Tage nach Heß' Englandflug im Mai 1941 aufgefordert wurde, sich wegen seiner Aktivitäten in dieser Richtung zu rechtfertigen, stellte er für Hitler eine Namensliste aller derjenigen Persönlichkeiten auf, mit denen er zwischen 1934 und 1938 in England persönlich zu tun hatte: aus einer „führenden Gruppe der jüngeren Konservativen“ erwähnte er Lord Clydesdale (der 1939 den Titel des Herzogs von Hamilton erbte); den parlamentarischen Privatsekretär Chamberlains, Lord Dunglas (Sir Alec Douglas-Home); Harold Balfour, Kenneth Lindsay,

Jim Wedderburn, alles Staatssekretäre im Luftfahrt-, Erziehungs- und Schottlandministerium; Hamiltons jüngerer Bruder, so betonte er, sei durch seine Frau mit der gegenwärtigen Königin nahe verwandt, und seine Schwiegermutter, die Herzogin von Northumberland, sei Obersthofmeisterin Ihrer Majestät, der Königin Elizabeth; enge Verbindungen bestanden zwischen diesem Kreis und wichtigen Gruppen der älteren Konservativen, so zu Lord Derby, Oliver Stanley, Lord Astor und Sir Samuel Hoare. Ferner habe er, wie Haushofer stolz erklärte, ebenfalls persönlichen Zugang zu Lord Halifax, dem Außenminister, und dessen Stellvertreter R. A. Butler. Er nannte auch Lord Lothian, der Heß und Hitler am 23. Januar 1935 in Berlin aufgesucht hatte, und bezeichnete als Anhänger eines deutsch-englischen Ausgleichs den Leiter der Mitteleuropaabteilung, William Strang, und den Leiter der Südostabteilung, Owen O'Malley.

Nach den Worten seines Adjutanten gehörte es zu Heß' politischer Grundüberzeugung, daß die nordischen Länder die Pflicht hätten, künftig keine Kriege mehr gegeneinander zu führen, wenn sie ihren Einfluß in der Welt nicht völlig verlieren wollten.

So hatte er immer Zeit für Besucher aus England, vor allem wenn sie ehemalige Soldaten waren wie er selbst. Niemals vergaß er den Besuch, den der Vorsitzende des britischen Frontkämpferverbandes, General Sir Ian Hamilton, Berlin abstattete: General Hamilton, Veteran der verhängnisvollen Landung in Gallipoli 1915, hatte Heß erklärt, seiner Meinung nach sei es Selbstmord für die weiße Rasse, wenn England und Deutschland sich noch einmal bekriegen sollten. Jedesmal wenn Heß die aalglatten Karrierediplomaten der Wilhelmstraße sah, bedauerte er, daß es nicht Frontkämpfer wie ihm und Hamilton vergönnt gewesen war, über Außenpolitik zu entscheiden: „Vor dem Krieg vertrat Heß die Ansicht“, erklärte Leitgen, „daß man die Annäherung an das Ausland in erster Linie durch Frontsoldaten fördern lassen sollte und weniger durch Berufsdiplomaten.“

Zu dieser Zeit, schrieb Karl Haushofer später, teilte Ribbentrop noch Heß' positive Einstellung bezüglich der britisch-deutschen Beziehungen. Zusammen mit Heß nahmen er, Karl Haushofer und der junge Englandexperte Albrecht Haushofer an dem Essen teil, das Hitler am 26. März 1935 den in Berlin weilenden britischen Diplomaten Sir John Simon und

Anthony Eden gab. Wenige Wochen später unterzeichnete Ribbentrop in London den deutsch-englischen Flottenvertrag. Heß und Hitler hofften, daß dies nur der erste Schritt in Richtung auf ein Bündnis zwischen den beiden Ländern sein würde.



Im Mai 1935 lud Görings Schwager, der schwedische Graf Eric von Rosen, Heß ein, vor der High Society seines Landes über das neue nationalsozialistische Deutschland zu sprechen. Sichtlich begeistert, im Vaterland seines Idols, Rudolf Kjellén, zu sein, hielt Heß in dem mit 1500 Menschen vollbesetzten größten Saal Stockholms eine glänzende Rede. Mit Nachdruck betonte er immer wieder, die Verständigung der Völker untereinander sei sein, des Frontkämpfers, persönliches Anliegen. Er äußerte Verständnis für die Probleme von Hitlers früheren Kritikern, die nun überrascht seien von der Geschwindigkeit und Dauerhaftigkeit der Revolution in Deutschland, die jetzt das ganze wirtschaftliche, wissenschaftliche und familiäre Leben in Deutschland durchdringe.

Hitlers Glaube, so erklärte er, wurzle im Bewußtsein der Opfer und der Kameradschaft, das sich im Kriege entwickelt habe – während „einige Leute“ in der Heimat ein Vermögen ergaunert hätten.

„Ich selbst [fügte er hinzu] war bis dahin kein Antisemit, sondern nahm im Gegenteil aufgrund der üblichen Geschichtslehre die Juden gegenüber ihren Widersachern und Verfolgern in Schutz. Die Tatsachen von 1918 und später waren aber so in die Augen springend, daß ich mich zum Antisemitismus bekehren mußte, so sehr ich mich auch innerlich dagegen sträubte, meine bisherige Überzeugung von der Unschuld des verfolgten Judentums berichtigt zu müssen.

Die nationalsozialistische Gesetzgebung hat gegen die Überfremdung korrigierend eingegriffen [fuhr er fort]. Ich sage korrigierend, denn daß im nationalsozialistischen Deutschland das Judentum nicht etwa rücksichtslos ausgerottet wurde,

beweist die Tatsache, daß heute in Industrie und Handwerk 33.500, in Handel und Verkehr 89.000 Juden allein in Preußen tätig sind – beweist weiter die Tatsache, daß bei einem Anteil der Juden an der Bevölkerung Deutschlands von einem Prozent noch immer 17,5 Prozent aller Anwälte Juden sind und zum Beispiel in Berlin noch immer fast 50 Prozent Nichtarier zur ärztlichen Kassenpraxis zugelassen sind.“

Auf die Ausschreitungen der Kommunisten eingehend, berichtete Heß, daß allein in der Provinz Preußen „nicht weniger als 640 Polizeimannschaften und Offiziere im Kampf gegen Spartakismus und Bolschewismus fielen“. Fast 6 Millionen Deutsche hätten 1932 die Kommunisten gewählt; weitere Millionen wären Kommunisten *geworden*, wenn sie die Wahl gewonnen hätten! Europa müsse Hitler dankbar sein, diese große Gefahr abgewendet zu haben.

„Ich, der ich das Glück hatte, Hitler bereits 1920 vor ein paar Dutzend Menschen sprechen zu hören, die seine Gefolgschaft bildeten, ich wußte am Ende seiner Rede: dieser Mann oder niemand rettet Deutschland!“

Anschließend erläuterte Heß, warum man Hitler trauen könne. Die Gründe, die er anführte, sagen genausoviel über seinen eigenen Charakter wie über den seines Führers aus.

„War es Zufall, daß er kam?“

Ich glaube es nicht. Ich glaube, daß eine Vorsehung den Völkern, welche den Untergang nicht verdienen, die noch eine Aufgabe in dieser Welt zu erfüllen haben, zur rechten Zeit den Mann sendet, der sie vor dem Untergang bewahrt. Ein solcher Mann braucht dann allerdings auch die autoritäre Gewalt.

Vielleicht wenden Sie ein, daß es nicht gut sei, daß ein Mann alle Macht in seiner Hand vereint. Vielleicht wenden Sie ein, daß schließlich auch Adolf Hitler Gefahr laufen kann, mit Willkür und Unbedacht seine Alleinherrschaft auszuüben.

Ich kann nur erwidern: ein größerer Schutz gegen den Mißbrauch eines Amtes als parlamentarische Kontrollorgane oder als eine Teilung der Macht ist das Gewissen der sittlichen Persönlichkeit, Und ich weiß aus der Kenntnis des Menschen Adolf Hitler, daß niemand mehr sich seinem Gewissen verantwortlich fühlen kann und Kraft seines Gewissens seinem Volke als er. Sein Gewissen – die Verantwortung vor seinem Gott, vor seinem Volk und vor der Geschichte sind seine letzte und höchste Instanz . . .

Heß seinerseits konnte sich wiederum der blinden Ergebenheit seines persönlichen Stabes erfreuen: „Einflößen von Vertrauen“, erklärte Leitgen später, „möchte ich als markanteste Charaktereigenschaft von Heß verzeichnen.“

Während Ribbentrop und Bormann die Popularität ihres Chefs lediglich für ihren eigenen Ehrgeiz ausnutzten, waren die Angehörigen seines privaten Stabes bereit, für ihn durchs Feuer zu gehen. „Wir alle, seine Angestellten“, schrieb Fräulein Fath im November 1945, „hatten ihn sehr gern, und soviel ich weiß, wurde er auch von den Männern seines Stabes und den Politischen Leitern geschätzt und bewundert.“ Sie hatte die Post zu erledigen, die in dem bescheidenen Haus von Heß in der Harthausenstraße 48 in Harlaching eintraf. – „Die meisten Briefe“, berichtete sie, „kamen von Leuten, die ihn nicht persönlich kannten, die aber voll Vertrauen waren, daß er ihnen in ihren Schwierigkeiten helfen würde – oder es waren Dankeschreiben für Hilfe, die er gewährt hatte.“ Die Post begeisterter Anhänger nach seinen Weihnachts- oder Neujahrsansprachen war gewaltig. Es blieb ihr unvergeßlich, daß Heß, wann immer er schriftlich eine Rüge aussprach, stets auch ein freundliches Wort fand – er „baute eine goldene Brücke“ und tat niemals jemandem wissentlich weh.

„Er war so freundlich und anständig, daß man sich verpflichtet fühlte, ebenso zu sein“, erinnerte sich Fräulein Fath, die immer noch unter dem Schock litt, daß sie ihn im November 1945 in Handschellen in einer Gefängniszelle wiedergetroffen hatte. Sie schilderte einen Fall, als er spät nach Hause gekommen war, sodaß sein Abendessen immer wieder aufgewärmt werden mußte; Ilse Heß rügte ihn, weil die Köchin und das

Mädchen deshalb so lange hatten aufbleiben müssen. Hinterher flüsterte das Mädchen Fräulein Fath zu: „Bitte sagen Sie ihm, daß wir jederzeit gerne für ihn arbeiten, ganz gleich, ob am Tage oder nachts. Das macht uns nichts aus. Wir freuen uns, wenn wir etwas für ihn tun können.“

„Vielleicht“, meinte Fräulein Fath nachdenklich, „war das sein Fehler: er war *zu* gut; er hielt jeden andern für ebenso ehrlich und anständig wie sich selbst.“

Seine Unbestechlichkeit erstreckte sich auch auf sein Verhalten gegenüber der Familie. Er wollte der väterlichen Importfirma in Alexandria helfen, wies aber seinen Vater darauf hin, daß dies zusätzliche Deviseneinnahmen für Deutschland bringen müsse und die entsprechenden Anträge über die zuständigen deutschen Stellen eingereicht werden müßten. In Ägypten waren damals nach Mussolinis Invasion in Abessinien starke Truppenverbände zusammengezogen worden, und Heß hoffte, daß dies auch der Firma seines Vaters zugute kommen würde.

„Vielleicht [schrieb er am 24. Oktober 1935 an seinen Vater] wirkt sich die derzeitige Animosität der Araber gegen die Italiener dahin aus, daß mehr deutsche Waren gekauft werden.

Deutschlands Lage [fuhr Heß in diesem Geburtstagsbrief an seinen Vater fort] wird, glaube ich, jetzt allgemein beneidet. Es hat mit dem ganzen Völkerbundtheater nichts mehr zu tun, steht wartend daneben, ohne Angst haben zu müssen, aus Wehrlosigkeit gegen seinen Willen in Zwistigkeiten hineingezogen zu werden. Heimlich schielen die zum Raufen bereiten Brüder zu ihm herüber, als einem recht beachtlichen Bundesgenossen – wenn es bereit wäre zu solch einer Rolle. Im übrigen glaube ich aber nicht, daß es wirklich zum Krieg kommt. Dazu ist der letzte auf allen Seiten zu sehr in Erinnerung.“

Nein, Heß gehörte sicher nicht zu den Kriegstreibern in Hitlers Umgebung.

Von der Familie berichtete er seinem Vater, daß Bruder Alfred (der für Bohles Auslandsorganisation arbeitete) sich in Berlin von einer Magenoperation erhole – mit einer gewissen brüderlichen Genugtuung schrieb

Rudolf, der berühmte Professor Ferdinand Sauerbruch habe dem Bruder geraten, das Rauchen noch mehr als bisher einzuschränken; die sehr viel jüngere Schwester Grete sei frisch und vergnügt und schlanker aus Hindelang zurückgekehrt, „das Knie schnackelt nicht mehr, dank einiger Spritzen Dr. Gerls“ – dem dortigen Arzt (von dem man bald mehr hören wird).

„Ilse ist die meiste Zeit in Harlaching als ‚Bauherrin‘. Ihr werdet wohl inzwischen erfahren haben, daß nun der langgehegte Plan, das Haus zu vergrößern, Wirklichkeit geworden ist . . . Vor allem brauche ich ein größeres Eßzimmer, weil ich ab und zu eine größere Zahl offizieller Gäste zu Tisch einladen muß, z. B. demnächst die Offiziere der Wehrmacht. Bei unserem bisherigen Eßzimmer wäre das nicht möglich gewesen. Ebenso brauche ich ein großes Arbeitszimmer; denn wenn ich bisher mehrere Herren bei mir hatte, brauchte ich dazu das große Wohnzimmer, das dann für den Privatgebrauch gesperrt war.“

In der Zwischenzeit mußte er in Berlin bleiben, wo seine Frau Ilse ihn an Wochenenden besuchte, um sich zu erholen – „die umgekehrte Welt!“ Er mochte Berlin nicht; aber er hoffte, daß sich das ganze Chaos des Umbaus lohnen werde – sein Vater und seine Mutter würden dann im Frühjahr 1936 für ein paar Monate zu Besuch kommen können und in der Gästewohnung untergebracht werden, die er für sie in Harlaching anbaute. „Ich freue mich schon darauf, wenn ich wieder mit Euch zusammen ins Theater kann, nach Euerm Leben in der künstlerischen und musikalischen Wüste Ägyptens.“

Heß war ein bescheidener Mann unter maßlosen Leuten. Am 25. Oktober 1934 erließ er eine Anordnung, in der ihm das alleinige Recht zuerkannt wurde, im Namen der Partei in Angelegenheiten des Reiches und der Länder zu handeln. In den neuen „Anordnungen des Stellvertreters des Führers“ gab es von ihm unterzeichnete Erlasse zum Schutz des kleinen Mannes vor der Partei. Er sorgte dafür, daß einige der größten Widersinnigkeiten der Fanatiker abgewendet wurden: Die Zeit der Willkür

begann erst richtig nach seinem Verschwinden.

Wenn krasse Ungerechtigkeiten vorkamen, versuchte er ihnen Einhalt zu gebieten, sie von vornherein zu verhindern oder wiedergutzumachen, sowohl in Einzelfällen als auch im allgemeinen. Aufgeschreckt durch weitverbreitete Mißbräuche des am 20. Dezember 1934 erlassenen „Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei“ gab er am 3. September 1935 die Anordnung Nr. 184/35 heraus, in der er gewisse Bestimmungen des Gesetzes drastisch einschränkte. „Der Stellvertreter des Führers hat von seinem Mitentscheidungsrecht Gebrauch gemacht“, erklärte Bormann, der diese Anordnung unterzeichnete, „weil er vor allem verhindern will, daß jemand wegen nur geringer Vergehen für Monate ins Gefängnis geschickt wird.“ Heß' neue Anordnung verpflichtete die Gauleiter, ihm alle solchen Fälle, unabhängig von Gerichtsverfahren, zu melden, um ihn in die Lage zu versetzen, sie niederzuschlagen oder statt dessen eine einfache Verwarnung auszusprechen.

Bei all diesen Verpflichtungen vergaß er weder die Familie Haushofer noch das, was er dieser verdankte. Drei Tage nach Erlaß der Nürnberger Rassegesetze im September 1935 rief er privat Professor Haushofer an, um ihm zu versichern, daß weder seine halbjüdische Frau noch einer seiner Söhne etwas zu befürchten hätten, solange er seine schützende Hand über sie halten könne.

Sechs Wochen zuvor, am 2. August, hatte Heß einen geheimen Rund-erlaß Nr. 160/35 an alle Parteidienststellen herausgegeben, durch den jegliche Ausschreitungen gegen „Juden oder jüdische Provokateure“ verboten und strengste Bestrafung für Sachbeschädigung, Körperverletzung, Nötigung sowie Haus- und Landfriedensbruch sowie Zusammenrottung gegen Juden angedroht wurden. Er war eher dafür, „die andere Wange hinzuhalten“. Als ein Jude im Februar 1936 den Landesgruppenleiter der NSDAP in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, ermordete, erließ Heß eine weitere Anordnung an alle Dienststellen der Partei und des Staates „zur Verhinderung von Ausschreitungen gegen Juden“. „Es bleibt nach wie vor dem Führer allein überlassen, welche Politik von Fall zu Fall einzuschlagen ist“, betonte Heß, „kein Parteigenosse darf Politik auf eigene Faust betreiben.“

In einer Rede vor den Gau- und Kreisleitern in Nürnberg im Septem-

ber 1937 ging er auf den Kampf gegen Juden, Freimaurer und den oppositionellen Klerus ein. „Wir sind eine soldatische Bewegung und müssen auch hierin Disziplin halten!“ betonte er.

Er führte Beispiele von deutschen Firmen an, die immer noch Juden als ihre Vertreter im Ausland beschäftigten – „wahre ‚Prachtexemplare‘ von Ostgaliziern darunter“, sagte er, wobei er dasselbe Wort gebrauchte wie für seine Furunkeln in dem Brief an Gregor Strasser. „Dabei gingen deutsche Vertreterfirmen im Ausland“ – er mochte an die Firma seines Vaters in Alexandria denken – „mangels Berücksichtigung der Heimat allmählich zugrunde.“ – „Bei den angeblich unentbehrlichen Juden aber“, fuhr er fort, „ergaben sich Fälle, in denen diese zugleich ausländische Konkurrenten vertraten und sich gar noch am Boykott deutscher Waren beteiligten!“

Aber allmählich hatte sich die Partei durchgesetzt, und das Exportgeschäft florierte.

So wie auf diesem Gebiet, erklärte der Stellvertreter des Führers, indem er einen militärischen Begriff gebrauchte, mußten „die Gegner anderwärts Position um Position räumen.

„Wenn es auch manchmal langsam zu gehen scheint, was sind ein paar Jahre gegenüber einer Entwicklung, die für Jahrhunderte deutscher Geschichte richtunggebend ist – und die zum Beispiel auf dem Gebiet der Rassengesetzgebung noch in Jahrtausenden ihre Folgen zeitigen kann?!“

Diese Redeauszüge lassen Rudolf Heß in einem zweifelhaften Licht erscheinen: doch seine Taten sagen mehr aus als seine Worte, und eine ganze Reihe von Dokumenten beweist, daß er intervenierte, um die Jüdische Gemeinde in Deutschland vor seinen rücksichtslosen Untergebenden zu schützen. Diese Dokumente wurden jedoch von den amerikanischen Streitkräften erbeutet und standen für Heß' Verteidigung in Nürnberg nicht zur Verfügung.

Als ein anderer Jude, Herschel Grünsparn, einen deutschen Botschaftsangehörigen in Paris tödlich verwundete, kam es überall in Deutschland zu heftigen Pogromen. Jüdische Geschäfte und Synagogen wurden zerstört und viele Juden umgebracht. Abermals schaltete sich Heß ein, um weitere Ausschreitungen zu verhindern. Noch in derselben Nacht (vom 10. November 1938, der „Reichskristallnacht“) verschickte Heß' Kanzlei Telegramme an alle Gauleiter mit der Anweisung, Juden und deren Eigentum

zu schützen, und er erließ die Anordnung Nr. 174/38, von der leider gesagt werden muß, daß niemand es bisher für würdig erachtet hat, sie zu zitieren:

„DER STELLVERTRETER DES FÜHRERS
AN ALLE GAULEITUNGEN ZUR SOFORTIGEN
VERANLASSUNG!

Anordnung Nr. 174/38 München, den 10. November 1938

Auf ausdrücklichen Befehl allerhöchster Stelle dürfen Brandlegungen an jüdischen Geschäften oder dergleichen auf gar keinen Fall und unter gar keinen Umständen erfolgen.“

Heß befahl den Parteigerichten, die ihm unterstanden, Verfahren gegen politische Leiter wegen der von ihnen verübten Übergriffe gegen die Juden einzuleiten und schickte seine Sekretärin, Fräulein Sperr, zu einer dieser Verhandlungen, damit sie ihm darüber berichte, ob sie mit der nötigen Strenge durchgeführt würden.

Am 14. November schrieb er einen erneuten „Schutzbrief“ für Professor Haushofer, der zusammen mit Hitler vier Tage vorher als „Pate“ am Fest der „Namensweihe“ für Heß’ ersten und einzigen Sohn in Harlaching teilgenommen hatte:

„General a. D., Professor Dr. Karl Haushofer, ist einwandfrei arischer Abstammung; seine Frau Martha, geborene Mayer-Doss, ist keine Jüdin im Sinn der Nürnberger Gesetze, was ich anhand mir vorgelegter Stammbäume festgestellt habe.

Ich verbiete jegliche Behelligung oder Haussuchung.“

Während der nächsten Wochen tat Heß alles, was er konnte, um sich für Juden einzusetzen, die Haushofer auf einer Liste aufgeführt hatte – die ersten Namen waren die von Julius und Else Schlinck – die Ilse Heß am 8. Dezember zugeleitet wurde.

Wenige Tage nach Grünspans Tat und den Ausschreitungen der Nazi-Rowdies leitete Hermann Göring als Beauftragter des Vierjahresplans eine Geheimkonferenz in Berlin über die wirtschaftlichen Auswirkungen und

Strafmaßnahmen gegen die Jüdische Gemeinde in Deutschland.

Heß war, wie gewöhnlich, nicht anwesend; er nahm nie an internen Besprechungen von Staatsangelegenheiten teil.

Nachträglich jedoch erließ er aus München Richtlinien, um die durch die Berliner Erlasse angerichteten Schäden zu begrenzen: Heß erklärte, das jüdische Problem werde einer „endgültigen Lösung zugeführt“ – während zur gleichen Zeit in Berlin eine Forcierung der Auswanderung beschlossen wurde –, aber verbot nachdrücklich alle Maßnahmen, die auch nur vorübergehend zu einer Störung des Exports oder wichtiger Außenhandelsbeziehungen hätten führen können.

Doch er war mit seiner Rolle in der Partei unzufrieden.

Laut Organisationsbuch der NSDAP von 1937 war sein Verantwortungsbereich umfassend und wichtig: er leitete die innere Organisation der Partei und ihre kulturellen Aktivitäten, ihre Auslandsorganisation, ihre technische Dienststelle und ihr Hauptarchiv ebenso wie die Dienststellen zur Überwachung der Volksgesundheit, der Ahnenforschung, der Zensur, für Verfassungs- und Rechtsfragen, für Außenpolitik und war verantwortlich für Richtlinien in Rassenfragen und für Universitaternennungen.

Aber all das stand nur auf dem Papier. In der Praxis war er zur „Klagemauer der Bewegung“ geworden, wie er sich selbst im September in einer Rede in Nürnberg apostrophierte: er sehnte sich nach den guten alten Tagen der Illegalität zurück.

„Ich würde mich heute manchmal am liebsten hinsetzen wie in seligen Kampfzeiten und Gift produzieren und ein Plakat entwerfen oder ein Flugblatt entwerfen und es eigenhändig ankleben und eigenhändig verteilen – wie in seligen Kampfzeiten! Ich glaube, mein Schlaf würde eine Zeitlang wesentlich gebessert!“

So wie die Dinge lagen, war er auch zum Statussymbol der Partei geworden: obgleich er immer mehr von ungehobelten und streberischen Untergebenen an die Wand gedruckelt wurde, fuhr er weiterhin durch die Lande, um die Massen zu blenden, die Bankiers und Industriellen zu beruhigen und die nervös werdenden ausländischen Diplomaten zu

beschwichtigen.

Wenn irgend etwas knapp wurde oder unpopuläre Maßnahmen ergriffen werden mußten, rechnete Berlin immer damit, daß Heß es den Massen schon schmackhaft machen würde. Anlässlich der Einweihung der neu-erbauten „Adolf-Hitler-Halle“ in Hof im Oktober 1936 griff er Görings Parole „Kanonen statt Butter“ auf.

„Wir müssen, falls notwendig, darauf vorbereitet sein“, appellierte er bei dieser Gelegenheit an die Hausfrauen, „weniger Fett und Schweinefleisch und weniger Eier zu essen – denn wir wissen, daß die Devisen, die wir dadurch sparen, unserer Rüstung zugute kommen.“ Solcherart waren die Erklärungen, die er abgab und die ihm später von seinen Anklägern vorgehalten wurden.

Nur widerwillig nahmen dieselben Ankläger seine wiederholten Versuche zur Kenntnis, eine friedliche Lösung für Europas Probleme zu finden. Durch seinen Mittelsmann, Dr. Albrecht Haushofer, nahm er aktiv Anteil an der Geheimdiplomatie, obgleich sich das Hauptinteresse inzwischen vom Problem der Volksdeutschen auf die angelsächsische Welt verlagert hatte.

Heß war mit Konrad Henlein, dem Führer der Sudetendeutschen, schon am 19. September 1934 im Haus seiner Eltern im Fichtelgebirge zusammengetroffen; in dem fruchtlosen Bemühen, einen Ausgleich mit Prag zu finden, hatte er den jungen Haushofer im Dezember 1936 zweimal zum tschechoslowakischen Staatspräsidenten Eduard Beneš geschickt und diesem einen Nichtangriffspakt als Gegenleistung für Konzessionen gegenüber Henleins Sudetendeutschen anbieten lassen.

Unter dem Druck der SS errichtete Heß am 27. Januar 1937 die Volksdeutsche Mittelstelle unter dem SS-Obergruppenführer Werner Lorenz, um die politischen Kräfte der Deutschen im Ausland zusammenzufassen. Dadurch wurden zwangsläufig die Organisationen beiseitegedrängt, die sich bisher auf diesem Gebiet betätigt hatten und eine schärfere Gangart bei den Methoden, vor allem in Südosteuropa, eingeführt.



Während sich all diese Dinge abspielten, drängte Heß Albrecht Haushofer, seine Verbindungen zu den Engländern zu intensivieren.

Haushofer indessen war hin- und hergerissen: seine Bedenken – als Sohn einer nichtarischen Mutter –, für die Nazis zu arbeiten, wuchsen; er versuchte jedoch, sein schlechtes Gewissen zu beruhigen, indem er sich sagte, daß sein direkter Vorgesetzter, Heß, in jeder Hinsicht „sauber“ war.

„Gegenüber dem, was mir seit 1933 an Aufgaben gestellt worden ist“, schrieb er Heß im Juni 1936 verbittert und vorwurfsvoll, „habe ich, auch bei schärfster Selbstprüfung, ein sauberes Gewissen.“

Im Augenblick besaß der junge Wissenschaftler das Vertrauen des Stellvertreters Hitlers – und natürlich nach wie vor dessen Schutz, was die andere Seite der Medaille war.

Und so begann indirekt der Leidensweg des Rudolf Heß: Im Sommer 1936 richtete Berlin die Olympischen Spiele aus. Unter den britischen Parlamentsmitgliedern, die zur Eröffnung am 1. August eingeladen wurden, befanden sich Harold Balfour, Jim Wedderburn, Kenneth Lindsay und Douglas, Marquis of Clydesdale. (Das waren natürlich die „britischen Kontakte“, die Haushofer nach Heß' Englandflug 1941 gegenüber Hitler angab.)

Der gutaussehende junge Schotte, Lord Clydesdale – der spätere Douglas, Herzog von Hamilton – war früher Amateur-Mittelgewichtsboxer gewesen. Drei Jahre zuvor hatte der Fluglehrer bei der britischen Ersatz-Luftwaffe als Chefpilot einer britischen Expedition den Mount Everest überflogen. In dieser Hinsicht hatte er viel gemeinsam mit Rudolf Heß, der ebenfalls großes fliegerisches Können und Mut besaß und einst geplant hatte, als erster Pilot den Atlantik in entgegengesetzter Richtung des Fluges von Charles Lindbergh zu überqueren.

Doch wurde Heß dieser unerschrockene schottische Offizier weder bei dieser Gelegenheit noch in den folgenden Tagen vorgestellt; sicher ist, daß Heß mit Lindsay sprach, aber als Hitler am 12. den englischen Diplomaten Sir Robert Vansittart zum Essen in die Reichskanzlei einlud, waren sowohl Lord Clydesdale als auch Heß anwesend; ob sie nun bei dieser Gelegenheit nur Blicke oder sogar auch einige höfliche Bemerkungen austauschten, wußte keiner von beiden später zu sagen. Am 13. hatte Göring den englischen Gast bereits aus Berlin entführt, um ihm seine junge Luftwaffe

vorzuführen.

Um so inniger waren die Beziehungen, die sich fast spontan zwischen „Douglo“ Hamilton und Heß' Experten Albrecht Haushofer entwickelten, Und das kam so: Der jüngere Bruder des schottischen Aristokraten, David Hamilton, traf zufällig mit Haushofer auf einer Berliner Veranstaltung zusammen. Die britischen Parlamentarier luden Albrecht Haushofer zu einem Essen ein, und bei dieser Gelegenheit erzählte er von seiner Doppelfunktion als wissenschaftlicher und diplomatischer Sachverständiger mit direktem Zugang zu Heß und zum Außenministerium.

Wahrscheinlich auf ausdrückliche Anweisung der britischen Regierung schrieb Clydesdale in jenem Winter an Albrecht Haushofer. Dieser antwortete am 7. Januar 1937, und damit war die Verbindung hergestellt; zusammen mit seinem Vater, dem Professor, traf Albrecht Haushofer mit Lord Clydesdale auf dem Haushoferschen Gut in Bayern zusammen. Wenige Wochen später schickte der Schotte dem Professor ein Exemplar seiner Memoiren „*The Pilot's Book of Everest*“.

Albrecht Haushofer hielt sich in diesem Jahr mehrmals in England auf. In einem Brief an seinen Vater vom 16. März 1937 schrieb er: „Ich selbst fahre morgen fort und werde zunächst der Gast des jungen Fliegers sein, der uns in München besucht hat . . . bei L. C. [Lord Clydesdale].“

Im April hielt Haushofer Vorträge im Institut für Internationale Angelegenheiten und wohnte auf dem Landsitz Hamiltons, auf Schloß Dungavel, in Schottland.

Es war das erste Mal, daß Haushofer Schloß Dungavel sah und daß Heß – dem er darüber berichtete – davon hörte.

Zwischen Haushofer und Hamilton entwickelte sich eine tiefe Freundschaft; als Haushofer an Bord der *Europa* nach Amerika aufbrach, dankte der deutsche Wissenschaftler am 30. Juni seinem schottischen Gastgeber („Mein lieber Douglo“), drückte aber zugleich seine Sorge über die sich ständig verschlechternde politische Lage in Europa aus (die spanischen Republikaner hatten soeben ein deutsches Kriegsschiff im Mittelmeer bombardiert). Was Haushofer jedoch am meisten beunruhigte, war die Haltung der Engländer, die er bei seinem dortigen Aufenthalt kennengelernt hatte. Er warnte Heß und schrieb für die „*Zeitschrift für Geopolitik*“ einen pessimistischen Artikel: „Man kann sich des Eindrucks nicht er-

wehren, daß sie [die Engländer] weder Italien noch Japan (und nicht einmal die Sowjetunion) als Feind Nr. 1 betrachten. Wieder einmal blicken sie über die Nordsee – nach Deutschland.”



Rudolf Heß war jetzt 43 Jahre alt und sollte zum ersten Mal Vater werden. Seine Frau, der die äußeren Anzeichen ihrer Schwangerschaft im Augenblick etwas Verlegenheit bereiteten, schrieb im Oktober ihrer Schwiegermutter, Klara Heß, nach Ägypten: „Im übrigen haben wir übermorgen oder überübermorgen auch noch einen tollen Besuch: stellt Euch vor, den Herzog von Windsor und seine Gattin! Und das soll doch die eleganteste und mondänste Frau des Jahrhunderts sein, und Du kannst Dir vorstellen, Mami, wie ungeheuer mondän *ich* im Augenblick aussehe! Da wäre mir Mussolini lieber gewesen, der sicherlich mehr Verständnis für meinen jetzigen Umfang hat als die Herzogin von Windsor!“ (Der Herzog war 10 Monate zuvor gezwungen worden, abzudanken, nachdem er angekündigt hatte, er werde eine geschiedene Amerikanerin heiraten.)

In Harlaching mußte die kleine Villa erneut vergrößert werden, um Rudolfs und Martin Bormanns‘ Extrastab aufnehmen zu können. Ferner sollten auf dem Grundstück eine Garage und eine Tankstelle für zehn Kraftfahrzeuge gebaut werden, „und was der Dinge mehr sind“, die der Stellvertreter des Führers eben braucht.

Offenbar machte die Schwiegermutter Heß’ Frau Vorwürfe wegen der Wagen, denn Ilse schrieb erneut am 3. November: „Übrigens leiden wir nicht an Größenwahnsinn, Mami, wir haben nicht mehr Autos, als Ihr an und für sich kennt, nicht einmal einen neuen. Sehr zum Ärger von Rudi, weil der Stabsleiter Bormann 10 Wagen und lauter neue hat.“

Am 22. Oktober statteten der Herzog und die Herzogin von Windsor Hitler einen Besuch ab und waren wenige Tage später bei Familie Heß in Harlaching zum Essen.

„Die Herzogin [schrieb Ilse Heß damals] war – entgegen meinen Befürchtungen, weil ihr der Ruf pariserisch-

amerikanischer Mondänität vorausging – ein liebenswerter, charmanter, warmer und kluger Mensch mit wirklichem Herzenstakt und einer so herzlichen und warmen Zuneigung zu ihrem Mann, woraus sie auch vor uns Fremden nicht den geringsten Hehl machte, daß sie unser aller Herzen im Sturm gewonnen hat.

Schade, da haben sich die Engländer nicht nur einen außergewöhnlich klugen König, sondern auch einen prächtigen Menschen als Königin entgehen lassen. Das ist natürlich ein Stachel, der in der gescheiten und für ihren Mann sicherlich ehrgeizigen Frau nicht zur Ruhe kommt, daß das englische Gesetz wohl die Möglichkeit geboten hätte, daß er *mit* ihr König blieb, daß aber wohl z. T. undurchschaubare Intrigen, nicht zuletzt seine gesunde soziale wie auch seine sehr deutschfreundliche Einstellung in dieser Frage seine Arbeit haben scheitern lassen. Wir haben uns so blendend unterhalten, daß wir am Ende als einzige redeten, der ganze Tisch hörte zu, und wir vergaßen, die Tafel aufzuheben!“

Dann erzählte sie noch den neuesten Klatsch aus Berlin. Emmy Göring war inzwischen ebenfalls schwanger: „Görings . . . wünschen sich nur ein Mädels. Goebbels möchte, daß sein Sohn Politiker wird, ich wünschte mir wohl einen Buben, aber sicherlich keinen Politiker. Erstens ist es selten oder nie, daß Vater und Sohn auf dem gleichen Gebiet etwas leisten, und dann steht das Kind auch immer im Schatten des Vaters.“

Ilse Heß bekam am 18. November 1937 nach einer schweren und schmerzhaften Entbindung ihren Buben. „Gott sei Dank“, schrieb sie damals, „hat uns die Natur mit einer herrlichen Vergeßfähigkeit ausgestattet!“

Rudolf erreichte die Nachricht auf dem Berghof, dem imposanten neuen Haus des Führers auf dem Obersalzberg, mit seinem weiten Blick bis nach Österreich hinein.

Er strahlte über das ganze Gesicht – mit jenem verschmitzten Lächeln, das ihn bei den Deutschen so beliebt gemacht hatte. Nie hatte er den geringsten Zweifel, daß es ein Junge sein würde. Die Sterne standen

günstig, und in der Nacht vor der Geburt schien die ganze Zeit der Vollmond.

Er schlug vor, ihn Wolf-Rüdiger zu nennen – während der „Kampfzeit“ hatte er Hitler „Wolf“ genannt, und Rüdiger war ein Held aus der Nibelungensage. Er sollte auch die Namen seiner beiden „Paten“ Adolf und Karl tragen (sowohl Hitler als Professor Haushofer nahmen wenige Wochen später am „Fest der Namensgebung“ teil).

Über alle Maßen stolz, seinem Vater schließlich doch noch einen Enkel beschert zu haben, bewunderte Heß die hohe Stirn des kleinen Buben, piff ihm etwas vor, um ihn zum Lachen zu bringen, und schloß aus der Form eines Ohres, daß aus dem Jungen ein musikalisches Genie werden würde: Hinter seinem Rücken schlief das kindliche Genie sofort ein, wenn klassische Musik gespielt wurde, wachte aber wieder auf, wenn heitere Musik erklang.

Aus ganz Deutschland kamen Geschenke und Glückwünsche für den „kleinen Minister“ nach München. „Aber da wir es ja fertiggebracht haben bisher, unser eigenes Leben freizuhalten von dieser übertriebenen Atmosphäre“, schrieb Ilse, „so werden wir es auch bei unserem Kind fertigbringen, gelt?“

Aus Wolf-Rüdiger wurde niemals ein Politiker; aber er sollte fünfzig Jahre im Schatten seines Vaters leben und unerschrocken um dessen Freilassung aus der Haft kämpfen.



*Im August 1914 meldete sich Rudolf Heß zum 1. Bayerischen
Infanterieregiment.*

Foto: Archiv Rudolf Heß

*Leutnant Heß
als Jagdflieger
bei der Jagdstaffel 35
an der Westfront.*

Foto: Archiv Rudolf Heß



*Der weltberühmte
Geopolitiker Professor Dr.
Karl Haushofer wurde Heß
zum väterlichen Mentor,
wollte ihm allerdings nicht
in die NSDAP folgen.*

Foto: Archiv Prof. Dr. Heinz
Haushofer



DER ZUSCHAUER

Es gibt keinerlei Beweise dafür, daß Heß bei irgendwelchen militärischen Planungen Hitlers konsultiert wurde. Doch seine Ankläger stellten später Behauptungen auf wie diese: „Bis zu seinem Englandflug war Heß Hitlers nächster persönlicher Vertrauter“ und „Das Verhältnis zwischen den beiden war derartig, daß Heß von den Angriffsplänen schon bei deren Entstehung Kenntnis gehabt haben muß.“ Die Anklagebehörde in Nürnberg machte auch viel Aufhebens von der Tatsache, daß Hitler Rudolf Heß zum Mitglied seines am 4. Februar 1938 gebildeten Geheimen Kabinettsrates ernannt hatte; aber dieser Rat war eine Farce – er trat nie zusammen!

Heß wohnte keiner einzigen der historisch bedeutenden Planungskonferenzen Hitlers bei – die sowieso mehr den Charakter von Monologen als von Konferenzen hatten, Oberst Fritz Hoßbachs Niederschriften der Berliner Konferenz vom 5. November 1937; Hauptmann Fritz Wiedemanns Notizen von Hitlers Geheimrede am 28. Mai 1938; Hauptmann Wolf Eberhards Protokoll der Hitlerrede vom 15. August 1938; Oberst Rudolf Schmundts Aufzeichnung von der Konferenz in der Reichskanzlei am 23. Mai 1939; Vizeadmiral Wilhelm Canaris' Bericht von Hitlers martialischer Ansprache auf dem Obersalzberg am 22. August 1939 – alle diese und andere Schlüsseldokumente sind erhalten geblieben, doch in keinem ist die Anwesenheit des Stellvertreters Hitlers erwähnt.

Es scheint vielmehr so gewesen zu sein, daß Hitler Rudolf Heß mit der Aufsicht über die Partei beauftragt hat, so wie man einen Hausverwalter für eine geschlossene Fabrik einsetzt: niemand befragte ihn, aber er war

einfach zu beliebt, als daß man ganz auf ihn hätte verzichten können.

Ob Heß schließlich nicht doch in Hitler den größten Tyrannen des 20. Jahrhunderts erkannt hat?

Eine Antwort darauf gibt vielleicht seine naive, aber anschauliche Schilderung in einem Brief an seine Mutter, wie er diesen Mann in seiner persönlich-privaten Umgebung sah – ein Brief, der zu einer Zeit geschrieben wurde, als Hitler im Begriff war, Oberster Befehlshaber der Wehrmacht zu werden, und die Aktionen in Österreich und in der Tschechoslowakei vorbereitete.

Am 15. Januar 1938 schrieb Heß diesen langen, von Verehrung überströmenden Bericht des Zusammenlebens mit Hitler; er schickte ihn seiner Mutter zusammen mit den jüngsten Fotos seines kleinen Sohnes, der als „gottgläubig“ im Standesamtsregister eingetragen wurde, was, wie Heß schrieb, „jenseits von evangelisch und katholisch steht“.

„Am 23. wird der Führer übrigens zum ersten Mal sein Patenkind besichtigen; er will einen Abend bei uns verbringen. Wahrscheinlich kommen aus diesem Anlaß Grete und Inge mit von Berlin herunter, da sie auch seit Jahr und Tag nicht mehr persönlich mit dem Führer zusammen waren.

Ich fahre morgen abend nach Berlin hinauf, um an dem großen Essen beim Führer zu Ehren von Stojadinowitsch teilzunehmen. Das erste Mal bin ich damit seit Weihnachten wieder oben, ich konnte glücklicherweise vier Wochen lang das Berliner Pflaster meiden. Dafür war ich zweimal ein paar Tage auf dem Obersalzberg beim Führer. An seinen Ruhetagen dort pflegt der Führer wie sonst bis spät in die Nacht auf zu sein, es wird regelmäßig ein Film aufgeführt, anschließend unterhält er sich – wenn ich dort bin, meist über Marinefragen aus dem gemeinsamen Interesse heraus, dann liest er noch, sodaß es wohl gegen Morgen wird, bis er zum Schlafen kommt. Wenigstens läßt er sich dann dafür erst im allgemeinen zwischen ein und zwei Uhr wecken, im Gegensatz zu Berlin, wo er ebenso spät schlafen geht, aber schon nach vier bis fünf Stunden wieder aufsteht. Nach dem gemeinsamen Mittagessen macht er mit

seinen Gästen ziemlich regelmäßig einen Spaziergang von etwa einer halben bis dreiviertel Stunde, bis zu einem Teepavillon, der letztes Jahr entstanden ist und an einer Stelle liegt, die einen prachtvollen Blick nach Salzburg hin bietet. Da er aus Stein gebaut und gut beheizbar ist, kann man auch im Winter in ihm sitzen. An dem großen Kaminfeuer ist es dann besonders gemütlich um den großen runden Tisch herum, der den ebenfalls rund gebauten Pavillon ausfüllt. Angeschlossen ist lediglich eine kleine Teeküche und ein Aufenthaltsraum für seine Begleitmänner. Fast immer ist [Heinrich] Hoffmann mit seiner Frau da, der mit seinem Humor etwa die Rolle eines Hofnarren spielt, und zwar im guten Sinne, denn die Hofnarren waren meist recht geistreich, und Hoffmann ist für die Ablenkung und Erheiterung des Führers mit seinem Witz unersetzlich, Einer der Ärzte des Führers ist immer dabei, oft Eva Braun und deren Schwester, manchmal Dr. Morell mit Frau, Professor Speer mit Frau – Speer ist meist zugegen im Hinblick auf die geplanten Neubauten. Nach ein oder anderhalbstündigem Aufenthalt geht es dann zu Fuß etwa zehn Minuten weiter, wo eine Reihe von Geländewagen warten, mit denen dann wieder hinaufgefahren wird. Gegen halb acht ist gemeinsames Abendessen. Die Zeit bis dahin füllt der Führer vielfach aus durch Beschäftigung mit den Planungen für den Ausbau Berlins, Münchens, Hamburgs, Nürnbergs. Auf einem großen Tisch in seiner riesigen Wohnhalle liegen die Pläne, von besonderen Lampen beleuchtet. Mit Reißzeug und Lineal bringt er dann da und dort noch Korrekturen an, wenn die Entwürfe vorliegen, die nach seinen Angaben entstanden sind. Viele der Bauten entwirft er ganz selbst und läßt sie dann nur ins reine zeichnen. An Großzügigkeit fehlt es von vornherein nicht. So wird die neue Querstraße durch Berlin, an der die neuen Ministerien ihren Platz finden, 150 Meter breit werden. In der Mitte der Fahrdamm für den Durchgangsverkehr durch Berlin mit nur wenigen Abzweigungen; rechts und links die Fahrbahnen für den Ortsverkehr, am einen Ende der gewaltige

Zentralbahnhof, von dort geht es schräg ab zum neuen Flughafen, der jetzt schon bald fertig ist und die größte Anlage der Welt darstellt. Über die übrigen Bauten, die in Berlin vorgesehen sind, darf nicht gesprochen werden, bis alles festliegt. Jedenfalls bekommen wir dann eine wirklich repräsentative Reichshauptstadt. Dem armen Finanzminister stehen zwar die Haare zu Berge . . .

Sicher ist, daß nach Jahrhunderten noch die Welt auf manche dieser Bauten blicken wird, immer im Zusammenhang mit ihrem Schöpfer Adolf Hitler, dem Begründer des Nationalsozialismus, der bis dahin vielleicht längst zur selbstverständlichen Grundlage der Völker eines großen Teiles der Welt geworden sein wird.“

So plauderte Heß in dem Brief weiter und erzählte seiner Mutter, die am Rande der ägyptischen Wüste lebte, begeistert von den neuen Hauptbahnhöfen, die für München und Köln vorgesehen waren, und von der Hängebrücke über die Elbe bei Hamburg, die so hoch werden sollte, daß auch die größten Schiffe darunter würden hindurchfahren können: Alle diese modernen Pyramiden sollten von einem deutschen Pharao gebaut werden, der sich seiner eigenen Sterblichkeit bewußt war – wobei sein Stellvertreter in Hitler jedoch keine irgendwie negativ gearteten Züge wie bei den Herrschern im alten Ägypten entdeckte.

„Daß am Obersalzberg ein großes, des Reichsoberhauptes würdiges Gebiet allmählich erworben und von der übrigen Welt abgeschlossen wurde [schrieb Heß im selben Brief], werdet Ihr ja wohl wissen. Es ist ein wahrer Segen, daß der Führer nun die Möglichkeit hat, spazierenzugehen, ohne dauernd einen Schwanz von Menschen hinter sich

herlaufen zu haben, die Unterschriften wollen, oder überall auf Gruppen zu stoßen, die auf ihn warten, um ihn zu sehen, daß er sich fortgesetzt zwischen Menschenspalieren bewegt. Dabei sind die Tausende von Besuchern, die oft im Sommer auf den Obersalzberg pilgern, doch in der Lage, den Führer zu

sehen, weil einmal am Tag zur festgesetzten Stunde die Menschen vor ihm vorbeidefilieren dürfen. Es ist jedesmal wieder ein ergreifender Anblick, vor allem die Österreicher darunter, die vielfach vor Ergriffenheit weinen, und wenn sie vor dem Führer stehen, kaum ein Wort herausbringen. Um so größer ist der Kontrast, den die deutschen Volksgenossen abgeben, denen man in erster Linie die frohe Stimmung, die im ganzen Reich verbreitet ist, ansieht, und die auch durch den Eindruck, den der Führer bei ihnen hervorruft, noch gesteigert wird. Oft sind Ausländer dabei, die dann staunend feststellen, daß das deutsche Volk wirklich nicht* unter der Knute des Diktators ächzt!

Dazwischen werden auf dem Berg auch prominente Ausländer empfangen, wie kürzlich Halifax, vordem Rothermere, auch der italienische Außenminister Graf Ciano war oben, desgleichen die Vertreter der internationalen Frontkämpfervereinigungen, welche seinerzeit in Berlin tagten.“

Solche Briefe, die nie für eine Veröffentlichung vorgesehen waren, bestätigen das Bild von Rudolf Heß, wie es sich in den erhaltengebliebenen Dokumenten widerspiegelt, als das eines idealen Hausvaters und bedingungslos ergebenden Jüngers eines modernen Messias.

Offensichtlich haßte Heß es, wenn die Pflichten ihn in die Reichshauptstadt riefen. „Der Große ist gerade wieder in Berlin“, schrieb seine Frau Ilse am 28. Januar, „zum 30. Januar usw. [dem 5. Jahrestag der Machtergreifung]. Ich hoffe sehr, daß er nicht zu oft und zu lange hinauf muß, denn sonst wird er seinem kleinen Sohn ja ganz fremd, und er muß sich immer wieder neu an seinen Vati gewöhnen.“

Als die Ereignisse von 1938 und 1939 ihre Schatten vorauswarfen, zog sich Heß von der politischen Bühne zurück und überließ seinen Platz in der außenpolitischen Zentrale gelegentlich Albrecht Haushofer.

Nach dem Anschluß Österreichs im März 1938 war Haushofer im

* Das Wort „nicht“ ist in dem mit Maschine geschriebenen Brief handschriftlich eingefügt.

Reichsaußenministerium, während Heß sich in Wien aufhielt, um sich zusammen mit Hitler von den jubelnden Massen feiern zu lassen. Heß war Mitunterzeichner des Gesetzes vom 13. März 1938 über die Eingliederung Österreichs ins Reich – ein Akt, der sowieso einen Monat später durch die fast hundertprozentige Zustimmung in einem Volksentscheid legalisiert wurde. Zusammen mit den Reichsministern des Innern und der Justiz unterzeichnete Heß auch eine Verordnung über die Einführung der Nürnberger Rassengesetze im Land Österreich vom 20. Mai 1938.

Während des Jahres 1939 war Heß nur noch Zuschauer. Ohnmächtig mußte er mit ansehen, wie Großbritannien – aufgebracht durch Hitlers Einverleibung der „Resttschechei“ im März – Polen jene verhängnisvolle Garantie anbot.

Gelegentlich kreuzten sich die Wege von Rudolf Heß und Haushofer noch, aber dann stellte sich eine wachsende Entfremdung ein. Kurz vor der Besetzung von Böhmen und Mähren hatte Heß seinen Freund, den Professor gebeten, eine Sondermission in Budapest bei dem neuen ungarischen Ministerpräsidenten, Graf PM Teleki, zu übernehmen, ein Plan, der jedoch von der Entwicklung – Hitlers plötzlicher Besetzung von Prag – überholt wurde. Heß wußte, daß die Außenpolitik dem Reichsaußenminister von Ribbentrop von Hitler direkt diktiert wurde; der Führer gab nichts mehr auf Haushofers Meinung, nachdem es am 10. November 1938 zwischen ihm und dem alten Professor in Heß' Münchener Haus zu einer letzten, lautstarken Auseinandersetzung gekommen war. Haushofer hatte den Führer davor gewarnt, sich auf Italien zu verlassen, und außerdem dessen „militante“ Rede einen Monat zuvor in Saarbrücken kritisiert.

Der pessimistische Sohn des Professors, Dr. Albrecht Haushofer, hatte von Berlin aus seine geheimen Kontakte mit der herrschenden Klasse Englands, der Aristokratie, aufrechterhalten. Am 28. November 1938 war Lord Clydesdale in der Reichshauptstadt aufgekreuzt und hatte Haushofer auf die wachsende Verärgerung in der englischen Öffentlichkeit aufmerksam gemacht. Aus allem, was der junge Haushofer im Juli 1939 aus internen Kreisen Berlins erfuhr, zog er den Schluß, daß es Krieg geben werde – eine Prophezeiung, die seinen Vater „übermäßig aufregte“, als er sie am 8. Juli in Albrechts Brief las. „Bis Mitte August“, prophezeite Albrecht am 12. Juli seiner Mutter in Kenntnis der Lage, „wird nichts pas-

sieren. Ab Mitte August soll alles für einen plötzlichen Krieg vorbereitet sein. Nach wie vor will ‚Daijin‘ [Hitler] nur einen lokalen Krieg . . . Er ist sich nicht sicher, ob der Westen ruhig bleiben wird.“

Um der schwülen Hitze des letzten Vorkriegssommers in Deutschland zu entgehen, unternahm Albrecht mit seinen Studenten eine Kreuzfahrt entlang der Westküste Norwegens. Hier, im Schatten der stillen Fjorde, schrieb er in Englisch einen langen, heimlichen Brief an Lord Clydesdale („My dear Douglas“).

In diesem pessimistischen Brief vom 16. Juli begründete er, warum er sich seit dem von Hitler inzwischen gebrochenen Münchener Abkommen so vorsichtig verhalten habe; abermals kritisierte er die „Mißstände“, die durch den Vertrag von Versailles entstanden waren, und warnte, daß der „große Mann des Regimes“ – womit er Hitler meinte – nun nicht mehr bereit sei, „sich zu mäßigen“. Dieser Brief grenzte in der Tat an Landesverrat, und Haushofer wußte das: Deshalb gab er ihn im neutralen Norwegen auf. „Nach allem, was ich weiß“, fuhr er fort, „gibt es noch keinen Zeitplan für die kommende Explosion, aber jeder Tag nach Mitte August kann der entscheidende sein. Bis jetzt wollen sie den ‚Großen Krieg‘ noch vermeiden. Der Mann, von dem alles abhängt, glaubt noch, daß er mit einem isolierten, lokalen Krieg davonkommt.“

Den Rest des Briefes dürfte Lord Clydesdale als überflüssig empfunden haben. Haushofer prophezeite, – obgleich „die Deutschen seit 1934 noch nie so wenig einig“ gewesen seien – „sie aber, wenn über die Korridorfrage Krieg ausbricht, zuverlässiger hinter ihrem Führer stehen als bei jeder anderen Frage, die in den letzten Jahren zum Krieg“ hätte führen können. „Ein Krieg gegen Polen“, betonte er, „wäre nicht unpopulär.“ Aber noch sei, so hoffe er, Zeit, eine Explosion zu vermeiden – vielleicht könne England Druck auf Mussolini ausüben und Mr. Chamberlain anerkennen, daß die deutschen Forderungen an Polen nicht ungerechtfertigt seien. Abschließend bat Albrecht Haushofer Lord Clydesdale, er möge den Brief, sobald er ihn gelesen habe, vernichten, und ihm zum Zeichen, daß er ihn erhalten habe, eine unverbindliche Ansichtskarte schicken.

Lord Clydesdales erster Weg führte zu den Morpeth Mansions, der Stadtwohnung von Mr. Winston Churchill in Westminster. Churchill war ein Unruhestifter, zu der Zeit ein Hinterbänkler im Parlament und ein

unerbittlicher Gegner der Verständigungspolitik der Regierung. Tropfnaß nach dem Bade saß er, eingehüllt in ein Badetuch, las den Brief durch und reichte ihn anschließend seinem Besucher zurück. (In der Folgezeit vergaß er ihn völlig und erinnerte sich erst wieder daran, als Heß selbst in England eintraf).

„Es wird sehr bald Krieg geben“, sagte er.

Nach Berlin ging eine Ansichtspostkarte ab, um Albrecht Haushofer – den feige Gestapomörder in den letzten Kriegstagen ohne Gerichtsurteil in den Ruinen von Berlin als Verräter erschossen – anzuzeigen, daß sein Brief eingetroffen war.

In Deutschland wurde die Stimmung immer gereizter. Wenige Tage nach dieser Initiative von Albrecht Haushofer trug sein jüngerer Bruder Heinz dem Stellvertreter des Führers einige Fälle schreiender Ungerechtigkeiten vor, mit der Bitte, etwas dagegen zu unternehmen.

Heß reagierte entgegen seiner sonstigen Art ungehalten. Er hielt Heinz Haushofer vor, jegliche Kritik am „System“ erachte er als Kritik an sich selbst: Er fühle sich, voller Stolz, verantwortlich für die Erfolge dieses Systems, wenn auch „unvermeidliche Ausschläge zum Extremen . . . Zeit brauchten, bis das Pendel . . . wieder in eine normale Lage zurückpendelt“.

„Daß ich mein möglichstes tue“, schrieb Heß, „überall dort, wo mir solche unerwünschten Nebenerscheinungen in Einzelfällen zur Kenntnis kommen, einzugreifen, weißt Du.“

Er erwähnte den SS-Führer Odilo Globotschnigg, dem man massive Korruption vorgeworfen hatte. Heß hatte eine Untersuchung in die Wege geleitet, wobei sich die Korruptionsvorwürfe als übertrieben heraus stellten. Dennoch habe er, so betonte Heß, die Abberufung Globotschniggs aus seinem Amte erwirkt. (Odilo Globotschnigg leitete später Massenvernichtungsaktionen im Osten.)

Nachdrücklich forderte Heß den jungen Heinz Haushofer auf, sich die „unerwünschten Begleiterscheinungen“ vorzustellen, falls 1933 die Bolschewisten statt Hitler gesiegt hätten, der – wie er bewundernd hinzufügte – „es wagte, einen Weg zu gehen, der oft hart am Kriege vorbeiführte.“

Hitler jedoch wollte nunmehr diese Grenze überschreiten. Er wollte einen kurzen Krieg, sowohl aus innenpolitischen Gründen als auch zur

Durchsetzung seiner Ziele.

Als Heß die Haushofers Anfang August in ihrem Haus in den Bergen besuchte, versicherte er ihnen, daß der Krieg nur „ein kurzes Gewitter“ sein werde.

Am 22. August enthüllte er ihnen, daß Stalin zur Unterzeichnung eines Nichtangriffspaktes mit Hitler bereit sei (wobei er nicht die Geheimklausel erwähnte, wonach die Siegesbeute – Polen und die Baltischen Staaten – zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilt werden sollte; möglicherweise hatte er davon keine Ahnung).

Die „Notizbücher“, die von Heß' brutalem und stiernackigem Stabsleiter Bormann kurz vor Kriegsausbruch geführt wurden, registrieren die letzten Schritte in die Katastrophe.

„MARTIN BORMANN'S NOTIZBUCH 1939

- 22.8. Besprechung des Führers mit Oberbefehlshabern und Generalen.
- 23.8. Flug Ribbentrop nach Moskau; Abschluß des deutsch-russischen Nichtangriffs-Paktes.
- 24.8. 2.00 Uhr – früh Bekanntgabe des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes
15.30 Uhr – Flug Ahnring – Berlin.“

Heß begab sich hingegen nach Graz, wo er am nächsten Abend auf der 7. Reichstagung der Auslandsdeutschen sprach. „Wir stehen zur Fahne des Führers, komme, was da wolle“, erklärte er. „Der Verantwortliche für die Unverantwortlichkeit Polens ist England“. Je mehr Gründe die Engländer anführten, um ihre Feindseligkeit gegenüber Deutschland zu rechtfertigen, desto weniger würde man ihnen glauben. „Indem wir bereit sind, dem Führer zu folgen, erfüllen wir den Willen Dessen, der uns den Führer gesandt hat. Deswegen sage ich noch einmal: Wir Deutschen stehen zum Führer, ganz gleich, was die Zukunft bringen mag.

Bormann war die ganze Zeit mit dem Führer zusammen:

- „25.8. Die für den 26.8. vorgesehene Reichstagssitzung fällt aus; der Parteitag wird nicht abgesetzt, sondern nur

verschoben.

ab 25.8. – läuft in aller Stille die deutsche Mobil-
machung.

- 26.8. Täglich Besprechungen von früh bis spät.
- 27.8. Eine Reichstags Sitzung findet zunächst nicht statt;
nach einer kurzen Ansprache werden die
Reichstagsabgeordneten vom Führer in die Heimat
entlassen.
- 28.8. Henderson kommt aus London zurück; es wird weiter
verhandelt.
- 29.8. Henderson erhält neuen Brief des Führers; die
deutsche Mobilmachung läuft trotz aller Verhand-
lungen in aller Stille weiter.
- 30.8. Am Donnerstag, 31.8., wird die deutsche Mobil-
machung beendet sein.

An diesem Tage ernannte Hitler seinen Stellvertreter zum Mitglied eines sechsköpfigen „Kleinen Kabinetts“, dem Ministerrat für die Reichsverteidigung, der Gesetze erlassen sollte, wenn er an der Front war. Auch diese Ernennung wurde in Nürnberg als Belastung gegen Heß eingestuft, obgleich dieses Gremium in Wirklichkeit von dem prahlerischen, energischen Hermann Göring geleitet wurde und Heß niemals an einer Sitzung teilnahm.

Am 1. September 1939 trug Bormann in sein Notizheft ein: „4.30 früh begann der Kampf mit den Polen: Reichstag; der Führer verkündet die eingeleiteten Maßnahmen.“

Hitler trug zum ersten Mal seinen feldgrauen Uniformrock; Heß war im Braunhemd und grüßte ihn, die linke Hand an seinem breiten Lederkoppel.

Hitler war sich über das allmähliche Schwinden von Heß' Autorität während der letzten Jahre im klaren und schloß seine Rede mit einem Versprechen, das als Trostpflaster für seinen ihm blind ergebenen Stellvertreter gedacht war. Für den Fall seines Todes, so verkündete er, solle Hermann Göring sein Nachfolger sein. Sollte auch Göring etwas zustoßen, „dann ist sein Nachfolger Pg. Heß.“

Sein alter Lehrer, Professor Haushofer, gratulierte Rudolf Heß, „dritthöchster Mann im Reich“ geworden zu sein. Feldmarschall Göring war weniger begeistert, als er hörte, daß „dieser Trottel“ sein Nachfolger werden sollte, und sagte das Hitler auch hinterher. Der Führer lächelte.

„Aber wenn Sie Führer des Reichs werden sollten“, erwiderte er, und bekräftigte damit seine Auffassung vom Führerprinzip, „dann können Sie doch Heß rauswerfen und Ihren eigenen Nachfolger bestimmen.“

Als einer der populärsten Parteiführer wurde Heß in den Jahren vor der Machtergreifung unentbehrlich; Hitler belohnte ihn im April 1933 mit dem Titel „Stellvertreter des Führers“.

Foto: U.S. National Archives, Washington





*Mit der Geburt seines Sohnes Wolf Rüdiger im November 1937
vollendete sich die Lebensfreude des Rudolf Heß.*

Foto: Archiv Rudolf Heß

DAS KURZE GEWITTER

„Mein ganzes Werk zerfällt nun“, beklagte sich Hitler gegenüber Rudolf Heß, als England (ab 3. September 1939) doch bei dem „kurzen Gewitter“ mitmachte; und die junge Privatsekretärin des Führers, Christa Schroeder, hörte, wie er hinzufügte: „Mein Buch ist für nichts geschrieben worden.“

Das stimmte: wie oft hatte Hitler in „*Mein Kampf*“ und in einem damals nicht veröffentlichten zweiten Buch sein Streben nach einer Zusammenarbeit, ja sogar nach einem großen Bündnis mit England unterstrichen! Heß glaubte ihm blindlings. Dabei hielt sich Großbritannien noch aus allen Kämpfen heraus und schien sich nicht zu rühren, während von Westen die Wehrmacht in Polen einmarschierte und Stalins Armeen von Osten her eindrangten.

Heß' Name war fast völlig aus den Spalten der Zeitungen verschwunden, obgleich er zum Beispiel als Vertreter der Partei am Staatsbegräbnis für den schwermütigen Oberbefehlshaber des Heeres, General Werner von Fritsch, teilnahm, dem schweres Unrecht zugefügt worden war und der wenige Tage zuvor den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht hatte.

Am 8. Oktober unterzeichnete Heß zusammen mit anderen Reichsministern formell das Gesetz über die Teilung Polens, durch das die nach dem Ersten Weltkrieg abgetretenen Gebiete wieder dem Deutschen Reich einverleibt wurden. Dieses Dokument wurde ebenfalls als Belastungsmaterial in Nürnberg bewertet: Eine Ironie des Schicksals war es, daß dabei die sowjetische Regierung über ihn zu Gericht saß, die selbst die Geheimklausel mit Deutschland im August 1939 unterzeichnet hatte und

damit an genau demselben Kriegsverbrechen beteiligt war.

Während des nächsten Jahres merkte man in der Öffentlichkeit wenig von Rudolf Heß. Er zog sich zu seiner Familie zurück, vor allem seitdem der Junge da war, und er kam, sooft es seine offiziellen Verpflichtungen erlaubten, nach Hause. „Er lud gern Verwandte ein“, erinnerte sich Fräulein Fath fünf Jahre später. Aus Ägypten waren seine Eltern gekommen. Schon einmal hatten sie, durch den Versailler Vertrag von 1919, ihren ganzen Besitz eingebüßt und nun wieder alles in Alexandrien verloren. „Von Kriegsbeginn an wohnten sie bei ihm, mehr in Berlin als in München. Er war ein zärtlicher Sohn und tat alles, was er konnte, für seine Eltern. Sein Vater liebte heitere Bühnenstücke, Operetten und Filme; seine Mutter interessierte sich mehr für Naturheilkunde und Philosophie.“

Vorübergehend bekam er größeren Ärger wegen eines „*Offenen Briefes*“ an eine unverheiratete Mutter, der zu Weihnachten in der Presse veröffentlicht wurde. Im Offizierskorps empfand man die unklaren Formulierungen als öffentliche Aufforderung an SS-Offiziere, „sich den Frauen der im Felde stehenden Soldaten zu nähern“, um die strategisch wichtige Geburtsrate des Reiches zu erhöhen. (Er war falsch zitiert worden.) Heß hielt seine Weihnachtsansprache in diesem Jahr an Bord eines in Wilhelmshaven liegenden Kriegsschiffes.

Heß hatte weder mit den Geschehnissen auf dem Schlachtfeld zu tun, noch trug er irgendeine militärische Verantwortung. Als sich der Krieg im ersten Jahr hinzog, wurde er zunehmend niedergeschlagen und einsilbig; seine Sekretärinnen sahen ihn grübelnd an seinem Schreibtisch sitzen, ohne wirklich wichtige Aufgaben zu haben. Hitler war in seinem „Führerhauptquartier“; Hermann Göring hatte die Regierungsgeschäfte übernommen; außer der Führung der Partei und der Teilnahme an Parteigerichtsverfahren gegen Übeltäter wie den Gauleiter Julius Streicher (im Januar 1940) gab es für Heß wenig zu tun.

Dafür hatte er mehr Zeit, sich mit Okkultismus und alternativer Medizin zu beschäftigen. Leichtgläubig und naiv vertiefte er sich in das Studium von Horoskopen, die trotz der ablehnenden Haltung des Führers gegenüber solchen nicht ernstzunehmenden Beschäftigungen nicht verboten waren. Unterdessen machte der immer begieriger nach der Macht strebende Martin Bormann voller Selbstzufriedenheit Eintragungen in sein

Notizbuch, die nicht ohne Seitenhiebe gegen seinen Chef waren:

23. Februar 12.30 Uhr Fahrt mit Führerzug nach München.
24. Februar Parteigründungsfeier; anschließend im Kaffee Heck;
Disput des Führers mit R. H. über Heilkundige und
Magnetopaten.
25. Februar 12.20 Uhr Abfahrt mit Führerzug nach Berlin; längeres
Gespräch des Führers mit M. B. über das Thema
„Aberglaube und Medizin“ und Prominente.

Heß' Anteil am Kriegsgeschehen war nach wie vor äußerst gering. Die Akten der deutschen Seekriegsleitung enthalten gelegentlich Hinweise auf sein persönliches Interesse an den Problemen der Marineblockade und des Minenkrieges; aber wenn die Kriegsmarine ihn höflicherweise zu Wort kommen ließ, so geschah das lediglich aufgrund seiner hohen Stellung.

Um Mr. Churchills Plänen einer Landung in Skandinavien zuvorzukommen, wurden Norwegen und Dänemark von deutschen Truppen besetzt; und im Juni 1940 kapitulierte Frankreich, das Deutschland am selben Tage wie Großbritannien den Krieg erklärt hatte.

Zur allgemeinen Überraschung schienen Hitlers Waffenstillstandsbedingungen großzügig zu sein, verglichen mit den Bedingungen, die Deutschland durch den Versailler Vertrag aufgezwungen worden waren; aber Hitler wollte den überflüssigen Krieg im Westen beenden – nicht weil er keine Beute einstecken wollte, sondern weil seine eigentlichen Absichten im Osten lagen. Er hatte mit seinem Generalstab bereits die Umgruppierung der deutschen Armeen gegen die Sowjetunion erörtert – ob in defensiver oder offensiver Absicht wußte damals (im Juni 1940) noch niemand zu sagen.

Es gab in diesen Wochen immer wieder Äußerungen Hitlers, die seine unveränderte persönliche Sympathie für die Engländer und seinen Wunsch nach Frieden um fast jeden Preis mit ihnen bekundeten.

„Mein Führer, denken Sie immer noch über England wie bisher?“ fragte ihn Heß kurz vor dem Frankreichfeldzug beim Mittagstisch in der Reichskanzlei.

„Wenn die Engländer wüßten, wie wenig ich von ihnen will!“ rief

Hitler und löste die Tafelrunde auf.

In einer Rede vor seinen Generälen am 2. Juni in Charleville sagte er: „Für eine Verständigung mit England können wir ohne weiteres eine Basis finden.“

Ebenso äußerte er sich gegenüber seinen engsten Mitarbeitern. „Der Chef will demnächst im Reichstag sprechen“, schrieb seine Privatsekretärin Christa Schroeder am 25. Juni. „Wahrscheinlich wird es sein letzter Appell an England sein. Wenn sie dann nicht parieren, wird er unbarmherzig vorgehen. Ich glaube, bis jetzt tut es ihm immer noch leid, den Engländern auf den Leib zu rücken. Es wäre ihm offensichtlich viel angenehmer, wenn sie von selbst Vernunft annehmen würden. Wenn sie wüßten, daß der Chef weiter nichts von ihnen will als unsere ehemaligen Kolonien, würden sie vielleicht zugänglicher sein.“

Heß war bei diesen privaten Gesprächen dabei und zutiefst besorgt.

In einer Unterredung mit Hitler äußerte er die Hoffnung, Deutschland würde von England alles zurückverlangen, was es durch den Versailler Vertrag verloren hatte (er dürfte dabei an seine enteigneten Eltern gedacht haben).

Hitler schüttelte den Kopf. „Dieser Krieg kann noch immer zu einer Freundschaft mit England führen, wie es stets meine Absicht war“, erwiderte er. „Man kann einem Land, das man auf seine Seite ziehen will, keine harten Forderungen stellen.“

Aber in London war jetzt ein anderer Regierungschef am Ruder – ein Politiker, für den es letztendlich kein Zurück mehr gab. Obgleich britischen Kabinettsprotokollen zufolge Premierminister Churchill im Mai und Juni kurz, aber durchaus ernsthaft über Möglichkeiten, „Herrn Hitlers Bedingungen anzunehmen“, nachdachte, ließ er diesen Gedanken über Nacht für immer fallen, in der richtigen Erkenntnis, daß ein vorzeitiger Friede im Sommer 1940 das Ende seiner glanzvollen politischen Laufbahn bedeutet hätte. So wurde ein Schleier über diese Vorgänge gezogen, und diese nachdenklichen Passagen in den Kabinettsprotokollen sind bis zum heutigen Tage gesperrt.

Am 19. Juli richtete Hitler im Reichstag einen „letzten Appell zur Vernunft“ an Großbritannien. Er wurde zurückgewiesen und einen Tag später begann Churchill mit einer völlig neuen Kriegführung – er ließ die

Kommandeure des Bomberkommandos in sein Landhaus kommen und befahl ihnen, die schwersten Bomber, die britischer Erfindungsgeist hervorgebracht hatte, einzusetzen, um ihre Fracht von Spreng- und Brandbomben über der Stadtmitte von Berlin abzuladen, sobald er das Stichwort dazu gebe.

Heß sah, daß die Zeit knapp wurde.

Am 2. August schilderte er seinem inoffiziellen diplomatischen Berater Albrecht Haushofer, wie besorgt der Führer über die unerwünschte Wendung sei, die der Krieg genommen habe. Angenommen, Hitler wollte es nur ungern zu einer „Schlußauseinandersetzung“ mit England kommen lassen, wer wären dann die Briten mit dem nötigen Weitblick gewesen, mit denen Deutschland hätte sprechen können? Dies war die Frage, die Heß seinem weitgereisten Freund stellte.

Hitler hatte gar nicht die Absicht, eine Landung in England zu unternehmen. Im August machte er gegenüber einzelnen Kommandeuren Andeutungen, daß das Unternehmen „Seelöwe“ lediglich ein Täuschungsmanöver sei, um politischen Druck auszuüben und die britische Regierung zum Einlenken zu zwingen.

Im Kriegstagebuch der Seekriegsleitung wurde dies am 14. August registriert, und am selben Tag offenbarte Hitler gegenüber seinen neuernannten Feldmarschällen seine Einstellung zu Großbritannien. Er betonte, er werde das Heer gegen England nur dann einsetzen, „wenn wir dazu . . . gezwungen sind“.

„England vermutlich aus zwei Gründen nicht friedensbereit [zitierte Feldmarschall Wilhelm von Leeb Hitler in seinem Tagebuch]. Erstens hofft es auf Unterstützung der USA . . . Zweitens hofft es, Rußland gegen Deutschland ausspielen zu können . . .

Deutschland strebt [aber] keine Zertrümmerung von England an, denn die Nutznießer wären nicht Deutschland, sondern Japan im Osten, Rußland in Indien, Italien im Mittelmeer, Amerika im Welthandel.

Aus diesem Grunde“, schloß Hitler, „ist Friede mit England möglich,

jedoch nicht mit Churchill als Ministerpräsident.“

Am nächsten Tag ließ Rudolf Heß Albrecht Haushofer nach Langenbeck kommen, um mit ihm über mögliche Friedensfühler in Richtung Großbritannien zu sprechen: In seinem Innern begann ein Entschluß zu reifen.



Die Schlacht um England hatte ziemlich kraftlos begonnen, als Görings Geschwader versuchten, die britische Luftwaffe und ihre Flugplätze auszuschalten. London wurde immer noch verschont. Aus britischen und deutschen Dokumenten geht hervor, daß Hitler Angriffe auf britische Städte grundsätzlich untersagt und für London ein totales Angriffsverbot verfügt hatte.

Mr. Churchill wußte dies alles durch entschlüsselte Funksprüche der deutschen Luftwaffe. Am Sonntag, dem 25. August, rief er jedoch kurz nach 9.00 Uhr morgens vom Bett seines Landhauses aus persönlich das Bomberkommando an und gab den Befehl, Berlin in der kommenden Nacht mit allen zur Verfügung stehenden Kräften anzugreifen. Auch Berlin war bisher nicht bombardiert worden, doch Churchill hatte persönliche, politische und operative Gründe für seine Absicht, den Gegner zu einem Vergeltungsangriff auf die britische Hauptstadt zu provozieren.

Dieser nächtliche Angriff der RAF auf Berlin schuf eine völlig neue, dramatisch veränderte Situation.

Da Hitler nicht reagierte, ließ Churchill in der Nacht vom 28. zum 29. August einen weiteren Angriff durchführen, bei dem mehrere Einwohner Berlins getötet wurden. Wütend verließ Hitler am nächsten Nachmittage den Obersalzberg und flog nach Berlin zurück, wo er die unangenehme Entwicklung mit seinen Ministern und Generälen erörterte. Am nächsten Tag machte General Georg Thomas vom Wehrwirtschaftsamt beim OKW folgende Aktennotiz: „Der Führer ist in Berlin; sehr ungehalten über die Tatsache der englischen Angriffe auf Berlin. Großangriffe auf London freigegeben. Vorgesehen ab Nacht 30./31.8.“

Aber dann weigerte er sich doch, das Angriffsverbot aufzuheben, weil

eine Bombardierung Londons auch noch die letzten Friedensmöglichkeiten verschütten würde. Seit Juni hatte es von englischer Seite auf höchster Ebene immer wieder Friedensfühler gegeben, unter anderem von Lord Lothian in Washington, Lord Halifax und seinem Unter-Staatssekretär „Rab“ Butler vom Foreign Office.

Hitler mag durchaus den Verdacht gehabt haben, daß Churchill genau aus diesem Grunde deutsche Luftangriffe auf London vielleicht geradezu herbeiwünschte, er war jedoch entschlossen, nicht in solch eine hinterhältige Falle seines Gegners zu tappen, obgleich es nicht einfach war, die Rufe nach Vergeltung zu ignorieren.

Und so billigte Hitler weitere geheime Annäherungsversuche an die Engländer.

Der Berliner Anwalt Dr. Ludwig Weissauer wurde mit dem Auftrag nach Stockholm geschickt, Verbindung mit Victor Mallet von der britischen Gesandtschaft aufzunehmen und diesem das großzügige deutsche Friedensangebot vorzutragen. Mallet hatte offenbar erkannt, daß der Führer selbst hinter diesem Angebot stand, und meinte, daß man sich das anhören sollte. (Dies läßt sein vorsichtig formuliertes Telegramm nach London vermuten, in dem er anfragte, ob er mit Weissauer sprechen dürfe.)

Zur gleichen Zeit traf Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß am 31. August um 17.00 Uhr unerwartet im Hause Haushofer in Bayern ein, offenbar um mit Albrecht Haushofer zu sprechen. Aber sein junger Freund war in diplomatischen Geschäften in Wien, sodaß Heß statt dessen mit dem alten Professor ein langes Gespräch führte; es war 2.00 Uhr morgens, als sie sich trennten, nachdem sie einen dreistündigen Waldspaziergang gemacht hatten, bei dem sie von niemandem gehört werden konnten.

Nach seiner Rückkehr nach München am 3. September schrieb Karl Haushofer mit der Schreibmaschine einen Brief an seinen Sohn. Eile war dringend geboten, obgleich Hitler das Bombardierungsverbot Londons noch nicht aufgehoben hatte.

„Es ist, wie Du weißt“, schrieb der Professor, „für ein sehr hartes und scharfes Vorgehen gegen die bewußte Insel alles so vorbereitet, daß der höchste Mann nur auf einen Knopf zu drücken braucht, damit alles spielt.“

Die Frage, die sich ihm und Heß stellte, lautete: Gab es keinen Ausweg?

Heß hatte eine bestimmte Idee, die Karl Haushofer nun seinem Sohn weitergab („weil sie mir offenbar in dieser Absicht mitgeteilt worden ist“). „Siehst auch Du keinen Weg, wie man an einem dritten Ort solche Möglichkeiten mit einem Mittelsmann, etwa dem alten Ian Hamilton oder dem anderen Hamilton, besprechen könnte?“

Heß hatte sich das, was ihn bedrückte, von der Seele geredet. Bevor er nach Berlin zurückkehrte, erzählte der Professor ihm, daß er vor kurzem einen Brief von einer alten Freundin der Familie aus Lissabon erhalten hatte –, einer Mrs. Violet Roberts, der Schwiegertochter des früheren britischen Vizekönigs von Indien, und daß diese in ihrem Brief geschrieben hatte: „Adressieren Sie Ihre Antwort an Mrs. V. Roberts, c/o Post Box 506, Lissabon.“

Hitler – Heß – die Haushofers – Mrs. Roberts Postfach in Portugal: die ersten schwachen Fäden des politischen Dramas begannen sichtbar zu werden.

Es war keineswegs zu früh. Am 4. September sprach Hitler vor zehntausend Berlinern im Sportpalast. Die Bevölkerung der Reichshauptstadt hatte weitere britische Angriffe hinnehmen müssen, und nun versprach Hitler, es den Engländern „Nacht für Nacht“ heimzuzahlen. „Wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in großem Ausmaß angreifen“, verkündete er, „wir werden ihre Städte ausradieren!“

Churchills Reaktion: Zwei Nächte später wurde Berlin abermals angegriffen.

Voller Wut und Bedauern hob Hitler das Verbot, London zu bombardieren, auf: am 7. September griffen zum ersten Mal in diesem Kriege mehrere hundert deutsche Kampfflugzeuge den Londoner Hafen und das Arbeiterviertel East End an. In dieser Nacht war die Silhouette der Stadt in ein Flammenmeer getaucht.

Heß sah im Geiste jenes Höllenfeuer, das ihn noch jahrelang verfolgen sollte. Als er wenige Wochen später in England die Gründe für seinen waghalsigen Flug anführte, räumte er ein, noch nie sei ihm ein Entschluß so schwergefallen – „aber vor meinem geistigen Auge sah ich – in Deutschland und England gleichermaßen – eine endlose Reihe von Kindersärgen mit weinenden Müttern dahinter und dann wieder die Särge der Mütter, gefolgt von weinenden Kindern.“

Als am 8. September während des ganzen Tages die Berichte der Nachrichtenagenturen „London in Flammen“ über die Fernschreiber tickerten, bat Heß Albrecht Haushofer, sofort mit ihm zusammenzutreffen.

Heß, der geborene Flieger, hatte sich zu einem Verzweiflungsschritt entschlossen: er konnte nicht einsehen, warum er keinen Erfolg haben sollte, wo alle Berufsdiplomaten versagt hatten.

Bei Kriegsausbruch hatte er sich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet. Hitler hatte dies nicht nur abgelehnt, sondern ihm das Versprechen abverlangt, nicht zu fliegen.

Heß hatte zugesagt, es nicht zu tun, aber hinzugefügt: „Für ein Jahr.“

Nun, im September 1940, war dieses Jahr um. Der Jagdflieger des Ersten Weltkrieges, der Draufgänger, der geplant hatte, wie Lindbergh den Atlantik zu überfliegen, der Held mit der Schutzbrille, der das Luftrennen „Rund um die Zugspitze“ 1934 gewonnen hatte, wollte mit seinem Flug alle übertrumpfen. Auf eigene Faust gedachte er den Frieden zu retten, das sinnlose Blutvergießen zu beenden, Deutschland zu retten und seinen Führer aus der Sackgasse zu befreien und ihm die Möglichkeit zu geben, auf seinen Berghof, zu seinem Zeichenbrett und seinen Brücken, Bauten und Autobahnen zurückzukehren.

Er wies Fräulein Fath an, für ihn insgeheim Meldungen über die Wetterlage über der britischen Insel und über der Nordsee einzuholen, und zwar entweder direkt von der Luftwaffe oder durch ihre Kollegin Fräulein Sperr, die in seinem Verbindungsstab in Berlin saß.

Als die Luftangriffe auf London fortgesetzt wurden, ging Heß zur Kur nach Bad Gallspach in der Nähe von Linz: offenbar hatte er wieder Magenkrämpfe.

Bei dem zweistündigen Gespräch, das Heß mit Albrecht Haushofer am 8. September hier führte, stellte sich heraus, daß der Letztere von hoffnungslosem Pessimismus erfüllt war – dies dürfte die Folge seines jahrelangen Verkehrs mit so spitzfindigen Diplomaten wie Ernst von Weizsäcker und Ulrich von Hassell gewesen sein. Trotz seiner geopolitischen Sachkenntnis hatte Haushofer nicht erkannt – dies offenbarte das Gespräch –, daß Amerikas materieller Reichtum Großbritannien nichts nützen würde, wenn deutsche U-Boote die Geleitzüge an der Überquerung des Atlantik hinderten, und daß die britische Seeblockade Deutschlands

durchbrochen würde, wenn Hitler in Rußland einmarschieren sollte (wovon Heß jedoch niemals sprach – sodaß es durchaus möglich ist, daß er von Hitlers Plänen im Osten keine Ahnung hatte).

Wir besitzen nur Haushofers damalige Niederschrift des Gesprächs („Am 8. September war ich nach Bad G. gerufen worden . . .“)

Heß fragte sofort nach Möglichkeiten einer Übermittlung des ernststen Friedenswunsches Hitlers an führende Persönlichkeiten Englands. „Man sei sich klar darüber, daß die Weiterführung des Krieges selbstmörderisch für die weiße Rasse sei . . . Der Führer habe die Zerschlagung des Empire nicht gewollt. Ob es denn in England niemanden gebe, der zum Frieden bereit sei?“

Haushofer bat – so berichtete er –, offen sprechen zu dürfen: man müsse sich darüber klar sein, daß nicht nur Juden und Freimaurer, sondern praktisch alle in Frage kommenden Engländer einen vom Führer unterschriebenen Vertrag für einen wertlosen Fetzen Papier hielten.

„Wieso?“ fragte Heß, ehrlich erstaunt.

Haushofer wies auf die in den letzten 10 Jahren gebrochenen Verträge hin.

„Man muß sich darüber klar sein“, erklärte er, „daß der Führer selbst in der angelsächsischen Welt für den Stellvertreter des Satans auf Erden gehalten wird.“

Als er hinzufügte, die Engländer wären lieber bereit, ihr ganzes Empire Stück für Stück den Amerikanern zu überschreiben als dem nationalsozialistischen Deutschland die Herrschaft in Europa zu überlassen, fragte Heß entrüstet, warum. Der Diplomat erwiderte, ein Mann wie Churchill, der selbst halb Amerikaner sei, würde in dieser Hinsicht wenig Bedenken haben.

Auf Heß' anfängliche Frage zurückkommend, erklärte Haushofer: „Ich bin der Meinung, daß diejenigen Engländer, die Besitz zu verlieren hätten, also eben die rechnenden Teile der sogenannten Plutokratie, diejenigen sind, die am ehesten bereit wären, über einen Frieden zu reden. Aber auch diese würden einen Frieden nur als einen Waffenstillstand betrachten.“

„Sind Sie vielleicht der Meinung“, fragte Hitlers Stellvertreter, „daß unsere Fühler deshalb nicht ‚durchgekommen‘ sind, weil nicht die richtige Sprache gesprochen worden ist?“

Offensichtlich meinte er damit Ribbentrop.

„Ich gab zu“, berichtete Haushofer, „daß Herr von R. sowie einige andere Persönlichkeiten allerdings in den Augen der Engländer dieselbe Rolle spielten wie Duff Cooper, Eden und Churchill in den Augen der Deutschen.“ Aber es liege nicht an Personen, sondern an der „Grund-auffassung“.

Heß beharrte jedoch darauf, Namen zu erfahren. Eher unwillig nannte Haushofer die pro-deutschen britischen Diplomaten, die er in den vergangenen Jahren beim Foreign Office getroffen hatte – Owen O'Malley, zur Zeit in Budapest; Sam Hoare, jetzt in Madrid; und Lord Lothian, den Botschafter in Washington.

„Als letzte Möglichkeit“, heißt es in Haushofers Darstellung, „nannte ich dann die des persönlichen Zusammentreffens mit dem nächsten meiner englischen Freunde auf neutralem Boden, dem jungen Herzog von Hamilton, der jederzeit Zugang zu allen wichtigen Persönlichkeiten in London habe, auch zu Churchill und zum König.“

Nachdem er diese Anregung gegeben hatte, wies Haushofer jedoch auf die „unvermeidlichen Schwierigkeiten des Verbindungsaufnehmens“ hin und bezweifelte einen Erfolg – welchen Weg man auch beschreite.

„Ich werde mir das Ganze noch einmal gründlich überlegen“, erklärte Heß, bevor er sich zum Schlafen zurückzog. Er werde Haushofer benachrichtigen, falls er Schritte unternehmen solle.

Haushofer kamen plötzlich Bedenken, und er bat „für diesen höchst heiklen Fall“ um genaueste Instruktionen, und falls er allein eine Reise zu unternehmen habe, um Richtlinien „von alleroberster Stelle“.

Angesichts der Risiken, die er mit dieser Sache bereits eingegangen war, verfaßte Haushofer ein vorsichtiges Gedächtnisprotokoll über das Gespräch (das er wenige Tage später seinem Vater schickte, mit der Bitte, es sorgfältig zu verwahren):

„Aus dem ganzen Gespräch [hieß es am Schluß dieser Aufzeichnung], hatte ich den starken Eindruck, daß es nicht ohne Vorwissen des Führers geführt wurde und daß ich in der Sache wohl nichts mehr hören werde, ohne daß eine neue Verständigung zwischen diesem und seinem Stellvertreter statt-

gefunden hat.“

Von diesem Augenblick an war Heß entschlossen, über Portugal Verbindung mit dem Herzog von Hamilton aufzunehmen. Man würde diesen bitten, entweder nach Lissabon zu kommen, um sich mit Albrecht zu treffen, oder er sollte streng vertraulich mitteilen, wo er sich in aller nächster Zeit aufhalte, damit man ihm einen neutralen Mittelsmann mit einer „Botschaft von größter Wichtigkeit“ schicken könne.

Albrechts Schwarzseherei war Heß jedoch nicht entgangen – ebenso wenig wie sein Beharren auf schriftlichen Richtlinien von Hitler. Noch während seines Aufenthaltes in Bad Gallsbach vertraute Heß seine Überlegungen dem alten Professor in einem Brief an, in dem er den Faden aufnahm, den sie bereits bei ihrem langen Spaziergang am 31. August geknüpft hatten: er schlug vor, einen Vertrauensmann der Auslandsorganisation der NSDAP mit einem Brief an den Herzog zur Freundin des Professors, Mrs. Roberts, zu schicken und ihr mitzuteilen, an wen sie in Lissabon die Antwort abgeben könne. „Inzwischen“, schrieb Heß, „wollen wir beide unsere guten Geister beschwören. Sollte dem Beginnen ein Erfolg beschieden sein, so würde das Dir hinsichtlich des Monats August gegebene Orakel doch noch recht behalten, da Dir der Name des jungen Freundes und der alten Freundin des Hauses bei unserer stillen Wanderung am letzten Tage dieses Monats aufstiegen.“

Eine weitere Woche verging, bis Heß' Brief auf dem Postwege den Professor auf seiner Berghütte in den Alpen erreichte und dann schließlich an seinen Sohn Albrecht gelangte, der inzwischen wieder in Berlin war – eine Woche, in der die Zahl der Todesopfer in London infolge der erbarmungslosen Bombardierung der Stadt immer mehr stieg.

Ängstlicher denn je schrieb Albrecht Haushofer am 18. September unschlüssig an seine Eltern: „Ich werde mir den ganzen Fall noch einmal 24 Stunden überlegen und dann T.“ – Tomodachi war der Deckname für Rudolf Heß – „unmittelbar schreiben. So wie er sich das denkt, geht es wirklich nicht. Immerhin könnte ich einen Brief an D. H. [Douglas Hamilton] so abfassen, daß die Übermittlung unsere alte Freundin in keiner Weise gefährdet; vor allem aber muß ich T. noch einmal klarmachen, daß mein herzoglicher Freund ebensowenig an mich

schreiben kann ohne die Genehmigung seiner höchstverantwortlichen Stellen, wie ich das umgekehrt kann.“ In dem Brief, den er Heß am nächsten Tag, dem 19. September, schrieb, machte er mit aller Deutlichkeit klar, daß er darauf warte, von Hitler zu diesem Schritt autorisiert zu werden: Er wolle „Instruktionen, wenn schon nicht vom Führer selbst, so doch von einer Persönlichkeit . . . die sie unmittelbar empfängt.“

Es war ein vier Seiten langes Schreiben, dessen Langatmigkeit schon zeigt, daß der Wissenschaftler in Panik geraten war, da man von ihm erwartete, sich als Mann kühner Entschlüsse zu erweisen. Er habe, schrieb er, sich inzwischen den technischen Weg überlegt, wie eine Nachricht in die Hände des Herzogs geraten könne. Der Brief dürfe auf keinen Fall so verfaßt sein, daß er ohne weiteres angehalten oder vernichtet werden oder daß er der Vermittlerin bzw. dem letzten Empfänger unmittelbare Gefahr bringen könne. Albrecht war sicher, daß der Herzog den Sinn schnell genug begreifen werde. „Ich kann nun – bei der engen menschlichen Beziehung und der genauen gegenseitigen Kenntnis, die mich mit Douglas H. verbindet, einige Zeilen an ihn (die dem Brief an Mrs. R. beizulegen wären), ohne Ortsangabe und ohne Namenszeichen – ein A. als Unterschrift genügt – so abfassen, daß *er allein* erkennt, daß hinter meinem Wunsch, ihn in Lissabon zu treffen, etwas Ernsteres steckt als eine persönliche Marotte.“

Er empfahl, dem Brief nichts anderes beizulegen. „Man stelle sich einmal vor“, meinte er, „eine alte Dame in Deutschland erhalte einen aus unbekannter ausländischer Quelle stammenden Brief, mit der Bitte, eine Nachricht weiterzuleiten, deren Empfänger gebeten werde, einer unbekanntem ausländischen Persönlichkeit seinen Aufenthaltsort für einen gewissen Zeitraum bekanntzugeben“ – umsomehr als Albrecht Haushofer seltsamerweise annahm, Hamilton „ist entweder Luftgeneral, oder er leitet die Luftverteidigung eines wichtigen Teils von Schottland oder er sitzt an verantwortlicher Stelle im Luftfahrtministerium.“

„Ich glaube“, erklärte er dem weltfremden Stellvertreter Hitlers, sanft belehrend, „Sie brauchen wenig Phantasie, um sich vorzustellen, welche Gesichter [Wilhelm] Canaris oder [Reinhard] Heydrich machen würden und mit welchem Schmunzeln sie jedes ‚Sicherheits-‘ und ‚Vertraulichkeits-‘ -Angebot eines solchen Briefes betrachten würden, wenn ihnen ein

Untergebender einen solchen Fall vorlegte . . . Die Maßnahmen kämen ganz von selbst – und weder die alte Dame noch der Luftkommandeur hätten leichte Zeiten vor sich!“ Darüber hinaus, so betonte er, könne Hamilton gar nicht nach Lissabon fliegen, ohne Urlaub zu bekommen – „das heißt also, ohne daß zumindest der Luftfahrtminister Sinclair und der Außenminister Halifax davon wissen.

Deshalb gab Albrecht folgenden einfachen Rat: er würde einen harmlosen Brief an seinen Freund, den Herzog, via Lissabon schreiben und vorschlagen, daß sie sich dort treffen.

„Erfolgt darauf nichts, so könnte man (wenn aus militärischen Gründen soviel Zeit bleibt), einen geeigneten Mittler vorausgesetzt, einen zweiten Versuch über einen nach England reisenden Neutralen machen, dem eine persönliche Botschaft mitgegeben werden könnte.“

Er fühlte sich jedoch verpflichtet, hinzuzufügen, daß die Erfolgsaussichten „von Ausgleichsbemühungen zwischen dem Führer und der britischen Oberschicht“ ihm „unendlich gering erscheinen“, wie er vor kurzem schon zu begründen versucht habe.

Noch in Berlin tippte Albrecht am selben Tage den Entwurf eines Briefes an den Herzog. In gewählten Worten sprach er ihm seine Anteilnahme zum Tode seines Vaters sowie zum Verlust seines Schwagers, des Herzogs von Northumberland, bei Dünkirchen aus und fügte umständlich hinzu: „Wenn Du Dich an einige meiner letzten Mitteilungen von vor dem Kriege erinnerst, wirst Du erkennen, daß die Tatsache, daß ich zur Zeit in der Lage bin, Dich zu fragen, ob es die geringste Chance gibt, daß wir uns . . . vielleicht in Portugal treffen, von gewisser Bedeutung ist.“

Er schlug eine kurze Reise nach Lissabon vor, in der Hoffnung, der Herzog könne seine Vorgesetzten überzeugen und Urlaub bekommen.

Es war ein ausgezeichnet formulierter Brief, aber das Wort Hoffnung war darin nicht mit großen Buchstaben geschrieben. Er schickte seinem Vater eine Kopie mit der Bitte, diese zu überprüfen, und fügte in Englisch, einer Sprache, die unter den gebildeten Anti-Nazis Mode war, hinzu: „The whole thing is a fool’s errand – bei der ganzen Sache ist kein Blumentopf zu gewinnen – aber dafür können wir nichts.“

Heß verging unterdessen fast vor Ungeduld – jede Nacht wurde in seiner Vorstellung die Reihe der Särge immer länger: am 17., 18. und 19.

September warf die deutsche Luftwaffe jeweils 334, 350 und 310 Tonnen Sprengbomben über London ab.

Am 22. rief er Dr. Haushofer an und forderte ihn auf, den Hamilton-Brief abzuschicken – er sollte Rudolfs Bruder Alfred Heß bei der Zentrale der Auslandsorganisation übergeben werden; ein Kurier der A.O. sollte ihn direkt zu Mrs. Roberts nach Lissabon bringen. So sah der Plan aus.

Schweren Herzens tat Albrecht Haushofer, wie ihm geheißen.

„Es hat alles geklappt“, meldete er Heß am 23. von Berlin aus. „Ich kann Ihnen nun soweit Vollzugsmeldung machen, daß der *von Ihnen gewünschte*“ – ein Wort, das er gar nicht deutlich genug betonen konnte – „Brief heute früh geschrieben und abgegangen ist. Hoffentlich nützt er mehr, als nüchterne Beurteilung zu hoffen erlaubt!“

Haushofer schickte eine Kopie des Hamilton-Briefs seinem Vater, dem Professor, zur Aufbewahrung und fügte hinzu: „Ich habe nun klar genug festgestellt, daß es sich um eine Aktion handelt, deren Initiative nicht bei mir gelegen hat.“

Er sei nach wie vor überzeugt, „daß nicht die geringste Aussicht eines Friedens ist“, fügte er hinzu.

Wenn dem so war, warum hat Albrecht Haushofer bei dieser Scharade mitgemacht?

Die Antwort, die von seinem Biographen als die wahrscheinlichste angesehen wird, dürfte in seinen bekannten Kontakten mit einzelnen Hitlergegnern wie Fritz von der Schulenburg, Johannes Popitz, Ernst von Weizsäcker, Ulrich von Hassell und dem Anwalt Carl Langbehn zu finden sein (die meisten von ihnen mußten, wie er, ihren Widerstand gegen das Regime mit dem Leben bezahlen): er hatte gehofft, mit der vollen „Legitimation“ des naiven Rudolf Heß nach Lissabon geschickt zu werden; einmal dort, hätte er entweder wieder Verbindung mit dem britischen Geheimdienst aufnehmen können, mit dem er zweifellos vor dem Krieg in London Kontakt hatte, oder mit deutschen Emigranten wie Erich Ollenhauer, Georg Frankenstein und Dutzenden anderen, die für ihre Tätigkeit von der „Deutschen Sektion“ des Secret Service bezahlt wurden (und zum Teil sogar in den Adelsstand erhoben wurden).

Ohne es zu ahnen, legte Heß Albrecht Haushofer herein: denn als aus Tagen Wochen wurden und keine Antwort vom Herzog kam, begann Heß

sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, die Reise selbst zu unternehmen.

Anfang Oktober entwarf er einen eigenen Brief an den Herzog.

Da sein Englisch mangelhaft war, ließ er den Leiter der Auslandsorganisation, Ernst Bohle, zu sich kommen.

Der schlanke, dunkelhaarige, 1,78 m große Bohle war neun Jahre jünger als Heß, aber ein ebenso begeisterter Englandfreund. Er traf um 21.30 Uhr in der Berliner Wohnung des Stellvertreters des Führers in der Wilhelmstraße 64 ein und platzte fast vor Neugier; aber selbst Heß' Adjutant Alfred Leitgen konnte ihm nicht sagen, worum es ging.

Heß schloß die Tür hinter dem Gauleiter.

„Herr Bohle“, sagte er ruhig, „ich habe Sie gerufen, um Sie zu fragen, ob Sie bereit sind, einen sehr geheimen Sonderauftrag von mir zu erfüllen.“

Er erklärte Bohle, es handle sich darum, einen Schritt zur Beendigung des Krieges mit England einzuleiten, jedoch dürfe er keinem Menschen darüber etwas sagen, auch nicht seinem „staatlichen Chef“, dem Reichsaußenminister von Ribbentrop.

Nachdem er ihn so zur Verschwiegenheit verpflichtet hatte, bat er den Gauleiter, sich an eine Schreibmaschine zu setzen und einen Brief ins Englische zu übertragen. Er war an den Herzog von Hamilton gerichtet. Bohle hatte den Eindruck, Heß plane eine Zusammenkunft in der Schweiz – obgleich er sich nicht vorstellen konnte, wie der Herzog dorthin kommen könnte: „Auf Empfehlung meiner Freunde, Professor Haushofer und seines Sohnes Albrecht, wende ich mich an Sie“, lautete der Anfang des Briefes, in dem Heß den Herzog für eine englisch-deutsche Verständigung gewinnen wollte. Zu dem weiteren Inhalt des Briefes berichtete Bohle später, daß Heß „einen Frieden mit England auf der Basis des Status quo anstrebte, Besprechungen über die Kolonien forderte und seitenlange, geradezu prophetische Darstellungen des Luftkrieges und seiner furchtbaren Folgen bei Fortdauer des Konflikts gab.“

Während der nächsten drei Monate bat Heß Bohle noch mehrere Male zu sich, um weitere Seiten zu übersetzen. Einmal fragte Heß ihn, ob er als Dolmetscher fungieren würde – und Bohle, der schon bei dem Abendessen, das Heß für die Windsors gegeben hatte, Dolmetscher war, stimmte

bereitwillig zu.

Plante Heß, Bohle auf seinen Flug mitzunehmen? Und was geschah mit diesem geheimen Brief von Heß an den Herzog? Bohles Darstellung aus der Erinnerung ist zu detailliert, als daß man sie einfach abtun könnte; aber der Brief ist nie in britischen Archiven aufgetaucht, und der Herzog bestritt bei seinen Besprechungen mit Churchills Ministern nach Heß' Ankunft in England, jemals einen solchen Brief empfangen zu haben. Tatsächlich erhielt der Herzog wenige Tage nach Heß' Landung – sehr zum Mißvergnügen der Regierung – eine Audienz beim König: daher kann Heß' Brief durchaus im königlichen Archiv in Windsor liegen, zusammen mit den beiden späteren Briefen, die er an Seine Majestät schickte, während er Mr. Churchills persönlicher „Staatsgefangener“ war.*

Bis Anfang November 1940 waren durch deutsche Luftangriffe 14.000 Briten ums Leben gekommen, und Rudolf Heß beschloß, nun nicht länger auf eine Antwort aus Lissabon zu warten.

Möglicherweise ermutigt durch Hitler, der mit ihm in Berlin war, entschloß sich Heß, seinen Alternativplan auszuführen. Am 4. November schrieb er einen Abschiedsbrief, den seine Familie vorfinden sollte, nachdem er gestartet war.

„Meine Lieben“, so hieß es in diesem kurzen Schreiben, „ich glaube fest daran, daß ich von dem Flug, den ich nächster Tage antrete, zurückkehre und daß der Flug von Erfolg gekrönt sein wird. Wenn aber nicht, so war das Ziel, das ich mir stellte, des vollen Einsatzes wert. Ich weiß, daß Ihr mich kennt: Ihr wißt, ich konnte nicht anders handeln.

Euer Rudolf.“

Albrecht Haushofer hatte die Sache inzwischen aufgegeben. Sichtlich erleichtert, schrieb er am 12. November: „Aus L. [gemeint war Lissabon] nichts. Es wird wohl auch nichts kommen.“



* Die Royal Archives in Windsor haben es abgelehnt, dem Verfasser Einblick in die Papiere des verstorbenen Königs zum Fall Heß zu gewähren.

Vieles von dem, was in den Monaten vor Heß' letztem Flug geschah, muß reine Spekulation bleiben.

Wußte Hitler wirklich nichts davon? (Mitarbeiter aus dem Stabe beider Männer konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Hitler lediglich so tat, als ob.)

Rechneten die Briten halbwegs damit, daß Heß selbst kommen würde? (Der Führer der Exil-Tschechoslowaken, Eduard Beneš, erzählte, Geheimdienstoffiziere hätten ihm berichtet, sie erwarteten *jemanden*.)

Die Tagebücher Albrecht Haushofers und seines Vaters – die wichtigsten Kettenglieder zwischen Hitler, Heß und den Engländern – wurden im Mai 1945 von alliierten Offizieren in Haushofers Berghütte auf der Partnach Alm beschlagnahmt und sind seitdem nicht wieder aufgetaucht. Und beim britischen Luftfahrtministerium sind die persönlichen Akten über den Herzog von Hamilton mit allen Unterlagen über die Instruktionen, die der Herzog in den drei Monaten vor Heß' Flug erhalten hat, entfernt (und zwar äußerst unauffällig – d. h. sogar ohne die üblichen Sperrvermerke bzw. Fehlblätter für diese drei Monate umfassende Lücke.)*

Deutsche Ermittlungsbeamte, die wenige Wochen später versuchten, Heß' Motive zu ergründen, erfuhren von seinem „inneren Konflikt“ wegen seines „Schmerzes über die gegenseitige Vernichtung zweier germanischer Völker“ und darüber, daß er vom Frontdienst ausgeschlossen worden war. Seine „tollkühne Fliegerei“ war bekannt und hatte den Führer veranlaßt, ihm jegliches Fliegen zu verbieten. Schließlich erfuhren die Ermittlungsbeamten von seiner „Neigung zu Mystik, Visionen und Prophezeiungen“. Aus seinem Abschiedsbrief vom 4. November läßt sich der Schluß ziehen, daß die Planung seines Alleinfluges zu einer fixen Idee geworden war.

Das Ganze entwickelte jetzt seine eigene Dynamik. Seit August 1940 war ihm regelmäßig die Wetterlage über England gemeldet worden. Sämtliche Auguren und Orakel schienen ihn zum Handeln zu drängen. Eine ältere Frau deutete ihm ein Horoskop: auch das hieß ihn offenbar, zur

* Daß solche Instruktionen existieren, geht aus Dokumenten der Familie hervor, die sein Sohn, James Douglas-Hamilton, in seinem Buch „*Motive for a Mission*“ (London) veröffentlicht hat.

Tat zu schreiten. Er war fasziniert und wies Fräulein Fath an, der Frau Geburtsstunde und -ort mitzuteilen, damit er Näheres erfahren könne. Alle Anzeichen, die auch mit den erforderlichen okkulten Einsichten übereinstimmten, sprachen dafür, daß es nicht nur die Pflicht, sondern das Schicksal des Stellvertreters des Führers sei, nach England zu fliegen, um den Krieg zu beenden.

Erfüllt von heiligem Sendungsbewußtsein, bat Heß Ernst Udet, das frühere Flieger-As – jetzt Görings Generalluftzeugmeister – ,ihm eine Messerschmitt zur Verfügung zu stellen, damit er sich „zum Vergnügen“ über Berlins Tempelhofer Flughafen auf ihr einfliegen könne.

Alles deutet darauf hin, daß Hitler die Idee seines Stellvertreters, irgendwohin zu fliegen, keineswegs gebilligt hatte, denn Heß zuckte zusammen, als Udet erklärte, er müsse zuvor Hitlers Zustimmung einholen, um schließlich, nachdem er Udet fast bis zur Verzweiflung getrieben hatte, resigniert zu verzichten. „Die Genehmigung des Führers“, meinte Heß zwei Jahre später, „dessen Flugverbot für mich doch gerade abgelaufen war, machte der harmlose Mensch zur Bedingung – ebensogut hätte ich mich gleich selbst in Schutzhaft begeben können!“

Indessen richtete er sein Augenmerk jetzt nach Süden.

Eines Tages, so erinnert sich sein unbekümmerter, leichtfertiger Freund Willi Messerschmitt, sei Heß in seinen Augsburger Flugzeugwerken erschienen und habe um Flugunterricht auf einer Me 110, einem neuen zweimotorigen Langstreckenjäger, gebeten. Voller Stolz stellte die Firma eine Maschine aus ihrer Produktion für ihn ab.

Nach einigen Übungsflügen, die von Mal zu Mal länger dauerten, begann Heß merkwürdige Änderungswünsche für seine Maschine zu äußern: die Reichweite sei zu gering, er wollte Benzintanks unter den Tragflächen angebracht haben, und schließlich sei ein besseres Funkgerät vonnöten.

Die Messerschmitt-Werke taten alles, was er wollte, schließlich war er ja der Stellvertreter des Führers. Direktor Theo Croneiss, der seit dem Ersten Weltkrieg mit Heß bekannt war, sorgte dafür, daß alle gewünschten technischen Verbesserungen durchgeführt wurden.

Anfang Januar 1941 schien alles bereit zu sein, aber dieser „motorisierte Parzival“, wie Professor Haushofer ihn ohne jegliche Bösartigkeit zu

nennen pflegte, hatte immer noch etwas an seinem Flugzeug auszusetzen.

In einer typischen Aktennotiz aus dem Firmenarchiv der Messerschmitt-Werke heißt es:

„Me 110 des H. Heß.

Die Me 110 des Herrn Rudolf Heß hat eine alte Heizung ohne Absperrhähne zwischen Kühler und Heizung. Ich halte es für erforderlich, daß die Absperrhähne noch nachträglich eingebaut werden.

Ich bitte um Prüfung der Möglichkeiten und um Durchführungsvorschläge.

7.1.41 Mtt/ke“

An diesem und am nächsten Tage versammelten sich die Oberbefehlshaber und Generäle auf dem Obersalzberg, wo Hitler ihnen die militärische Planung für das kommende Frühjahr auf dem Balkan und in Nordafrika erläuterte. England, so erklärte er, setze nur deshalb den Kampf fort, weil es mit einem baldigen Kriegseintritt Rußlands und Amerikas rechne; und er sprach offen von seiner Absicht, in die Sowjetunion einzumarschieren.

Heß war natürlich nicht anwesend: er hatte inzwischen beschlossen, zu seinem Flug nach Schottland aufzubrechen.

Am 10. Januar ließ er sich von seinem Adjutanten Karlheinz Pintsch wie gewöhnlich zum Flugplatz der Messerschmitt-Werke bei Augsburg fahren. Aber diesmal händigte er, ehe er in seine Me 110 kletterte, seinem ihm treu ergebenen Adjutanten zwei Briefumschläge aus – einen an Hitler gerichteten Brief und ein versiegeltes Schreiben mit Anweisungen, das, falls er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, erst nach vier Stunden geöffnet werden solle.

Nach zweistündiger Flugzeit verschlechterte sich das Wetter; Heß brach das Unternehmen ab und kehrte zurück.

Nach seiner Landung in Augsburg mußte er feststellen, daß Pintsch inzwischen den Umschlag mit den Anweisungen geöffnet hatte. Aus ihnen ging hervor, daß sein Chef, der Stellvertreter Hitlers, „nach England geflogen“ sei.

Um nicht als Verräter dazustehen, mußte Heß auch Pintsch ins Vertrauen ziehen. Er sagte, es sei seine Absicht gewesen, nach Schottland zu fliegen, in Dungavel zu landen, dem Herzog von Hamilton die Visitenkarte von Albrecht Haushofer zu zeigen und darum zu bitten, zum König gebracht zu werden. Direkt zum König! Mit einem einzigen schnellen

Flug, der, wie er einräumte, ihn möglicherweise das Leben kosten könnte, würde er die Kriegshetzer in Downing Street 10 übergehen. So wollte Heß den Krieg beenden.

Das Vertrauen, das Heß seinem Stab einflößte, muß beträchtlich gewesen sein, da Pintsch, ohne Fragen zu stellen, sich auf diese Weise dem Kreis der Verschwörer anschloß und keinen Versuch machte, seinen Chef zu verraten: Aber es gab ein Nachspiel, mit dem niemand gerechnet hatte.

Zwei Wochen später kam Max Hofweber, ein alter Kriegskamerad Heß', vom Flugplatz Lechfeld nach Berlin, um mit seinem Fliegerkameraden Rudolf Heß zu sprechen. „Diese Unterredung mußte Heß plötzlich absagen“, berichtete Hofweber, „da er anderweitig in Anspruch genommen wurde.“ Danach unterhielt sich Hofweber mit Pintsch und erfuhr zu seinem Schrecken von Heß' abgebrochenem Englandflug. Pintsch verpflichtete ihn zu absoluter Verschwiegenheit.

Voller Unruhe über die möglichen Konsequenzen, falls Heß dies abermals versuchen sollte, fuhr Hofweber die ganze Nacht hindurch auf der Autobahn nach München und sprach mit dem alten Professor Haushofer – dem einzigen weisen Mann, der Heß daran hindern konnte, etwas zu tun, das wie die Tat eines Wahnsinnigen aussah.

Haushofer versprach, seinen Einfluß geltend zu machen, und traf wenige Tage später mit Heß zusammen. Um nicht zu verraten, von wem er etwas über dessen Absichten wußte, erzählte Professor Haushofer Heß von einem angeblichen „Traum“, in dem er den Stellvertreter des Führers durch mit Wandteppichen geschmückte englische Schlösser habe wandeln sehen, um zwei großen Nationen den Frieden zu bringen.

Er hatte gehofft, Heß auf diese Weise in vorsichtiger Form über seine Pläne aushorchen zu können; aber Heß hörte lediglich fasziniert zu und sah darin eine weitere okkulte Bestätigung der Richtigkeit seiner geplanten Mission und – sagte nichts.

Heß hatte bereits – neben den Briefen an seine Familie und an den

Herzog – mit der Abfassung und Umformulierung zweier Briefe an Hitler begonnen. Ein Schreiben war kurz, das andere hingegen etwa vierzehn Seiten lang.

Mit dem langen Brief hatte er offenbar schon im Oktober angefangen; sein Erzfeind und Rivale Ribbentrop nannte es später verächtlich ein „langes und verrücktes Manuskript“. Heß setzte darin dem Führer die Friedensvorschläge auseinander, die er mit den Engländern zu diskutieren gedachte. Wie es scheint, bestand diese Denkschrift aus vier Abschnitten, die jeweils von jemand anderem getippt worden sind. Laura Schrödl, die Chefsekretärin, die seit Februar 1936 für ihn und Leitgen arbeitete, schrieb die Seiten über die Entschädigung für Deutsche im Ausland, die ihr Vermögen im Kriege verloren hatten – eine seiner fixen Ideen; sie wußte seit September von seiner geplanten Mission. Hildegard Fath, die ebenso wie Laura Schrödl zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet worden war, tippte einige weitere Seiten; den Rest schrieben Heß und sein Adjutant Pintsch.

Dieser vierzehn Seiten lange Brief befand sich in einem Päckchen, das Hitler an einem Samstagabend im Mai auf dem Berghof ausgehändigt wurde; er legte es beiseite, um es erst am nächsten Tag zu öffnen.

An diesem Tag erschien Pintsch mit Heß' kurzem Brief – und dieser begann mit folgenden Worten:

„Mein Führer,

Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich in England . . .“

Beide Briefe sind verlorengegangen, aber es gibt mehrere Leute, die den kurzen Brief gelesen haben. Hitler war entsetzt und gab ihn dem General der Flieger, Karl Bodenschatz, der die beiden Seiten las, worin der Stellvertreter Hitlers mitteilte, er sei nach Glasgow in Schottland geflogen und beabsichtige, auf dem privaten Flugplatz eines englischen „Lords“ zu landen, den er bei den Olympischen Spielen kennengelernt hatte. Professor Messerschmitt, der den Brief ebenfalls gelesen hatte, erinnerte sich an Heß' Worte, er sei bereit, sein Leben einzusetzen, um Frieden mit England zu machen. Fräulein Fath weiß noch, daß ihr Chef in dem Brief geschrieben hatte, er unternehme diesen außergewöhnlichen Flug, „um weiteres

Blutvergießen zu vermeiden und für einen Friedensschluß günstige Voraussetzungen zu schaffen“. Heß erklärte darin außerdem, wie Bodenschatz im Mai 1945 mitgefangenen Offizierskameraden erzählte, er habe vorher nicht zum Führer gehen können, „weil der ihn sicher nicht gehört hätte . . . weil er [Heß] die Rußlandsache für einen Wahnsinn hält.“ Aber er habe ausdrücklich betont, „daß er den Engländern von dem Plan des Führers gegen Rußland nichts sagen wird“.

Falls dies stimmt, dürfte Heß von Glück sagen, daß seine Frau Ilse die einzige Kopie vernichtet hat (die in seinem Safe in Harlaching lag), als 1945 die französischen Truppen einmarschierten.

Nach ihrer Darstellung endete dieser Brief mit den Worten: „Und sollte, mein Führer, mein – wie ich zugeben muß – mit sehr wenig Erfolgchancen belastetes Vorhaben scheitern, sollte das Schicksal gegen mich entscheiden, so kann es für Sie wie für Deutschland keine üblen Folgen haben: Sie können sich jederzeit von mir absetzen – erklären Sie mich für verrückt.“

Es muß jedoch betont werden, daß – vielleicht aus ganz offensichtlichen Gründen – weder dieser Rat noch irgendeine Bemerkung über die Pläne gegen Rußland im Heß-Schreiben vorkamen, die Martin Bormann den auf dem Berghof nach dem Flug versammelten Reichs- und Gauleitern vorlas.

Anwesend an diesem Nachmittag waren unter anderen Hans Frank, Walter Darre und G. Schäfer. Frank berichtete hinterher seinem Stab: „Fest steht, daß Heß vollkommen in der Hand von Sterndeutern, Augen-diagnostikern und Heilpraktikern gewesen ist und jetzt – wie aus seinem vierzehnteiligen Brief an den Führer hervorgeht – in dem Wahn nach England gegangen ist, um bei seinen englischen Freunden einen Versuch zum Frieden zwischen Deutschland und England zu machen.“ Darre erinnerte sich an zwei Briefe von Heß – einen an Hitler, in dem er in allen Einzelheiten über seine „fünf Versuche seit November 1940“, diesen Flug zu unternehmen, berichtete, und einen an Haushofer, in dem er ankündigte, er werde es jetzt versuchen.

Auch Schäfer erinnert sich an den Brief von Heß an Haushofer: „Beide haben sich Horoskope setzen lassen. Der Sterndeuter hat Rudolf Heß erklärt, er sei der Mann, er müsse an dem und dem Tag nach England

fliegen. Aus den zurückgelassenen Briefen geht hervor, daß an dem Tage der Tat die Sterne günstig standen.“

Dem Herzog von Hamilton erklärte Heß, er habe insgesamt viermal den Versuch unternommen und sei bei drei Gelegenheiten durch schlechtes Wetter daran gehindert worden. Aber das Wetter war nicht der einzige Grund für den Aufschub in der Zeit zwischen November 1940 und Mai 1941.

Bei seinen vorausgegangenen Langstreckenübungsflügen hatte sich herausgestellt, daß das Unternehmen viel gründlichere Vorbereitungen erforderte als erwartet. Durch Hitlers Chefpiloten Hans Baur verschaffte er sich heimlich eine Kopie der Karte, auf der die verbotenen Luftzonen verzeichnet waren. Er experimentierte mit verschiedenen Navigationssystemen, benutzte die Pausenzeichen des dänischen Senders Kalundborg als Peilhilfe und bat Gauleiter Terboven, ihm aus Norwegen Radiopeilungen zugänglich zu machen; ferner wies er Messerschmitts führenden Radarexperten Mortsiepen an, ihm ein Spezialgerät installieren zu lassen, und entschied sich schließlich für ein Funkempfangsgerät, das ihm erlauben würde, einen Teil der Strecke auf einem Leitstrahl hinüberzufliegen, der für die Kampfgeschwader der Luftwaffe über die Nordsee gelegt wurde. Ironischerweise bedeutete dies, daß er auf den nächsten Großangriff der Luftwaffe auf England warten mußte.

Es gab aber auch politische Gründe für die dreimonatige Verzögerung bei Heß' „Flugversuchen“: In Nordafrika hatte die italienische Armee eine schwere Schlappe einstecken müssen; sie hatte gerade einen langen Rückzug von Ägypten nach Tripolitanien angetreten, und nur das Eintreffen eines Meinen deutschen Truppenverbandes unter Generalleutnant Erwin Rommel sowie dessen Gegenoffensive brachten die Italiener wieder zum Stehen. Selbst dann wartete Heß noch einige Tage, bis die Kämpfe auf dem griechischen Festland Ende April 1941 siegreich beendet waren, denn es widerstrebte ihm, Friedensangebote – selbst insgeheim – zu machen, die man in England als Zeichen der Schwäche hätte werten können.

Im Verlauf von zwei längeren Zusammenkünften mit Professor Haushofer, und zwar vom 21. bis 24. Februar und von 12. bis 14. April, erörterte Heß mit seinem alten Freund die Lage, ohne zu erkennen zu geben, was er vorhatte. Auf seine ausdrückliche Anweisung setzte Albrecht Haushofer

seine Bemühungen um Kontaktaufnahme mit britischen Freunden fort, wie er in einem Gespräch mit dem früheren Botschafter Ulrich von Hassell am 10. März erwähnte, bei dem er von dem „dringenden Wunsch nach Frieden an höchster Stelle“ sprach.

In diesen Frühlingswochen wurden auch von der anderen Seite vorsichtige Friedensfühler ausgestreckt. Durch Vermittlung Ulrich von Hassells erhielt Albrecht Haushofer aus der Schweiz einen Gruß des Vizepräsidenten des Internationalen Roten Kreuzes, Professor Carl Jacob Burckhardt, der ihn einlud, doch einmal nach Genf zu kommen, und ihm – laut Haushofers damaliger Erklärung vor der Gestapo – sagen ließ, er habe Grüße „aus meinem alten englischen Freundeskreis zu übermitteln“. War dies eine versteckte Antwort des Herzogs von Hamilton? Heß hatte jedenfalls den Eindruck. In Berlin waren die Verbindungen des ehemaligen Völkerbundkommissars in Danzig zu offiziellen Kreisen in London und sein Eintreten für einen Kompromißfrieden bekannt.

Weitere Friedenssignale waren inzwischen auch aus Madrid vom dortigen britischen Botschafter Sir Samuel Hoare gekommen. Seltsamerweise brachte der Deutschlandsender am 23. April folgende offizielle Verlautbarung: „Meldungen über eine Reise von Reichsminister Heß nach Spanien werden in amtlichen deutschen Kreisen dementiert.“

Drei Tage später gab Heß bei einem heimlichen Treffen mit den Haushofers in seinem Haus in Harlaching der traditionellen Diplomatie eine letzte Chance. Albrecht berichtete ihm über die Botschaft von Burckhardt; Heß erteilte ihm die Erlaubnis zu reisen, und der junge Mann traf am 28. April mit Burckhardt zusammen. „In Wirklichkeit“, notierte Martha Haushofer nach der Abreise ihres Sohnes in ihrem Tagebuch, „schätze ich die Erfolgsaussichten, wie Albrecht auch, gering.“

Nach seinem Gespräch mit Burckhardt schrieb Albrecht Haushofer: „Diesen fand ich in einem gewissen Widerstreit zwischen seinem Wunsch, den Möglichkeiten europäischen Friedens zu dienen, und größter Besorgnis darüber, daß sein Name irgendwie an die Öffentlichkeit geraten könnte. Er bat ausdrücklich um strengste Geheimhaltung des Vorganges. Vor einigen Wochen sei eine in London bekannte und angesehene Persönlichkeit, die führenden Konservativen- und Citykreisen nahestehe, bei ihm in Genf gewesen.“ Diese Persönlichkeit, deren Namen er nicht nennen

dürfe, habe in einem längeren Gespräch den Wunsch wichtiger englischer Kreise nach der Prüfung von Friedensmöglichkeiten ausgesprochen. Seine Ansichten über ein Europa nach einem Waffenstillstand deckten sich ziemlich mit denen von Heß – das englische Interesse an den ost- und südosteuropäischen Gebieten (mit Ausnahme Griechenlands) sei „nominiell“. Auf eine Wiederherstellung der westeuropäischen Staatenwelt könne nicht verzichtet werden; die Kolonialfrage werde keine übermäßigen Schwierigkeiten machen, „wenn sich Deutschland auf seinen alten deutschen Besitz beschränke und der italienische Appetit gezähmt werden könne“. Albrecht schlug vor, Burckhardt möge eine Zusammenkunft mit dieser Persönlichkeit in Genf vermitteln.

In Berlin erteilte unterdessen Hitler am 30. April den Oberbefehlshabern und Generälen der Wehrmacht seine Weisungen für das Unternehmen „Barbarossa“, den Angriff auf Rußland, der am 22. Juni beginnen sollte. Heß war an diesem letzten Apriltag noch in München, wo er im alten Braunen Haus den Führer der spanischen Falange, Salvadore Merino, empfing.

Danach fuhr Heß noch am selben Tag nach Augsburg und unternahm einen weiteren Startversuch. Dies war möglicherweise lediglich die „Generalprobe“, denn er traf keinerlei Anstalten (Abschiedsbriefe usw.), wie er es zehn Tage später tat; und er wünschte weitere Verbesserungen an seinem Flugzeug, von dem sein Leben und möglicherweise auch die Zukunft Europas abhängen könnten.

Am 1. Mai erschien er wieder bei den Messerschmitt-Werken in Augsburg, um als Hauptredner auf einer Massenveranstaltung zum Tag der Arbeit zu sprechen, verlieh dem Professor eine Auszeichnung, nahm ihn dann beiseite und bat ihn, („bis Montag“, den 5. Mai) Fragen zu beantworten, die den Flugzeugkonstrukteur hätten aufhorchen lassen müssen:

- „1. Herr Reichsminister Heß fragt an, welcher Kurvenradius geflogen wird, wenn man die Selbststeuerung vollständig umlegt, außerdem mit welcher Genauigkeit voraussichtlich der Radius stimmt und wie groß unter Umständen der Windeinfluß sein kann. Ich kann mir unter der ganzen

Sache nichts Rechtes vorstellen, habe aber vergessen, mich genauer zu erkundigen, was er will.*

2. Ich bitte Sie, zu veranlassen, daß in seinem Flugzeug die Sauerstoffflaschen des Begleiters, wenn es nicht schon der Fall ist, auf die Sauerstoffflaschen des Führers umgeschaltet werden. Außerdem soll ein Sauerstoffmundstück neben einer Sauerstoffmaske in das Flugzeug.
 3. Er wünscht eine Eichung des Staudruckes und ein dazugehöriges Kurvenblatt, auf dem zu sehen ist, was eine Anzeige von 410 bzw. 450 km in 500 – 60.000 km in Wirklichkeit ist.
- 2.5.41. TDM/Mtt/Mo.“ gez.: Messerschmitt

Also war Heß durchaus bei klarem Verstand: er wußte genau, was er wollte. Allen Ernstes analysierten die Engländer nach seiner Ankunft in England jede deutsche Rundfunksendung seit Hitlers Geburtstag (Heß selbst hatte aus diesem Anlaß vom Führerhauptquartier aus in der Nähe der jugoslawischen Grenze als Hauptredner fungiert), aber keinerlei Anzeichen für irgendwelche Meinungsverschiedenheiten mit der Partei oder irgendwelche geistigen Störungen entdeckt. Wie Bodenschatz sagte, sei Heß „ziemlich sachlich“, ja sogar „auf einem Leitstrahl hinübergeflogen.“ Die Me 110 war eine schwierige Maschine, und es war ein riskanter Flug: Udet, einer der bekanntesten Flieger des Ersten Weltkrieges, war überzeugt, daß Heß es niemals schaffen würde. Auch Göring versicherte Hitler, als Heß verschwunden war, sein Stellvertreter müsse über dem Meer abgestürzt sein.

Hitler war anderer Meinung. „Der Führer glaubt an Heß' Können“, schrieb ein Mitglied seines Stabes, als die Nachricht von seinem Abflug eintraf.

„Wenn Heß sich einmal in etwas verbissen hat“, erklärte Hitler mit fast tonloser Stimme, „dann schafft er es auch.“

Der Balkanfeldzug war siegreich beendet. Als Hitler am 4. Mai um

* Görings Stellvertreter, Feldmarschall Erhard Milch, erzählte Bodenschatz im Mai 1945: „Messerschmitt wußte um die Sache. Bestimmt! Er wußte ganz genau, und [Direktor Theo] Croneiss wußte es auch ganz genau; die Maschine war ja extra hergerichtet für diesen Zweck“.

18.00 Uhr in die Kroll-Oper marschierte, um in einer in ganz Europa live übertragenen Rede seinen großen Sieg zu feiern, registrierte der englische Funkabhördienst, wie die Reichstagsabgeordneten aufsprangen und dem Führer applaudierten. An Hitlers Seite befanden sich Rudolf Heß, Göring, Frick und Himmler.

In seiner Rede betonte Hitler die Tapferkeit der deutschen Wehrmacht und verhöhnte Churchills peinliche, stümperhafte Rückzüge in Griechenland und Nordafrika. Er ertete bei den Abgeordneten großes Gelächter.

„Herr Churchill, der auch diesen Kampf begann, versucht, so wie in Norwegen oder bei Dünkirchen, auch hier irgend etwas zu sagen, was früher oder später vielleicht doch noch zum Erfolg umgelogen werden könnte. Ich finde das nicht ehrenhaft, aber ich finde es bei diesem Mann allerdings verständlich. Wenn jemals ein anderer als Politiker so viele Niederlagen und als Soldat so viele Katastrophen erlebt hätte, dann wäre dieser wohl keine sechs Monate im Amt geblieben, es sei denn, er hätte sich ebenfalls im Besitz jener Fähigkeit befunden, die Mr. Churchill als einzige auszeichnet, nämlich der Fähigkeit, mit gottergebener Miene zu lügen und die Wahrheit so lange zu verdrehen, bis am Ende aus den furchtbarsten Niederlagen sogar noch glorreiche Siege werden.“

Heß hörte aufmerksam zu, als Hitler diese Bemerkungen über Churchill machte. Nach der Sitzung bat er Hitler beiseite.

Soweit sich Hitler zehn Tage später erinnern konnte, sprachen sie etwa eine halbe Stunde miteinander. Heß fragte ihn, ob er immer noch zu seinem in „*Mein Kampf*“ niedergelegten Programm stünde; Hitler – der es eilig hatte, zu seinem Zug zu kommen, der um 20.15 Uhr nach Gotenhafen zur Inspektion der neuen Schlachtschiffe *Bismarck* und *Tirpitz* abfahren sollte – erwiderte kurz, dies sei der Fall. Eine Woche später erzählte Heß britischen Offizieren: „Erst vor kurzem, nach seiner Reichstagsrede am 4. Mai, hat Hitler mir erklärt, daß er keine übertriebenen Forderungen an England stellen wolle“. Seine Sekretärin Laura Schrödl erinnert sich auch an die Begegnung im Haus der Kroll-Oper: „Anschließend“, berichtete sie,

„fuhr er [Heß] nach München und versuchte von dort zu starten, mußte es aber erneut wegen eines Motorschadens verschieben.“

Heß sah Hitler nie wieder. Was er während der nächsten Tage tat, weiß man nicht genau. Hitlers Zug war am Morgen des 9. Mai wieder in München, aber auf dem Bahnhof wurde er von Göring und nicht von Heß begrüßt. Hitler verbrachte zehn Stunden in der bayrischen Hauptstadt, bevor er nach Berchtesgaden weiterfuhr, ohne sich die Zeit zu nehmen, mit seinem Stellvertreter zu sprechen.

Am Freitag, dem 9. Mai, wußte Heß, daß die historische Stunde geschlagen hatte.

An diesem Tage rief er Dr. Gerhard Klopfer, Staatssekretär in der Rechtsabteilung im Stabe Bormanns, an.

„Was, für eine Stellung hat der König von England?“ fragte er den Rechtsexperten kurz angebunden.

„Das kann ich nicht sofort beantworten“, erwiderte Klopfer, befremdet über den Ton, in dem Heß seine Frage stellte. „Ich werde mich bei einem Universitätsprofessor erkundigen und Sie dann zurückrufen.“

Im Laufe des Tages erhielt Heß einen Brief vom Reichsbauernführer Walter Darre. Görings Forschungsamt, das Darres (oder Heß') Telefon abhörte, registrierte, daß Heß versuchte, Darre unter seiner Berliner Nummer zu erreichen; da die Verbindung nicht zustande kam, schrieb Heß ihm einen Brief:

„9. Mai 1941

Haben Sie Dank für Ihren Brief. Ich weiß nicht, von welcher Seite Ihnen die Mitteilung zukam, daß ich die vereinbarte Besprechung für Mitte des Monats ansetzen wurde. Ich habe eine größere Reise vor und weiß nicht, wann ich zurück bin. Deshalb kann ich mich heute hinsichtlich eines Termins noch nicht binden. Nach meiner Rückkehr werde ich mich wieder mit Ihnen in Verbindung setzen.“

Warum sollte er nicht auch wieder zurückkehren können? Er flog als Parlamentär in ein feindliches Land, um einem ehrenhaften Gegner Waffenstillstandsverhandlungen anzubieten. Es war eine altherwürdige

Tradition – die selbst Hitler bei Warschau und in den anschließenden Feldzügen akzeptiert hatte –, daß solche Unterhändler unversehrt zu ihren eigenen Linien zurückkehren können, völlig unabhängig vom Ausgang ihrer Verhandlungen. Auch glaubte Heß, keine besondere Vollmacht vorlegen zu müssen. Hatte Mr. Neville Chamberlain vielleicht ein solches Dokument vorgewiesen, als er im Namen seines Staatsoberhauptes nach Berchtesgaden, Godesberg und München kam, um 1938 einen Krieg zu vermeiden?

Nein, Heß war der Meinung, daß sein Amt als offizieller Stellvertreter des Führers ihn legitimieren würde, auf gleichberechtigter Basis mit König Georg VI. zu verhandeln.

Wenige Tage zuvor war Albrecht Haushofer aus Genf mit der Aufforderung Burckhardts zurückgekehrt, doch bald wieder in die Schweiz zu kommen, um von hier aus nach Madrid zu fliegen und mit dem dortigen britischen Botschafter (Sam Hoare) zu sprechen.

Einige Tage lang warteten sie auf eine Nachricht aus Madrid, aber die Zeit wurde knapp. Karl Haushofer berichtete: „Als mein Sohn aus der Schweiz zurückkam, sprach Heß abermals mit ihm, und danach flog er [Heß] nach England.“ Am selben Abend, nach Heß' Abflug, traf ein Telegramm von der deutschen Botschaft in Spanien ein, mit der Aufforderung, Albrecht möge sich am 12. Mai in Madrid einfinden. Aber es war zu spät. Inzwischen waren Haushofer und sämtliche Mitglieder von Heß' persönlichem Stab von der Gestapo in „Schutzhaft“ genommen worden.



10. Mai 1941, der Tag, an dem alles endete: es war das Ende einer fixen Idee, das Ende monatelanger Erprobungen und Vorbereitungen, und – wie es sich herausstellte – das Ende der Freiheit von Rudolf Heß. Bei Tagesbeginn war es noch warm und sonnig gewesen, aber ehe der Tag halb vergangen war, begann sich der Himmel – wie auch Heß' Leben – zu bewölken.

Heß' Frau Ilse hatte sich mehrere Tage nicht wohlgeföhlt, wußte aber nicht warum. Sie merkte natürlich, daß irgend etwas im Gange war: die

heimlichen Zusammenkünfte, die seltsamen täglichen Wettermeldungen für „X“, „Y“ und „Z“, der Reisekoffer gepackt und wieder ausgepackt, die Karte von der „Ostseeküste“, die neben Rudolfs Bett angeheftet war (in Wirklichkeit war es die Küste von Schottland); schließlich glaubte sie, er plane eine Sondermission zu Marschall Petain nach Frankreich.

Heß hatte einen neuen Abschiedsbrief an seine Eltern und an seinen Bruder geschrieben sowie auch einen kurzen Gruß an seine Frau, mit der trockenen Bemerkung, „über das Geheimnis von ‚X‘ und ‚Y‘, das so lange in unserm Leben eine so große Rolle gespielt hat“, sei sie ja nun aufgeklärt. Er hatte auch einen Brief für den Reichsführer SS Himmler zurückgelassen mit der vergeblichen Bitte, keinen seiner Männer, die nichts von seinem Plan gewußt hätten, dafür büßen zu lassen. Er wollte seine Freunde auf keinen Fall mit hineinziehen. „Ich muß leider sagen“, erklärte Professor Haushofer vier Jahre später, „daß er mich nicht ins Vertrauen gezogen hat und mich bis kurz vor seinem Abflug in meiner Wohnung glatt belogen hat. Ich sagte ihm, ich hätte das Gefühl, daß er etwas vor mir verberge. Er verschwieg seine Flugabsicht und erzählte mir lediglich, der Führer habe ihm ein Flugzeug geschenkt.“ In einem Brief an Albrecht Haushofer äußerte Heß sein Bedauern darüber, daß es nur so noch möglich sei, „den gordischen Knoten unseliger Verstrickungen zu zerhauen“.

Er versteckte diese Briefe, zusammen mit seinem Testament, zwischen den Spielsachen des kleinen Wolf-Rüdiger, wo man sie am nächsten Tag fand.

An diesem Sonntag war Frau Ilse im Bett geblieben und las. Sie fühlte sich immer noch unwohl. Heß schaute zu ihr hinein und stellte fest, daß sie ausgerechnet „*The Pilot's Book of Everest*“ vom Herzog von Hamilton las. Sie tauschten lediglich einige belanglose Bemerkungen über Hamiltons gutes Aussehen und seinen fliegerischen Mut aus.

Heß brannte darauf, nun endlich loszufliegen. Diese Absicht war tatsächlich zu einer Obsession geworden. Er war sich völlig klar darüber. Neun Jahre später schrieb er seiner Frau aus dem Spandauer Gefängnis:

„Ich lebte vorher nur noch in Instrumenten, Zylinder-Ladedrucken, Abwerfbahren Brennstoffbehältern, zusätzlichen Ölpumpen, Kühlwassertemperaturen, Radio-Peilschneisen – die

nachher aber auch schon gar nicht funktionierten –, schottischen Gebirgshöhen und weiß ich heute, was noch alles! Für die alltägliche kleine Wirklichkeit um mich, ausgenommen die große Wirklichkeit des Krieges und des politischen Tagesgeschehens, hatte ich Scheuklappen angelegt.

Heute aber bin ich froh, daß es so war, daß es mich trieb, bis ich doch schließlich drüben heruntersprang nach verzweifelm Kampf mit dem obstinaten Drachen, der mich nicht von sich lassen wollte. Freilich – erreicht habe ich damit nichts, konnte den Wahnsinn dieses Völkerringens nicht enden, konnte nicht verhindern, was kam, was ich kommen sah.

Ich konnte die Rettung nicht bringen, aber ich bin glücklich, es wenigstens versucht zu haben.“

Die Wettermeldungen trafen ein und lauteten günstig für X, Y und Z. Stärkere Bewölkung und etwas Niederschlag wurden für Schottland vorausgesagt. „Untere Bewölkung an den Süd- und Ostseiten der Gebirge aufgelockert.“

Er rief seinen Adjutanten Pintsch an: „Es ist soweit“, sagte er.

Dann zog er ein hellblaues Hemd an – seine Frau mochte dies besonders gern, weil es zur Farbe seiner Augen paßte. Aber sein Grund war prosaischer Natur – er vertauschte seinen üblichen grauen Anzug mit einer Fliegerhauptmannsuniform, die eigens in einer Münchner Uniformschneiderei für ihn angefertigt worden war.

Er hatte bereits an den Augenblick der Landung gedacht; käme er in Zivil, wären die Engländer berechtigt, ihn als Spion zu behandeln. Er hatte auch daran gedacht, einen Armbandkompaß mitzunehmen, damit er den Weg zum Schloß des Herzogs auch finden würde, wenn er zu weit davon entfernt landen sollte; ferner eine Taschenlampe und eine Schachtel mit bengalischen Streichhölzern, Visitenkarten der beiden Haushofers und einen authentisch aussehenden, korrekt abgestempelten Brief, adressiert an „Hauptmann Alfred Horn, München 9“.

Weitere Wetterdienstmeldungen kamen. Sie kündigten leichte Bewölkung in 1500 Fuß Höhe über der Nordsee an. Er verbrachte den ganzen Morgen, um mit dem kleinen Wolf-Rüdiger – „Buz“, wie er in der Familie

genannt wurde – zu spielen: Ilse Heß wunderte sich, daß ihr Mann, der Stellvertreter des Führers, soviel Zeit hatte, mit seinem Sohn zusammen auf dem Fußboden zu liegen und Spielzeugeisenbahnzüge hin und her zu schieben.

Irgendwann an diesem Morgen dürfte er auch erfahren haben, daß die Luftwaffe ihren bisher schwersten Angriff auf London plante (tatsächlich war es eine Art Abschiedsvorstellung, bevor sie umgruppiert wurde, um gegen die Sowjetunion eingesetzt zu werden). Aber an diesem Abend würde sie jedenfalls die britischen Nachtjägerschwader nach Süden ablenken.

Mittags erschien ein Gast zum Essen – der frühere Nazi-Chefredakteur und Ideologe Alfred Rosenberg, der ebenso wie Heß im Ausland geboren worden und in Moskau aufgewachsen war. Die beiden Männer saßen allein vor ihrer Platte mit kaltem Fleisch, da Frau Ilse sich noch immer oben aufhielt. Heß unterhielt sich in aller Ruhe mit Rosenberg. Dieser erinnerte sich nur an eine Sache, die ihm hinterher als merkwürdig auffiel – nachdem das Kindermädchen den Jungen ins Bett gebracht hatte, ging Heß, einer plötzlichen Eingebung folgend, nach oben und holte das Kind wieder herunter, um mit ihm zu spielen.

Nachdem Rosenberg gegangen war, begab sich Heß nach oben und verabschiedete sich so ungezwungen wie möglich von Ilse und Buz.

Ihr fiel auf, daß er nicht nur das blaue Hemd, sondern auch die graublauen Breeches und die hohen Fliegerstiefel trug.

Er murmelte irgend etwas über seine erforderliche Anwesenheit in Berlin. Sie stellte die typischen Fragen einer Ehefrau – wann er denn zurückkäme? Aber er antwortete ausweichend und nannte den übernächsten Tag, Montagabend, so wenig überzeugend, daß sie lächelnd meinte: „Das glaube ich nicht!“

„Nun“, fügte sie hinzu, „komm bald zurück. Buz wird dich vermissen.“

„Ich werde ihn auch vermissen“, sagte er und warf einen letzten Blick auf seinen lockigen Buben, der auf einer Kommode im Kinderzimmer hockte.

Um 17.00 Uhr waren die X-Geräte der Luftwaffe für den automatischen Bombenabwurf eingeschaltet: Der Schnittpunkt der Peilstrahlen lag knapp östlich vom Regent's Park im Londoner West End. Wenig später

befand sich Heß mit seinem Adjutanten in seinem kleinen Mercedes SSK auf der Autobahn München-Augsburg. Kurz vor dem Flugplatz bei Augsburg ließ Heß halten und machte zusammen mit Pintsch einen kurzen Spaziergang auf einer mit blühenden Krokussen bestandenen Wiese. Die billige Armbanduhr an seinem Handgelenk zeigte an, daß sie noch einige Minuten zu früh waren. Nach einer Weile wollte er abermals den Wetterbericht prüfen.

„Sie haben sicher gutes Flugwetter“, meinte Pintsch und versuchte so zu tun, als sei es eine Routineangelegenheit.

Die Wachposten am Tor des Messerschmitt-Flugplatzes Haunstetten grüßten und öffneten den Schlagbaum.

Wenige Minuten später wurde der kleine Me 110 Jäger herangerollt, der geradezu jämmerlich unzureichend aussah für die Last, die er nach Schottland bringen sollte. Heß sah zu, wie die Treibstofftanks gefüllt wurden, und überprüfte persönlich, ob auch keine Munition in den Bordwaffen war. Es war von größter Wichtigkeit, auf der anderen Seite unbewaffnet anzukommen.

Dann übergab er seinem Adjutanten den Brief, den dieser dem Führer aushändigen sollte, zusammen mit den bekannten Anweisungen. Er schrieb einen Entschuldigungsbrief an einen Angehörigen der Messerschmitt-Werke, dessen Fliegerkombination er sich ausgeliehen und mitgenommen hatte, da die eigene sich in Reparatur befand, und kletterte in die Kanzel – allein.

Um 17.40 Uhr erhob sich die Maschine unter dem gewaltigen Dröhnen der beiden 1000 PS Daimler-Benz Motoren in den bleigrauen Himmel. Ein paar Zuschauer konnten sie noch eine ganze Zeit hören, als das Flugzeug schon längst außer Sicht war.

II. ENGLAND

EIN VERGEBLICHER OPFERGANG

Gepeinigt und gehetzt vom unablässigen Geheul der Luftschuttsirenen, trauernd um den Tod von Zehntausenden Vätern, Frauen und Freunden, überstand die britische Bevölkerung diesen Sommer und den sich seinem Ende nähernden Herbst des Jahres 1940, dem ein Winter mit noch demütigenderen Niederlagen und noch größerer Not folgte. Es gab keine Ruhepause in diesem Kriege mit seinen ständigen Verdunklungen, der Zensur, der Rationierung, seinen Bombentrümmern und Stromabschaltungen – und doch bewiesen die Engländer mit ihrem rauhen Humor in vielfältiger Weise, sehr zum Erstaunen der im Lande weilenden Ausländer, daß sie entschlossen waren durchzuhalten. In diesem Winter waren sie, aufgeputscht durch die beschwörenden Rundfunkreden ihres Premierministers, in nervöser, aber furchtloser Erwartung einer deutschen Invasion; immer wieder versuchte Churchill seinen Landsleuten für jede Bombe, die auf britischen Boden fiel, Haß gegen „Herrn Hitler“ und seine Satrapen einzuhammern.

„Diese brutalen, mutwilligen und wahllosen Bombenangriffe auf London“, erklärte Mr. Churchill, eine Woche nachdem die deutschen Angriffe im September 1940 begannen, „sind natürlich Teil von Hitlers Invasionsplänen. Indem er viele Zivilisten, Frauen und Kinder tötet, hofft er, die Bevölkerung dieser mächtigen Hauptstadt des Empire terrorisieren und einschüchtern zu können, so daß sie zu einer Last und Sorge für die Regierung werden und unsere Aufmerksamkeit von dem bevorstehenden

fürchterlichen Ansturm ablenken. Wie wenig kennt er den Geist der britischen Nation und wie wenig den unbeugsamen Charakter der Londoner . . .“

Bis zum Frühjahr 1940, schien sich „dieser böse Mann“, wie Churchill Hitler nannte, überall in der Welt durchzusetzen, und jedermann schien die drohende Gefahr einer deutschen Invasion über den Kanal zu spüren – bis auf Winston Churchill: denn er allein wußte seit Juli 1940 (durch seine Dechiffrierter), daß das ganze lediglich ein Bluff Hitlers war und daß 1941 eine Invasion in Rußland und nicht in England stattfinden werde; er hatte diese Geheiminformation nicht einmal seinem neuen Außenminister Anthony Eden anvertraut, denn er, Mr. Churchill, war ein Meister des zynischen Gebrauchs und Mißbrauchs der absoluten Macht, seit er Seiner Majestät Erster Minister geworden war.

Als Anfang November 1940 die Offensive der deutschen Luftwaffe ihren blutigen Höhepunkt erreichte, landete ein seltsamer Brief auf dem Schreibtisch eines Zensurbeamten in London. Der Mann öffnete ihn am 2. November, entdeckte darin einen weiteren Umschlag, der vom Reisebüro Thomas Cooks in Lissabon an die Londoner Zentrale in der Berkeley Street adressiert war.

Zunächst schien der Brief anonymer Herkunft zu sein – ein Schreiben von „A“, aus einer Stadt genannt „B“, in dem eine Mrs. Violet Roberts gebeten wurde, dieses drei Seiten lange in englischer Sprache abgefaßte Schreiben an Seine Hoheit, den Herzog von Hamilton & Brandon, ins House of Lords weiterzuleiten; das Schreiben wurde als wichtig für Seine Hoheit und seine Freunde in hohen Stellungen bezeichnet.

Natürlich war es der Brief von Albrecht Haushofer vom 23. September aus Berlin. Er war schließlich in London angekommen und – genau wie Haushofer erwartet hatte – von der Zensur abgefangen worden.

„Mein lieber Douglas“, so lautete der Anfang des Schreibens, „selbst wenn es nur eine geringe Chance gibt, daß dieser Brief Dich noch rechtzeitig erreicht . . . : bin ich entschlossen, diese zu nutzen.“

Unter anderem zitierte der Zensurbeamte Nr. 1.021 in seinem Bericht die Stelle, in der Haushofer anfragt, ob man sich in Portugal treffen könne.

„Ich könnte (ohne irgendwelche Schwierigkeiten) innerhalb

von vier Tagen, nachdem ich eine Nachricht von Dir bekommen habe, nach Lissabon kommen. Natürlich weiß ich nicht, ob Du dies Deinen Vorgesetzten verständlich machen kannst, damit sie Dir Urlaub geben . . .

Aber zumindest könntest Du vielleicht meine Frage beantworten.“

Der Briefschreiber versicherte dem Herzog, daß Briefe aus Lissabon ihn binnen fünf Tagen erreichen würden. Er sollte auf den Briefumschlag mit seiner Antwort lediglich „Dr. A. H.“ („Mehr nicht!“) schreiben und ihn versiegelt in einen anderen Umschlag an eine bestimmte Firmenadresse in Lissabon schicken. „Mein Vater und meine Mutter schließen sich meinen guten Wünschen für Dein persönliches Wohlergehen an“, heißt es abschließend in Albrecht Haushofers Brief. „Stets Dein ‚A‘.“

Obgleich es dafür eigentlich keine besonderen Anzeichen gab, vermutete Nr. 1.021, daß der Brief aus Deutschland kam – „B“ könnte Berlin sein; vielleicht verriet auch die Handschrift oder die Interpunktion die deutsche Herkunft. Auf jeden Fall wurde ein Analyseformular angelegt, Photokopien wurden umständlich hergestellt; das Originalschreiben wurde von der Abteilung M.I.12 des militärischen Nachrichtendienstes an M.I.5 (Gegenspionage) weitergeleitet, die Kopien durchliefen während des ganzen Winters sämtliche schwerfälligen und überflüssigen Kanäle der britischen Geheimdienstbehörden, blieben wochenlang zwischen irgendwelchen Aktendeckeln liegen und wuchsen im Laufe der Zeit durch angefügte Notizen und scharfsinnige Stellungnahmen zu einem großen Aktenbündel an.

Als Absender wurde Albrecht Haushofer identifiziert, aber das Quellenmaterial ist nicht ausreichend, um festzustellen, wer nun über was entschied.

Eine Möglichkeit war, ein Spionage-“Spiel“ einzuleiten – ihm zu antworten und dem Vorschlag eines Treffens zu folgen; eine andere, herauszufinden, ob der Herzog oder Leute seines Kreises der Fünften Kolonne der Nazis in Großbritannien angehörten. Kurt Wallersteiner von der deutschen Sektion beim Geheimdienst sorgte dafür, daß das Dossier über den Herzog bald einige „Zollbreit“ dick wurde.

Ex-Präsident Eduard Beneš, der in enger Verbindung mit dem britischen Geheimdienst stand, erfuhr, daß man auf den Brief eingehen wolle. Vielleicht rührte daher die vorsichtige Aufforderung, die im April über Madrid und Professor Burckhardt an Haushofer gelangte. (Beneš schrieb, daß der S.I.S. überrascht war, was für einen großen Fisch er schließlich am „Angelhaken“ hatte.)

Da der Herzog inzwischen, wie Haushofer richtig vorausgesehen hatte, als hoher Offizier bei der R.A.F. diente, leitete M.I.5 den abgefangenen Brief an das Sicherheitsamt des Luftfahrtministeriums weiter.

Von dort schrieb am 26. Februar 1941 Oberst F. G. Stammers einen vorsichtigen Brief an den Herzog, der einen Fliegerhorst der R.A.F. in Schottland befehligte: Das Ministerium würde sich gern über eine bestimmte Angelegenheit mit ihm unterhalten, wenn er wieder einmal in London sein sollte.

Mitte März saß Hamilton dem Obersten an dessen Schreibtisch im Ministerium gegenüber. „Was haben Sie“, fragte Stammers liebenswürdig, „mit dem Brief gemacht, den Albrecht Haushofer Ihnen geschrieben hat?“

Der letzte Brief, den Hamilton von Haushofer erhalten hatte, war jedoch der vom Juli 1939 – und den hatte er seinerzeit Mr. Churchill und Lord Halifax gezeigt; inzwischen befand sich das Schreiben in einem Banksafe.

Stammers schob ihm eine Photokopie des ihm bislang völlig unbekanntes Briefes vom September über den Schreibtisch. „Uns scheint“, sagte er, „daß dieser Haushofer ein ziemlich wichtiger Bursche ist.“

Hamilton bejahte das. Haushofer, so erklärte er, stünde in ziemlich enger Verbindung mit dem Außenministerium in Berlin; man habe ihn oft nach London geschickt, um während Ribbentrops Botschafterzeit dort einen mäßigenden Einfluß auszuüben.

„Wir glauben“, sagte Stammers bei der Verabschiedung, „daß es ziemlich wichtig sein könnte, mit Haushofer Kontakt aufzunehmen.“

In den bisher freigegebenen amtlichen Unterlagen fehlt jeder Hinweis auf diese Zusammenkunft im Ministerium (sie ist aber in den Familienpapieren des Herzogs dokumentiert).

Zwei Monate vergingen. Der Geheimdienst trieb die Angelegenheit jetzt voran, und am 25. April, 11.30 Uhr, erschien der Herzog abermals im

Ministerium, diesmal bei Oberst D. L. Blackford; „Jerry“ Blackford, ein großer Mann mit rundem Gesicht und angenehmen Manieren, war Chef des Sicherheitsamtes des Luftfahrtministeriums. Ein „Major Robertson“ vom militärischen Nachrichtendienst wohnte dem Gespräch bei.

Die beiden versuchten dem Herzog klarzumachen, daß er „freiwillig“ nach Portugal fliegen sollte, um ein sondierendes Gespräch mit Haushofer zu führen.

„Ich gehe nur auf *Befehl*“, erklärte Hamilton unter Betonung des letzten Wortes.

„Gewöhnlich meldet man sich *freiwillig* für eine solche Aufgabe“, erwiderten die beiden.

Es dürfte kein Zufall sein, daß in diesem Augenblick Professor Burckhardt von Genf aus jene Fühler „einer im Lande bekannten und angesehenen englischen Persönlichkeit“ zu den Haushofers ausstreckte. Offensichtlich witterte Hamilton jedoch Unrat – er hatte vielleicht den Verdacht, der Geheimdienst plane diese Kontaktaufnahme mit den Deutschen, ohne von höherer Stelle bevollmächtigt zu sein. Nachdem er sich bei klugen Freunden Rat geholt hatte, schrieb er am 28. April an Blackford, er sei bereit, aber nur unter zwei Bedingungen. Erstens: „Ich sollte mich . . . nicht ohne Kenntnis . . . von S. M. Botschafter mit X [d. i. Haushofer] treffen“; auch wollte er vor seiner Abreise mit Sir Alexander Cadogan sprechen; der ständige Unterstaatssekretär im Außenministerium, Cadogan, war unter Mr. Churchill für alle Geheimdienstangelegenheiten zuständig. Zweitens müsse er Haushofer gegenüber begründen, warum er ihm erst nach sieben Monaten antworte, sonst könnte dieser auf den Gedanken kommen, die Briten hätten „Schiß bekommen“ und *wünschten* plötzlich Friedensverhandlungen.

Trotz des anmaßenden Tons, den der Herzog anschlug, konnte man seine Argumente nicht einfach vom Tisch wischen. Der Plan mußte also vorläufig zu den Akten gelegt werden. Blackford schrieb dem Herzog einen Brief nach Schottland, aus dem hervorging, daß tatsächlich eine andere Behörde dahintergesteckt hatte: „Sie müssen sich natürlich darüber im klaren sein“, räumte Blackford ein, „daß das Luftfahrtministerium für die damit in Zusammenhang stehenden *politischen* Probleme nicht zuständig ist, sondern nur darüber zu entscheiden hat, ob es praktikabel ist, mit Ihrer

Hilfe eine solche Verbindung herzustellen. Ich habe jedoch Ihre Auffassung dem zuständigen Ressort dargelegt“ – welches Ressort es war, sagte er nicht. Die siebenmonatige Verzögerung lastete er „einem anderen Ressort“ an, das die Papiere „verlegt habe“, und wies darauf hin, daß nach Ansicht des Chefs des Luftnachrichtendienstes, Brigadegeneral Boyle, „ein solcher Schritt unter den gegenwärtigen Umständen nicht ohne Zustimmung des Kabinetts unternommen werden könne“. Wenn dieser Brief überhaupt etwas aussagt, dann die Tatsache, daß das Kabinett bis zu diesem Zeitpunkt vom Geheimdienst überhaupt nicht konsultiert worden war.

Es war Samstag, der 10. Mai, als Oberstleutnant Herzog von Hamilton und Blandford auf seinem Fliegerhorst Turnhouse in der Nähe von Glasgow eine Antwort auf Blackfords Schreiben diktierte; er äußerte sich befriedigt, daß das Projekt vorerst zurückgestellt sei, und bedauerte jetzt, daß man infolge der Verzögerung „eine sehr gute Gelegenheit“ verpaßt habe.

„Wenn das Projekt zustande kommt und ich aufgefordert werde, zu reisen, glaube ich, wäre es das beste, wenn ich an X schreiben würde . . . ,Ich habe Deinen Brief vom vergangenen Herbst [23. September 1940] damals nicht beantwortet, weil ich keine Möglichkeit sah, das Land in diesem Augenblick zu verlassen. Es scheint jedoch, daß ich jetzt eine Chance habe, während der nächsten ein bis zwei Monate ein Treffen mit Dir im Ausland zu arrangieren. Wenn Du mich immer noch sprechen möchtest, laß es mich, bitte, wissen.““

Durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse war das Ganze jedoch überholt. Am späten Abend, als er Dienst in der Einsatzzentrale im Luftverteidigungsabschnitt Turnhouse am Stadtrand von Edinburgh hatte, ortete eine Radareinheit ein einzelnes unidentifiziertes Flugzeug, das, von der Nordsee kommend, sich den britischen Inseln näherte.

Um 22.08 Uhr überquerte die Maschine die Küste in der Nähe der Farne Islands. Fast im selben Augenblick rief der Flugmeldedienst den Herzog an und berichtete eine mysteriöse Einzelheit: Es treffe zu, daß der Eindringling ein deutsches Flugzeug sei, aber es sei ein Kurzstreckenjäger,

den man hier im hohen Norden nur einmal gesehen habe, eine Messerschmitt 110.

Der Herzog unternahm nichts, um Abfangjäger zu alarmieren (ungeachtet dieser Tatsache, erweckte er jedoch in seiner Meldung, wenige Tage später, einen solchen Eindruck: „Die üblichen Maßnahmen wurden getroffen, um das feindliche Flugzeug abzufangen und abzuschießen.“). Erst eine halbe Stunde später, als dieses mysteriöse Flugzeug um 22.34 Uhr in den links anschließenden Flugsektor eindrang, für den der R.A.F. Fliegerhorst Ayr zuständig war, wurde angeblich ein Befehl gegeben, den „Angreifer“, der jetzt offiziell die Kontrollnummer „425“ erhielt, abzufangen. In der Meldung dieses Fliegerhorstes heißt es: „Eine Defiant [Jagdflugzeug] der 141. Staffel versuchte abzufangen, was aber mißlang“. Diese Eintragung wurde aber erst einige Tage später gemacht, nachdem man die Bedeutung des Piloten der Messerschmitt erkannt hatte, und das Meldebuch der 141. Staffel beweist, daß die Defiant – die von dem Offizier Cuddie, mit dem Sergeanten Hodge als Beobachter, gesteuert wurde – zu einem fünfzig Minuten dauernden „nächtlichen Patrouilleflug“ gestartet war. (Die veraltete Defiant hätte allerdings sowieso kaum eine Chance gehabt, eine 750 km schnell fliegende Messerschmitt abzufangen.)*

Um 22.56 Uhr ortete der Flugmeldedienst die Me 110, die inzwischen an Höhe verloren hatte; unter einzelnen Wolkenfeldern fliegend, machte sie an der schottischen Westküste über Ardrossan, wenige Meilen vor der Küste bei Ayr, kehrt.

Nachdem die Maschine ein oder zweimal gekreist war, als ob sie etwas suche, flog sie in Richtung Süden davon und verschwand um 23.07 Uhr vom Radarschirm. Kurz darauf meldete eine Einheit der örtlichen Bürgerwehr, der Home Guard, daß bei Eaglesham, unmittelbar südlich von Glasgow, ein Flugzeug abgestürzt sei, der Pilot ein Deutscher sei, der mit dem Fallschirm abgesprungen und gefangengenommen worden sei.

Zwei Offiziere des Fliegerhorstes Ayr, Hauptmann Gemmel und Leutnant Fowler, fuhren sofort in Richtung Glasgow, voller Neugier, das abgestürzte Flugzeug und den Gefangenen zu sehen. Die Maschine war

* Es gab auch viel schnellere Maschinen in Turnhouse, nämlich die Hurricanes. Am nächsten Tag, berichtete der Herzog, sei er „in eine Hurricane, die schnellste verfügbare Maschine, gestiegen, und nach Northolt geflogen.“

tatsächlich eine Me 110, aber es gab noch zwei weitere verblüffende Besonderheiten: das Kennzeichen auf dem Rumpf der Maschine VJ+OQ, war die Kennziffer des Herstellers für die Auslieferung und nicht die einer Jagdstaffel; die Bordwaffen waren nicht nur nicht geladen, sondern noch vom Werk her stark eingefettet.

Ziemlich perplex machten sich die beiden Offiziere auf die Suche nach dem Piloten. Der hatte seine letzten Minuten in Freiheit, bevor er von dem Farmer David McLean entdeckt wurde, damit zugebracht, sich von seinem sich aufbauschenden Fallschirm zu befreien – flüchten konnte er sowieso nicht, da er einen Knöchel verrenkt und sich das Rückgrat verletzt hatte, als der Propellerwind ihn gegen das Seitenruder der abstürzenden Messerschmitt schleuderte.



Im 47. Lebensjahr wagte Rudolf Heß den ersten Fallschirmsprung seines Lebens, um den Engländern noch im Mai 1941 seinen Friedensplan zu unterbreiten. Er scheiterte, wie sein Messerschmitt 110 Jagdflugzeug auch.

Foto: Imperial War Museum, London

Als er dann bei einer Tasse Tee in einem Lehnssessel im Wohnzimmer des Farmhauses saß, holte er das Bild eines kleinen Jungen hervor, um es der Familie zu zeigen: „Mein Sohn“, sagte er. „Ich habe ihn noch heute

Nachmittag gesehen – aber ich weiß nicht, wann ich ihn wiedersehen werde.“

Inzwischen waren der Ortpolizist, Robert Williamson, mit aufgesetztem Stahlhelm sowie der angesäuselte Führer der örtlichen Bürgerwehr, Mr. Clarke, erschienen, der mit einem mörderisch aussehenden Webley Revolver herumfuchtelte.

„Ich bin Hauptmann Alfred Horn“, erklärte der deutsche Pilot ächzend, von Magenkrämpfen geschüttelt. „Ich habe eine dringende Botschaft für den Herzog von Hamilton. Bitte bringen Sie mich sofort zu ihm.“

Dieses ungewöhnliche Ansinnen sickerte durch alle offiziellen Kanäle bis nach Glasgow und Edinburgh, obgleich die laxen Konzessionsbestimmungen in Schottland an Wochenenden eher lähmende und oft „benebelnde“ Folgen hatten. Heß' Forderung kam beim Fliegerhorst Ayr an, wo man folgendes protokollierte: „Als seinen Namen gab er Alfred Horn an und behauptete, er sei gekommen, um seinen Freund, den Herzog von Hamilton, zu sprechen. Sein Englisch war gut.“ Auch bei der R.A.F. in Turnhouse traf die Meldung ein: der Herzog wurde telefonisch davon unterrichtet, daß Horn „auf einer Sondermission sei, um ihn zu sprechen, und daß er beabsichtigt hatte, in Dungavel zu landen“, dem Landsitz des Herzogs, der nur zwei Flugminuten von der Stelle entfernt lag, wo Heß abgesprungen war.

Mit einer Selbstbeherrschung, die unter anderen Umständen bewundernswert gewesen wäre, in diesem Fall aber geradezu grotesk war, beschloß der Herzog, nichts zu unternehmen, und hielt seinen Nachrichtenoffizier, Fliegerhauptmann Benson, sogar davon ab, den Gefangenen noch in derselben Nacht aufzusuchen.



Mit der Mündung der Webley im Rücken und fast betäubt von einer Schnapswolke, die der Glasgower, den Finger dauernd am Drücker seines uralten Riesenrevolvers, vor sich hinblies, wurde Hauptmann Horn auf holprigen Landwegen zum Hauptquartier der Home Guard in Glasgow gebracht. Er dachte, dieselbe gnädige Gottheit, die ihn mit einem Ruck aus

der abstürzenden Messerschmitt befreit hatte, würde jetzt wohl auch ihren Finger zwischen Schlagbolzen und Zündhütchen halten – für alle Fälle.

Das 3. Bataillon der Bürgerwehr hatte sein Hauptquartier in einem Pfadfinderheim in der Florence Drive, Giffnock, einem Vorort von Glasgow. Genau vierzehn Minuten nach Mitternacht fuhren sie dort vor.

Zunächst war man sich unschlüssig, was man mit diesem Gefangenen machen sollte. Beim Flugplatz Abbotsinch der R.A.F. in Glasgow wurde angefragt, ob man ihn verhören wolle. „Nein“, lautete die Antwort. „Steckt ihn heute Nacht erst mal in die Polizeizelle.“

Die 14. Argyll & Sutherland Highlanders, die man schließlich nach 20 Minuten vergeblichen Telefonierens wegen blockierter Postleitungen erreicht hatte, erteilten denselben Rat: es war schließlich Samstagabend, und die Schotten hatten Wichtigeres zu tun.

Dem Bataillonskommandeur der Bürgerwehr war bei dieser ganzen Angelegenheit nicht wohl, ihm war es sogar peinlich, daß ein deutscher Gefangener, der offenbar ein höheres Tier zu sein schien, Zeuge dieses nachlässigen Verhaltens war. „Dieser Offizier ist irgendeine wichtige Persönlichkeit“, warnte er, und meldete den Vorfall nunmehr seiner eigenen vorgesetzten Dienststelle. Horn bereitete ihm irgendwie Unbehagen. Was für ein Luftwaffenhauptmann konnte das sein, der behauptete, 47 Jahre alt zu sein – also älter als seine eigenen Heimwehrveteranen? „Es fiel auf“, schrieb der Oberst einige Tage später, „daß er eine völlig neue Uniform trug, die von besonders guter Qualität war und bestimmt noch keinen Einsatz gesehen hatte.“

Er befahl, den Gefangenen besonders höflich zu behandeln und ihn, wenn es soweit wäre, durch den Bürgerwehrmajor James Barrie mit dessen Wagen nach Glasgow bringen zu lassen. Zwei Kriminalbeamte erschienen und halfen, eine Liste der persönlichen Habe des Gefangenen aufzustellen*: darunter befanden sich eine Leica Kamera, Fotos von Horn und

* In dieser Nacht wurde dreimal eine Bestandsaufnahme von den persönlichen Effekten des Gefangenen gemacht. Ursprünglich waren diese Listen der Meldung jeder Einheit beigelegt; in den schottischen Militärarchiven (jetzt Public Records Office, Akte WO. 199/3288a) fehlen allerdings bedauerlicherweise alle drei Listen – vielleicht sind sie noch „gesperrt“, weil sie einiges enthüllen könnten. Akte 3288b ist für fünfzig Jahre unter Verschluss, aber das *könnte* deshalb der Fall sein, weil darin Kriegsgerichtsakten über disziplinarische Maßnahmen gegen die Glasgower Heeresoffiziere wegen deren Verhalten in der fraglichen Nacht enthalten sind.

einem kleinen Jungen, eine Menge Arzneimittel und Medikamente, eine Injektionsspritze sowie Visitenkarten von den beiden Haushofers.

Hauptmann Horn war inzwischen sichtlich erschöpft und litt ziemlich unter Schmerzen.

Die Dienststellen des Heeres erklärten, die 11. Cameronians würden eine Begleitmannschaft schicken, und das Bataillon der Bürgerwehr mußte zweimal telefonieren, damit sie sich beeilten.

Der polnische Konsul Roman Battaglia erschien, um zu dolmetschen, und kurz danach trafen zwei Offiziere des Flugmeldedienstes ein; einer von ihnen, der R.A.F. Oberst Graham Donald – in Zivil ein Werkzeugmaschinenfabrikant –, warf einen Blick auf den Gefangenen und hatte sofort den Verdacht, daß dessen wirklicher Name keineswegs „Alfred Horn“ war.

Nachdem er ihn fünf Minuten lang ausgeforscht hatte, bat er ihn plötzlich um ein Autogramm auf einer Abbildung der Me 110. Der Pilot tat ihm den Gefallen und schrieb: *Alfred Horn*.

„Sind Sie nicht Rudolf Heß?“ fragte Donald, der den Schwindel zu bemerken schien. „Sie sehen genau wie Rudolf Heß aus!“

Horn verneinte, räumte aber ein, daß die Ähnlichkeit mit Heß ihn in der Vergangenheit schon oft in Verlegenheit gebracht habe. „Ich bin hierhergekommen, um mit dem Herzog von Hamilton zu sprechen“, erklärte er. „Ich kenne ihn sehr gut.“

Donald forderte ihn auf, ihm zu beweisen, wer er sei.

Zunächst erklärte der Gefangene, er führe keine Ausweispapiere bei sich. Dann knöpfte er seine Brusttasche auf und wies lächelnd einen zerknitterten Umschlag vor. Er war adressiert an „Hauptmann Alfred Horn, München 9“.

Aber Donald ließ sich nichts vormachen. „Ich habe ihn sofort erkannt“, schrieb er wenige Wochen später an seinen Vorgesetzten. „Die einzige Schwierigkeit lag darin, einen vernünftigen Menschen mit guten Augen zu finden, der mir recht geben konnte! Glücklicherweise war ich gegen zwei Uhr nachts in der Lage, den Herzog von H. zu erreichen, und so kam die Sache allmählich ins Rollen.“ (Zwischen Heß' Sachen befand sich auch eine Karte, auf der Schloß Dungavel markiert war.) „Am Sonntag [dem 11.] war ich verdammt nahe dran, Sie anzurufen und Sie zu bitten,

Mr. Churchill persönlich zu informieren, aber ... am Telefon hätte das Ganze zu sehr nach einer Räuberpistole ausgesehen.“



Zwei Dinge faszinierten Captain Anthony White, der in der fraglichen Nacht im Armeekreishauptquartier Glasgow Dienst hatte: daß der Deutsche in einer Me 110 angekommen war und daß er den Herzog zu sprechen wünschte. Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht rief er R.A.F. Turnhouse an und verlangte, trotz der späten Stunden, den Nachrichtenoffizier des Herzogs zu sprechen; aber der wachhabende Offizier kam mit der Mitteilung ans Telefon zurück, daß der Fliegerhauptmann Benson „nicht erreichbar“ sei. „Wir kennen die Geschichte schon vom Flugmeldedienst und vom Flugplatz Ayr“, fügte er lässig hinzu. „Benson wird morgen früh um 8.30 Uhr von hier nach Glasgow fahren.“

White war erstaunt über das mangelnde Interesse beim R.A.F. Fliegerhorst Turnhouse.

„Dies ist nicht irgendeine gewöhnliche Sache“, erklärte er. „Ist Fliegerhauptmann Benson denn über alle Einzelheiten unterrichtet?“

„Sie haben mir nichts Neues erzählt“, lautete die Antwort.

Das war nicht das einzige Fehlverhalten in dieser Nacht, und das Abschnittskommando Glasgow verlangte hinterher eine Untersuchung. Die Verzögerung durch R.A.F. Turnhouse sei „höchst bedauerlich“, schrieb Oberst R. Firebrace. „Man muß deshalb annehmen, daß die Entscheidung, bis zum Morgen nichts zu unternehmen, von Oberstleutnant Herzog von Hamilton getroffen wurde“ und daß seine Hoheit Benson „darin gehindert habe“, den Gefangenen auf der Stelle aufzusuchen.

Captain White schickte einen Trupp der 11. Cameronians, um die Bürgerwehr von ihrem mysteriösen Gefangenen zu befreien. Als Oberleutnant F. E. Whitby diese Anweisung erhielt, wurde Heß bereits als „schwieriger Gefangener“ bezeichnet; Whitby besorgte sich Handschellen von der Wache der Straßenpolizei in Craigie und fuhr damit nach Giffnock, um den Gefangenen zur Maryhill Kaserne nach Glasgow zu bringen.

Um 0.45 Uhr rief White in der Kaserne an – was mit einigen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein dürfte, da der Telefonist der Fernsprech-

zentrale stockbetrunken war, und als er geweckt wurde und den Offizier vom Dienst, B. Fulton, suchte, diesen in einem ähnlichen Zustand in der Schreibstube fand – und zwar im Schlafanzug, laut schnarchend im Bett.

„Nehmen Sie sich zusammen!“ schnauzte White den O. v. D. Fulton an, als dieser endlich an den Apparat kam. „Sind Sie jetzt wach?“

Fulton behauptete, das sei der Fall.

„Innerhalb einer Stunde trifft bei Ihnen ein deutscher Gefangener ein. Ich weiß nicht, welchen Rang er hat. Treffen Sie alle notwendigen Vorbereitungen.“

Fulton befahl dem Wachhabenden, eine Zelle bereitzustellen, und ging wieder ins Bett.

Obgleich der Stab der 11. Cameronians in der Coplaw Street nur vier Kilometer von Giffnock entfernt lag, war es bereits zwölf Minuten nach zwei, als Oberleutnant Whitby und zwei Soldaten beim Pfadfinderheim eintrafen. Major James Barrie, den die Bürgerwehr gebeten hatte, Horn angesichts seines mysteriösen Ranges persönlich zur Kaserne zu begleiten, war entsetzt, als er die Handschellen sah, und befahl Whitby, die Dinger wegzustecken. „Ich habe noch nie gehört, daß ein Offizier in Handschellen gelegt wird“, betonte er. Erst 1945 in Nürnberg wurde dieser Gefangene mit Handschellen gefesselt, als man ihn den Amerikanern übergab.

In Major Barries Wagen fuhren sie dann durch die Stadt zur Maryhill Kaserne im Nordwesten. Wiederum war hier alles in tiefstem Schlaf. Die Torwache war nicht besetzt, das Tor offenbar unverschlossen; im

Wachraum war niemand. Nach mehrmaligem Hupen – es war jetzt 2.30 Uhr – erschien ein Obergefreiter in Hemdsärmeln und Hosenträgern.

Major Barrie war es äußerst peinlich, daß der ausländische Gast ein derartig unsoldatisches Verhalten bei der Highland Light Infantry mitansah – aber es sollte noch schlimmer kommen, als man Hauptmann Horn in eine kahle Zelle sperren wollte, die selbst Oberleutnant Whitby „höchst unzulänglich“ fand, in der sich lediglich ein Wandbett mit einer dreieckigen Matratze und einem speckigen Keilkissen befanden.

Jetzt wurde auch Horn zum ersten Mal ärgerlich. „Britische Offiziere in Deutschland werden niemals so schlecht wie ich hier behandelt“, protestierte er.

Der Begleitoffizier ließ ihn unter Bewachung zurück und begab sich

auf die Suche nach dem wachhabenden Offizier. Er fand Oberleutnant Fulton wieder im Bett; dieser grüßte weder militärisch noch nannte er ihn Sir.

Fulton nahm den Hörer neben seinem Bett auf und rief die Kommandantur in Glasgow an. „Der Gefangene ist eingetroffen. Er ist ein Hauptmann.“

Captain Whites Stimme war am anderen Ende der Leitung. „Wo haben Sie ihn untergebracht?“

„In der Wachstube.“

„Holen Sie ihn dort heraus. Geben Sie ihm ein anständiges Zimmer und ein Bett. Geben Sie ihm etwas zu essen, wenn er hungrig ist, und lassen Sie seine Verletzungen ordnungsgemäß durch den Oberarzt versorgen.“

Fulton versuchte, ohne sich größere Mühe zu geben, telefonisch und durch einen Burschen, ein besseres Zimmer zu finden, aber vergebens.

Oberleutnant Whitby meinte, Fulton sollte vielleicht einmal versuchen aufzustehen, und schließlich veranlaßte Major Barrie, daß der Gefangene im dortigen Lazarett behandelt wurde und dort auch übernachten konnte. Leutnant Bailey erschien, um Horn dorthin zu bringen; er trug lediglich Schottenhosen und eine Schottenmütze.

In dem kleinen Militärlazarett der Maryhill Kaserne fiel es nun Major C. W. Greenhill vom R.A.M.C., d. h. vom Sanitätskorps der British Army zu, die erste der vielen medizinischen Untersuchungen vorzunehmen, denen Heß von nun an auf britischem Boden ausgesetzt sein würde.

Inzwischen war es 3.30 Uhr geworden: Greenhill stellte fest, daß Horn über eine Verletzung am rechten Fußknöchel, Schmerzen an den oberen Lendenwirbeln und eine seit langem bestehende Gastritis klagte; er gab ihm ein Pulver gegen die Magenschmerzen und, auf Wunsch des Gefangenen, ein Beruhigungsmittel.



Rudolf Heß, stellvertretender Führer von Großdeutschland, erwachte am Morgen des 11. Mai 1941 in einem Nebenraum der geschlossenen Abteilung dieses kleinen Lazaretts der Maryhill Kaserne in Glasgow. Knapp

zwölf Stunden waren vergangen, seit er in Augsburg gestartet war, um den Herzog von Hamilton zu treffen. Es war inzwischen zehn Uhr, der Herzog wurde hereingeführt, begleitet von seinem Nachrichtenoffizier, Fliegerhauptmann Benson. Benson inspizierte die persönliche Habe des Gefangenen: dem Herzog müssen die Visitenkarten der Haushofers aufgefallen sein sowie die Tatsache, daß auf einer Landkarte Schloß Dungavel markiert war.

„Ich möchte gern allein mit Ihnen sprechen“, erklärte der Gefangene. Der Herzog gab Benson ein Zeichen, und der Wachoffizier zog sich ebenfalls zurück.

„Ich habe Sie bei den Olympischen Spielen in Berlin kennengelernt“, fuhr der Deutsche fort. „Sie haben bei uns zu Mittag gegessen. Ich weiß nicht, ob Sie mich wiedererkennen – aber ich bin Rudolf Heß!“

Hinterher berichtete der Herzog, Heß habe ihm erklärt, er sei auf einer „Mission der Menschlichkeit“ – Hitler wolle den Kampf gegen England einstellen und das Blutvergießen beenden. „Mein Freund Albrecht Haushofer sagte mir, Sie seien ein Engländer, der möglicherweise unseren Standpunkt verstehen würde.“ Er habe gehofft, sagte er, ein Treffen in Lissabon arrangieren zu können: jetzt begriff der Herzog, daß Heß hinter dem Brief vom 23. September steckte, an den er sich sogleich erinnerte. „Daß ich, als Reichsminister, persönlich in Ihr Land gekommen bin, ist ein Beweis für meine Aufrichtigkeit und Deutschlands Friedenswillen.“ Er bat Hamilton, führende Mitglieder seiner (Konservativen) Partei zusammenzurufen, um mit denen darüber zu sprechen.

„In unserem Land gibt es jetzt nur noch eine Partei“, erwiderte der Herzog (jedenfalls behauptete er, dies gesagt zu haben).

Heß fuhr fort: „Ich kann Ihnen erklären, wie Hitlers Friedensbedingungen aussehen! Zunächst möchte er eine Vereinbarung, wonach unsere beiden Länder nie wieder Krieg gegeneinander führen“, eine Bemerkung, die unliebsame Erinnerungen an das Stück Papier heraufbeschwor, das Mr. Chamberlain seinerzeit aus München mitgebracht hatte. Als der Herzog fragte, wie man das bewerkstelligen könne, erklärte er, England müsse lediglich seine traditionelle Gegnerschaft gegen die jeweils stärkste Kontinentalmacht aufgeben.

„Selbst wenn wir jetzt Frieden machten“, meinte der Herzog skeptisch,

„so würden wir uns binnen zwei Jahren wieder im Krieg befinden.“

Hitler, so betonte er, habe sich zu einer Zeit für den Krieg entschieden, als Großbritannien sich um Frieden bemühte, deshalb bestehe jetzt nur wenig Hoffnung auf eine Einigung.

„Ich möchte, daß Sie Seine Majestät bitten, mir sein Wort zu geben“, sagte Heß – damit meinte er die Erlaubnis, nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. „Denn ich bin unbewaffnet und aus eigenem, freiem Willen hierhergekommen.“

Wahrscheinlich hatte er diesen Satz vorher in Deutschland auswendig gelernt; doch wie er seine Rückkehr bewerkstelligen wollte, obwohl seine Maschine kaputt war, darüber wurde nicht gesprochen. Der Herzog schlug vor, man solle sich erneut mit einem Dolmetscher treffen. Bevor er ging, bat Heß ihn, seine wahre Identität vor der Presse zu verschweigen und seiner Tante in Zürich ein Telegramm zu schicken, daß „Alfred Horn“ wohlauf sei.

Ziemlich ratlos angesichts dieser ungewöhnlichen Begegnung, informierte der Herzog den Kommandeur der Garnison, daß dies tatsächlich ein V.I.P. – ein „Very Important Prisoner“ – sei, der unverzüglich vor der Gefahr feindlicher Bombenangriffe geschützt und unter strenge Bewachung gestellt werden müsse.

Er fuhr dann nach Eaglesham, um sich das Wrack der abgestürzten Messerschmitt anzuschauen. Angesichts seiner Gespräche mit dem S.I.S. und dem militärischen Luftnachrichtendienst während der letzten Wochen muß bei ihm der Gedanke aufgekommen sein, daß seltsame – ja, illegale – Machenschaften im Gange seien. Aber seine Treue als Offizier galt seinem König und nicht dem Premierminister.

Nach der Rückkehr zu seiner Dienststelle R.A.F. Turnhouse, in der Nähe von Edinburgh, am späten Nachmittag machte er seinem Kommandeur keine Meldung über das Geschehen, sondern erklärte lediglich, er habe etwas Wichtiges mit dem Foreign Office in London zu besprechen. Um 17.00 Uhr versuchte er, dort Sir Alexander Cadogan telefonisch zu erreichen, aber es war ein warmer Sonntagnachmittag, und der Ständige Unterstaatssekretär des F.O. war in seinem Haus auf dem Lande bei der Gartenarbeit.

„Sir Alexander ist ein sehr beschäftigter Mann“, erklärte man dem

Herzog.

Der hängte sich jedoch eine halbe Stunde oder länger ans Telefon und bestand darauf, noch am selben Abend einen Termin bei Cadogan in Downing Street 10 zu bekommen; doch der Sekretär des Ständigen Unterstaatssekretärs, J. M. Addis, war alles andere als entgegenkommend, und so entspann sich zwischen dem Beamten des F.O. in London und dem jungen Oberstleutnant in Edinburgh ein lebhaftes Streitgespräch – bis mittendrin sich eine fremde Stimme einschaltete: „Hier ist der Sekretär des Premierministers“, vernahmen die beiden Gesprächspartner. „Der Premierminister hat mich zum Foreign Office geschickt, da er hörte, Sie hätten irgendeine interessante Information . . . Ich möchte gern erfahren, was Sie im Sinn haben.“

„Schicken Sie mir in anderthalb Stunden einen Wagen nach Northolt“, sagte der Herzog erleichtert, womit er den R.A.F. Flugplatz westlich von London meinte. „Ich bin dann dort!“



Mr. Churchill war jedoch nicht in Downing Street 10.

Er war nicht einmal in London – das war er nie, wenn er vom militärischen Nachrichtendienst einen Hinweis erhielt, daß ein Luftangriff auf die Stadt bevorstünde. Er und die mit ihm befreundeten Minister suchten dann stets rechtzeitig Zufluchtsorte auf, die weit genug von der Hauptstadt entfernt waren. Nachdem er am Freitag erfahren hatte, daß die deutsche Luftwaffe für die Nacht vom Samstag, dem 10. Mai, einen schweren Angriff plante, war er wie üblich 150 km weit weggefahren, wo er sich völlig sicher fühlte – nach Dytchley Park, dem vornehmen Sitz eines reichen Parlamentsfreundes in Oxfordshire.

Das war ein weiser Entschluß, denn kurz nach 19 Uhr meldete an diesem Samstagabend das Hauptquartier des R.A.F. Jägerkommandos: „Es ist damit zu rechnen, daß das Ziel der KG. 100 heute nacht London sein wird.“ Das Kampfgeschwader 100 war die „Pfadfindereinheit“ der deutschen Luftwaffe. Um 19.45 Uhr hatte man die Funkleitstrahlen des Gegners geortet, die unsichtbar über Londons Straßen flackerten. „Ziel von KG. 100 liegt östlich von Regent's Park, Angriff wird zwischen 23.00 und 01.30 Uhr

stattfinden, ein zweiter Angriff gegen 02.30 Uhr ist möglich.“

Um 23.00 Uhr – im selben Augenblick als Rudolf Heß aus seiner Messerschmitt über Schottland ausstieg, waren die ersten der über vierhundert deutschen Kampfflugzeuge über London erschienen. Es war der bisher schwerste Angriff auf die britische Hauptstadt: Er richtete große Schäden an, verwüstete das Unterhaus, setzte die Westminster Abbey in Brand und tötete oder verwundete dreitausend der weniger privilegierten Bürger der Stadt.

Bisher hatte der Krieg Churchill nur Niederlagen beschert: Norwegen, Dünkirchen, Griechenland, Libyen – alle diese militärischen Katastrophen würden wahrscheinlich von der Geschichte auf seiner Grabschrift verzeichnet.

Da er aber einen Verhandlungsfrieden mehr als jede Niederlage fürchtete, hatte er seine Zensur- und Sicherheitsbehörden angewiesen, mit größter Wachsamkeit auf das geringste Anzeichen von „Defaitismus“ zu achten. Ebenso wie Mr. Chamberlain sich 1938 und 1939 verpflichtet gefühlt hatte, das Telefon des „Kriegstreibers“ Winston Churchill anzuzapfen, ließ Mr. Churchill nun seine Untergebenen in Whitehall überwachen: man hatte den langen und mysteriösen Anruf des Herzogs aus Edinburgh abgehört, als dieser Sir Alexander Cadogan zu sprechen wünschte. Dies dürfte die Erklärung dafür sein, wieso plötzlich Mr. Churchills Sekretär sich in das Gespräch einschaltete und dafür sorgte, daß ihn der Wagen des Premierministers am Flugplatz Northolt abholte. Churchill, ein Meister sprachlicher Doppeldeutigkeiten erzählte seinem Außenminister Anthony Eden am nächsten Tag, daß er den Herzog „abgefangen“ (intercepted) und nach Dytchley habe kommen lassen.

Bei Rudolf Heß begann inzwischen der rechte Knöchel anzuschwellen und zu schmerzen, während seine Magenbeschwerden nachließen. An diesem Sonntag, dem 11. Mai, erschien um 14.00 Uhr ein Krankenwagen, der ihn zum Militärlazarett im Schloß Buchanan bei Drymen brachte, das sich auf dem Landsitz des Herzogs von Roxburghe, wenige Kilometer außerhalb von Glasgow befand. Zur selben Zeit wurden dort vier weitere deutsche Flieger eingeliefert. Heß wurde wieder unter dem Namen Alfred Horn registriert und in einem Flügel des Schlosses gesondert untergebracht. „Wirksame Vorkehrungen sind getroffen worden, um diesen Ge-

fangen zu bewachen“, meldete die Lazarettleitung. Ein halbes Dutzend Offiziere bewachte in drei Schichten die Station, in der Heß lag, zwei Unteroffiziere und zwölf Soldaten standen am Haupteingang, und bewaffnete Streifen patrouillierten durch Schloß und Park.

„Wir hatten diesen deutschen Luftwaffenoffizier einige Tage hier im Lazarett [schilderte ein Arzt‘ in einem Privatbrief, der routinemäßig durch Mr. Churchills Zensurbehörden geöffnet worden war] . . . Überall standen Posten mit aufgepflanztem Gewehr, und Infanterieoffiziere mit Pistolen am Koppel füllten unsere Messe, während Stabsoffiziere und alle möglichen hohen Tiere aufkrenzten. Wir konnten nicht telefonieren, weil nur „Vorrang“-Gespräche zugelassen waren. Schließlich wurden wir unseres unerwarteten Patienten ziemlich überdrüssig.

Ich fand ihn unerwartet durchschnittlich – weder so brutal oder so gut aussehend, noch so finster blickend wie unsere Zeitungen uns glauben machen wollen. Ganz gesund, bestimmt kein Rauschgiftsüchtiger, lediglich ein bißchen besorgt um seine Gesundheit und ein bißchen pingelig mit seiner Diät, aber sehr gesprächig . . .

Er wurde wie alle andern Offizierspatienten behandelt, ausgenommen, daß er keine Zeitungen haben durfte. Im Augenblick wissen wir nicht, warum er gekommen ist . . .“

Eine riesige Rauchwolke hing über London, als der Herzog von Hamilton an diesem Sonntagabend mit seiner Hurricane auf dem Flugplatz Northolt landete. Eine Staatslimousine entführte ihn nach Westen, weg von der verwüsteten Hauptstadt, zu dem prunkvollen Schloß aus dem sechzehnten Jahrhundert, wo Mr. Churchill sein Wochenende verbrachte. Ein gewichtiger Butler empfing den Herzog auf der Freitreppe, gab ihm Gelegenheit, sich zu waschen, und geleitete ihn dann in den Salon, wo Mr. Churchill mit seinem reichen, jungen Gastgeber, Ronald Tree, sammensaf.

Es ist ziemlich sicher, daß der Premierminister von seinen Sicherheitsbehörden wufte, welche Neuigkeiten der Herzog mitbrachte: er hatte Zeit

genug gehabt, die gefährlichen Folgen, die die Ankunft des Stellvertreters Hitlers, im Fallschirm und mit einem Ölzweig in der Hand, zeitigen könnten, zu überdenken; er hatte gut gegessen und verfügte nun über die notwendige Gelassenheit, dies alles auf die leichte Schulter zu nehmen. Er fühlte sich jetzt wie Sir Francis Drake beim Kugelspiel auf dem Rasenplatz von Plymouth Hoe, wo er in aller Ruhe den Angriff der spanischen Armada erwartete.

„Kommen Sie“, rief er Hamilton zu, der in seiner plumpen Fliegerkombi seltsam gegen die ihn umgebenden Dinnerjackets, Zigarren und Brandys abstach: „Kommen Sie, und erzählen Sie uns Ihre komische Geschichte.“

Beifälliges Gelächter von seiten Brendan Brackens und der anderen ministeriellen Hausgäste war die Folge. Aber der Herzog weigerte sich, vor einem größeren Kreis zu sprechen. Nach einem kurzen Abendessen, ließ man ihn mit Churchill und Sinclair, dem Luftfahrtminister („der zufällig ebenfalls zu Gast war“, wie der Herzog hinterher naiv schrieb), allein.

Nachdem er seine ungewöhnliche Geschichte losgeworden war, äußerte der Herzog Bedenken, ob ihr ungebetener Besucher wirklich Rudolf Heß sei, und zeigte die Fotos, die er der Brieftasche des Gefangenen entnommen hatte.

Mr. Churchill war ebenfalls nicht ganz sicher, meinte aber, er sähe wie Heß aus – und dann wandte er sich wichtigeren Dingen zu. Er war wieder Francis Drake: er wollte erst sein Kugelspiel zu Ende spielen. „Heß oder nicht Heß“, erklärte er, „ich werde mir jetzt erst mal die Marx Brothers ansehen. „

„Es war ein kurzes Gespräch“, schrieb der Herzog hinterher, ohne weiteren Kommentar. „Der Premierminister war etwas ungeduldig, denn er wollte sich den Marx Brothers-Film ansehen, der gerade vorgeführt werden sollte.“



Am nächsten Morgen – es war jetzt Montag, der 12. Mai – nahm Churchill den Herzog mit zurück zur Downing Street 10.

Trotz aller zur Schau getragenen Unbekümmertheit hatte er persönlich

durchaus Grund, über die unerwünschte Einmischung von seiten Heß' beunruhigt zu sein: Er rechnete nämlich gerade damit, den Deutschen eine empfindliche Niederlage beibringen zu können, sobald Ramckes Fallschirmjäger in acht Tagen über Kreta abspringen würden; er kannte schon die geheimen Kommandobefehle des Gegners für diese Aktion und war sicher, zu guter Letzt einen großen Sieg erringen zu können. Im Augenblick konnte er sich deshalb um keinen Preis einen Frieden erlauben.

Noch in der Nacht hatte er Anthony Eden angerufen und ihn gebeten, sofort nach seiner Rückkehr zur Downing Street 10 zu kommen. Als Eden die Fotos sah, erklärte der Außenminister (der den Stellvertreter des Führers im März 1935 kennengelernt hatte): „Sie scheinen wirklich von Heß zu sein.

Churchill gab zu, überrascht zu sein: „Ich hatte die Geschichte nicht geglaubt“, sagte er.

Nein, es war durchaus keine gute Nachricht für ihn. Er schaute auf seinen Terminkalender; um 11.30 Uhr hatte er eine Konferenz mit dem Luftverteidigungsausschuß. Er sagte diese ab und berief statt dessen eine Besprechung mit Eden, dem Herzog und den drei Stabschefs ein – die er groteskerweise einzeln hintereinander empfing, als habe er Angst, sie könnten sich gegen ihn verschwören.

„Ich möchte, daß der Gefangene schnellstens identifiziert wird“, erklärte er schließlich.

Während Eden zusammen mit dem Herzog von Hamilton um 13.00 Uhr zum Foreign Office ging, um die dortigen Unterlagen mit den Fotos zu vergleichen, war Lord Beaverbrook beim Premierminister zu Gast.

Beaverbrook war vor dem Kriege dreimal bei Hitler in der Reichskanzlei gewesen. Beim Mittagessen schob Winston, ohne ein Wort zu sagen, die Fotos über den Tisch.

„Das ist ja Rudolf Heß!“ rief der Minister spontan, mit einem breiten Grinsen aus, als er warte er Dank für eine Gefälligkeit.

Churchill machte ein finsternes Gesicht.

Auf der anderen Straßenseite, beim Foreign Office, bestätigte Hamilton gegenüber Sir Alexander Cadogan, daß dies offensichtlich Heß sei. Cadogan ließ „C“ – den Chef des Geheimdienstes S.I.S. – und Mr. Ivone

Kirkpatrick kommen, der für den Geheimdienst tätig war, als er vor dem Kriege der Berliner Botschaft Großbritanniens angehörte.

„Ich frage mich, wie Heß zu einem Flugzeug gekommen ist?“ dachte jemand laut nach.

„Heß“, erklärte Kirkpatrick, „ist der drittmächtigste Mann in Deutschland.“

„Herr Außenminister“, sagte jemand (wahrscheinlich der mysteriöse S.I.S. Brigadier), wobei die anderen Anwesenden ein Grinsen zu unterdrücken versuchten, „Sie sind der drittmächtigste Mann in England; warum lassen Sie sich nicht ein Flugzeug geben, damit Kirkpatrick und der Herzog nach Schottland fliegen können, um die Identität dieses Mannes festzustellen?“

Inzwischen war es später Nachmittag geworden. Um 17.30 Uhr starteten sie vom Flugplatz Hendon mit einer De Havilland, welche zwar die Bezeichnung „Rapide“ trug, aber nur ein Drittel der Geschwindigkeit einer Messerschmitt und eine so geringe Reichweite hatte, daß sie zweimal auf dem Flug nach Schottland zwischenlanden mußte, um aufzutanken.

Als sie landeten, verkündete gerade der Deutschlandsender, daß der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, vermißt werde.

ANGST VOR DEM FRIEDEN?

Während der 17.00 Uhr Konferenz des Kabinetts wurde ein Zettel für Mr. Churchill hereingereicht. Ein Privatsekretär hatte darauf geschrieben:

„Hamilton und Kirkpatrick fliegen heute abend nach Schottland. Sie werden den Flieger „Horn“ entweder noch heute abend oder morgen sehen.“

Nach der Sitzung der Stabschefs am Abend wurde eine weitere handschriftliche Mitteilung in Downing Street 10 abgegeben. Der Deutschlandsender hatte gemeldet, Heß sei vermutlich bei einem Flugzeugunglück umgekommen.

Um 20.00 Uhr verbreitete der deutsche Rundfunk eine amtliche Meldung der NSDAP: trotz Verbots Hitlers, selbst zu fliegen, sei Heß, der an einer „fortschreitenden Krankheit“ leide, am Samstag mit einem Flugzeug gestartet und werde seitdem vermißt. In einem hinterlassenen Brief seien Spuren geistiger Zerrüttung zu erkennen, die befürchten ließen, daß „Heß das Opfer von Wahnvorstellungen wurde“.

Damit waren alle restlichen Zweifel über die Identität des Gefangenen zerstreut.

Eden rief Cadogan an, und sie trafen sich kurz vor elf Uhr im Foreign Office. Eden hatte bereits „C“, den Chef des Geheimdienstes, kommen lassen, und alle drei begaben sich nun zu Churchill.

In seinem komfortablen Versteck im unterirdischen Regierungsbunker

hatte der Premierminister bereits eine Verlautbarung verfaßt, die allerdings mehr mit dem Blick auf die Geschichte als auf die Erfordernisse einer klugen psychologischen Kriegführung entworfen worden war.

Er las sie ihnen vor und genoß jede einzelne Zeile:

„Am Samstagabend, dem 10., wurde eine Messerschmitt 110 von unserem Flugmeldedienst gesichtet, die die Küste bei Schottland überquerte und in Richtung Glasgow flog. Da eine Messerschmitt 110 nicht genügend Treibstoff hat, um nach Deutschland zurückkehren zu können, wurde diese Mitteilung zunächst bezweifelt. Später stürzte jedoch eine Messerschmitt 110 Nr. ... mit ungeladenen Bordwaffen in der Nähe von Glasgow ab. Kurz darauf fand man in der Nähe einen mit dem Fallschirm abgesprungenen deutschen Offizier, der sich einen Knöchel gebrochen hatte. Er wurde in das Krankenhaus in Glasgow eingeliefert, wo er zunächst seinen Namen mit ‚Horn‘ angab, später jedoch behauptete, Rudolf Heß zu sein, *der im Namen der Menschheit nach England gekommen sei, in der Hoffnung, Frieden zwischen Großbritannien und Deutschland herstellen zu können.*“

Cadogan, ein erfahrener, zynischer Karrierediplomat, erschrak bei den letzten Worten und strich sie aus.

„So ging das nicht“, schrieb er in sein Privattagebuch. „Sieht aus wie ein Friedensangebot, während wir die These vertreten sollten, er [Heß] habe Krach mit Hitler gehabt.“

Der Rest von Mr. Churchills Erklärung, die sich mit Einzelheiten befaßte, was man alles unternommen habe, um Heß zu identifizieren, wurde um 23.20 Uhr veröffentlicht.

Der Luftfahrtminister Archie Sinclair hatte unterdessen den R.A.F. Fliegerhorst Turnhouse angewiesen, Kirkpatrick und den Herzog zu erwarten: angesichts der Rundfunkmeldung aus Berlin sollten sie sich sofort zum Krankenhaus Drymen begeben.

Das Schloß war etwa 75 km entfernt, und die Landstraßen lagen in völliger Dunkelheit. Es war nach Mitternacht, als die beiden Männer dort

eintrafen.

Im Krankenhaus Drymen lagen etwa dreihundert Patienten. Den Ärzten und dem Pflegepersonal war der dort am Sonntag um 15.30 Uhr eingelieferte Offizier der deutschen Luftwaffe nach wie vor lediglich unter dem Namen „Alfred Horn“ bekannt. Am Montagmorgen um 9.45 Uhr nahm Dr. Gibson Graham, ein Oberstleutnant des Sanitätskorps, eine Routineuntersuchung vor. Der Flieger berichtete, er habe während seines Absprungs zweimal das Bewußtsein verloren – einmal infolge der Schwerkraft, als das Flugzeug in einer Kurve nach unten schoß, und dann, als er mit dem Rücken gegen das Seitenruder geschleudert wurde. Er sei erst wieder zu sich gekommen, als er in der Dunkelheit auf einem Acker lag. „Er klagt über ein Durcheinander im Kopf“, schrieb der Oberstleutnant in seinem Befund, „das von Zeit zu Zeit eintritt, besonders nach längeren Gesprächen, infolge der Anspannung, der er vor kurzem ausgesetzt war.“ Der Gefangene fühlte auch einen dumpfen Schmerz im Rücken, dessen Ursache der Arzt über dem zwölften Rückenwirbel lokalisierte; und eine Röntgenaufnahme, die der Chirurg des Krankenhauses, Major A. Dorset Harper, machte, zeigte eine kleine Absplitterung an der Wirbelsäule – obgleich allerdings keine Anzeichen für eine Verletzung des zentralen Nervensystems festzustellen waren; bei dem geschwellenen Knöchel zeigten die Röntgenaufnahmen, daß ein kleiner Knochensplitter sich am Schienbein gelöst hatte.*

Heß blieb deshalb im Bett und schrieb eifrig, wobei er mit dem bisher Erreichten höchst zufrieden zu sein schien.

Eine Viertelstunde nach Mitternacht weckte ihn die Wache und führte zwei Besucher herein – den Herzog von Hamilton und einen höflichen Herrn mit gepflegtem Bärtchen, den er zunächst nicht erkannte. Es war Mr. Ivone Kirkpatrick. Dieser fragte ihn verschiedene Dinge, die sie zusammen in Deutschland erlebt hatten, und erklärte danach, das genüge

* Eine Röntgenaufnahme, die am 13. Mai 1941 gemacht wurde, zeigt ein ziemlich kleines, zentral gelegenes Herz. „Der Lungenbereich ist klar“, berichtete Dr. Graham, „mit Ausnahme des rechten oberen Teils, wo sich eine kleine Kalkablagerung befindet.“ (Aus Heß' Militärpapieren geht, wie man sich erinnern wird, hervor, daß er 1917 einen Lungenschuß erhalten hat, aber davon ist bei dieser Röntgenaufnahme nichts zu sehen.) In einem Telegramm vom 14. Mai wird bestätigt: „Keine Anzeichen von Funktionsstörungen älteren oder neueren Datums in irgendeinem anderen Organ.“

ihm. „Es war sofort klar“, meldete er wenige Stunden später nach London, „daß es keinen Zweifel an seiner Identität gab.“

Heß begann sofort mit der Verlesung eines Schriftsatzes, den er verfaßt hatte, der ebenso wie das Dokument, das er im Herbst unter Mithilfe von Gauleiter Bohle verfaßt hatte, sowie der lange, für den Führer hinterlassene Brief in drei Abschnitte gegliedert war. Mr. Kirkpatrick fertigte ein Gedächtnisprotokoll an, in dem er jeglichen Verdacht, Heß nehme Drogen, zerstreute (allerdings hatten auch die Ärzte nichts dergleichen festgestellt).

Kurz: Heß' dreiteilige Denkschrift lief darauf hinaus, daß die Lektüre von J. A. Farrers vor 20 Jahren veröffentlichtem Buch „*England's Foreign Policy under Edward VII*“ ihn davon überzeugt habe, daß Albion sich mindestens schon seit 1904 perfide gegen Deutschland verhalte; Deutschland werde in Anbetracht seiner U-Boot- und Flugzeugbauprogramme diesen Krieg zwangsläufig gewinnen, aber Hitler gedenke, die Briten mit einem blauen Auge davonkommen zu lassen.

Kirkpatrick hörte trotz der späten Stunde mit anerkennenswerter Geduld zu, und Heß fühlte sich ganz unbefangen, als er in aller Ruhe darlegte, was im Grunde lediglich die Quintessenz aus vielen Reden Hitlers war. „Angesichts einer langen und vertrauten Bekanntschaft mit dem Führer,“ so zitierte Kirkpatrick Heß' Ausführungen, „die vor achtzehn Jahren in der Festung von Landsberg begann, könne er sein Ehrenwort geben, daß der Führer keine bösen Absichten gegen das britische Empire im Schilde führe.“ – Eine Ansicht, die, wie er sagte, Hitler noch vor wenigen Tagen nach seiner Reichstagsrede ihm gegenüber bekräftigt habe. „Und die zur Zeit verbreiteten Gerüchte, wonach Hitler einen baldigen Angriff gegen Rußland plane, entbehren jeder Grundlage“, betonte Heß.

Kirkpatrick, der das besser wußte, schloß daraus, daß Heß über die deutschen strategischen Absichten „nicht besonders gut informiert“ sei.

Als sie nach zweistündiger oder noch längerer Diskussion gehen wollten, hielt Heß sie noch einmal zurück.

„Eins habe ich noch vergessen“, betonte er. „Unsere Vorschläge kommen nur in Betracht, wenn wir uns darüber im klaren sind, daß der Führer weder mit Mr. Churchill, der diesen Krieg seit 1936 geplant hat, noch mit dessen Kollegen verhandeln muß.“



13. Mai 1941. Die sensationelle Nachricht machte Schlagzeilen in der Weltpresse. Die britische Regierung behauptete schlicht, Heß habe sich mit den anderen Naziführern überworfen, ein Flugzeug gestohlen und sei geflüchtet, um den Fängen der Gestapo zu entgehen.

Dr. Gibson Graham war über die gegenteilige Meldung aus Berlin, wonach der Stellvertreter Hitlers geistesgestört sei und unter Wahnvorstellungen leide, überrascht und untersuchte ihn noch einmal um 10.00 Uhr morgens. Obgleich der Gefangene sich selbst für eine wichtige Persönlichkeit hielt und nicht geneigt war, sich einem Fremden gegenüber zu offenbaren, fand Graham alle lebenswichtigen Reaktionen Heß' normal.

„Er erzählte mir“, berichtete Graham später, „daß er in einer Sonder-Mission in unser Land gekommen sei; zu welchem Zweck, würde ich zu gegebener Zeit erfahren.“

Als Kirkpatrick um 10.50 Uhr von Turnhouse aus Sir Alexander Cadogan anrief, faßte er das Untersuchungsergebnis folgendermaßen zusammen: „Die Ärzte sagen, sie könnten keine Anzeichen einer Neurose entdecken (sie wiesen jedoch darauf hin, daß eine Wahnvorstellung manchmal erst nach einiger Zeit erkennbar werde).“ Auf Kirkpatrick selbst machte der Gefangene einen ruhigen Eindruck, wirkte „lediglich etwas aus dem Gleichgewicht geraten“. In dem ausführlichen Bericht, den er jetzt Cadogan über ihr Gespräch diktierte, sprach Kirkpatrick von Heß' „Monomanie“ – seiner fixen Idee einer Friedens-Mission.

Weder Cadogan noch Kirkpatrick dachten auch nur eine Sekunde an den sachlichen Gehalt der Vorschläge, die der Stellvertreter des Führers unter so großen Mühen nach Schottland gebracht hatte. Kirkpatrick war Geheimdienstoffizier, und seine Empfehlung lautete schlicht und einfach, Heß mit einem der konservativen Honoratioren zusammenzubringen, die nicht in Mr. Churchills Kabinett saßen; diesen dann als jemanden vorzustellen, der sich etwas davon verspreche, „die gegenwärtige Regierung loszuwerden“, um dann in mit versteckten Mikrofonen ausgestatteten Räumen zu versuchen, etwas über die geheimen deutschen U-Boot- und Flugzeugprogramme herauszubekommen. Kirkpatrick war dagegen, Heß nach London zu bringen, geschweige denn, irgendeinen amtlichen Kontakt

mit ihm aufzunehmen.

Cadogan wies den Diplomaten an, zu bleiben, wo er war: weitere Anweisungen würden folgen.

„Furchtbarer Tag“, trug er in sein ledergebundenes Fünffjahres-Tagebuch ein und offenbarte damit seinen Unwillen über diesen Nazi-Eindringling. „Fast nur Heß . . . ständige Störung . . . ohne Zweifel ist es Heß. Kann aber nicht verstehen, warum er hergekommen ist, es sei denn, er ist wahnsinnig. Ärzte sagen, er ist es nicht.“

Mittags brachte er Kirkpatricks Bericht zur Downing Street 10.

Schweigend seine Zigarre paffend, las Churchill den Bericht; dann wies er Cadogan an, dafür zu sorgen, wie und wo Heß unterzubringen sei. „Er betrachtet ihn als einen Staatsgefangenen“, schrieb Cadogan, ohne sich darüber klar zu sein, was das eigentlich bedeutete.

Cadogan konsultierte den juristischen Berater des Foreign Office, Sir William Malkin, und versuchte dann Verbindung mit Kirkpatrick aufzunehmen, um ihm mitzuteilen, daß er vorläufig noch in Schottland bleiben solle.

Nach dem üblichen Lunch mit dem König, der jeden Dienstag stattfand, schickte Churchill folgende Notiz ans Foreign Office:

„Persönliche Mitteilung des Premierministers 13. Mai 1941

Lfde. Nr. M.540/1

1. Im großen und ganzen dürfte es zweckmäßiger sein, ihn als Kriegs-gefangenen zu behandeln; aber unter der Zuständigkeit des Kriegsministeriums und nicht des Innenministeriums, und zwar als jemanden, gegen den schwere politische Beschuldigungen erhoben werden können. Dieser Mann ist wie andere Naziführer potentiell ein Kriegsverbrecher, und er und seine Genossen dürften nach Kriegsende für vogelfrei erklärt werden. In diesem Fall würde ihm seine Reue nichts nützen. [Das Wort „nichts“ strich Churchill aus.]

2. Einstweilen sollte er streng isoliert untergebracht werden, in einem geeigneten Haus (nicht zu weit weg von London), das von „C“ [Chef des Geheimdienstes] mit den notwendigen Vorrichtungen [d. h. Mikrofonen] auszustatten ist, und es soll alles

getan werden, um seine Gesinnung zu prüfen und wichtige Dinge herauszubekommen.

3. Für seine Gesundheit und seinen Komfort sollte gesorgt werden; Essen, Bücher, Schreibmaterial und Erholungsmöglichkeiten bereitgestellt werden. Er sollte keinerlei Kontakte mit der Außenwelt haben oder Besucher empfangen, es sei denn mit Genehmigung des Foreign Office. Besonderes Wachpersonal ist auszuwählen. Er sollte keine Zeitungen lesen und kein Radio hören dürfen. Er ist so respektvoll zu behandeln, als wäre er ein wichtiger General, der in unsere Hände gefallen ist.

W.S.C. 13.5.41“

Am selben Tag verbot die britische Regierung der Presse jede Erwähnung des Herzogs von Hamilton. Doch kurz darauf gab Berlin bekannt, aus Heß' Briefen sei hervorgegangen, daß er zum Herzog von Hamilton habe fliegen wollen.

In den Vereinigten Staaten war das Rätsel Heß das beherrschende Thema in Zeitungen und Rundfunk: war Heß „geflüchtet“, wie BBC behauptete, oder hatte er „privat irgendwelche Friedensvorschläge machen wollen“, wie Berlin durchblicken ließ?

John Gilbert Winant, der Lincoln ähnlichsehende US-Botschafter in London, sprach Eden persönlich darauf an, wurde aber lediglich mit Gemeinplätzen abgespeist: außer der vertraulichen Versicherung, daß Heß durchaus „zurechnungsfähig“ und „nicht als Vertreter seiner Regierung“ hier sei, war Eden nicht bereit, weitere Einzelheiten preiszugeben.

In Wall Street herrschte Nervosität. Die amerikanische Industrie war dabei, Fabriken für die Waffenproduktion umzurüsten – aber ehe die Montagebänder fertig sein würden, könnte Heß, wie man befürchtete, möglicherweise auf eigene Faust Europa den Frieden bringen. In Telegrammen britischer Vertreter in New York, die beim Foreign Office eintrafen, wurde vor diesen „beängstigenden Aussichten“ gewarnt.

Diese Furcht teilte auch der Stab des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Der Flug von Rudolf Heß hatte, wie ein Beamter des Weißen Hauses F.D.R. am 14. Mai wissen ließ, „die amerikanische Phantasie erregt“ so wie seinerzeit der Flug von Charles Lindbergh – ein

Vergleich, der dem Stellvertreter des Führers nicht schlecht gefallen hätte. „Keine noch so deutlichen Hinweise“ – hieß es in einer Denkschrift – „auf die wirtschaftliche Durchdringung Südamerikas oder auf den Handelskrieg der Nazis und selbst die Notwendigkeit eines Überlebens der britischen Flotte scheinen das amerikanische Volk, vor allem im Mittleren und Fernen Westen, davon zu überzeugen, daß unserm Lande von seiten der Nazis Gefahr droht. Aber wenn Heß der Welt berichten könnte, was Hitler über die Vereinigten Staaten gesagt hat, so würde das Schlagzeilen machen.“ Der Beamte fügte ein verlockendes Postskriptum hinzu, wonach diese Idee Thema eines Telefongesprächs zwischen dem Präsidenten und Churchill sein sollte (die beiden Staatsmänner besprachen ihre geheimsten Intrigen unter Mißachtung jeglicher Geheimhaltung über das transatlantische Funktelefon).

Telegramme von Persönlichkeiten aus neutralen Ländern, die Heß Glück wünschten, wurden über britische Erzbischöfe, Regierungsbeamte und andere Stellen, über die man ihn zu erreichen hoffte, an Heß gerichtet und begannen sich in den Regalen der britischen Postzensur zu stapeln. Darunter war auch ein Telegramm vom 13. Mai 1941 von Graf Eric von Rosen, der 1935 Gastgeber anlässlich eines Vortrages von Heß in Stockholm war; in einem anderen Telegramm aus Connecticut wurde ausgesprochen, was damals Millionen von Amerikanern fühlten. „Mut“, hieß es darin. „Auch Christus glaubte sich verloren. Von einem Freund in Amerika.“

Alle diese Telegramme wurden abgefangen und später vernichtet.

In der schmerzlichen Einsamkeit seines Krankenhauszimmers im Schloß merkte der verletzte Flieger Rudolf Heß nichts von diesem Aufschrei in der Welt. Er hatte gehofft, unverzüglich mit einem hohen Regierungsvertreter verhandeln und dann unter dem Schutz des Königs nach Deutschland zurückkehren zu können, um dort entweder vom Henker oder als Held empfangen zu werden.

Nervös und gereizt protestierte Heß dagegen, von einem einfachen Soldaten überwacht zu werden; der Soldat wurde abgezogen. Er bat um Bücher: „*Three Men in a Boat*“, von Jerome K. Jerome; „*Sea Power*“, von Commander Stephen Grenfell; und „*Dynamic Defence*“, von Basil Liddell Hart. Er verlangte die Rückgabe seiner Medikamente, seines Geldes und seiner Kamera. Alle diese Wünsche wurden ignoriert. Er bat um ein Stück

von seiner zerstörten Messerschmitt als Souvenir, Als Kirkpatrick und der Herzog am 14. zu ihm kamen, versprachen sie, sich darum zu kümmern.

Scheinbar beeindruckt, lauschten sie Heß' Erzählungen von seinem heroischen Flug. Er war mit seiner Messerschmitt aus 5.000 Meter Höhe im Sturzflug nach unten gegangen und dann im „Heckenspringen“ weitergeflogen; er wäre fast abgestürzt, als er die Besinnung verlor.

Über Rußland sagte er kein Wort. Als Punkt für die Tagesordnung der Gespräche, die er alsbald zu führen gedachte, nannte er eine weitere Voraussetzung, die nur dann sinnvoll erscheint, wenn man an die erneute Beschlagnahme des Eigentums seines Vaters in Ägypten denkt. „Die Friedensvereinbarung“, erklärte er, „muß eine Bestimmung über die gegenseitige Entschädigung von britischen und deutschen Staatsangehörigen enthalten, deren Eigentum aufgrund des Krieges enteignet worden ist.“ Er bat darum, wenn es soweit wäre, einen geeigneten Dolmetscher zu den Verhandlungen hinzuzuziehen.

Auf Mr. Churchills Anweisung mußte der „Staatsgefangene“ in geistiger Dunkelheit gehalten werden, bis man alles aus ihm herausgepreßt hatte. Offiziere durften nicht mit ihm sprechen, Zeitungen und Radio wurden ihm verweigert. Er wußte nicht einmal, ob die Welt da draußen von seiner Heldentat erfahren hatte. Formell war ihm der Status eines Kriegsgefangenen zuerkannt worden. Während das Foreign Office seine Verbindungen zur Außenwelt regeln sollte, war für seine Sicherheit der Chef des Kriegsgefangener beim Kriegsministerium, Generalleutnant Sir Alan Hunter, verantwortlich.

Hunter wurde mit dieser heiklen Aufgabe am Mittag des 14. betraut und schickte sofort einen seiner besten Stabsoffiziere, Major J. J. Sheppard, nach Schottland, um die strenggeheime Überführung nach London in die Wege zu leiten, wo Heß vorübergehend im Tower untergebracht werden sollte. Dem Premierminister schilderte der General seinen Major Sheppard, der im letzten Kriege mit hohen Orden ausgezeichnet worden war, als einen hervorragenden „geborenen Gentleman“. Der General ging sogleich zum Foreign Office, um dort mit dem Ständigen Unterstaatssekretär, Sir Alexander Cadogan, und mit „C“, dem Chef des Geheimdienstes, über den Fall Heß zu sprechen. Vor allen Dingen mußte man sich darüber einigen, wo Heß auf Dauer untergebracht werden sollte

und welche elektronischen Spezialgeräte für seine Vernehmungen zu installieren seien.

Zur gleichen Zeit erließ das Foreign Office Propagandarichtlinien für die britischen Botschaften im Ausland: sie sollten betonen, daß der Stellvertreter Hitlers geistig gesund sei, und nachdrücklich darauf hinweisen, daß seine bisherige Treue zum Führer es unwahrscheinlich erscheinen lasse, diesen „mutigen Schritt“ zu unternehmen, wenn nicht aus Sorge um seine eigene Sicherheit oder, noch wahrscheinlicher, wegen der jüngsten Entwicklung der nationalsozialistischen Politik; sie sollten es so darstellen, als habe Heß in England „Zuflucht gesucht“. „Vermeiden Sie, Heß' Heldentum zu übertreiben“, hieß es abschließend in dem vertraulichen Rundschreiben des Außenministeriums, „oder von ihm als einem Flüchtling zu sprechen. Vergessen Sie nicht, daß er einer der Gründer des Nazismus ist. Sein Status ist der eines Kriegsgefangenen.“

Am selben Abend ließ Churchill Eden, Cadogan und den Chef des S.I.S. zur Downing Street 10 kommen, um die Herausgabe einer Propagandaerklärung für das Parlament zu erörtern. Duff Cooper hatte gemeint, sie dürften nicht länger warten. Bisher habe die deutsche Propaganda das Rennen gemacht.

Eden war bald danach wieder gegangen, und Churchill begann eine sechs Seiten lange Erklärung zu verfassen, mit dem Tenor, daß Heß nicht „verrückt“, sondern vielmehr vor seinen Nazigenossen geflüchtet sei. „Wie es heißt, ist er völlig zurechnungsfähig“, diktierte er der jungen Frau an der geräuscharmen Spezialschreibmaschine, während er im Zimmer auf und ab ging, „und bei guter Gesundheit nach seinem bemerkenswerten Flug.“ Heß, fuhr er fort, sei nicht im Auftrag der deutschen Regierung gekommen; aber er wolle über Friedensmöglichkeiten sprechen. „Seine Absichten scheinen aufrichtig zu sein, und er bezeichnet es als seine Aufgabe“ – hier fügte Churchill später das Wort *selbstaufgelegte* ein – „die britische Nation, solange noch Zeit sei, vor ihrer Vernichtung zu bewahren.“

Cadogan lehnte jedes bisher vorgetragene Wort ab. Sein Terminkalender war wegen Heß völlig durcheinander geraten, und es widerstrebte ihm, Churchill jetzt weiter zuzuhören („Wie langsam er ist!“ dachte er). Er selbst hielt das Gerede von Heß' „Friedensvorschlägen“ für überflüssig – es

stimmte genau mit dem überein, was Berlin am selben Nachmittag bekanntgegeben hatte. „Hitler“, wandte er ein, „wird erleichtert aufatmen – *und* das deutsche Volk! Sie werden sagen: ‚Dann ist es ja wahr, was unser lieber Führer uns gesagt hat. Unser geliebter Rudolf ist dort, um Frieden zu machen!‘“

Man müsse lügen, lügen und nochmals lügen. Einziges Ziel einer solchen Erklärung, notierte er in seinem Tagebuch, müsse es sein, die Deutschen befürchten zu lassen, daß Heß ein Verräter sei. Aber Churchill und („dieses Arschloch“) Duff Cooper wischten seine Argumente vom Tisch.

Da sich Cadogan weiterhin ablehnend verhielt, änderte Churchill seinen Kurs. „Man darf nicht vergessen“, fuhr er fort, indem er wieder auf und ab ging, wobei sein rhetorischer Schwung größer war als seine Genauigkeit in der Sache, „daß der Führerstellvertreter Rudolf Heß Bundesgenosse und Komplize von Herrn Hitler bei all den Morden, Verrätereien und Grausamkeiten war, mit denen das Naziregime in Deutschland an die Macht gelangt ist, was es jetzt auch mit Europa zu tun versucht. Die blutige Säuberung vom 30. Juni 1934, die langen Qualen, denen Herr Schuschnigg und andere Opfer der Naziaggression ausgesetzt waren, die Schrecken der deutschen Konzentrationslager, die brutale Verfolgung der Juden, der hinterhältige Überfall auf die Tschechoslowakei, die unsäglichen, unglaublichen Brutalitäten und Bestialitäten beim deutschen Einmarsch und bei der Eroberung von Polen, das alles sind Verbrechen, an denen er beteiligt war.“

Er diktierte auch einen Absatz, den er später wieder ausstrich. „Es hat Vorschläge gegeben, daß ich oder irgendein anderes Mitglied der Regierung mit ihm sprechen sollten. Aber das dürfte genauso abwegig sein, als mit Herrn Hitler oder einem anderen Kriegsverbrecher zu sprechen, falls diese uns unter ähnlichen eigenartigen Umständen aufsuchen sollten.“

Beifallheischend rief Churchill an diesem Abend immer wieder Eden an und lud Beaverbrook zum Abendessen ein, um mit ihm über seinen Entwurf zu sprechen. Als beide Männer sich dagegen aussprachen, platzte ihm der Kragen, und um Mitternacht rief er Eden an und forderte ihn auf, sofort herüberzukommen.

„Ich fürchte, ich habe an diesem Nachmittag nicht besonders gut ge-

schlafen“, sagte Eden von seinem Bett aus; abermals beharrte er darauf, den Gegner im unklaren darüber zu lassen, was Heß sagen wurde.

Churchill forderte ihn auf, sich etwas Besseres einfallen zu lassen. Der Außenminister tat wie ihm geheißen, aber der Premierminister fand es nicht gut und sagte das auch. „Was nun“, knurrte er. „Entweder meine ursprüngliche Erklärung – oder gar keine Erklärung!“

„Keine Erklärung“, erwiderte Eden rundheraus.

„Also gut, dann keine Erklärung“, rief Churchill eingeschnappt und knallte den Hörer auf die Gabel.



Churchill wollte Heß von den Titelseiten der Zeitungen weghaben. Er war auch dagegen, daß Bilder von „Z“ gemacht würden, wie Heß jetzt genannt wurde. Als Duff Cooper neue Fotos anforderte, weil die Presse nur Vorkriegsfotos hatte, die den Stellvertreter des Führers noch in vollem Glanze zeigten, lehnte Churchill ab.

„Ich werde einen tüchtigen Fotografen schicken“, versprach der von der Presse bedrängte Informationsminister, „der den Auftrag erhält, eine Serie von Fotos zu machen, die die betreffende Person in nicht gerade schmeichelhaftem Licht erscheinen lassen.“

Churchill forderte ihn auf, abzuwarten.

Der Premierminister beschloß, daß Rudolf Heß von diesem Augenblick an sein persönlicher Gefangener, eine Unperson sein sollte, abgeschnitten von der Außenwelt und nur unter dem letzten Buchstaben des Alphabets bekannt. Auf seine Weisung erschien General Hunter zusammen mit seinem Stellvertreter in Aldershot, dem Hauptstützpunkt der britischen Armee, wenige Kilometer südlich von London, wo sie Mytchett Place, eine der „stilvollsten“ Immobilien des Kriegsministeriums, als Heß' zukünftige Bleibe auswählten. Dies wurde dann das „Camp Z“. Hunter ließ das elegante Mobiliar austauschen, einen Doppelzaun errichten und MG-Stellungen und Splittergräben auf dem Grundstück anlegen.

Am 15. Mai mittags erörterte Churchill in seinem Zimmer im bombenbeschädigten Unterhaus mit dem Kabinett den Fall Heß. Cadogan fand

ihn „in bester Form“. „Der P. M.“, notierte er, „wies Mr. Duff Cooperan, die Presse dahingehend anzuleiten, daß Heß einer der ‚Kriegsverbrecher‘ ist, über deren Schicksal nach Kriegsende von den alliierten Regierungen entschieden werden müsse.“ Das war schon eher im Sinne des Foreign Office. Churchill war sich mit dem Kabinett auch darin einig, daß es vorläufig keine Regierungserklärung zum Falle Heß im Unterhaus geben solle.

Cadogan war es zufrieden. „Churchill“, so lobte er sich selbst in seinem Tagebuch, „hat sich ausgetobt und gibt zu, daß unsere Ansicht richtig ist.“ Abgehörten Gesprächen deutscher Kriegsgefangener konnte man entnehmen, daß diese ebenso verblüfft über das Ereignis waren wie wahrscheinlich die ganze deutsche Bevölkerung.

Churchill leitete dann Präsident Roosevelts Wunsch, man möge doch Heß über Hitlers Pläne gegen Amerika aushorchen, an das Foreign Office weiter: in der Mittagszeit rief Cadogan den Herzog von Hamilton beim R.A.F. Fliegerhorst Turnhouse an und schickte ihn noch am selben Nachmittag mit entsprechenden Anweisungen zum Krankenhaus Drymen zurück.

Dort wurde die Behandlung ganz allmählich verschärft. Nach und nach spürte Heß, daß er ein Gefangener war. Er wurde in Gegenwart von zwei Armeeeoffizieren von einem Krankenpfleger rasiert. Ihm wurde nicht erlaubt, Bestecke auf seinem Zimmer zu behalten, und als er um einen Anspitzer für seinen Bleistift bat, wurde ihm der verweigert.

Kein Wunder, daß General Hunters Stabsoffizier Major Sheppard, als er am 15. dort ankam, einen mißtrauischen Heß antraf, der bereits mit seinem Schicksal zu hadern begann. Andere Offiziere erzählten Sheppard, der Gefangene habe sich freimütig mit ihnen unterhalten und mit großem Vergnügen von seinem Flug erzählt.

In seiner Unterhaltung mit Sheppard beschränkte sich der Stellvertreter des Führers auf Gemeinplätze. Offenbar erkannte er, daß er allmählich in die Fänge des Geheimdienstes geriet – jeder neue Besucher konnte ein Agent des Secret Service sein. Er blieb jedoch friedlich, obgleich er nachts unruhig war und nicht ohne Beruhigungsmittel schlafen konnte. Leider sind die medizinischen Unterlagen über Heß beim Schottischen Oberkommando für 75 Jahre gesperrt, so daß man nicht weiß, welche

Medikamente er dort erhalten hat.

Als Ivone Kirkpatrick am frühen Nachmittag in Heß' kleinem Zimmer erschien, wurde ihm ein recht kühler Empfang zuteil, umso mehr, als Kirkpatrick versuchte, von Heß etwas über die Absichten Hitlers gegenüber den Vereinigten Staaten zu erfahren.

Heß beschränkte sich auf die Feststellung, daß Hitler sich nicht vor einer möglichen amerikanischen Intervention im europäischen Krieg fürchte. „Deutschland hat keine bösen Absichten gegenüber Amerika“, erklärte er, ziemlich verblüfft über die Frage des britischen Diplomaten Kirkpatrick. „Die sogenannte deutsche Gefahr ist das Phantasieprodukt von irgend jemandem“ – wobei er allerdings nicht wissen konnte, daß dieser jemand Roosevelt selbst war. Er fuhr fort: „Wenn wir jetzt Frieden machen, werden die Vereinigten Staaten wütend sein; sie wollen doch bloß das britische Empire erben.“

„Im großen und ganzen [berichtete Kirkpatrick] war es schwierig, ihn dazu zu bringen, über Politik zu sprechen. Er glaubt, er habe mir alles erzählt, was er mir zu sagen hat . . . Vor allem ist er dagegen, so streng bewacht zu werden. Er sagt, er sei unter größtem persönlichem Risiko hierhergekommen, und da er sicher gelandet sei, habe er nicht die Absicht, wieder wegzulaufen oder Selbstmord zu verüben.“

Um 17.00 Uhr rief Kirkpatrick das Foreign Office mit diesem kümmerlichen Ergebnis an – er habe „nichts Neues“ aus dem Gefangenen herausbekommen.

Kurioserweise erschien im Laufe des Tages, am 15. Mai, der Herzog von Hamilton im Foreign Office und bestand darauf, Seine Majestät sprechen zu dürfen. Der hoheitsvolle Unterstaatssekretär empfahl dem Oberst-

leutnant, zunächst doch Mr. Churchill aufzusuchen, aber der Herzog wollte nicht warten; jedenfalls war er am nächsten Tag zum Lunch bei König Georg VI in Schloß Windsor. Die Königlichen Archive geben keine Auskunft darüber, was zwischen beiden besprochen wurde, aber der R.A.F. Offizier schickte wenige Tage später einen Brief an den König, in dem er äußerte: „Es ist klar, daß Heß immer noch ein unverbesserlicher Nazi ist,

der bis zum Überdruß das übliche Nazigewäsch wiederholt.“

Es dauerte dann noch drei oder vier Tage, bis „Camp Z“ bereit war, den Gefangenen aufzunehmen. Die Techniker des Geheimdienstes waren in Mytchett Place bereits tätig geworden, hatten überall innerhalb des vergitterten Bereichs hochempfindliche Abhörgeräte installiert und in einem Geheimzimmer Verstärker aufgestellt, sodaß jedes Wort auf Platten aufgezeichnet werden konnte.

Am 16. Mai um 15.30 Uhr befahl Churchill Sir Alexander Cadogan und dem Geheimdienstchef „C“, den Stellvertreter des Führers nachts unter strengster Geheimhaltung von Glasgow nach London in den Tower zu bringen.

An diesem Tage schickte Churchill folgende Anweisung an Cadogan:

„Persönliche Mitteilung des Premierministers 16. Mai 1941

Lfde. Nr. M.550/1

Bitte machen Sie eine ausführliche Zusammenfassung der drei Gespräche mit Heß, unter besonderer Berücksichtigung der Punkte, die in der von mir entworfenen Erklärung erwähnt worden sind, die ich aber nicht abgegeben habe. Ich werde diese dann Präsident Roosevelt mit einem Begleittelegramm schicken.

2. Ich bin mit dem Vorschlag des Kriegsministeriums einverstanden, Heß in den Tower zu bringen, bis seine Unterkunft in Aldershot fertig ist.

3. Seine Behandlung soll im Laufe der Zeit weniger zuvorkommend werden. Mit seiner Vernehmung eilt es nicht, und ich möchte informiert werden, bevor man irgendwelche Besucher zu ihm läßt. Er soll in strengster Abgeschlossenheit bleiben, und diejenigen, die mit ihm zu tun haben, sollten sich jedes Gesprächs mit ihm enthalten. Die Öffentlichkeit würde es kaum verstehen, wenn wir diesen notorischen Kriegsverbrecher verwöhnen, *es sei denn für nachrichtendienstliche Zwecke.*

W.S.C. 16. Juni 1941“

Das Krankenhaus am Rande von Glasgow erhielt Anweisung, Heß um

19.00 Uhr zur Abfahrt mit unbekanntem Ziel bereitzuhalten. Heß selbst wurde davon erst wenige Minuten vorher unterrichtet.

„Er war absolut gelassen“, berichtete der Chef des Militärlazaretts, Oberst R. A. Lennie, „und schien seine Verlegung als eine selbstverständliche Angelegenheit zu betrachten.“

Bevor Heß mit einer Trage zu dem wartenden Krankenwagen gebracht wurde, teilte er Lennie mit, er fühle sich besser, und bedankte sich verbindlich für die freundliche Behandlung in diesem Krankenhaus. Er war guter Dinge über diese plötzliche Verlegung und schien geradezu stolz zu sein. Als die Begleitmannschaft antrat, genoß er es offensichtlich, Anlaß solch strenger Sicherheitsvorkehrungen zu sein. Da er seine Neugier wegen des Reiseziels nicht zügeln konnte, fragte er, ob die Fahrt per Bahn erfolgen und ob sie zwei oder drei Stunden dauern würde. Er rechnete damit, nach London gebracht zu werden – und hatte schon halb die Hoffnung, daß es endlich zu Verhandlungen kommen werde. Als die Ambulanz ihn durch die dunklen Straßen von Glasgow brachte, war er ganz still, ja, wie Sheppard meinte, fast resigniert. Beifällig stellte Heß fest, daß im Gegensatz zu den anderen englischen Frauen die Fahrerin der Ambulanz keinen Lippenstift benutzt hatte. In ein paar Tagen, dachte er, würde er vielleicht wieder in den bayrischen Bergen, zusammen mit Frau und Kind, in Freiheit sein; aber keinen Augenblick vergaß er, daß er sich noch in den Händen seiner Feinde befand.

Der Arzt Gibson Graham und Major Sheppard reisten mit ihm.

Sheppard machte sich Gedanken über den Geisteszustand des Gefangenen, denn er hatte gewisse Zweifel. Zum Beispiel beobachtete er, daß, wann immer ein zunächst oberflächliches Gespräch ernsthaft wurde und man eine konkrete Meinung äußern mußte, der Gefangene sofort seinen Blick abwandte: „Seine Augen bekommen dann einen seltsamen und abwesenden Ausdruck“, schrieb Sheppard am nächsten Tag, „und er ist dann sehr vorsichtig mit seinen Antworten.“

Auf den Gedanken, daß der Stellvertreter des Führers lediglich aus Sicherheitsgründen vor unvorsichtigen Äußerungen auf der Hut war, kam der Major nicht.

DER TOWER

Mit dem nervösen Eifer eines Mannes, der schon über seine besten Mannesjahre hinaus ist und gerade eine Heldentat vollbracht hat, für die er eine Belohnung erwarten darf, machte Rudolf Heß es sich auf dem Platz in der Ersten Klasse bequem, der für ihn im Nachtzug der London, Midland & Scottish Railway Company nach London reserviert worden war. Es war am späten Abend des 15. Mai 1941. Es beunruhigte ihn nicht weiter, daß eine starke Wachmannschaft mit ihm reiste: Oberstleutnant Gibson Graham, Major J. J. Sheppard, sechs schottische Offiziere der Highland Light Infantry und der Cameronians sowie sieben andere Dienstgrade (die in der dritten Klasse des Zuges mitfahren) gehörten zu seinen Reisebegleitern.

Doch als er bei Anbruch der Nacht zu seinem Bett im Schlafwagen der Ersten Klasse geleitet wurde, gab es Schwierigkeiten. Er mußte feststellen, daß ein Offizier das Abteil mit ihm teilen und daß das Licht anbleiben sollte. Der Stellvertreter des Führers fand diese Sorge um seine Sicherheit übertrieben.

„Ich kann nicht schlafen, wenn ich die ganze Nacht beobachtet werde“, sagte er mit erhobener Stimme. Er verlangte allein und in totaler Dunkelheit gelassen zu werden.

„Ich werde nicht schlafen, wenn ich beobachtet werde.“ Seine Forderung wurde höflich abgelehnt.

Offensichtlich irritiert, wurde er laut Dr. Graham „gewalttätig“, aber das klingt nach Übertreibung, wenn man bedenkt, daß Heß gehbehindert

war; nicht einmal der unverkennbar feindselig gesonnene Major Sheppard erwähnte irgendeine „Gewalttätigkeit“ in seinem „Bericht über das Verhalten von ‚X‘“. Die Ärzte boten Heß ein Beruhigungsmittel an, aber er nahm nur eine Heine Dosis und blieb, offensichtlich verstimmt, den größten Teil der Nacht hellwach.

Die Nachricht von seiner Ankunft war natürlich in der Hauptstadt durchgesickert, und eine kleinere Menschenmenge hatte sich auf dem Bahnsteig eingefunden. Der Zug hatte sich jedoch wegen eines Luftschutzalarms in den Midlands um zwei Stunden verspätet, so daß die Army Zeit hatte, ihn auf ein Abstellgleis umzuleiten und dadurch dem Kamera-Wagen der Britischen Wochenschau Gaumont auszuweichen, der Taktloserweise am Bahnhof erschienen war.

Die Offiziere geleiteten Heß in einen Sanitätswagen ohne Kennzeichen, der ihn quer durch London von Nordosten zum Tower brachte. Als er aus den verhängten Fenstern lugte, dürfte er innerlich verblüfft gewesen sein, daß von den Schäden durch deutsche Luftangriffe, von denen die Propaganda Goebbels‘ soviel hergemacht hatte, nichts zu sehen war.

„[Heß] saß schweigsam in der Ambulanz“, meldete der Begleitoffizier, „und sagte kein Wort, bis er sich in seinem neuen Quartier eingerichtet hatte, wo er seine Zufriedenheit über die Unterbringung ausdrückte.“

Im Tower führte man ihn zu den Räumen im Haus des Kommandanten, wo bis vor kurzem der deutsche Generalkonsul in Island, von Gerlach, untergebracht war. Die Presse hatte Wind von seiner Anwesenheit bekommen, aber Duff Cooper verbot jegliche Berichterstattung über das, was Heß gesagt hatte, und Eden pflichtete ihm bei. Später rief Eden Churchill an und wollte wissen, ob man nicht wenigstens *Spekulationen* über Heß zulassen sollte, „vorausgesetzt, wir betonen, daß all diese Spekulationen nicht bestätigt werden können?“

Churchill war einverstanden, und die Presse wurde angewiesen, entsprechende Spekulationen zu verbreiten.

Am 18. Mai, einen Tag nach seiner Ankunft, bat Heß seine Bewacher im Tower, mit dem Herzog von Hamilton und Ivone Kirkpatrick sprechen zu können.

Tatsächlich hielten sich diese beiden Männer in London auf. Am selben Abend suchte der achtunddreißjährige Herzog von Hamilton Sir

Alexander Cadogan auf („Er [der Herzog] hat immer mehr Ähnlichkeit mit einem Spaniel“, meinte der Beamte des Foreign Office); Hamilton erhielt nie die Erlaubnis, Heß wiederzusehen.

Ein Offizier erklärte Heß, er werde seine Bitte notieren, könne sie aber nicht sofort erfüllen. Heß war verärgert über diese unerwartete Abfuhr. Doch dann beruhigte er sich und sah dem bevorstehenden großen Treffen mit der britischen Führung erwartungsvoll entgegen; weshalb hätten die Engländer ihn wohl sonst in dieses (ihm allerdings unbekanntes) Schloß-Quartier verlegt? Um 18.00 Uhr registrierte Major Sheppard, daß Heß gelassen und zufrieden sei und auch gegessen habe. „Er scheint ruhig und bei klarem Verstand“, schrieb er in seinem Bericht, der wenige Stunden später auf Churchills Schreibtisch landen würde. Und selbst der überaus kritische Doktor Gibson Graham fand, daß Heß sich in der Tat vernünftig verhalte. Er war in der Lage, in seinem Zimmer im Tower auf und ab zu gehen, wobei er allerdings sichtbar hinkte. Am 19. Mai schrieb er einen Brief nach Deutschland, der den britischen Offizieren, die ihn nicht weiterleiteten, zeigte, daß er damit rechne, in aller Stille liquidiert zu werden; sein Tod würde dann als Selbstmord hingestellt werden; aber daß er dennoch dazu beitragen könne, Frieden zwischen Großbritannien und Deutschland zu stiften und Mr. Churchill und seine Kriegstreiber dann den verdienten Lohn bekommen würden.

Nur der Entwurf dieses bemerkenswerten Briefes existiert noch; der obere Teil des Blattes mit dem Datum ist abgerissen:

„Ich lege Wert darauf, daß Sie folgendes wissen: In dem Brief, den ich dem Führer hinterlassen habe, erwähnte ich die Möglichkeit, daß man aus England meinen Tod melden könnte. Ich erklärte ihm, ganz gleich, welche Todesursache angegeben würde – z. B. Selbstmord oder Tod während einer Auseinandersetzung – oder selbst wenn der Verdacht aufkommen sollte, mein Tod sei von Elementen in England herbeigeführt worden, die gegen den Frieden seien, sollte man sich in Deutschland dennoch in *keiner Weise* dadurch beeinflussen lassen.

Selbst wenn mein Tod unter merkwürdigsten Umständen erfolgen sollte, wäre es um so wichtiger, einen Frieden mit

denjenigen Kräften zu schließen, die dazu bereit sind. Dies wäre gewissermaßen mein letzter Wunsch. Letzten Endes könnte mein Tod doch dem Frieden nützen, da die Engländer dann zum ersten Mal, nachdem der Friede wieder hergestellt ist, . . . [die folgenden Sätze sind ebenfalls entfernt worden] . . . mein Tod könnte eine große Propagandarolle spielen.

Ich bin überzeugt“, fuhr Heß in seinem geschickt entworfenen Brief fort, „daß der Führer völlig mit dieser Denkweise übereinstimmt und entsprechend meinen Wünschen handeln wird. Im übrigen“, fügte er fast beiläufig hinzu, „habe ich ihm in meinem Brief mein Wort gegeben, unter keinen Umständen Selbstmord zu verüben. Er weiß, wie sehr ich das ablehne.“

Für die schottischen Offiziere des Wachpersonals war die Unterstellung, Mr. Churchill könne die Liquidation von irgend jemand planen, ein Sakrileg. Für sie war Mr. Churchill ein Abgott und dieser Mann (Heß) der Abgesandte des Teufels.

Am vierten Tage seines Aufenthaltes im Tower gelangte Major Sheppard, dessen krankhafte Abneigung gegen den Gefangenen vom ersten Augenblick an offensichtlich war, zu der Überzeugung, Heß sei sehr launisch und müsse umsichtig behandelt werden, „wenn man etwas aus ihm herausholen wolle“.

Heß, der sich offenbar intensiv darum bemühte, sich seiner neuen Lage anzupassen, war verstimmt und wünschte, allein gelassen zu werden. Er wollte seine Gedanken sammeln und jede neue Situation analysieren.

„Ich glaube“, schrieb Sheppard, nachdem er Heß in sein nächstes Quartier gebracht hatte, „daß er [Heß] aufgrund seiner Veranlagung, die zu Grausamkeit, Bestialität, Lug und Trug und Arroganz neigt und einen Zug von Feigheit aufweist, seine Seele bereitwillig einer stärkeren und dämonischen Persönlichkeit verschrieben hat und Wachs in deren Händen ist. Ohne sich die Mühe zu machen, seine Feindseligkeit zu verbergen, kam Sheppard zu dem Schluß, Heß' Behauptung, „Friedensvermittler“ zu sein, sei lediglich ein fauler Trick, um zu kaschieren, daß er die Flucht ergriffen habe. Heß, so stellte er fest, hatte sich während seines Aufenthaltes im

Tower ausgiebig Notizen gemacht, offensichtlich, um „Argumente zur Vorlage durch Mittelsmänner bei der britischen Regierung“ zu sammeln. Dies deutete, so meinte Sheppard, ja wohl darauf hin, daß die Friedensmission eine Erfindung sei, die er sich erst in letzter Minute ausgedacht habe.

Mr. Churchill in Downing Street 10 stand immer noch unter dem Druck, für die Öffentlichkeit irgendeine Erklärung zum Fall Heß abzugeben. Das Ministerium des nicht immer verlässlichen Duff Cooper hatte Gerüchten Auftrieb gegeben, wonach der Herzog von Hamilton sogar in einem Briefwechsel mit Heß gestanden habe. Die Regierung, die sich mit der Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten des Vorgehens konfrontiert sah, entschied sich für einen bewährten Weg englischer Staatskunst, nämlich nichts zu tun.

Am 13. Mai, drei Tage nach Heß' Fallschirm-landung in Schottland, hatte Mr. Churchill im Unterhaus eine weitere Erklärung angekündigt, und das Kabinett trat am 19. Mai um 17.00 Uhr zusammen, um darüber zu diskutieren. Cadogan schrieb süffisant in sein Tagebuch: „P.M. liebäugelt immer noch mit seiner törichten Erklärung zu Heß. Bestand darauf, sie mit großem Gusto im Kabinett vorzutragen.“

Mit Ausnahme des servilen Luftfahrtministers und Führers der Liberalen, Sir Archibald Sinclair, war die Kabinettsrunde einmütig gegen eine Verlautbarung, da Herr Heß nach ihrer Ansicht schon allzuviel Publizität erhalten habe.

Nach der Kabinettsitzung berichtete Ivone Kirkpatrick über seine Zusammenkünfte mit Heß. Nicht ein Augenblick wurde darauf verwandt, über die deutschen Vorschläge über die Beendigung des Blutvergießens zu diskutieren. Cadogan wollte Heß aushorchen lassen, indem man so tue, als ob man mit ihm verhandle; Churchill war einverstanden; als der Ständige Unterstaatssekretär für diese Rolle den Lordkanzler Sir John Simon – einen ehemaligen Beschwichtigungspolitiker – vorschlug, wollte Churchill sich vor Lachen ausschütten und bekundete lauthals seine Zustimmung. „Genau der richtige Mann!“ rief er, und das Gelächter des Premierministers war noch tagelang Gesprächsstoff im Foreign Office, nachdem Anthony Eden dort die Szene geschildert hatte.

„Warten wir mal ab, was C's Männer berichten“, schrieb Cadogan in

sein Geheimtagebuch bezüglich der getarnten M.I.6 Beamten, die Heß raffiniertesterweise als „Betreuer“ vorgestellt werden sollten.

Und so kam der Fall Heß nur einmal im Parlament zur Sprache, als am 22. Mai aufgrund einer von der Regierung lancierten Kleinen Anfrage Sinclair kurz und bündig antworten konnte: „Der Herzog hat niemals in Briefwechsel mit dem Stellvertreter des Führers gestanden“ (er durfte ja wohl auch kaum zugeben, daß der Brief Haushofers abgefangen worden war, bevor er den Herzog erreichen konnte). In der darauffolgenden, ohne Kontroverse geführten Debatte verstieg sich Major Vyvyan Adams – einer von der Vorkriegsclique Churchills – zu der komischen These, „die Absicht dieses höchst unerwünschten Ausländers [Heß] war es nicht, den edlen Herzog aufzusuchen, sondern einen wirklich guten deutschen Arzt zu konsultieren!“

In der Folgezeit sollte Heß noch genügend Bekanntschaft mit deutschen Ärzten und Psychoanalytikern machen, die das seelische Gleichgewicht selbst des gesündesten Flugzeugführers auf eine harte Probe stellen konnten.



Der Premierminister, der selbst Angst vor den von ihm an die Wand gemalten Schreckgespenstern einer „Nazi-Invasion“ und „Gestapo-Fallschirmspringern in Nonnentracht“ bekommen hatte und der angesichts britischer Geheimdienstpraktiken verständlicherweise befürchtete, daß überall Nazi-Mikrophone versteckt sein könnten, ordnete an, daß Heß durch ausgewählte Offiziere der Schottischen und Coldstream Guards bewacht werden sollte.

Am Samstag, dem 17. Mai, kam es deshalb zu einer seltsamen kleinen Versammlung von Obersten mit ihren roten Mützen und Schulterklappen auf dem zweifellos „abhörsicheren“ Krocketrasen von Camp Pirbright, dem Quartier der Guards-Brigade. Im Flüsterton besprach Oberst Sir Geoffrey Cox, der General-Quartiermeister des Londoner Wehrbezirks, mit Oberstleutnant T. E. G. Nugent, Brigademajor der Guards-Brigade, Lord Stratheden, dem Kommandeur des Ausbildungsbataillons der Cold-

stream Guards, und Oberstleutnant A. H. C. Swinton, dem Kommandanten des Camps Pirbright, die Einrichtung des höchst geheimen „Camp Z“. Die sieben besten jungen Gardeoffiziere wurden für diese ungewöhnliche Aufgabe ausgesucht: Captain H. Winch als Wachkommandant, der Oberleutnant, der sehr Ehrenwerte S. E. V. Smith, als Adjutant, die Leutnants W. B. Malone, J. McYoung, P. Atkinson-Clark von den Schotten und T. Jackson und R. Hubbard von den Coldstream Guards. Während der nächsten beiden Tage bauten dreihundert Pioniere einen Stacheldrahtverhau und MG-Stellungen im Umkreis des auserwählten Platzes, und die ersten vierundzwanzig Wachsoldaten trafen ein.

Wie General Hunter Mr. Churchill meldete, konnte die endgültige Verlegung nicht vor dem Nachmittag des 20. Mai stattfinden, da in der Zwischenzeit, wie er es etwas unpräzise formulierte, „gewisse technische Geräte“ im Camp Z getestet und installiert werden müssten. (Die Umschreibung war notwendig, da laut Genfer Konvention das heimliche Abhören von Kriegsgefangenen durch elektronische Geräte verboten war.)

Kommandant des Camp Z wurde Malcolm Scott, ein schottischer Gardeoffizier. Am 18. Mai mittags fuhr Major Scott in aller Eile von Edinburgh zum Hobart House (das ist ein Teil des Kriegsministeriums) in London, wurde dort zum Oberstleutnant befördert und erhielt von Alan Hunters Stellvertreter, Oberst Coates, den folgenden strenggeheimen Befehl:

„EINSATZBEFEHL Nr. 1

STRENG GEHEIM

1. Sie begeben sich am 18. Mai um 12.00 Uhr zum Camp Z und übernehmen dort unverzüglich das Kommando.
2. Es ist ein Sonderlager und wird von einem Truppenkontingent der Coldstream- und Scots Guards aus Pirbright bewacht.
3. Sie sind verantwortlich für den in Gewahrsam befindlichen Gefangenen Z und für die Sicherheit des Lagers. Sie sind verantwortlich für die Gesundheit und das Wohlbefinden des Gefangenen. Verpflegung, Bücher, Schreibmaterial, Unterhaltungsmöglichkeiten sind ihm zur Verfügung zu stellen. Er darf aber keine Zeitungen und kein Radio haben.

4. Er darf keinerlei Kontakte mit der Außenwelt – mit wem auch immer – unterhalten.

5. Er darf keinen Besuch empfangen, mit Ausnahme vom Foreign Office zugelassener Personen, die einen militärischen Sonderausweis vorweisen, der links den Stempel des D.D.P.W. [des stellvertretenden Direktors für die Kriegsgefangenen] trägt, vom Ständigen Unterstaatssekretär beim Außenministerium Sir Alexander Cadogan, unterzeichnet ist und rechts mit dem Stempel des Foreign Office versehen ist. Ganz gleich, wer der Besucher ist, er darf nicht den Lagerbereich betreten, ohne diese amtliche Besuchserlaubnis vorzuzeigen.

6. Der Gefangene darf keine Briefe aus Ihrem Lager abschicken, die nicht zuvor dem D.D.P.W. vorgelegt worden sind.

7. Sämtliche an den Gefangenen gerichtete Korrespondenz, die in Ihrem Lager eintrifft, muß zuvor dem D.D.P.W. vorgelegt werden.“

Jetzt war nur noch der Gefangene „vorzuführen“. Am 20. Mai 1941 fuhren um 14.30 Uhr zwei Privatwagen die Rampe des Towers in London hinauf – ein 24 PS Wolseley mit dem Kommandanten von Pirbright, Oberst Swinton, und drei schottischen Gardeoffizieren, gefolgt von einem Lincoln mit Captain Winch und seinen drei Offizieren von den Coldstream Guards.

Die letzten Kilometer der Fahrt von Pirbright nach London hatten länger als vorgesehen gedauert, da große Teile der City durch vom „Blitz“ zerstörte Gebäude blockiert waren. (Auf der Fahrt mit Heß zum Tower hatte man diese Gegend bewußt gemieden). Als Vorsichtsmaßnahme hatte man die städtische Polizei über Heß' Verlegung vom Tower im dunkeln gelassen. Den Gardeoffizieren war außerdem befohlen worden, nicht aufzufallen, aber es war nicht zu umgehen, daß jeder Offizier eine geladene Pistole trug und daß zwischen den beiden Wagen Soldaten mit sieben MPs fuhren. Die Bemühungen um Sicherheit und Unauffälligkeit verloren gänzlich ihren Sinn, als Oberst L. M. Gibbs mit leuchtend roten Schulterstreifen und roter Mütze erschien und Sir Geoffrey Cox zum nördlichen

Eingang der Kommandantenwohnung begleitete und als kurz darauf derselbe Sanitätswagen wieder vorfuhr, der Heß zum Tower gebracht hatte. Unter den Blicken einiger Hundert herumstehender neugieriger Londoner wurde der Stellvertreter des Führers auf einer Trage zu der Ambulanz gebracht. Dann fuhr der Konvoi – vorneweg der Lincoln und am Schluß der Wolseley mit dem Sanitätswagen in der Mitte – über die Towerbrücke und bahnte sich seinen Weg durch die qualmigen Slums von Süd-London hinaus aufs offene Land nach Surrey zum Camp Z.

Es war 17.45 Uhr, als sie dort eintrafen. „Z“, wie Rudolf Heß von Stund an genannt wurde, hinkte mühsam die Treppe hinauf und ging zu Bett. Das bislang unveröffentlichte, einzigartige handgeschriebene Tagebuch des Lagerkommandanten enthüllt, welchen wachsenden Strapazen dieser einsame Mann ausgesetzt war – abgeschnitten von allen Nachrichten der Außenwelt und von seiner Familie –, als der britische Geheimdienst mit seinen Versuchen begann, ihm die Geheimnisse aus dem innersten Zirkel der Macht in Deutschland zu entlocken.

„20. Mai 1941

Die Ambulanz mit „Z“ ist eingetroffen . . . „Z“, von Oberst Graham R.A.M.C. [Royal Army Medical Corps] begleitet, wurde in sein Zimmer gebracht und ging sofort zu Bett, wo er von Generalmajor Hunter befragt wurde, der ihm dann alle Offiziere der Wache und seine persönlichen Begleiter vorstellte.

Generalmajor Hunter unterwies alle Offiziere in ihren Pflichten.

20.00 Uhr: „Z“ wurde das Abendessen in seinem Zimmer serviert.

23.00 Uhr: Der Offizier vom Dienst, Leutnant W. B. Malone, bezieht für die Nacht Stellung im vergitterten Bereich.“

Heß sagte, es gehe ihm gut, aber er verlangte abermals den Herzog von Hamilton und Ivone Kirkpatrick zu sprechen. Er begann einen Brief an den Herzog aufzusetzen, gab ihn einem der Offiziere, verlangte ihn aber zurück, und fing an, ihn umzuschreiben.

Unter den neuen Gesichtern, die General Hunter Heß anschließend

vorstellte, waren drei mysteriöse „Betreuer“ – in Wirklichkeit sorgsam ausgewählte Agenten des britischen Geheimdienstes S.I.S. (anderweitig bekannt unter der Bezeichnung M.I.6). Alle sprachen fließend Deutsch. Major Frank E. Foley,* ein kleiner, rundgesichtiger Mann aus Sommersetshire, hatte in der Zeit von 1920 bis zum Kriegsausbruch 1939 das britische Geheimdienstnetz in Berlin aufgebaut und dort offiziell als Paßbeamter Seiner Majestät fungiert; inzwischen 56 Jahre alt, ergraut und mit Brille, aber mit einer deutschen Frau und vielen Freunden aus dem Vorkriegs-Berlin war er der ideale „Blutsauger“, um dem Stellvertreter Hitlers alle möglichen Geheiminformationen zu entlocken. Seine Helfershelfer waren „Captain Barnes“ und „Oberstleutnant Wallace“ – wahrscheinlich Oberstleutnant Thomas Kendrick, der den S.I.S. in Wien geleitet hatte, ebenfalls unter dem offiziellen Deckmantel eines Paßbeamten, bis er im August 1938 enttarnt und ausgewiesen wurde. Diese Geheimdienstoffiziere hatten erlebt, wie ihre jeweiligen Konsulate mit jüdischen Visaanträgen überschwemmt wurden, als die Naziverfolgung begann, und vor allem Foley, ein Sympathisant der Zionisten, hatte die meisten seiner Agenten aus jüdischen Kreisen rekrutiert. „Es wären Zehntausende von Juden weniger aus Deutschland gerettet worden“, schrieb einer von ihnen, „wenn Captain Foley nicht im Konsulatsbüro in der Tiergartenstraße gesessen hätte.“ Nun war ihr Traum Wirklichkeit geworden: Sie hatten, wie sie meinten, einen ihrer schärfsten Verfolger in der Hand, und das war eine Gelegenheit, die sie sich nicht entgehen lassen wollten.

* Die israelische Regierung widmete Frank Foley und seiner Gattin Ursular [sic] einen Olivenhain.

CAMP „Z“

Um 01.15 Uhr in der ersten Nacht nach Heß' Ankunft im Lager „Z“ wurde dem wachhabenden Offizier, Captain Winch, gemeldet, daß außerhalb des Lagerzauns ein Schuß abgefeuert worden sei.

Die Scheinwerfer wurden eingeschaltet und Soldaten losgeschickt, um nachzuforschen. Aber gefunden wurde nichts.

Da der Knall aus einer Entfernung von etwa 600 Metern gekommen war, ließ Oberst Scott, der Lagerkommandant, die Angelegenheit schließlich als belanglos fallen. Der Vorfall zeigte jedoch, wie strapaziert die Nerven der Offiziere waren, die den Stellvertreter des Führers zu bewachen hatten: Durchdrungen von der eigenen Propaganda über den Gegner waren sie von der Angst besessen, Hitlers gefürchtete „Fünfte Kolonne“ könnte einschreiten oder SS-Truppen würden mit Fallschirmen über Aldershot abgesetzt, um Heß zu befreien oder gar ihren Gefangenen umzubringen. (Tatsächlich hatte Hitler vor seinem Stab wütend erklärt: „Heß ist ein toter Mann!“ Aber er hatte das offensichtlich nur in einem übertragenen Sinne gemeint. Jedenfalls gibt es keinerlei Dokumente in deutschen Archiven über irgendeinen Befehl zur Liquidierung von Hitlers glücklosem Stellvertreter.)

Ehe das Kriegsministerium im Jahre 1912 Mytchett Place erworben hatte, war Rudolf Heß' neue Unterkunft eine auffällige, heruntergekommene viktorianische Villa, wie es deren so viele in Südengland gibt. Sie lag ziemlich weit abseits der Straße auf einem weitläufigen, un gepflegten Grundstück, mitten irh Heidemoor, das im 14. Jahrhundert

„Muchelesschette“ genannt wurde und ein entlegener Vorposten des Windsor-Waldes war. Mit dem Bau des Hauses hatte man 1779 begonnen. Bislang konnte es sich nur eines einzigen Ereignisses rühmen: 1939 waren Ihre Majestäten bei dem dort residierenden Generalmajor zum Tee gewesen. Sie müssen sich seinerzeit beeilt haben, von dort wieder wegzukommen.

Selbst für den aus dem Baltikum stammenden Psychoanalytiker, der sich bald darauf mit Heß befaßte, hatte das Ganze mit seiner düster-abweisenden Atmosphäre etwas Undefinierbares, das durchaus den Rahmen für einen Kriminalroman von Edgar Allan Poe hätte abgeben können. Es ist unwahrscheinlich, daß Heß, als er aus den verdunkelten Fenstern der Ambulanz lugte, die Bedeutung der neuangelegten Straßenumleitungen begriff oder viel von den frisch ausgehobenen Splittergräben und MG-Stellungen oder dem schwerbewachten Doppelzaun aus Stacheldraht gewahrte, als er zu dem Haus gefahren wurde; aber der nackte Holzfußboden und das Sammelsurium schwerer Möbelstücke, die in aller Eile vom Kriegsministerium beschafft worden waren, dürften kaum sein Herz erfreut haben, als er sich in seinem neuen Heim umschaute.

„09.00 Uhr: „Z“ teilte mit, er habe etwa fünf Stunden geschlafen. „Z“ erhielt Frühstück in seinem Zimmer, aß aber sehr wenig. Er scheint zu fürchten, daß man versuchen würde, ihn zu vergiften.

13.00 Uhr: „Z“ kam zum Lunch herunter, den er mit den drei Betreuern und [dem Arzt] Oberst Graham einnahm. Er war in viel besserer Stimmung und entschuldigte sich hinterher bei dem Arzt wegen seines beim Frühstück geäußerten Verdachts.“

Nach dem Lunch ging Heß wieder zu Bett – wahrscheinlich schmerzte sein verletzter Knöchel noch immer. Als er um 20.00 Uhr wieder unten in der Offiziersmesse erschien, trug er die Uniform eines Hauptmanns der deutschen Luftwaffe.

Fast fünfzig Jahre später, als diese Zeilen geschrieben wurden, hing diese Uniform noch immer an dem Haken in der Zelle von Rudolf Heß: und hier dürfte auch der Schlüssel zu den Gedanken zu finden sein, die ihn

damals bewegten. Zweifellos war er sich darüber im klaren, daß die „Betreuer“ in Wirklichkeit Offiziere des britischen Geheimdienstes waren: er kam aus Deutschland und wußte daher genau, was für Methoden gewisse Regimes entwickeln. Er glaubte sich also in tödlicher Gefahr. Bewußt oder unbewußt wollte er offensichtlich seine Kerkermeister daran erinnern, daß sie, selbst wenn sie seine Rechte als selbsternannter Parlamentär mißachteten, ihm nicht den Schutz versagen könnten, der ihm nach den Bestimmungen der Genfer Konvention als Luftwaffenoffizier zustand, der offen, in Uniform und in einem unbewaffneten Flugzeug gekommen war. Inzwischen hatte er bemerkt, daß sich an der Innenseite seiner Schlafzimmertür kein Griff befand; daß die Fenster in seinem Zimmer und in der Offiziersmesse im Erdgeschoß mit Maschendraht versehen waren; daß er der Gefangene des Geheimdienstes, also des gefährlichsten Feindes von Hitler, war; und daß er einen klaren Kopf behalten müsse, um überleben zu können.

„22. Mai 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

08.30: „Z“ kam zum Frühstück herunter. Er erklärte, er habe gut geschlafen, werde aber von dem Gedanken verfolgt, die Wachoffiziere wollten ihn ermorden. Er verbrachte den ganzen Morgen in seinem Zimmer und erschien um 13.00 in Zivil zum Lunch. Nach dem Lunch ging er mit seinen Betreuern und dem Arzt [Graham] im Garten spazieren. Wie gewöhnlich hatte er [Dinner] mit seinen Betreuern, die berichteten, er scheine jetzt viel gelassener und offener im Gespräch zu sein.

23. Mai 1941

10.15: Zusammen mit seinen Betreuern ging er in den Garten, blieb aber nur wenige Minuten dort und begab sich dann mit Captain „Barnes“ in sein Zimmer. Es fällt auf, daß „Z“ sehr offen mit dem Arzt spricht und ihm zu trauen scheint, aber allen anderen Offizieren mit Mißtrauen begegnet ... „Z“ fürchtet noch immer, daß die Wachoffiziere ihn ermorden wollen. Er ließ sich nicht überzeugen, daß sie wirklich Offiziere der Brigade of Guards sind, und meint, eine Uniform habe

nichts zu bedeuten.“

Leider werden die wörtlichen Niederschriften dieser ersten Gespräche – es gab mindestens zwei Dutzend – zwischen Heß und seinen Bewachern in den Archiven des britischen Geheimdienstes zurückgehalten. Jedenfalls war es Dr. Graham offensichtlich klar geworden, daß Heß den Verdacht hatte, man wolle ihn, sobald er für nachrichtendienstliche Zwecke „ausgequetscht“ worden sei, als „Kriegsverbrecher“ liquidieren und seinen Tod dann wahrscheinlich als Selbstmord deklarieren lassen.

„Er erklärte mir“, notierte Dr. Graham in einem Bericht über diese ersten Tage im Camp „Z“, „er sei überzeugt, daß er von Agenten des Secret Service umgeben sei, die seinen Tod herbeiführen würden, indem sie ihn zum Selbstmord treiben oder einen Mord begehen würden, der wie ein Selbstmord aussähe, oder indem man ihm Gift ins Essen mische.“

Als Graham versuchte, seine Befürchtungen zu zerstreuen, verdächtigte Heß eine andere Gruppe seiner Bewacher, Und als das Essen im Kasino in Schüsseln und auf Platten für alle gemeinsam serviert wurde, achtete er sorgfältig darauf, nicht gerade das nächstliegende Kotelett zu nehmen.

Unsicher geworden, entschloß sich Graham korrekterweise, die Meinung von Psychiatern einzuholen, und beantragte am 23. und 24. Mai bei seinen Vorgesetzten die Genehmigung.



Das Wohlergehen des Stellvertreters des Führers gehörte nicht zu den wichtigsten Sorgen der englischen Behörden.

Das Foreign Office, verkörpert durch den hoheitsvollen, in Eton erzogenen Ständigen Unterstaatssekretär Sir Alexander Cadogan, hatte den ihm direkt unterstehenden Geheimdienst, M.I.6, beauftragt, Rudolf Heß bis ins Innerste auszuforschen, notfalls bis zur seelischen Zerstörung. Das geht eindeutig aus Cadogan's privaten Tagebüchern hervor, von denen bisher nur der nicht den Geheimdienst betreffende Teil veröffentlicht worden ist. Voraussetzung dafür war, das Selbstbewußtsein des Gefangenen zu brechen. Jedes nur denkbare Mittel, das nicht gegen die

Genfer Konvention verstieß, war da recht: Heß alle Informationen von der Außenwelt (Zeitungen, neutrale Besucher, Rundfunk) vorzuenthalten; Isolierung in einem militärischen Lager (der Lärm von MG-Feuer, vom Exerzieren auf dem Kasernenhof, von Maschinen und Motoren); und schließlich das Zuschlagen von Türen.

Beunruhigt und zutiefst deprimiert angesichts der Aussicht eines Fehlschlags seiner Mission, begann Heß seelisch zusammenzubrechen. Als dies erkennbar wurde, erfanden die Offiziere im Camp „Z“ einen barbarischen Erfolgsmaßstab, indem sie den jeweiligen Zustand seines Selbstbewußtseins in Pfunden, Shilling und Pence bewerteten.

Die Aufzeichnungen der Psychiater, die während der nachfolgenden Monate Zeugen dieses Verfallsprozesses waren, beleuchten einen der erschüttertesten Aspekte des ganzen Falles Heß. Die Rolle dieser Spezialisten war von Anfang an zwiespältig. Ihre Wissenschaft ist seit den ersten Arbeiten von Sigmund Freud subjektiv und kontrovers. Ihre Ergebnisse hängen gleichermaßen von der Beziehung des Patienten zum Analytiker wie von der persönlichen Einstellung des Arztes gegenüber dem Patienten ab. 1941 befand sich die Militärpsychologie in einer innovativen Phase, die von der experimentellen Verabreichung von Amphetamin an Angriffstruppen und der Verwendung von „Wahrheitsdrogen“ für geheimdienstliche Zwecke bis zu den Techniken der Elektroschocktherapie reichte.

Kurz nach seiner Verlegung vom Tower in London zum Camp „Z“ des M.I.6 bemerkte Heß, daß das Essen und die Medikamente, die man ihm verabreichte, eine deutlich spürbare seltsame Wirkung hatten. Da dieses Gefühl wiederholt während der nächsten Wochen auftrat, war er in der Lage, es in späteren Aussagen klar und deutlich zu schildern.

„Soweit ich es beurteilen kann, sind die Symptome . . . wie folgt: kurze Zeit nach dem Einnehmen strömt ein eigenartiges Wärmegefühl vom Genick zum Kopf; im Kopf selbst entwickelt sich ein Gefühl ähnlich wie Kopfschmerzen, aber es ist nicht dasselbe; es folgt ein stundenlanges, außergewöhnliches Wohlfühlgefühl, körperliche und geistige Energie, Lebenslust und Optimismus. Nachts wenig Schlaf, aber das vermochte nicht im geringsten die Euphorie zu zerstören.“

Wenn er diese Substanz nicht erhielt, spürte er „Entziehungssymptome“ – ein Versinken in Pessimismus fast bis zum Nervenzusammenbruch ohne erkennbaren Grund, später gefolgt von längeren Perioden außergewöhnlich schneller geistiger Erschöpfung. Als er das erste Mal Verdacht schöpfte, daß man ihm diese mysteriöse Substanz verabreichte, waren die Kontraindikationen so stark, daß er tatsächlich fürchtete, verrückt zu werden, „wenn es denen gelingen sollte, mir weitere Dosen zu geben“.

M.I.6 hat die Unterlagen über die medikamentöse Behandlung und über Heß' Gespräche in der Gefangenschaft noch nicht freigegeben, aber die Ärzte, die ihn untersuchten, haben alles, was sie wußten, nach dem Kriege veröffentlicht und darüber hinaus vieles, was reine Spekulation war.

Es war nur natürlich, daß die Offiziere, Wachmannschaften und das Pflegepersonal, dem Beispiel der Ärzte folgend, Heß ebenfalls durch deren Brille sahen und ihn nicht als Gefangenen, sondern als Patienten betrachteten. Sie reagierten auf jeden scheinbar exzentrischen Zug mit rigorosen Untersuchungen, erschöpfender Behandlung in ihren Berichten und vernichtender Analyse. Doch darf eine Tatsache nicht außer acht gelassen werden, denn sie zieht sich über Tausende von Seiten der Tagebücher und Berichte hin: objektiv gesehen, war Rudolf Heß ein Mann, dessen Intelligenz zum obersten Zehntel der Weltbevölkerung gehörte und wahrscheinlich noch weit höher lag.*

„24. Mai 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Luftschutzalarm von 23.45 bis 00.45. „Z“ war die ganze Zeit unruhig, ging aber später zu Bett und schlief fest bis 07.30.

Nach dem Frühstück ging er eine Zeitlang mit Major Foley [vom M.I.6] spazieren. Nach dem Tee . . . hatte er eine längere Unterredung mit dem Arzt im Wohnzimmer. Er erklärte, er

* Mehr als zwei Jahre später besuchte Major Foleys Kollege, Robert Bruce Lockhart, Lord Beaverbrook, der in der Zwischenzeit ebenfalls Heß besucht hatte. Der Minister ließ ihn seine Aufzeichnungen lesen. „Nach Ansicht von Max [Beaverbrook]“, schrieb der Geheimdienstoffizier, „war Heß nicht geisteskrank, als er in unser Land kam . . . Max glaubt, unsere Leute hätten ihm irgendwelche Drogen gegeben, um ihn zum Reden zu bringen.“ (Bruce Lockhart, Tagebuch, 5. September 1943.)

habe dem Führer sein Wort gegeben, keinen Selbstmord zu begehen. Wahrscheinlich in einem hinterlassenen Brief.“

Tatsächlich ist der Inhalt von Heß' Schreiben an Hitler, obwohl es verlorengegangen ist, soweit bekannt, daß man mit Sicherheit davon ausgehen kann, daß er ein solches Versprechen nicht enthält; offenbar hoffte er, angesichts der Möglichkeit der Veröffentlichung eines solchen Briefes in Deutschland, die Gewahrsamsmacht zu einer gewissen Rücksichtnahme zu zwingen, denn schließlich waren Tausende von britischen Gefangenen Geiseln in der Hand Hitlers.

Gibson Graham focht dies jedoch nicht an; zu Colonel Scott sagte er: „Z‘ verliert täglich an Format. Ich schätze seinen Wert jetzt auf nicht mehr als 2 Pfund in der Woche.“

„25. Mai 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ . . . schien über irgend etwas verstimmt zu sein und war bedrückt und mürrisch, sprach kaum mit jemandem. Er blieb den ganzen Nachmittag in seinem Zimmer, unternahm dann aber trotz des Regens am Abend einen kurzen Spaziergang zusammen mit Captain „Barnes“.

Am Morgen hielt ich einen Offiziersappell ab, dem er aus der Ferne zusah, sich aber nicht sonderlich beeindruckt zeigte. Seinen Betreuern [vom M.I.6] führte er eine groteske Art von Stechschrift vor, wohl um zu zeigen, daß er der Situation durchaus gewachsen sei.

Brigadier Stuart Menzies [„C“, der Chef von M.I.6] hielt sich von 17.30 bis 19.00 im Lager auf und blieb die ganze Zeit mit den Betreuern zusammen. Er sprach nicht mit „Z“.

26. Mai 1941

Er konnte sich keine Bewegung im Freien machen, da es den ganzen Tag heftig regnete. Außer zu den Mahlzeiten verbrachte er den ganzen Tag lesend auf seinem Zimmer. Er ist sehr deprimiert und mutlos, und Oberst „Wallace“ ist der Meinung, er erkenne allmählich, daß der englische Staat ganz anders ist,

als er ihn sich vorgestellt hatte.“

„Der Patient“, notierte Dr. Graham wenige Tage später, „war sehr deprimiert und glaubt, über den angeblich dringenden Wunsch Englands nach einer Verständigung mit seiner Regierung falsch informiert worden zu sein.“

Dem Lordkanzler Sir John Simon, einem langen, knochigen, liberalen Intellektuellen, der vor sechs Jahren Außenminister gewesen war, wurde am 26. Mai 1941 von Anthony Eden die unangenehme Aufgabe aufgetragen, Heß deutsche Staatsgeheimnisse zu entlocken, ihn aber gleichzeitig im Glauben zu lassen, daß er der Welt den Frieden bringen wolle. Da ihm bei dieser Sache, angesichts seiner Reputation als „Beschwichtigungspolitiker“ nicht ganz wohl war, bat Simon um eine schriftliche Bestätigung; Eden lieferte ihm diese am 27. „Der Premierminister und ich“, schrieb er, „wären Ihnen dankbar, wenn Sie mit dem besagten Mann sprechen würden. Wir glauben, auf diese Weise unserer gemeinsamen Sache möglicherweise nützen zu können. Die Chancen sind nicht sehr groß, aber wir sind überzeugt, daß dies die beste Art und Weiseware.“

„Außenminister an Premierminister 27. Mai 1941

Ich sprach gestern mit Simon und glaube, daß er bereit ist, die Sache, von der wir gesprochen haben, zu machen. Er hat um 24 Stunden Bedenkzeit gebeten. Wir beide meinen, er sollte [Heß] klarmachen, daß die Regierung von der Unterredung weiß, daß es aber unklug wäre, eine enge Verbindung zwischen uns beiden und ihm merken zu lassen – im Gegenteil . . . All dies wird streng geheim behandelt und innerhalb des Foreign Office wissen nur Cadogan und ich von dieser Angelegenheit.“

Am selben Abend berichtet Eden Mr. Churchill über sein Gespräch mit dem Lordkanzler. Nun begann Churchill sich unbehaglich zu fühlen: er war zwar einverstanden, daß Simon mit Heß sprechen solle, aber nur mit großen Einschränkungen.

„Gleichzeitig bat er mich“, betonte Eden in seinem

Schreiben an Simon vom 28. Mai, „nicht zu vergessen, daß die Regierung Seiner Majestät natürlich nicht bereit ist, mit Heß noch mit irgendeinem anderen Vertreter Hitlers Friedensverhandlungen aufzunehmen. Unsere Politik bleibt so, wie sie bei vielen Gelegenheiten öffentlich dargelegt worden ist. Obgleich wir natürlich wissen, daß Sie sich völlig darüber im klaren sind, meint der Premierminister, Sie würden es zu schätzen wissen, diesen Brief zu erhalten.“

Es war ein seltsames Postskriptum, das deutlich zeigte, wie Churchill durchaus erkannte, daß er mit dem Feuer spielte, wenn er Simon zu nahe an Heß heranließ.

Der Jurist Simon seinerseits wollte jedoch alles schriftlich bestätigt wissen und übermittelte Eden sein Konzept zur Genehmigung. In seiner handschriftlichen Antwort, in der er sein Einverständnis mit den Vorschlägen des Lordkanzlers bekundete, erklärte Eden:

„Äußerste Geheimhaltung wird gewahrt . . . Ich bin einverstanden, daß Sie sagen müssen, Sie kämen mit Billigung der Regierung, aber ich hoffe, daß es nicht nötig sein wird, dies allzu deutlich zu betonen.“

Abschließend schrieb er: „Winston und ich sind Ihnen äußerst dankbar.“

Aber es dauerte noch zwei Wochen, ehe Sir John Simon diesem riskanten Zusammentreffen mit den Stellvertreter des Führers endgültig zustimmte.

Angesichts der bedrückenden Atmosphäre in Camp „Z“ – den unter Sofas versteckten Maschinenpistolen, den ständig anwesenden mysteriösen drei „Betreuern“, die allen anderen in der Villa anwesenden Personen übergeordnet waren und Besuchern die Notwendigkeit äußerster Geheimhaltung einschärften – wäre es nicht verwunderlich gewesen, wenn selbst die Ärzte und Bewacher vagen Vermutungen über den Gefangenen anheimgefallen wären. Heß selbst bemühte sich hartnäckig, seine Haltung wiederzugewinnen. Als er über die Ungleichgewichtigkeit der Machtver-

hältnisse befragt wurde, da Großbritannien ja von den Vereinigten Staaten unterstützt werde, erinnerte er Dr. Graham großspurig daran, daß die Kapitulation Frankreichs auch Deutschlands Bodenschätze vermehrt und seine Industriekapazität vergrößert habe. Dann stellte man ihn wegen der Konzentrationslager zur Rede. Darauf Heß „sarkastisch lachend“: „Sie sollten wissen, daß *Sie* diese [KZs] erfunden haben.“ (Mr. Churchill hatte in seinen Erinnerungen über den Burenkrieg über die britischen „Concentration Camps“ geschrieben.) Als man ihn schließlich wegen Hitlers Besetzung von Prag im März 1939 – trotz des Münchner Abkommens – in die Zange nahm, wies er auf die Flugplätze hin, mit deren Bau die Tschechen begonnen hätten, um die Russen in die Lage zu versetzen, ihre Bombengeschwader gegen Deutschland einsetzen zu können. „Aber insgesamt machte er den Eindruck eines Mannes“, faßte Graham wenige Tage später seine Beobachtungen zusammen, „der unter starker nervlicher Belastung steht und von tiefer Sorge erfüllt ist.“

„Barnes“, „Wallace“ und Foley legten ihre Aufzeichnungen über ihre Gespräche mit Heß direkt dem M.I.6 und dem Foreign Office vor. Im luxuriösen Ambiente des Botschafterzimmers im Außenministerium traf sich Anthony Eden am Nachmittag des 28. Mai mit drei oder vier der bekanntesten diplomatischen Korrespondenten des Landes zu einem Informationsgespräch. Nachdem sich die Zeitungsleute in den tiefen Sesseln niedergelassen hatten und mit Tee und Keks versorgt worden waren, berichtete Eden über Heß. Eine Bemerkung Edens blieb in der Erinnerung des Vertreters der „*Times*“, A. Leo Kennedy, haften: „Heß“, sagte Eden, „war es sehr ernst mit seiner Mission.“ Obgleich der Stellvertreter des Führers es kaum zugeben könne, schein er mit Außenminister Joachim von Ribbentrop die Klagen gekreuzt zu haben. Heß sei offenbar auch überrascht, daß es den Engländern verhältnismäßig gut gehe. Kennedy verließ – wie er in seinem Tagebuch schrieb –, das Foreign Office in der Überzeugung, daß Heß nach England geflogen sei, „um zu versuchen, einen Friedensplan vorzulegen“, – was er, wie der Journalist meinte, wohl kaum ohne das Einverständnis Hitlers hätte tun können.

Für den britischen Geheimdienst war dies unerheblich. Seine Agenten und vor allem Lord Swinton's „Security Co-ordination Committee“ das die Aktivitäten von M.I.5, M.I.6 und den anderen Geheimdienstzweigen

im Vereinigten Königreich koordinierte, war intensiv mit dem Fall befaßt. („Es sollte festgehalten werden“, vermerkte ein Beamter des Luftfahrtministeriums auf Sinclairs Dossier über den Herzog von Hamilton, „daß Lord Swinton’s Organisation Einfluß auf die Abfassung der Antworten in dieser Akte genommen hat.“)

Darüber hinaus wollte Mr. Churchill Heß’ Widerstand brechen. Er hielt die Zeit für reif, ihn mit kleinen Portionen schlechter Nachrichten über die Außenwelt zu füttern – angefangen bei dem jüngsten Sieg zur See, der endlich jener ununterbrochenen Folge von Mr. Churchills Niederlagen Einhalt geboten hatte.

„28. Mai 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ hatte eine ziemlich unruhige Nacht und wachte um 05.00 auf und schlief danach nicht mehr viel. Er kam zum Frühstück herunter und machte anschließend einen längeren Spaziergang im Garten.

Er schien in besserer Laune zu sein, aber beim Lunch erzählten seine „Betreuer“ ihm von der Versenkung der *Bismarck* [Deutschlands neuestes und bestes Schlachtschiff war einen Tag vorher vernichtet worden]. Diese Nachricht verschlug ihm völlig die Sprache, und er zog sich unmittelbar nach dem Lunch zurück, um zu Bett zu gehen, wobei er über Rückenschmerzen klagte.“

Laut Dr. Graham war es aber eine „reine Nervensache“ – er habe physisches Unwohlsein lediglich vorgeschoben, um seinen innerlichen Aufruhr zu verbergen.

Zwei Stunden später kam Heß wieder herunter und teilte mit, daß er sich besser fühle. Um ihn auf zuziehen, sagte Graham, man werde ihn allein zu Abend essen lassen. Darauf bat Heß eindringlich darum, an der gemeinsamen Mahlzeit teilnehmen zu dürfen. Am selben Tag hatte Heß noch ein anderes Anliegen. Er wollte, wie Scott verächtlich notierte, ein Haarnetz haben. (Während allen Offizieren am Nachmittag des Tages, als man ihn vom Tower abgeholt hatte, die Haare geschnitten worden waren, wird in dem Lagertagebuch erst unter dem 3. Juni das Erscheinen eines

Friseurs gemeldet; offensichtlich gehörte auch das zu den subtilen Attacken auf sein Selbstbewußtsein.)

Die Ereignisse dieses und des nächsten Tages überzeugten Graham, daß Heß „endgültig die Grenze zwischen seelischer Labilität und Geisteskrankheit überschritten“ habe.

Erschüttert über die Nachricht vom Verlust der *Bismarck* mit so vielen seiner Freunde an Bord, verhielt sich Heß zunächst kühl und abweisend gegenüber den Offizieren der Wache. Vor allem Leutnant Bill Malone hatte sein Mißtrauen geweckt; wenige Tage zuvor hatte Heß dem M.I.6 Agenten Captain „Barnes“ anvertraut, er habe das Gefühl, Malone könnte Angehöriger irgendeiner Art englischer „Gestapo“ sein und sei mit Vorsicht zu genießen. Aber an diesem für Heß schmerzlichen Nachmittag unterhielt sich Malone mit ihm über Skisport und weckte damit eine gewisse Sympathie bei dem Gefangenen. Am Abend übernahm Malone seine Schicht als Offizier vom Dienst, und Heß, der kurz zuvor sehr niedergeschlagen nach oben in sein Zimmer gegangen war, hatte das Gefühl, diesem Offizier schließlich doch vertrauen zu können. Als es Zeit wurde, schlafen zu gehen, bat Heß um ein Beruhigungsmittel; gegen 22.30 Uhr kam Dr. Graham herauf und gab ihm irgend etwas – aber das machte Heß noch unruhiger, und Malone beobachtete, wie er sich im Bett hin und her wälzte und schließlich aufstand, um ins Badezimmer zu gehen.

Um 02.20 Uhr früh erschien der unglückliche Gefangene beim Offizier vom Dienst in dessen Zimmer innerhalb des „Käfigs“.

„Ich kann nicht schlafen“, erklärte er Malone. „Könnten Sie mir vielleicht einen Whisky geben – nur einen kleinen?“

Da Heß Abstinenzler war, erschien Malone diese Bitte überraschend. (Es kann gut sein, daß Heß, verwundert darüber, daß Grahams „Beruhigungsmittel“ nicht wirkte, sich entschlossen hatte, es mit Alkohol zu versuchen.)

Da Leutnant Malone Dr. Graham um diese Zeit nicht wecken wollte, gab er ihm ein Glas mit stark verdünntem Whisky.

Heß leerte es. „War der Whisky nicht zu klein?“ fragte er bedrückt. „War das genug?“

Malone meinte, das sei der Fall, bot ihm aber auch noch ein Schlafmittel an. Heß lehnte ab.

Nachdem etwa 20 Minuten vergangen waren, erschien Heß abermals in Malones Zimmer; nervös, deprimiert und von Schlaflosigkeit gequält, wollte er sich die Zeit mit Unterhaltung vertreiben.

„Ständig flüsternd“, meldete Malone wenige Stunden später dem Kommandanten, „erzählte er mit einer Stimme, die sich nie über ein Murmeln erhob, warum er nach England gekommen sei und den Herzog von Hamilton sprechen wollte.“ Zum Schluß bat er Malone, Verbindung mit dem Herzog aufzunehmen und ihn zu bitten, er möge doch eine Audienz für den Stellvertreter des Führers beim König erwirken.

„Wenn Sie das tun“, sagte Heß allen Ernstes, „werden Sie eines Tages den Dank des Monarchen für einen großen Dienst an der Menschheit ernten.“ Malone konnte ihm aber offenbar nur wenig Hoffnung machen, denn Heß fuhr fort, ihm auseinanderzusetzen, daß der Secret Service auf Geheiß einer „Clique“ von Kriegstreibern ihn hier draußen versteckt halte, so daß der Herzog von Hamilton ihn nicht finden könne, und nun versuchten sie, ihn in den Wahnsinn – oder zum Selbstmord – zu treiben.

„Das ist Unsinn“, sagte Malone.

Heß beharrte: „Während der letzten Tage hat man mit einem teuflischen System begonnen, um mich daran zu hindern, nachts zu schlafen und mich am Tag auszuruhen. In der vergangenen Nacht herrschte ständiger Lärm, damit ich nicht schlafen konnte – Türen wurden laut geöffnet und geschlossen, Leute rannten Treppen herauf und herunter, und der Wachposten knallte dauernd die Hacken zusammen.“ Malone wies darauf hin, daß der Posten draußen Gummistiefel trage.

„Gestern“, fuhr Heß unbeirrt fort, „hielt eine große Anzahl von Motorrädern hier ganz in der Nähe mit laufenden Motoren, um mir auf die Nerven zu fallen. Und es wurden extra Flugzeuge hierherüberschickt, um mir die Ruhe zu rauben. Das Ganze ist offensichtlich ein Komplott, um meine Nerven zu zerrütten.“

Malone versuchte, ihm klarzumachen, daß solche Geräusche angesichts des nur wenige hundert Meter entfernten militärischen Ausbildungslagers völlig normal seien. Aber Heß schüttelte verzweifelt den Kopf und schlug resigniert mit den Händen auf die Armlehnen seines Sessels. Mit finsterner Miene ging er dann zu Bett, erschien jedoch wenige Minuten später abermals in Malones Zimmer. „Verzeihen Sie mir, was ich

da gerade gesagt habe“, bat er, mit gehetztem Blick und von Schlaflosigkeit eingesunkenen Augen. „Ich bin in einem sehr nervösen Zustand und habe das alles nicht so gemeint, wie ich es da gesagt habe.“ Als Malone am nächsten Morgen seinen Dienst beendet hatte, lag Heß noch hellwach in seinem Bett. Er fragte den Malone ablösenden Leutnant Jackson, ob es in der Nähe tatsächlich einen Übungsplatz für Motorräder gebe – lediglich um festzustellen, ob er Malone trafen könne.

Am Abend des 29. Mai erschien Oberst Scott zum Abendessen mit Heß in der „A“-Messe. Heß nahm ein Glas Portwein vom Obersten an und bat dann, unter vier Augen mit ihm sprechen zu dürfen. Scott war einverstanden und forderte Major Foley auf, mitzukommen und zu dolmetschen. Heß bat nun, die Schlösser innerhalb des „Käfigs“ nach innen zu verlegen, da sie ja schließlich seinem „Schutz“ dienten; er verlangte ferner, in Zukunft wenigstens einen Nachrichtenüberblick zu bekommen (er hatte erkannt, warum man ihm die Nachricht von der *Bismarck* zunächst vorenthalten hatte); und er wolle in den Garten gehen können, wann immer er Lust dazu habe. Er gab sein Ehrenwort, nicht zu fliehen, glaubte aber, diese Ansprüche stellen zu dürfen, da er aus freiem Entschluß hergekommen sei und der Ritterlichkeit Seiner Majestät des Königs vertraut habe.

„Nach dieser Unterhaltung ging ich mit ihm und Major Foley im Garten spazieren“, notierte der Kommandant. „Er, „Z“, schien erleichtert zu sein und sprach offen über verschiedene Dinge.

Es war ein schwieriger Fall. Mr. Churchill hatte in dem Entwurf seiner Unterhauserklärung vom 12. Mai bestätigt: „Wie es heißt, ist er völlig gesund.“ Dr. Gibson Graham kam zur gleichen Schlußfolgerung: „Zu Beginn meiner Behandlung von Rudolf Heß gab es keinerlei Anzeichen geistiger Störungen.“ Doch jetzt schienen sich solche Symptome mit jedem Tag hier im Camp „Z“ zu mehren, und am 29. Mai riet Graham aufs neue zu einer psychiatrischen Untersuchung.

Coates übertrug diese Aufgabe dem Cambridge-Absolventen Dr. John Rawlings Rees, der seit 1938 Fachberater der britischen Armee in psychiatrischen Fragen war; der kahlköpfige, korpulente Pfeifenraucher Rees bekleidete den Rang eines Obersten und lebte in einem bescheidenen möblierten Zimmer in der renommierten Tavistock-Klinik im Norden

Londons. Er war vier Jahre älter als Heß und veröffentlichte 1945 das Buch „*The Shaping of Psychiatry by War*“. Mit seiner Wahl zum Vorsitzenden des Weltbundes für Psychiatrie machte er eine Spitzenkarriere im Rahmen seines Berufes.

Rees seinerseits bestimmte als Nachfolger für Dr. Graham einen Major aus dem Sanitätskorps der Armee, Henry Victor Dicks. Dicks wurde 1900 in Perna in Estland als Sohn eines englischen Exporteurs und Schiffsreeders geboren. Seine Mutter war eine Deutsche, und er sprach fließend Deutsch und Russisch. 1919 diente er als Dolmetscher beim militärischen Nachrichtendienst in Mr. Churchills anti-bolschewistischem Expeditionskorps bei Murmansk und anschließend bei der britischen Militärmission im Stabe des weißrussischen Generals Denikin. Er trat als Chef Psychiater für den Londoner Wehrbezirk in die Armee ein, nachdem er 1939 ein populäres Lehrbuch „*Clinical Studies in Psychopathology*“ veröffentlicht hatte. Er galt als einer der besten Psychiater seiner Generation und schien wegen seiner Sprachbegabung besonders geeignet für seine neue Aufgabe: Doch angesichts seiner jüdischen Herkunft war es klar, daß es zwischen diesem Arzt und seinem Patienten, dem Stellvertreter des Führers aus Nazideutschland, nur Feindseligkeit geben konnte. Dicks hat sich insbesondere mit der Verfolgung von Minderheiten und mit dem, was später der Holocaust genannt wurde, befaßt. Nach dem Krieg veröffentlichte er ein Buch über Nazigreuel,*, das, mit Unterstützung von Leon Poliakov, von Professor Norman Cohn herausgegeben und vom „Columbus Trust“ mit Geldern von Lord Marcus Sieff, der Wolfson Foundation, Harold Lever, Harold Samuel, dem American Jewish Committee und dem J. M. Kaplan Fund Inc. finanziert wurde. Dicks hatte darüber hinaus seine Seele den höheren Zwecken des S.I.S. verkauft: „1941“, schrieb er in „*Fifty Years of the Tavistock Clinic*“, „wurde ich für die außergewöhnliche und streng geheime Aufgabe abkommandiert, mich um [Heß] zu kümmern. Infolgedessen bekam ich engen Kontakt mit dem militärischen Geheimdienst, der mich von der aktuellen Arbeit . . . in einen höchst geheimen Bereich versetzte.“

Charakteristisch für die Beziehung zwischen Arzt und Patient war ein

* „*Licensed Mass Murder*“ (London: Chatto & Heinemann, 1972).

Vorfall, der sich ereignete, als Heß um Lesestoff bat (in den ersten Wochen waren ihm keine Zeitungen erlaubt). Ihm wurde erklärt, Gedichte von Goethe, Lehrbücher über Weltgeschichte, höhere Mathematik sowie über Medizin seien nicht vorhanden. Schließlich besorgte Dicks für ihn einige Bände Goethe – und eine englische Novelle über einen kleinen Jungen im Alter von Heß' Sohn Wolf Rüdiger. „Jede Seite“, schrieb Heß vier Jahre später, „sollte mich an mein Kind erinnern und mir klarmachen, daß kaum eine Hoffnung bestünde, es jemals wiederzusehen.“

Vom ersten Augenblick an, als Dicks und Rees am Freitag, dem 30. Mai 1941, das Camp „Z“ betraten, herrschte zwischen Heß, dem nationalsozialistischen Friedensbotschafter, und Dicks, dem im Baltikum geborenen Psychiater, eine unversöhnliche Abneigung.

„30. Mai 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

Er kam um 09.00 zum Frühstück herunter und sagte, er habe schlecht geschlafen, machte einen kurzen Spaziergang im Garten, verbrachte aber den Rest des Vormittags mit dem Schreiben eines langen Berichts.

Oberst Rees und Major Dicks – beide vom R.A.M.C. – kamen zum Lunch herunter . . . Nach seinem ersten Gespräch mit Oberst Rees ging „Z“ abends im Garten spazieren.“

Graham hatte Rees seine Beobachtung mitgeteilt, wonach Heß stark zur Hypochondrie und zu Verfolgungswahn neige, und schildert, wie Heß „einfache Dinge mißdeute“ und ihnen eine unheilvolle Bedeutung beimesse. Aus Oberst Rees erstem Bericht geht eindeutig hervor, daß er mit Grahams Diagnose nicht übereinstimmte; trotz der Verständigungsschwierigkeiten (Rees sprach im Gegensatz zu Dicks kein Deutsch) gewann er aus dem freundlich verlaufenen Gespräch mit Rudolf Heß den Eindruck, daß dessen Depressionen zweifellos Folge des Gefühls waren, „gescheitert“ zu sein, und daß es keinerlei Anzeichen für eine ernstliche Geistesstörung gab: „Er hat die Facies [den Gesichtsausdruck] und die langsame Sprechweise eines Mannes, der unter einer Depression leidet.“

Um seine eigene Neugier zu befriedigen, fragte Oberst Rees Rudolf Heß' warum er nach Schottland geflogen sei. Rees, der auf langjährige

Erfahrung in Friedenszeiten bei der Behandlung von Neurotikern, Delinquenten und Kriminellen zurückblicken konnte, teilte dem Heeresministerium anschließend mit: „Ich hatte entschieden den Eindruck, daß [seine] Geschichte auf Wahrheit beruht.“ Heß habe eindringlich und überzeugend von der Notwendigkeit gesprochen, das Blutvergießen zu beenden. Rees war verblüfft über die Aufrichtigkeit dieses Mannes – er hatte ihn sich bisher ganz anders vorgestellt. „Da Heß nicht fließend Englisch spricht, dürfte es ihm nach meiner Meinung schwerfallen, eine Geschichte die völlig unwahr ist, überzeugend zu erzählen, und immer dann, wenn er vom Blutvergießen sprach, war seine Stimme emphatisch und voller Gefühl, so daß es sicher nicht geheuchelt war.“

Als sie durch den eingezäunten Garten gingen, trug Heß Oberst Rees seine Beschwerden vor: Warum erlaubte man ihm keine Bücher? Er könne auch nicht verstehen, warum man ihm Nachrichten vorenthalte; er könne nicht einmal begreifen, warum man einen Mann hinter Schloß und Riegel gefangenhalte, der mit einer Parlamentärsflagge gekommen und „von hohem Rang“ sei. Warum lasse man ihn nicht mit Kirkpatrick und dem Herzog von Hamilton sprechen?

Für Oberst Rees war es klar, daß der Gefangene sich trotz seiner „offensichtlichen“ Intelligenz in krankhafter – ja fast mitleiderregender – Weise dagegen sperrte, seine derzeitige Lage zu begreifen. Nervös und in bekümmertem Ton sagte der Deutsche zweimal zu ihm: „Der König von England würde so etwas niemals zulassen.“ Damit meinte er den Stacheldraht, die Wachtposten und die vergitterten Fenster, womit die „Kriegstreiber in Whitehall“ ihn fertigmachen wollten. Oberst Rees sah durchaus die Gefahr eines Selbstmordes trotz seines „angeblichen Versprechens“ dem Führer gegenüber.

Einen größeren Gegensatz als den zwischen Rees, der grundsätzlich von Heß' Aufrichtigkeit und Intelligenz überzeugt war, und Dicks, dem feindselig gesonnenen Psychiater, konnte es kaum geben. Ihrer ersten Begegnung war eine interne Besprechung zwischen Dicks, Oberst Scott und den „Betreuern“ vorausgegangen. Dicks wurde bedeutet, er habe die Rolle eines regulären Arztes und nicht die eines Psychiaters zu spielen und der Lagerführung zu helfen, mit Heß fertig zu werden, während die M.I.6-Agenten wichtige Informationen aus ihm herausholen sollten.

Dann wurde Dicks nach oben ins Wohnzimmer von „Z“ gebracht.

Als man die beiden allein gelassen hatte, war bald klar, daß die Abneigung auf Gegenseitigkeit beruhte. Alle Versuche Dicks', dem Gefangenen wichtige Geheimnisse zu entlocken, durchkreuzte Heß; dennoch blieb er höflich gegenüber diesem Hausgenossen mit den drei Gesichtern – dem Psychiater, der als praktischer Arzt auftrat und in Wirklichkeit für M.I.6 geheime Informationen aus ihm herauszuholen gedachte. Heß erzählte von seinen eigenen Aktivitäten im Gesundheits- und Wohlfahrtswesen und erwähnte mit einem gewissen Stolz das Rudolf-Heß-Erholungsheim, das er für invalide Industriearbeiter gegründet hatte, und sprach mit demselben Eifer über die technischen Schwierigkeiten seines Geheimfluges nach Schottland. Listig fragte er Dicks, ob BBC den Bauern interviewt habe, der ihn entdeckt hatte (auf diese Weise versuchte er in Erfahrung zu bringen, wie weit die britische Öffentlichkeit von seiner Ankunft und seiner Mission informiert worden war).

Als sie hinunter in den kleinen Garten des Camp „Z“ gingen, machte Heß für seine Inhaftierung wiederum Mr. Churchill und jene „kleine Clique von Kriegstreibern“ verantwortlich, die ihn daran gehindert habe, der sich nach Frieden sehnenden Bevölkerung seine Botschaft zu übermitteln; nach seiner Auffassung würden der Herzog von Hamilton, der königliche Palast und die echte britische Aristokratie durch jene adretten jungen Gardeoffiziere – wie Leutnant Malone – verkörpert, die er Tag für Tag durch seinen Maschendraht beobachten konnte. Doch er selbst war eingesperrt mit Leuten wie den deutschsprechenden „Betreuern“: das waren diejenigen, die seiner Mission, die Welt vor dem Kriege zu bewahren, im Wege standen; und könnte sich nicht einer von denen hier eines Tages von einem haßerfüllten deutschen Emigranten bestechen lassen, um ihn, Heß, umzubringen? Dicks versuchte schon vom ersten Tage an mit allen Mitteln, aus Heß etwas herauszuholen, aber der wollte ihm nicht einmal den Namen der Blumen nennen, auf die sie beim Spaziergang durch den Garten traten.

In der Ferne hörte man ein Hornsignal.

Dicks fiel plötzlich ein, daß Dr. Graham ihm von Heß' Vorführung des „Stechschritts“ erzählt hatte, und meinte, Exerzieren sei doch eine kindische Angelegenheit. „Irgend jemand hat einmal gesagt, Sie könnten alles

mit einem Bajonett machen, außer darauf sitzen.“

„Ja, ja“, erwiderte Heß, „das war Napoleon. Aber er hat es doch versucht. Ist ihm zuletzt aber auch schiefgegangen.“

An diesem Abend untersuchte Dicks Heß. Heß berichtete von seiner Schlaflosigkeit und bat um Rückgabe seiner Phanodorm-Tabletten sowie um die Beschaffung verschiedener Naturheilmittel und Heilkräuter, von denen Major Dicks keine Ahnung hatte. In seinem ersten ärztlichen Gutachten benutzte Dicks Worte wie „paranoid“, „hypochondrisch“ und „verschrobenes Verhalten“.

„Was für ein langweiliger Kerl“, meinte einer der Wachoffiziere, als er mit Dicks über Heß sprach. Ein anderer sagte: „Ich finde, dieser Mann ist nicht mehr als zwei Pfund, 10 Schilling auf dem freien Arbeitsmarkt wert!“

Für einen Attentäter wäre es nicht leicht gewesen, Heß zu vergiften. Ungeachtet der ironischen Bemerkungen und der möglicherweise dadurch verletzten Gefühle seiner „Betreuer“ verfiel Heß auf extreme, ja bizarre Ideen, um sich zu schützen. An jenem ersten Abend, dem 31. Mai 1941, sah Dicks, wie Heß wartete, bis der erste Gang, die Suppe, serviert worden war und dann seelenruhig seinen Teller mit dem des rangkältesten Offiziers austauschte, sich danach die Fleischstücke aus der Mitte des tranchierten Bratens herausnahm und sich hartnäckig weigerte, den Wein aus der Offiziersmesse oder ihren Kaffee und Tee zu trinken: „Ich muß sehr vorsichtig sein, wann und was ich trinke“, sagte er ironisch.

Seine Sicherheitsvorkehrungen waren in der Tat hart an der Grenze einer Manie, aber für ihn waren sie die unumgängliche, wenn auch umständliche Voraussetzung, am Leben zu bleiben. Er hatte schließlich eine Mission zu erfüllen.

„2. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ hatte eine unruhige Nacht und stand deshalb nicht vor dem Frühstück auf – tatsächlich blieb er bis 12.00 im Bett . . . Er beschwerte sich wieder über den Lunch, der zu stark gewürzt sei, und behauptete, man wolle ihn bewußt verhungern lassen.

3. Juni 1941

„Z“ hat sehr gut geschlafen. Der Doktor gab ihm ein

Medikament (Phanodorm), um das „Z“ selbst gebeten hatte, das anscheinend die gewünschte Wirkung brachte. Nach dem Frühstück machte er dann einen kurzen Spaziergang, der nicht – wie vorgeschrieben – von seinen „Betreuern“ angekündigt worden war, mit der Folge, daß er von drei Zivilarbeitern gesehen wurde, die innerhalb der Lagergrenzen eine Verbrennungsanlage bauten. Den Rest des Tages regnete es heftig, so daß „Z“ nichts anderes tun konnte, als in seinem Zimmer zu hocken und an seinem ausführlichen Tagebuch zu schreiben. Nach dem Dinner klarte es etwas auf, und er machte mit Major Foley [vom M.I.6] einen kurzen Spaziergang. Aus Pirbright kam ein Unteroffizier, um ihm die Haare zu schneiden, was ihn offenbar etwas zufriedener stimmte.“

In diesen ersten Junitagen war Heß' seelisches Gleichgewicht starken Schwankungen unterworfen: Depressionen – offenbar aufgrund seiner qualvollen Zwangslage – wechselten ab mit Hochstimmungen, wenn er voller Eifer an dem für das britische Kabinett konzipierten Schreiben arbeitete. Als er abermals von Dicks ausgefragt wurde, weigerte er sich, darüber zu sprechen. „Ich werde meine Absichten nur amtlichen Vertretern der Regierung Seiner Majestät offenbaren“, sagte er und nahm die Arbeit an seiner Denkschrift wieder auf, die er sorgfältig mit Tintenstift schrieb und die, wie selbst Dicks zugeben mußte, Argumente enthielt, die ein „Musterbeispiel an Klarheit in der Formulierung und Logik“ waren. Während der nächsten Tage legte er dem M.I.6-Agenten gegenüber eine unbezähmbare Ungeduld an den Tag, endlich mit einem Minister von entsprechendem Rang zusammenzutreffen.

Am 4. Juni schienen sich seine Depressionen einem Punkt zu nähern, der einen Selbstmord nicht mehr ausgeschlossen erscheinen ließ. Leutnant Jackson meldete dem Kommandanten Oberst Scott, der Deutsche habe wiederholt das Bett verlassen und das Bad aufgesucht, manchmal eine halbe Stunde lang. Er verbrachte den Nachmittag trübsinnig unter einem Baum in einer offenbar höchst unbequemen Lage und weigerte sich, mit irgend jemandem zu sprechen. Welche Gedanken bewegten ihn? Es gibt dafür keinen Anhaltspunkt: Aber an diesem Abend ging er wieder nach

draußen, marschierte aufgeregt hin und her und schien seine Schritte zu zählen. Über versteckte Mikrophone wurde mitgehört, wie er murmelte: „Ich halte das nicht länger aus.“ Er lehnte auch die heuchlerisch angebotene Begleitung seiner „Betreuer“ vom M.I.6 ab und wünschte ihnen, als er sich um 22.00 Uhr zurückzog, sich zu ihnen umwendend: „Gute Nacht“.

Das hatte er noch nie getan.

Um 22.30 Uhr begab sich der rangkälteste M.I.6-Offizier, Oberst „Wallace“, zu Scott, um ihm mitzuteilen, er, Foley und Dicks, hätten den Verdacht, daß Heß vorhabe, sich in dieser Nacht umzubringen. Scott befahl Leutnant Malone – der Erfahrung mit Geistesgestörten hatte –, den diensthabenden Leutnant Hubbard im Innern des Hauses abzulösen.

Während eines seiner Spaziergänge hatte man offenbar das Zimmer durchsucht und zum ersten Mal leinen Brief an seine Frau Ilse gefunden. (Es sollte jedoch bis Januar 1942 dauern, ehe sie überhaupt den ersten Brief von ihm erhielt). In diesem Brief zitierte er Goethes Gedicht „Das Göttliche“:

„Nach ewigen, ehernen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.“

Heß verstand und liebte diese Worte und zitierte sie während der nächsten Jahre des öfteren in seinen Briefen.

Aus den amtlichen Akten geht hervor, daß man inzwischen erkannt hatte, daß es Dicks nicht gelungen war, eine persönliche Beziehung zu seinem Patienten aufzubauen; deshalb beschloß das Foreign Office endgültig, einen „Scheinunterhändler“ zu Heß zu schicken. Der frühere Außenminister Sir John Simon, der 1935 mit Heß in Berlin zusammengetroffen war und ein paar Brocken Deutsch konnte, erklärte sich schließlich bereit, mitzumachen, obgleich es ihm eigentlich widerstrebte. Dies wird deutlich aus einer Tagebucheintragung, die Sir Alexander Cadogan nach einer Kabinettsitzung am 29. Mai machte: „J.S. [John Simon] war heute

morgen hier – er hat ziemlich kalte Füße wegen des Gesprächs mit Heß bekommen.“ Cadogan bemühte sich, Simon für diesen Gedanken zu erwärmen, mußte aber selbst zugeben, daß das Ganze mit einem Risiko verbunden sei („doch P.M.“, fügte er ungerührt mit trockenem Humor hinzu, „erklärt, er habe nichts dagegen“). Am 30. Mai setzte Cadogan den Privatsekretär des Königs von dem beabsichtigten Treffen zwischen Heß und Simon in Kenntnis.

Mit jener sanften Ironie, für die die britische Diplomatie berühmt ist, fügte Cadogan drei Tage später in seinem Tagebuch über seinen eigenen Chef, Außenminister Anthony Eden, eine Bemerkung hinzu: „Er und Heß sind psychologische Fälle“.

Am nächsten Tag, dem 3. Juni, sprach Cadogan über diese Angelegenheit mit „C“, dem Chef von M.I.6; im Laufe des Tages hörte er, daß John Simon den Abteilungsleiter 17, Henry Hopkinson vom Foreign Office, hatte kommen lassen und diesem erklärt hatte, er sei bereit, die Aufgabe zu übernehmen. Am nächsten Abend um 19.00 Uhr erschien „C“, um mit Cadogan über Einzelheiten dieses neuen Versuchs, Heß hereinzulegen, damit er Staatsgeheimnisse verrate, zu diskutieren. „Simon“, notierte Cadogan, „hat den Job angenommen und wird am Montag starten“.

M.I.6 gewährte Sir John Simon Einblick in alle Niederschriften der bisherigen Gespräche mit Heß und nannte ihm die Punkte, bei denen er versuchen sollte, dem Gefangenen Informationen aus der Nase zu ziehen.

„Im großen und ganzen [schrieb Cadogan, als er Mr. Churchill vertraulich über dieses Projekt berichtete] hält Heß sich an die Linie, die er ursprünglich schon bei seinen Gesprächen mit dem Herzog von Hamilton und Mr. Kirkpatrick verfolgt hat, er beharrt auf der Gewißheit eines deutschen Sieges und der Sinnlosigkeit, den Kampf fortzusetzen.

Als er sich in seiner neuen Unterkunft hinter Stacheldraht und Gittern wiederfand, bekam er es mit der Angst zu tun: Er erklärte, er sei einer Clique des Secret Service in die Hände gefallen, und begann darüber zu klagen, daß seine Mission gescheitert sei und daß ihm nun nichts anderes übrig bleibe, als in ein P.W.-Camp gesteckt zu werden wie ein gewöhnlicher Kriegsgefangener.

Heß machte tagelang eine sich ständig verschlimmernde Depression

durch, so daß der Sanitätsoffizier um seinen Geisteszustand fürchtete und damit rechnete, daß er einen Selbstmordversuch unternehmen könnte.

Daraufhin wurde ihm mitgeteilt, daß im Laufe der nächsten Tage möglicherweise ein Gespräch mit irgendeiner verantwortlichen Persönlichkeit herbeigeführt werden könne.“

Die Nachricht, daß ein „Unterhändler“ zum Camp „Z“ kommen würde, hatte eine alarmierende Wirkung auf Heß.

„5. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Er kam um 09.00 Uhr in sehr aufgeregtem Zustand zum Frühstück. Im Laufe des Tages beruhigte er sich jedoch sichtlich – wahrscheinlich, weil man ihm mitgeteilt hatte, daß ein führender Vertreter des Foreign Office ihn am nächsten Montag aufsuchen werde. Er blieb in seinem Zimmer und klagte über Kopfschmerzen in der Zeit nach dem Lunch bis 16.30 Uhr, worauf er einige Zeit im Garten spazierenging.

Beim Dinner und hinterher war er sehr gesprächig und begründete seine Angst vor Vergiftung, indem er sagte, er traue uns allen hier, fürchte sich aber vor Emigranten, die jemand vom Personal bestechen könnten, ihn zu vergiften.

Er blieb länger auf als sonst – trank ein Glas Portwein und ging um 23.45 schlafen.

Er möchte gerne einen Kalender, auf dem die Mondphasen eingezeichnet sind [Heß interessierte sich sehr für Astrologie].“

Während der nächsten Tage des Wartens erlitt Heß eine Art nervösen Rückfalls, wie es dasselbe Tagebuch verrät.

„8. Juni 1941

„Z“ hatte wiederum eine schlechte Nacht, er stand erst sehr spät auf. Kam dann zum Lunch, lehnte aber Suppe und Fisch ab, und als das Fleisch herumgereicht wurde, schnappte er sich, statt sich selbst zu bedienen, den Teller von Oberst Wallace samt dessen Portion. Er hat in der Tat wieder große Angst vor Vergiftung. Er weigerte sich, mit irgend jemandem zu sprechen,

lehnte Tee und Dinner ab, und ging wütend, wie ein verwöhntes Kind, zu Bett.

Das ganze Benehmen war eine Nervensache, und im Augenblick erscheint es zweifelhaft, ob er morgen überhaupt zu der Besprechung fähig ist.“

Für den Psychiater Dicks deutete dies alles auf das „neurotische Alibi“, wie es Adler geschildert hat. Die „Betreuer“ glaubten eher, Heß inszeniere einen hysterischen Zusammenbruch, um nicht mit einer überlegenen Persönlichkeit zusammentreffen zu müssen, weil er fürchte, daß die britische Regierung ihn schließlich zwingen würde, Farbe zu bekennen. Aber dann machte Dicks unter dem Vorwand eines Ratespiels den Standard-Intelligenztest der britischen Armee mit ihm. Es war der sogenannte „Raven's Progressive Matrices Test“, und nach 25 Minuten mußte der Psychiater feststellen, daß Heß die Spalten A bis D ohne einen einzigen Fehler ausgefüllt hatte, was ihm eindeutig einen Intelligenzgrad im Bereich der obersten zehn Prozent bescheinigte.

Die Befürchtung, Heß könnte einen Zusammenbruch vortäuschen, um der Begegnung mit John Simon auszuweichen, erwies sich – als der Tag kam – als unbegründet. Als angebliche namhafte Psychiater erschienen Sir John Simon und der altgediente Geheimdienstoffizier Kirkpatrick am 9. Juni 1941 im Camp „Z“. Kirkpatrick schrieb anschließend: „Als wir vor der Tür standen, wurden wir von zwei Sonderoffizieren empfangen, die ich beide bereits kannte.“ Simon fand die ganze Scharade ziemlich geschmacklos.

Wie Major Dicks später berichtete: „Es hat nie die Absicht bestanden, seine Friedensvorschläge zu akzeptieren, sondern . . . der eigentliche Zweck dieses Gesprächs war vielmehr, ihn dazu zu bewegen, deutsche Positionen und Pläne preiszugeben.“

Heß, der sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um nach England zu fliegen, erkannte das nicht.

„9. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ hatte eine sehr unruhige Nacht, aber nachdem er einige Zeit damit verbracht hatte, sich mit größter Sorgfalt seine

Uniform anzuziehen, schien er einen Teil seines früheren Selbst wiedergewöhnen zu haben.

Die beiden Ärzte „Guthrie“ und „MacKenzie“ [unter diesen falschen Namen waren Sir John und Mr. Ivone Kirkpatrick aufgetreten, um die Wachen zu täuschen] trafen um 13.00 Uhr ein und gingen sofort zum Lunch in die „A“-Messe [mit dem Kommandanten und den Wachoffizieren].

„Z“ aß in seinem Zimmer zusammen mit Captain „Barnes“. Sein Lunch bestand jedoch lediglich aus einigen Traubenzuckertabletten. Alles andere ließ er zurückgehen.“

Um 14.00 Uhr erschienen der Stenograph und wenige Minuten später drei Offiziere von M.I.5 (Gegenspionage) mit dem „Zeugen“ (Kurt Maass, ein deutscher Konsularbeamter, um dessen Anwesenheit Heß gebeten hatte und der deshalb aus einem Internierungslager bei Liverpool geholt worden war).

In der vollen Uniform eines Hauptmanns der deutschen Luftwaffe mit allen Rangabzeichen – so wie er vor vier Wochen in Augsburg aufgebrochen war – wartete Heß in seinem Zimmer, um die Herren dort oben zu empfangen.



*Nach den ersten
Begegnungen in
Schottland durfte
der Herzog von
Hamilton (oben)
Heß nicht mehr
sprechen; vielmehr
wurden die
Befragungen vom
früheren Leiter des
britischen
Geheimdienstes in
Berlin, Major Frank
Foley (unten),
geleitet.*

Fotos: Radio Times,
Hulton Picture Library,
London; University of
Leeds, Special Collection



DER UNTERHÄNDLER KOMMT

So erhielt Heß am 9. Juni 1941 die Gelegenheit, seine Sache einer hohen britischen Persönlichkeit vorzutragen. Einen größeren Unterschied als zwischen diesen beiden hätte es gar nicht geben können. Heß war allein und eingesperrt, ein schlichter Mensch von Parsifalähnlicher Ehrlichkeit, der mit einer billigen Uhr aus Stahl nach Schottland gekommen war, der gewöhnliche leinene Unterwäsche trug und von dem naiven Glauben durchdrungen war, daß, wenn die Menschen ein solches Blutvergießen begonnen hätten, sie auch in der Lage sein müßten, diesem wieder Einhalt zu gebieten.

Sir John war aus ganz anderem Holz geschnitzt. Ja, er erinnerte sich vage daran, Heß 1935 während der Berliner Verhandlungen getroffen zu haben. Er war ein hochgewachsener, unscheinbarer ehemaliger Anwalt und hatte in den letzten Jahren, ebenso wie Mr. Churchill, beträchtliche zinsfreie „Darlehen“ von einem in Österreich geborenen Multimillionär erhalten, der sein Vermögen mit südafrikanischen Goldminenaktien gemacht hatte; ebenso wie beim Premierminister wurden diese Zahlungen später nur deshalb bekannt, weil der Wohltäter, wie die „Times“ im Februar 1944 berichtete, sie in Erbschaften umwandelte (Simon hatte 10.000 Pfund erhalten, Mr. Churchill doppelt soviel). Auf diese Weise war es – wenn auch verspätet – gelungen, den Anhänger einer Beschwichtigungspolitik ins Gegenlager herüberzuziehen. Mr. Churchill hatte ihn zum Lordkanzler, das heißt zum britischen Justizminister ernannt, und in dieser erlauchten Eigenschaft plädierte Simon 1944 und 1945 ebenso wie

Mr. Churchill dafür, daß die Führung des Gegners ohne Gerichtsverfahren liquidiert werden sollte. In jener Zeit dürfte die britische Justiz in der Tat das Beste gewesen sein, das für Geld zu haben war.

Am Vormittag des Treffens zwischen Heß und Sir John Simon wollte Churchill von seinem Sekretär John Martin wissen, warum er bisher den Bericht von „C“ über Heß noch nicht bekommen habe.

Die Antwort erhielt er von Desmond Morton, seinem Verbindungs-offizier zum Geheimdienst. Morton, ein vitaler, trinkfreudiger Veteran aus den Schützengraben des Ersten Weltkriegs, war seit den frühen dreißiger Jahren Winstons „Spitzel“ in Geheimdienstkreisen gewesen. Er gehörte zu jener Clique illegaler Zuträger, die Winston, als er noch nicht wieder in Amt und Würden war, mit Geheimdienstinformationen versorgte –, die stets anti-deutsch und oft absolut unzutreffend waren. Churchill belohnte ihn 1940 mit einer Schlüsselposition, indem er ihn zum Verbindungsmann zum M.I.6 und zu den militärischen Dienststellen ernannte, die sich mit der Entschlüsselung des feindlichen Funkverkehrs befaßten.

„Ich habe die Gespräche mit Heß bis in alle Einzelheiten gelesen [berichtete er am Vormittag des 9. Juni 1941 dem Premierminister]. Mein vorläufiges Urteil lautet:

- (a) Heß ist ohne vorherige Kenntnis Hitlers hierhergekommen.
- (b) Er ist zwar nicht ‚psychotisch‘, d. h. verrückt im medizinischen Sinne, aber hochgradig neurotisch und ein Dummkopf.
- (c) Er gehört nicht zum engeren Kreise Hitlers oder seiner Generäle in Fragen der großen Strategie, könnte aber – ohne daß es ihm bewußt ist – über Kenntnisse verfügen.
- (d) Er hat in der Tat völlig falsche Vorstellungen von der Stimmung in unserem Lande und wenig oder keine Ahnung, wie es hier funktioniert und wie es regiert wird.
- (e) Er hat bislang tatsächlich geglaubt, daß er eine Verständigung zwischen England und Deutschland herbeiführen könne.“

Morton übernahm es, Churchill nach der Unterredung zwischen Heß und dem „hohen Repräsentanten“ der Regierung Seiner Majestät wieder zu unterrichten.

Auch Heß hatte sich vorbereitet. Er hatte Hitlers Friedensbedingungen, soweit sie ihm bekannt waren, schriftlich niedergelegt und unterzeichnet.

„Unter welchen Bedingungen ist Deutschland zu einem Friedensschluß bereit?“

1. Um künftige Kriege zwischen der Achse und England zu verhindern, sind Interessen-Sphären festzulegen. Die Interessen-Sphäre der Achse ist Europa. Englands Interessen-Sphäre ist sein Empire.
2. Rückgabe der deutschen Kolonien.
3. Entschädigung der deutschen Staatsangehörigen, welche während des Krieges oder als Folge des Krieges in Gebieten des britischen Empires* Schaden erlitten haben oder Leben, Gesundheit oder Besitz durch Maßnahmen einer Regierung oder durch Terrorakte, Plünderung und dergleichen [verloren haben]. Umgekehrt entsprechende Entschädigung englischer Staatsbürger durch Deutschland.
4. Waffenstillstand und Friede wird gleichzeitig mit Italien geschlossen.“

„Die Bedingungen Deutschlands sind“, wie es weiter in dem Dokument von Heß heißt, „mir durch zahlreiche Gespräche mit dem Führer bekanntgeworden und verschiedentlich neu bestätigt worden. Sie sind von Anfang an die gleichen geblieben.“

Am nächsten Tag befand sich dieses Dokument in Mr. Churchills Händen; bis zwanzig Jahre nach seinem Tode blieb es dem britischen Volk jedoch vorenthalten.

Bewaffnet mit diesem Dokument, empfing Heß um 14.00 Uhr oben in seinem Zimmer die kleine Delegation.

Die nun folgende dreistündige Unterredung ist der Nachwelt zur

* Er mochte an das Haus seiner Eltern in Agypten gedacht haben.

Gänze hinterlassen worden, der erste Teil der Niederschrift befindet sich in Mr. Churchills, der Rest in Sir John Simons Akten. Die beiden, der Deutsche und der Brite –, redeten aneinander vorbei, denn ihre Ansichten waren ja unvereinbar. Darüber hinaus traf der Dolmetscher mehrfach bei der Übersetzung der Bemerkungen nicht deren ganze Bedeutung, da seine Wortwahl den emotionellen Gehalt abschwächte. Ivone Kirkpatrick, der fließend Deutsch sprach, merkte das; aber er war ein entschiedener Gegner Deutschlands und erzählte Cadogan hinterher, es sei nichts Besonderes dabei herausgekommen: „Heß trug den üblichen ‚Quatsch‘ vor, den er uns schon seit einem Monat serviert.“ Sir John Simon, der Cadogan zwei Tage später berichtete, war jedoch beeindruckt: „Sehr interessant“, verzeichnete der Beamte des Foreign Office. „Er hat ganz entschieden den Eindruck, daß H. [Heß] die Wahrheit sagt, so seltsam das klingen mag.

„Herr Reichsminister“, begann Sir John Simon, indem er Heß mit dieser Anrede zu schmeicheln suchte, „man hat mich unterrichtet, daß Sie hierhergekommen sind, weil Sie glauben, daß Sie eine Mission zu erfüllen haben und daß Sie deshalb mit jemandem zu sprechen wünschen, der von der Regierung bevollmächtigt ist.“

Von seinen Notizen ablesend, fuhr er fort: „ Sie wissen, ich bin [der Lordkanzler] und komme deshalb im Auftrage der Regierung und bin durchaus bereit, zuzuhören und mit Ihnen soweit wie möglich über alles zu diskutieren, was Sie unserer Regierung zu sagen haben.“

Vielleicht hatte er nicht mit einem so ausführlichen historischen Vortrag gerechnet, zu dem Heß jetzt anhub, indem er Satz für Satz vortrug – wahrscheinlich von einem vorbereiteten Text – den der Dolmetscher dann jeweils übersetzte. Es ist Rudolf Heß’ eigene Stimme, und so wollen wir ihn auch hier vollständig zu Wort kommen lassen:

„Ich bin außerordentlich dankbar, daß ‚Dr. Guthrie‘ [d. i. der Lordkanzler] herausgekommen ist. Ich weiß, daß mein Kommen wohl von niemandem richtig verstanden worden ist, denn es ist ein so außergewöhnlicher Schritt, den ich getan habe, daß ich es gar nicht erwarten kann. Deshalb möchte ich damit beginnen, daß ich darlege, wie ich dazu gekommen bin.

Ich bin auf den Gedanken gekommen, als ich im Juni des

vergangenen Jahres noch während des Frankreichfeldzuges beim Führer war –“

Nach einer kurzen Zwischenfrage des Lordkanzlers, ob er gesagt habe, daß *er selbst* diese Entscheidung getroffen habe, fuhr Heß fort:

„Ich muß gestehen, daß ich zum Führer kam, überzeugt wie wir alle, daß wir über kurz oder lang, aber einmal England besiegen würden. Und ich vertrat den Standpunkt dem Führer gegenüber, daß wir selbstverständlich nunmehr von England zurückfordern müßten an materiellen Gütern, wie unsere Handelsflotte usw., was uns durch den Versailler Vertrag einst genommen worden ist.

Der Führer hat mir dann sofort widersprochen. Er war der Meinung, daß der Krieg der Anlaß sein könnte, endlich zur Verständigung mit England zu kommen, die er angestrebt hat, seit er politisch tätig ist.

Das kann ich bezeugen, daß, seit ich den Führer kenne – seit 1921 –, der Führer immer davon gesprochen hat, es müßte die Verständigung zwischen Deutschland und England zustandegebracht werden, sobald er an der Macht [sei] – er würde etwas tun.

Und er sagte mir damals in Frankreich, daß man keine harten Bedingungen, auch wenn man siegen würde, stellen würde einem Land gegenüber, mit dem man sich verständigen wolle.

Ich habe damals den Gedanken gehabt, wenn man in England das wüßte, könnte es vielleicht möglich sein, daß England seinerseits zu einer Verständigung bereit wäre.

Es kam dann, des Führers Angebot nach Abschluß des Frankreich-feldzuges an England. Das Angebot wurde bekanntlich abgelehnt. Um so mehr festigte sich bei mir der Gedanke, daß ich meinen Plan unter diesen Umständen verwirklichen müßte.“

Aus dem Protokoll geht hervor, daß Heß hier eine Pause machte. Er

fühlte sich in der letzten Zeit sehr erschöpft, ohne zu erkennen, warum und wieso. Schließlich fuhr er fort:

„Es kam dann im Verlaufe der nächsten Zeit zu Kriegshandlungen zur Luft zwischen Deutschland und England, die, im großen gesehen, schwerere Verluste, beziehungsweise schwerere Schäden für England bedeuteten als für Deutschland. Infolgedessen hatte ich den Eindruck, daß England überhaupt nicht mehr nachgeben könne, ohne stark prestigemäßig zu leiden. Deshalb, sagte ich mir, muß ich jetzt erst recht meinen Plan verwirklichen, denn wenn ich drüben in England sein würde, könnte England dieses zum Anlaß nehmen, um Verhandlungen zwischen Deutschland und England zu pflegen, ohne an Prestige zu verlieren.“

Das hörte sich alles ganz simpel an, aber Heß sprach mit Anwälten und Diplomaten und nicht mit Menschen „normalen“ Denkens und Fühlens. Kirkpatrick fing an, mit dem Dolmetscher über die Bedeutung des Wortes *Anlaß* zu streiten. Heß fuhr jedoch fort: „Ich war der Meinung, daß außer der Frage der Bedingungen für eine Verständigung in England noch ein gewisses Mißtrauen allgemeiner Art zu überwinden wäre.

Ich muß gestehen, daß ich vor einem sehr schweren Entschluß stand, dem schwersten meines Lebens selbstverständlich, Und ich glaube, es ist mir ermöglicht worden, dadurch, daß ich mir immer wieder vor Augen gehalten habe, sowohl auf deutscher Seite sowie auf englischer Seite, eine Reihe von Kindersärgen mit den weinenden Müttern dahinter.“



Offensichtlich war Sir John von Heß' Aufrichtigkeit mehr beeindruckt als Kirkpatrick.

„Insgesamt schließe ich aus diesem Gespräch [berichtete Simon hinterher], daß Deutschland keinen sehr viel längeren Krieg wünscht. Heß, der Hitlers Meinung wiedergibt, begründet es mit den entsetzlichen Leiden, die ein Fortdauern des Krieges

für die Zivilbevölkerung bedeuten würde. (H. sprach sehr beredt über „Frauen und Babys“ und zeigte mir die Fotos von seiner Frau und seinem Kind.) Aber Heß blieb die ganze Zeit dabei, daß wir, wenn der Krieg weiterginge, verloren waren.

Heß fragte dann, ob er auf verschiedene Punkte zu sprechen kommen könne, die, wie er meinte, für die deutsch-englischen Beziehungen psychologisch eine Rolle spielten.

„Ich muß etwas ausholen [sagte er. (Wenn Kirkpatrick wußte, was nun kommen würde, und stöhnte, so ging dies nicht aus dem Protokoll hervor.)]. „Nach der Niederlage im Weltkriege hat Deutschland den Versailler Vertrag auferlegt bekommen. Und kein ernsthafter Historiker ist heute noch der Meinung, daß Deutschland die Schuld am Weltkriege gehabt hätte. Lloyd George hat gesagt, die Völker sind hineingestolpert in den Krieg. Ich habe neulich einen englischen Historiker gelesen – Farrer –, der damals über Edward VII. und seine Politik geschrieben hat. Dieser Historiker Farrer schiebt die Hauptschuld am Kriege in dieser Vorgeschichte der Politik Edwards VII. zu. Deutschland hat nach dem Zusammenbruch diesen Vertrag auferlegt bekommen, der nicht nur ein furchtbares Unglück für Deutschland war, sondern für die ganze Welt. Alle Versuche der Politiker, der Staatsmänner in Deutschland, bevor der Führer an die Macht kam, irgendwelche Erleichterungen zu erhalten, sind fehlgeschlagen.

Der Führer selbst hat fürs erste versucht, auf dem Verhandlungswege Erleichterungen und die Gewährung primitivster Rechte zu erreichen. Er hat erst das ‚200.000-Mann-Heer‘ für Deutschland gefordert. Abgelehnt! Einige Flugzeuge, einige Panzer, einige schwere Geschütze – abgelehnt! Er schlug vor, Gas [als Kriegswaffe] durch internationales Abkommen abzuschaffen und die Bombenangriffe auf die Zivilbevölkerung auch abzuschaffen. Abgelehnt! Er schlug dann vor, überhaupt die Bombenflugzeuge international abzuschaffen.“

All das war, wie Kirkpatrick wußte, leider nur zu wahr; aber es war

nicht neu.

„Es blieb dem Führer nichts anderes übrig, als nach diesen Erfahrungen eben aus eigener Kraft zu sehen, weiterzukommen. Fürs erste hat er sein Verhältnis zu den Nachbarländern zu bereinigen gesucht. Das Verhältnis zu Italien war schon von vornherein historisch festgelegt. Er hat mit Polen einen Vertrag abgeschlossen [1934]. Er hat Frankreich Elsaß-Lothringen überlassen für alle Zeiten, die Sicherung der Grenzen usw. Er hat immer wieder Angebote an England in irgendeiner Form gemacht. Das einzige Angebot, das von England angenommen wurde, war der Flottenvertrag [vom Mai 1935]. Daß dieser Vertrag nachher wieder gekündigt wurde [durch Hitler im April 1939], war die Folge dessen, daß England sichtbar trotz dieses Vertrages fortgesetzt versuchte, gegen Deutschland zu arbeiten und auf der Seite des Gegners zu stehen. Unter diesen Umständen konnte es der Führer nicht verantworten, Deutschland auf die Dauer ein Handicap gegenüber England aufzuerlegen.

Es kam dann der Anschluß Österreichs [im März 1938]. Hier wurde lediglich ein demokratisches Prinzip verwirklicht, denn 95 Prozent der Bevölkerung hat nachher [April 1938] dafür gestimmt.

Es kam die Tschechenkrise. Der französische Luftfahrtminister Pierre Cot hatte erklärt, daß das Gebiet der Tschechei die Luftbasis sein müßte in einem künftigen Krieg Englands und Frankreichs gegen Deutschland. Dazu kamen die Mißhandlungen von deutschen Volksgenossen drüben, die uns die Handhabe zum Zwischenschreiten gaben. (Wobei ich betonen muß, daß diese Mißhandlungen nicht erfunden waren“, erwiderte er auf eine Zwischenfrage von Simon, „das kann ich bezeugen.)

Dann kam München. [Im September 1938]. Der Führer hat mir gesagt, wie glücklich er wäre; er glaube, daß das der Beginn einer Verständigung wäre, daß jetzt doch eine Verständigung angebahnt sei. Leider kamen gleich hinterher Nachrichten aus

England, daß Chamberlain sich geäußert habe, daß er lediglich Zeit zur Aufrüstung gewinnen wollte. Die „*Times*“ hat beim Tode Chamberlains [im November 1940] dies noch einmal bestätigt. Hinzu kam, daß die historische Linie der Politik Englands ja doch immer die ist, gegen den stärksten Kontinentalstaat eine Koalition zu bilden und ihn über kurz oder lang anzugreifen. Es ist wohl auch hier bekannt, daß General Wood in den Vereinigten Staaten [1941] vor dem Außenpolitischen Ausschuß unter Eid ausgesagt hat, daß Churchill ihm 1936 gesagt habe, Deutschland würde zu stark – es müßte vernichtet werden.

Hinzu kam weiter, daß sich herausstellte, daß die ‚Resttschehei‘ nach wie vor finanziell von Seiten Frankreichs und Englands unterstützt wurde, zum Zwecke weiterer Aufrüstung. Der Führer war demgemäß verpflichtet, als verantwortlicher Staatsmann diese schwere Bedrohung mitten in Deutschland zu beseitigen.“

Nach diesem belehrenden – und nicht ganz unzutreffenden – Diskurs über die jüngste Geschichte, kam Heß dann auf die Auseinandersetzung mit Polen zu sprechen, die zu dem deutschen Angriff führten.

„Polen: Der Korridor wurde durch den Versailler Vertrag geschaffen – England möge sich vorstellen, was es wohl tun würde, wenn mitten durch England ein Korridor durchginge – meinetwegen für Irland, damit es an die Nordsee kann! Nichtsdestoweniger war der Führer bereit, auf dem Verhandlungswege diese Frage zu lösen, und hat bereits am 5. und 6. Januar 1939 selbst und durch den Außenminister [Ribbentrop] an [den polnischen Außenminister Josef] Beck entsprechende Vorschläge gemacht. Vorgeschlagen war, uns die ganze deutsche Stadt Danzig zurückzugeben. Und zweitens: Polen sollte den Korridor behalten. Deutschland wollte lediglich zwei extritoriale Linien durch den Korridor haben, eine Eisenbahnlinie und eine Autobahn. Der Führer in Deutschland wollte die

Grenze garantieren. Das deutsche Volk war über diesen Vorschlag entsetzt. Nur der Führer mit seiner Autorität konnte ihn überhaupt machen. Mitte [oder März] 1939 wurde der Vorschlag noch einmal dem polnischen Botschafter Lipski gegenüber wiederholt. Polen war bereit, darauf einzugehen, selbstverständlich. Es ist nur davon abgehalten worden durch Beeinflußung seitens Englands. Polen war sogar bereit, ganz kurz vor Kriegsbeginn – in den letzten acht Tagen – auf die deutschen Bedingungen einzugehen. Darauf erfolgte [am 25. August 1939] die Unterzeichnung des Beistandspaktes mit England. Polen, auch Angehörige des polnischen Auswärtigen Amtes, haben das hinterher bestätigt.

Die Handhabe wiederum zum Eingreifen [fuhr Heß in seiner endlosen Darlegung der jüngsten Geschichte fort], gab die Mißhandlung Volksdeutscher. Es sind neutrale Journalisten dort gewesen und haben diese Greuelthaten bestätigt. Ich könnte Bilder vorlegen, unter anderem Bilder, wo deutsche Kinder, mit der Zunge an den Tisch genagelt, gestorben sind.

Dann kam der Krieg, die Kriegserklärung Englands und Frankreichs. Nach dem Polenfeldzug [Oktober 1939] kam das erste Friedensangebot an England und Frankreich.

Im Laufe der anschließenden Zeit erhielt der Führer authentische Mitteilungen über Pläne Englands in Norwegen. Das wurde dann auch bestätigt, beziehungsweise die Pläne gingen dahin, eben gewisse Teile Norwegens zu besetzen als Basis gegen Deutschland. Unsere Truppen wurden dann, als der Führer die Konsequenzen zog und in Norwegen einrückte, bezeichnenderweise als Engländer empfangen, die erwartet wurden.“

Nach einigen konfusen Bemerkungen über Informationen, wonach England geplant habe, in Dänemark zu landen, fuhr Heß fort:

„Uns wurden dann weiters die Pläne der Entente in Belgien und Holland bekannt. Es sollte auf das Ruhrgebiet ein Angriff

gemacht werden, durch Belgien und Holland hindurch, sobald hinter der Maginot-Linie genügend aufgerüstet war.

Hinsichtlich der Vergehen gegen völkerrechtliche Abmachungen und hinsichtlich des Nichteinhaltens von Verträgen usw. glaube ich, soweit ich die englische Geschichte kenne, daß England in der gleichen Lage, auch ohne die Anlässe zu haben wie wir, so gehandelt hätte . . . Ich könnte eine ganze endlose Serie von Nichteinhaltung von Pakten und von Völkerrechtsbrüchen Englands im Laufe der Geschichte aufzählen . . . Auch der Vorwurf der Unterdrückung kleiner Nationen ist aus England wohl nicht berechtigt. Wir unterdrücken keine kleinen Nationen. Die Tschechen fühlen sich, nachdem sie jetzt abrüsten mußten, verhältnismäßig sehr wohl. Sicher ist, daß Deutschland noch keine Nation so behandelt hat wie [England] die Buren, die Inder, die Iren . . . Wir haben auch keine Konzentrationslager für Frauen und Kinder geschaffen, wie es bei den Buren der Fall war.

Und das deutsche Volk hat nicht vergessen, daß der Waffenstillstand auf der Grundlage der Vierzehn Punkte [Präsident Woodrow] Wilsons abgeschlossen wurde und nicht gehalten wurde . . . Daß der Versailler Vertrag in einem der wesentlichsten Punkte – Punkt Abrüstung – gebrochen wurde, ist ja auch bekannt. Nach dem Versailler Vertrag hätten die anderen Staaten ebenso abrüsten müssen nach einer gewissen Zeit, wie Deutschland abgerüstet hat . . .

Und ich glaube, wenn wir miteinander sprechen, offen als Männer, sollten wir gegenseitig – ich habe das nur erwähnt, weil Sie Vorwürfe uns gegenüber gemacht hatten – sollten wir diese Vorwürfe beiseite lassen.“

Kirkpatrick nickte eifrig und übersetzte Sir John Simon diesen Satz.

„Ich habe selbst die Überzeugung [fügte Heß hinzu], daß führende Engländer, die die Lage kennen, auch innerlich diese Vorwürfe nicht machen. Aber diese Vorwürfe spielen innerhalb

unserer Völker eine große Rolle, und das Mißtrauen, das das deutsche Volk gegenüber England hat, ist bestimmt nicht geringer als das Mißtrauen umgekehrt.

Es wird im deutschen Volk immer wieder die Frage gestellt [fuhr Heß mit unbewußter Ironie fort], was für Garantien hat Deutschland, daß England künftig Verträge besser einhält als bisher in seiner Geschichte, also was gerade in letzter Zeit der Fall ist. Hinzu kommt in Deutschland die Bitterkeit, daß das deutsche Volk weiß, daß der Führer seinerseits den Bombenkrieg nicht wollte – Bombenkrieg auf die Zivilbevölkerung. Der Führer hat bei Kriegsbeginn den Vorschlag gemacht, daß man solche Angriffe unterlasse [in seiner Reichstagsrede vom 1. September 1939].“

Abermals machte Rudolf Heß eine Pause. Es gehörte für Simon und Kirkpatrick nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, welch grauenvolle Bilder Heß erneut vor Augen hatte.

„Trotzdem [fuhr Heß schließlich fort] erfolgten in zunehmendem Maße Angriffe der englischen Luftwaffe auf die Zivilbevölkerung Deutschlands . . .

Trotz der Angriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung hat der Führer gezögert und immer wieder gezögert. Aber es kamen allmählich die Mütter, die Kinder verloren hatten, es kamen Familien, die Angehörige verloren hatten, und haben den Führer beschworen, warum er nicht endlich erwidert. Die Opfer lagen fast durchwegs in Städten, Ortschaften, die militärisch nicht die geringste Bedeutung hatten. Als der Führer zu der Überzeugung kommen mußte, daß in England trotz seines Zögerns und seines Warnens die Vernunft nicht einkehrt, da hat er [etwa am 4. bis 5. September] gehandelt nach dem Grundsatz des Admirals [„Jackie“] Fisher: ‚Gnade im Krieg ist Unsinn, wenn du schlägst, schlage hart, und schlage, wo du kannst.‘

Ich kann aber bestätigen, daß es dem Führer immer wieder schwer angekommen ist, diese Befehle für die Angriffe zu geben.

Es hat ihm im Herzen wehgetan – ich bin Zeuge dessen gewesen. Er war die ganze Zeit hindurch voller Teilnahme für das englische Volk, das Opfer dieser Kriegsmethode wurde.“

Simon und Kirkpatrick tauschten Blicke aus. Als Heß wieder ansetzte: „Ich möchte jetzt auf die Lage eingehen, wie wir sie in Deutschland sehen –“, unterbrach ihn der Lordkanzler höflich, aber bestimmt: „Darf ich hier – mit der Erlaubnis des Herrn Reichsministers – einmal unterbrechen, denn ich habe von Anfang an seinem Bericht über die deutschen Ansichten genau zugehört; ich habe nicht unterbrochen – ich möchte ein guter Zuhörer sein, das ist das Kompliment, das ich ihm machen möchte, und deshalb bin ich auch gekommen.“

Heß nickte. „Ja“, sagte er.

„Er wird sicher verstehen“, fuhr Simon in einiger Verlegenheit fort, nachdem er dieser ganzen Rede kommentarlos zugehört hatte, „daß ich diese Darstellung über den Krieg nicht akzeptieren kann, Und ich hoffe, daß er verstehen wird, daß, wenn ich nicht widerspreche . . . es nicht Zustimmung meinerseits bedeutet, sondern weil . . . es der eigentliche Zweck meines Kommens ist, von ihm etwas über seine Mission zu hören.“

Heß setzte ein breites Lächeln auf und winkte dem Dolmetscher ab: „Das braucht nicht übersetzt zu werden. Ich habe verstanden.“

„Ohne Zweifel wird der Herr Reichsminister auch verstehen . . . daß auch das britische Volk ein sehr stolzes Volk, ein Herrenvolk ist und solche Vorwürfe nicht ohne weiteres akzeptiert . . . Ich möchte jetzt hören, was für Vorschläge er mitgebracht hat. Ich glaube, deshalb ist er ja hierhergekommen.“

„Mein Flug wurde wesentlich beeinflusst“, erwiderte Heß, „der Entschluß zu diesem Flug [kam daher], daß man in Deutschland bei den Führern der absoluten Überzeugung ist, daß Englands Lage hoffnungslos ist. Das geht soweit, daß man sich bei uns nur immer fragt: worauf kann England überhaupt noch hoffen, daß es diesen Krieg noch weiterführt? Unsere Flugzeugfabriken stehen alle noch. Es sind also seit Kriegsbeginn eine große Anzahl neuer Fabriken hinzugekommen, beziehungsweise bis jetzt sind noch weitere im Fertigwerden. Die Produktion ist eine derartige geworden, daß wir im letzten Winter Schwierigkeiten hatten, die fertigen

Flugzeuge überhaupt unterzubringen. Denn die Front brauchte keine. Die Verluste waren verhältnismäßig gering, das war die Produktion von ganz kurzer Zeit – von einem Tag.“



„Es kommen jetzt Flugzeugbesatzungen in einer Größenordnung zum Einsatz“, erklärte Heß dem Lordkanzler, „die dem gesamten englischen Expeditionskorps in Frankreich entspricht.“

Sir John wollte Zahlen wissen, aber Heß erwiderte lediglich: „Aufgrund meiner persönlichen Beziehung zur Luftfahrt – Messerschmitt ist ein Freund von mir, und ich kenne alle Fabriken und Luftwaffenkommandeure – kann ich mir vorstellen, was früher oder später mit Großbritannien geschieht. Und das ist einer der Gründe, warum ich gekommen bin.“

„Damit wollen Sie also sagen“, fragte Sir John nachdenklich, „Sie glauben, daß es in Zukunft noch viel schwerere und schlimmere Angriffe auf unser Land geben wird?“

„Ja.“

Heß begann dann über die Entwicklung des U-Boot-Krieges zu sprechen.

„Es gibt nichts“, meinte Simon spöttisch, „was die britische Bevölkerung mehr amüsiert als die deutschen Zahlen über den versenkten britischen Schiffsraum. Sie kann darüber nur lachen.“

„Mag sein“, erwiderte Heß. „Aber ich bin überzeugt, daß der Tag kommen wird, an dem das englische Volk nicht mehr darüber lacht.“

„Der Tag wird kommen, der Tag wird kommen“, äffte Simon Heß nach. „Aber wenn Ihre offiziellen deutschen Zahlen stimmen, wissen Sie, dann ist es ein Jammer, daß wir nicht schon alle tot sind.“

Heß betonte, es solle nicht wie eine Drohung klingen, aber Hitler habe die Absicht, die britischen Inseln durch Aushungern zur Kapitulation zu zwingen, falls die Engländer keine Vernunft annähmen.

Entsprechend den Anweisungen des Geheimdienstes versuchte Simon, Heß über die Standorte der deutschen U-Bootwerften auszuhorchen. „Darf ich, Herr Minister“, sagte er äußerst liebenswürdig, „wenn es Ihnen recht ist, dazu eine Frage stellen? Wir hier in England haben den Eindruck,

daß wir die U-Bootwerften, zum Beispiel in Kiel, sehr schwer und erfolgreich bombardiert haben –“

Heß unterbrach ihn mit einem ungezwungenen Lachen: „Ich glaube, daß man sich hier nicht ganz im klaren ist über die wirkliche Wirkung solcher Angriffe ... denn durch Luftbild kann man ja so etwas nicht unbedingt feststellen ... und was Agentenberichte bedeuten, darüber haben wir ja unsere eigenen Erfahrungen gemacht.“

Und da Sir John ihn weiterhin mit Fragen nach Kiel, Bremen, Hannover und Wilhelmshaven bedrängte, räumte der Stellvertreter des Führers ein: „Ja, aber wie gesagt, das sind nicht alle unsere U-Bootbauwerften ... Ich kann versichern, daß dieser U-Bootkrieg, den der Führer im Auge hat, jetzt noch nicht begonnen hat.“

Der Kabinettsminister bat Heß, jetzt doch klipp und klar zu sagen, ob er mit Hitlers Wissen herübergekommen sei oder nicht.

„Die Bedingungen, zu denen Deutschland zu einer Verständigung mit England bereit wäre“, erwiderte Heß, indem er zu einer ausführlichen Darlegung seiner Mission ansetzte, „habe ich vom Führer erfahren in einer großen Zahl von Unterhaltungen mit ihm. Wobei ich betonen muß, daß die Bedingungen von Kriegsbeginn an immer die gleichen gewesen sind. Im Hinblick auf die von mir selbst gewählte Mission habe ich immer wieder, wenn es den Anschein hatte, daß ich den Flug wagen könnte, den Führer nach den Bedingungen gefragt. Damit ich Sicherheit habe, daß sich nicht vielleicht doch inzwischen etwas geändert haben könnte.

„Ich habe den Plan damals im Juni gefaßt und versucht, ihn am 7. Januar auszuführen. Aus einer Reihe von Gründen, Wetterlage usw. und Schwierigkeiten, beim Werk das Flugzeug zu kriegen, habe ich ihn nicht ausführen können ... Dann habe ich die ganze Zeit gewartet – es wäre möglich gewesen, von Dezember an ... habe ich die ganze Zeit auf entsprechendes Wetter gewartet, es war Winter, die Vereisungsgefahr ...“

Heß überreichte sodann das Dokument mit der Überschrift „Zu welchen Bedingungen Deutschland zu einem Friedensschluß bereit ist“ und erläuterte seinem Besucher jeden einzelnen Absatz.

Es war 17.30 Uhr, als diese einzigartige und leider von einer absichtlichen Täuschung bestimmte Unterhaltung des britischen Lordkanzlers mit dem gefangenen Reichsminister ohne Geschäftsbereich endete.

Da er fürchtete, Major Dicks und den „Betreuern“ auf Gnade und Verzeihen ausgeliefert zu sein, bat Heß, Sir John Simon noch allein sprechen zu dürfen. „Er sprach erneut von seiner Sorge, vergiftet zu werden“, berichtete Simon hinterher Mr. Churchill. „Er behauptet, nachts werde absichtlich Lärm gemacht, um ihn am Schlafen zu hindern. Er fürchtet auch, er könne einem Attentat zum Opfer fallen.“

Und wieder vernahm man über die versteckten Mikrofone jedes Wort ihrer Unterhaltung. „Ihre Meinung“, hörte man den britischen Minister Rudolf Heß zurechtweisen, „daß dies absichtlich und bewußt geschieht, ist absolut unbegründet.“

„Ich kann es nicht beweisen“, räumte Heß kleinlaut ein.

„Aber lassen Sie es sich jetzt von mir gesagt sein . . . ich habe nicht die geringste Veranlassung, Ihnen etwas vorzumachen“, sagte Simon wider besseres Wissen, angesichts der Tatsache, daß er aus ganz anderen Gründen zu Heß geschickt worden war als er vorgab. „Zu glauben, daß gerissene Leute irgend etwas in Ihr Essen tun, ist phantastischer Unsinn.“

„Ja“, warf Heß höflich ein.

„Es ist wirklich ein phantastischer Unsinn. Sie haben den Eindruck, daß die Offiziere hier irgend etwas mit dem Geheimdienst zu tun haben! Ich könnte mir vorstellen, daß so etwas in Deutschland passiert, aber nicht hier . . . Derartige Machenschaften sind einfach nicht wahr.“

Heß: „Ich hatte den Eindruck, daß der Soldat, der immer bei mir schläft, die Absicht hat, mir irgend etwas anderes zu geben. Ich habe es nicht angerührt . . . Ich esse immer dort, wo auch die anderen immer essen und trinken . . . Aber morgens bekomme ich Milch – Milch, die nur für mich bestimmt ist – und da habe ich ein Gefühl, Schmerzen in meinem –“

Simon: „Das ist völliger Unsinn.“

Heß: „Wenn Sie mir nicht glauben, schnappe ich über und bin erledigt . . .“

Simon: „Es ist lächerlich, denn nichts dergleichen geschieht.“

Heß: „Aber in England gibt es doch bestimmt Leute, die keine Verständigung zwischen England und Deutschland

wollen?“

Simon: „Das weiß ich wirklich nicht.“

„Darf ich Ihnen meine Frau und meinen Sohn zeigen?“ fragte Heß und zog ein Photo aus der Tasche.

„Ich würde sie mir gern anschauen“, sagte Simon, der merkte, daß es spät geworden war.

„Bitte“, rief Heß, „*retten Sie mich um des Friedens und ihretwillen!*“ Er erklärte Sir John, daß er Dr. Dicks überhaupt nicht traue – dessen Vorgänger wäre sehr sympathisch gewesen, „aber dieser Arzt, der – ich traue ihm nicht.“

Simon forderte ihn auf, sich zusammenzunehmen. „Sie sollten sich wie ein Soldat und wie ein tapferer Mann benehmen“, sagte er.

„Ja“, erwiderte Heß, seinen Unwillen unterdrückend. „Ich habe Mut: sonst wäre ich nicht hier.“



Nach Erledigung dieser unangenehmen Aufgabe verließ Sir John Simon Camp „Z“.

Der „Arzt“, Major Dicks, traf Heß, der immer noch seine Luftwaffenuniform trug, anschließend in einem völlig erschöpften Zustand an – er hatte sich total verausgabt; er lehnte Tee, Milch und Keks, die man ihm anbot, ab. Als Dicks ihm daraufhin ein Traubenzuckergetränk heraufbrachte, starrte Heß ihn an und sagte: „Ich nehme das erst, wenn auch Sie davon getrunken haben.“

„9. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten, Forts.)

Nach Beendigung der Besprechung bat er um eine Unterredung mit Dr. Guthrie [Simon] unter vier Augen und sprach bei dieser Gelegenheit über seine Befürchtung, vergiftet zu werden.

Dr. Guthrie erklärte ihm in aller Entschiedenheit, sein Verdacht sei eine Beleidigung für britische Armeeeoffiziere, die abkommandiert seien, für ihn zu sorgen.

Das wurde ihm später auch von Major Dicks klargemacht,

den „Z“ um sein Ehrenwort gebeten hatte, daß kein Giftanschlag gegen ihn unternommen werde. Nachdem ihm dies versichert worden war und man ihm die Hand darauf gegeben hatte, verschlang er einen ganzen Teller voller Kuchen und bat um mehr, wofür auch gesorgt wurde.

Den Rest des Abends schien er erleichtert zu sein, war arrogant und trotzig und spazierte nach dem Dinner mit Major Foley über den Rasen.“

Mr. Churchill fand Sir John Simons sechseitigen „Vorläufigen Bericht“ zuoberst auf dem Stapel von Papieren, den sein Privatsekretär in einem Aktenkoffer gebracht hatte. Der Lordkanzler, so erfuhr Churchill, war zu der Überzeugung gelangt, daß Heß auf eigene Initiative gekommen sei, um über einen Frieden zu verhandeln und auf diese Weise sein Prestige in Deutschland wiederherzustellen. Nachdem er sein Scheitern erkannt habe, fürchte Heß, sich selbst zum Narren gemacht zu haben. Er verlange nach wie vor, den Herzog zu sprechen, in der Hoffnung, daß Hamilton ihn selbst jetzt noch in Verbindung mit Leuten bringen könnte, die in Opposition zur „Clique der Kriegstreiber“ um Churchill stünden, er habe aber inzwischen begriffen, daß es in Mr. Churchills England „keine Opposition gibt, der er seine Waren anpreisen könnte“. „Heß“, so behauptete der Lordkanzler, „befindet sich keinesfalls in den engeren Kreisen, die den Krieg führen: offenbar hat er keinerlei Kenntnis von strategischen Plänen.“*

Und er fügte hinzu: „Er hat seine Informationen, wie ich vermute, vor allem durch persönliche Kontakte mit Hitler, der ihm viele seiner innersten Gedanken anvertraute.“ An einer Stelle in Simons Bericht war eine heikle Bemerkung, an der Mr. Churchill zwangsläufig sofort Anstoß nahm, denn er begründete Großbritanniens selbstmörderische Verteidigungsanstrengungen mit der Notwendigkeit, das Empire vor einem Überfall der Nazis zu schützen: „Mir ist völlig klar“, hatte seine Lordschaft geschrieben, „daß es Heß' Plan ist, ehrlich zu versuchen, Hitlers eigene

* Beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß wurde in dem Urteil gegen Heß genau das Gegenteil behauptet.

Gedanken so wiederzugeben, wie er sie ihm gegenüber in vielen Gesprächen zum Ausdruck gebracht hat.“

„Premierminister an Außenminister

Persönliche Mitteilung

14. Juni 1941

Lfde. Nr. M. 645/1

Ich habe die [Simon-Heß] Aufzeichnungen gelesen, die mir die Ergüsse eines Geistesgestörten zu sein scheinen. Es ist wie die Unterhaltung mit einem geistig zurückgebliebenen Kind, das Mord oder Brandstiftung begangen hat. Dennoch könnte es ganz gut sein, sie auf dem Luftwege Präsident Roosevelt zu treuen Händen zu übersenden. Bitte dies zu erwägen . . .

Ich finde keine ausreichenden Gründe für [Simons] Vermutungen, daß [Heß] tatsächlich Hitlers innerste Gedanken wiedergibt, obgleich er uns ohne Zweifel einiges von der Atmosphäre in Berchtesgaden vermittelt, die zugleich künstlich und verpestet ist.

Ich halte im Augenblick die Abgabe einer öffentlichen Erklärung für unnötig, und Heß sollte unterdessen weiterhin streng isoliert dort bleiben, wo er ist.“

Mr. Churchill wußte natürlich vieles, wovon Anthony Eden keine Ahnung hatte. Er konnte es sich deshalb erlauben, jegliches Friedensangebot, das Heß (oder selbst Hitler) machen könnte, zu ignorieren, denn sein Entzifferungsdienst hatte ihm inzwischen eindeutige Beweise dafür geliefert, daß Hitler im Begriff war, mit der geballten Macht seines Heeres und seiner Luftwaffe gegen Rußland loszuschlagen, und wenige Tage später ließ Hermann Göring selber die Briten insgeheim durch einen schwedischen Freund über das genaue Datum des Unternehmens „Barbarossa“ informieren.

Wozu brauchte man dann also noch Rudolf Heß? Desmond Morton las Simons Bericht und empfahl dem Foreign Office dringend, eine offizielle Propagandaerklärung abzugeben, um – notfalls mit Zitaten aus den Gesprächen – die „Unwissenheit, Dummheit, Falschheit und Arroganz“ der führenden Nazis zu beweisen: „Ich erlaube mir, ergebenst zu

bemerken“, schrieb Morton, „daß die Zeit reif ist, dieses Fallobst zu verwerten. Je länger wir warten, um so mehr fault der Apfel.“

Das Foreign Office ließ sich nicht lange bitten: „Wir müssen jetzt entscheiden, wie wir am besten politisches Kapital aus H. schlagen“, vermerkte Cadogan in seinem Tagebuch und setzte gleich seine Entscheidung dahinter: „verlogen.“

Unterdessen hatte Heß seine Luftwaffen-Hauptmannsuniform wieder an den Nagel gehängt und damit zugleich sein Selbstvertrauen.

Seine Demütigung als Reichsminister und Stellvertreter des Führers war vollkommen; er war ein Gefangener und unter ständiger Beobachtung, selbst in seinen intimsten Verrichtungen. Er war gekommen, um mit den Engländern zu sprechen: aber sein einziger Partner war ein falscher „Arzt“ – ein Psychiater baltischer Herkunft –, dem er nicht traute; abgesehen von den seltenen Besuchen des in Neuseeland geborenen Oberleutnants Bill Malone – dessen Vater vor Gallipoli gefallen war und der deshalb keine Veranlassung hatte, Mr. Churchill sonderlich zu schätzen – waren die einzigen, die ihm Gesellschaft leisteten, jene undurchsichtigen Gestalten in merkwürdigen Uniformen, die vom M.I.6 abgeordnet worden waren.

Er spürte, wie seine geistigen Kräfte verfielen, und fühlte sich durch innere Stimmen hin und her gerissen.

Im Laufe der Woche dämmerte es ihm, daß man ihn an der Nase herumgeführt hatte, daß das Gespräch nur inszeniert worden war, um Geheim-Informationen aus ihm herauszuholen. Er war sich völlig sicher, nichts preisgegeben zu haben, aber wie würde das in Zukunft sein? Wie er später erklärte, hatte er keine Illusionen hinsichtlich der Gefahren, denen er sich aussetzte, als er sich in das gegnerische Lager wagte. Er glaubte zwar nicht, daß die Engländer – der Gegenstand seiner und Hitlers fanatischer politischer Schwärmerei – ihn foltern würden, rechnete er durchaus damit, daß man ihm Wahrheitsdrogen verabreichen würde.

Solche Gedanken bewegten ihn in seltenen ruhigen Augenblicken, wenn er einmal nicht unter der stürmischen Unruhe seiner Selbstbetrachtung litt.

Er glaubte nicht mehr, nach Deutschland zurückkehren zu können – geschweige denn, als der Mann heimzukehren, der den Frieden bringen würde, wo die politischen Profis versagt hatten.

„10. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ verbrachte eine viel bessere Nacht, wachte erst gegen 05.00 Uhr auf, öffnete seine Fenster, zog die Vorhänge auf und knallte mit seiner Tür . . .

11. Juni 1941

„Z“ . . . ging so weit, seinen Mantel auszuziehen, einen Spaten in die Hand zu nehmen und den Versuch zu machen, eines der Blumenbeete umzugraben. Offensichtlich hatte er noch nie zuvor einen Spaten in der Hand gehalten. Er war von dieser Arbeit etwas erschöpft und zog sich nach dem Lunch in sein Zimmer zurück, um sich auszuruhen. Er ist immer noch sehr trotzig, und seine Betreuer empfinden die gemeinsamen Mahlzeiten als eine harte Geduldsprobe. Trotz der ihm gegebenen Versicherungen hat er ständig Angst wegen Giftes, und weigert sich, in dieser Hinsicht Vernunft anzunehmen.

12. Juni 1941

Bat um eine Flasche Whisky auf sein Zimmer, und es mußte eine neue, ungeöffnete Flasche sein – (immer noch Angst vor Gift). Er war in ganz guter Laune und hat nach Angaben seiner Betreuer tatsächlich zweimal gelacht.“

Über kurz oder lang rechnete Heß damit, tot zu sein. Er hörte die höhnischen Bemerkungen von Oberst Scott und Gibson Graham, die ihn fragten, ob er Vorsorge für seine nächsten Angehörigen getroffen habe, und er fragte sich, wie und wann er wohl sterben werde. Am meisten Angst hatte er davor, in den Wahnsinn getrieben zu werden: es war eines Mannes seiner Position, es war des Stellvertreters des Führers von Deutschland nicht würdig, Ausländern ein solches Bild des Jammers zu bieten. Er war innerlich entschlossen, nicht bis zu einem vollständigen Zusammenbruch zu warten, sondern er wollte freiwillig aus dem Leben scheiden, solange eine solche Entscheidung noch in seiner Macht stand, falls diese eigenartigen, unheimlichen Symptome wieder auftreten sollten. Aber vielleicht

würden die bösen Mächte im Bunde mit seinen Betreuern und dem „Doktor“ ihn schon vorher erledigen? Er beschloß, nicht länger zu warten. In der, wie er glaubte, Ungestörtheit seines Zimmers, begann Rudolf Heß Abschiedsbriefe an seine Angehörigen zu schreiben. In einem Brief, in dem er seine absolute Treue zum Nationalsozialismus versicherte, richtete er folgende düstere Worte an Adolf Hitler: „Ich sterbe in der Überzeugung, daß meine letzte Mission, selbst wenn sie mit meinem Tode enden sollte, irgendwie Frucht tragen wird. Vielleicht bringt mein Flug trotz meines Todes oder vielleicht sogar wegen meines Todes Frieden und Verständigung mit Großbritannien.“ Als er diese Abschiedsbriefe wieder las, war er stolz, daß sie eine solche Ruhe und Besonnenheit ausdrückten. (Sie wurden natürlich niemals weitergeleitet – anscheinend sind sie in den Händen von Major Dicks geblieben.)

„13. Juni 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ hatte eine sehr gute Nacht – kam nicht zum Frühstück herunter, bat aber um 10.00 Uhr, ihm Milch und Keks auf sein Zimmer zu bringen. Er verbrachte den ganzen Tag bis 18.00 Uhr auf seinem Zimmer und kam dann zu einem kurzen Spaziergang in den Garten herunter. Nach dem Dinner machte er einen langen Spaziergang und ging nicht vor 23.00 Uhr ins Bett.

Der einzige Zwischenfall während des Tages war eine kurze und scharfe Auseinandersetzung mit Sergeant Ross wegen seiner Unterwäsche ... Ein Tauziehen entstand ... und schließlich erlaubte ihm [der Offizier vom Dienst, Leutnant Malone], seine Unterwäsche vorläufig zu behalten.

14. Juni 1941

„Z“ ... war den ganzen Tag in einer „schwierigen“ Stimmung und lief wie ein eingesperrter Löwe auf der Terrasse auf und ab und lehnte es ab zu antworten, wenn man ihn ansprach. Er bat lediglich um eine Klistierspritze, die [M.I.6-Offizier] Captain „Barnes“ ihm besorgte. Mit diesem Schatz zog er sich in sein Badezimmer zurück, tauchte schließlich aber wieder auf, offenbar ohne irgendwelche Erleichterung durch sein neues

Spielzeug bekommen zu haben, und verbrachte den Nachmittag in größtem Trübsinn auf seinem Zimmer.

Nach dem Dinner geruhte er jedoch, in den Garten zu gehen, und spielte dort zusammen mit Captain „Barnes“ Pfeilwerfen. Er ließ sich sogar zu einem Scherz herab.“

Wenige Stunden später, am frühen Sonntagmorgen, kam es zu einer richtigen Krise. Am 15. Juni weckte um 01.00 Uhr früh Oberleutnant Jackson den Kommandanten, um ihm zu melden, „Z“ sei in größter Aufregung und verlange, sofort Malone zu sprechen.

Leutnant Malone hatte draußen Dienst und konnte nicht erreicht werden, deshalb schickte der Oberst Major Dicks zu Heß.

Der „Doktor“ war allerdings der letzte, den Heß sehen wollte. Wütend stürzte er sich auf ihn.

Oberleutnant Stephen Smith, der Adjutant von Scott, kam in das kleine Wohnzimmer und sprach bis 02.00 Uhr früh mit dem Gefangenen. Smith erstattete seinem Vorgesetzten einen ausführlichen Bericht:

„Er hatte seinen Morgenmantel und seinen Schlafanzug an und sah bedrückt und bleich aus, mit tief eingesunkenen Augen.

Ich sagte, ich hätte gehört, er wolle einen Offizier der Garde sprechen.

Er war in einem Zustand größter Unruhe und, was er auf englisch sagte, hatte nicht sehr viel Sinn.

Ich sagte ihm deshalb, ich könne deutsch sprechen.

Er sagte, er kenne und vertraue Mr. Malone – und er fürchte, daß er diese Nacht nicht überleben werde und deshalb Mr. Malone einige letzte Briefe übergeben wolle.

Ich sagte, Mr. Malone sei wie alle anderen von der Garde Soldat, er sei im Dienst und könne seinen Posten nicht verlassen.

Ich sagte, ich könne alles, was Mr. Malone für ihn tun könne, auch machen und daß er mir vertrauen könne.

Er sagte mir, er traue allen Angehörigen der Garde, aber er sei „in den Händen des Secret Service“, werde vergiftet und wir

könnten die nicht daran hindern.

Ich nahm dann den wichtigtuersichen Ton an, der so gut bei Deutschen ankommt, und erklärte ihm, sein Leben und seine Sicherheit seien in Händen der Brigade of Guards und *ipse facto* sicher.

Er sagte, ich hätte keine Ahnung, was hier los sei.

Ich sagte, ich sei der Adjutant und ich wisse, daß nicht nur die Deutschen tüchtige Soldaten seien und daß wir, die Guard, alles, was hier vor sich gehe, völlig unter Kontrolle hätten.“

Heß sagte dann, er würde gerne etwas Whisky trinken, aber der Whisky, den ihm der „Doktor“ am Abend zuvor gebracht habe, sei vergiftet. Als Smith dennoch einen Schluck davon nahm, packte Heß ihn am Arm und bat ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Der Adjutant schickte dann den Offizier vom Dienst, um eine Ordonnanz zu wecken und eine neue Flasche Whisky zu holen, und Heß goß sich etwas davon ein und trank es. Seine Unruhe hatte inzwischen nachgelassen. Er verschwand dann in seinem Schlafzimmer und erschien wieder mit einer Medizinflasche, auf deren Etikett er einen Totenkopf mit gekreuzten Knochen aufgemalt hatte. Dies, erklärte er Smith, enthalte eine Probe des vergifteten Whiskys von Major Dicks – ob er sie, ohne Dicks davon zu erzählen, privat untersuchen lassen könnte?

Smith war einverstanden, trank aber auch von dieser Flasche trotz aller Proteste von Heß.

„Als es immer später wurde [berichtete Smith Oberst Scott], wurde ich allmählich kurz angebunden. Ich sagte ihm, daß mit Ausnahme der drei [M.I.6] Offiziere und des Doktors, die ihn betreuten, niemand im Hause sei, außer ausgewählten Soldaten der Coldstream- und Scots Guards Regimenter.

Er widersprach – daraufhin piff ich ihn in deutschem Kasernenhoftone an, ich wünsche nicht von ihm als Lügner bezeichnet zu werden. „Ich verbitte mir das – verstanden?“

Er sprang auf, entschuldigte sich und schüttelte mir die Hand.“

Eine halbe Stunde später war. Heß wieder im Bett, schlief sofort ein und schnarchte.

Am nächsten Morgen nahm Heß seine Luftwaffenuniform vom Nagel, kleidete sich sorgfältig an und bat Oberst Scott, zu ihm herauf zukommen. Er verlangte jetzt, sofort ins Lazarett gebracht zu werden, da er am Rande eines Nervenzusammenbruchs stünde – „bevor es zu spät ist“, wie Scott in seinem Tagebuch notierte; und er bat darum, Leutnant Malone von seinen Dienstpflichten außerhalb des Lagers vorübergehend zu befreien, damit er eine halbe Stunde mit ihm reden könne. Auf seine Bitte hin schickte Scott auch „einen der Gardeoffiziere“ – Oberleutnant Jackson – nach Pirbright, um Luminal oder ein anderes Beruhigungsmittel zu holen. Major Dicks war darüber offensichtlich nicht sehr erfreut, denn im Laufe des Morgens rief Scott Oberst Coates vom Heeresministerium an: „Ich schlage vor, daß Oberst Rees hierherkommt, um mit Dicks zu sprechen“, erklärte der Kommandant. „Dicks ist jetzt völlig überzeugt, daß ‚Z‘ geisteskrank ist.“



Heß beugte sich vor und schüttelte Bill Malone herzlich die Hand, worüber der Leutnant ziemlich überrascht war, da es das erste Mal war, daß der Stellvertreter des Führers so etwas tat.

Der Rest waren die üblichen Vorwürfe, daß man ihn auf Befehl einer „kleinen Clique“ vergiften wolle, um ihn daran zu hindern, den Frieden herbeizuführen. Das Gespräch mit Simon schien ihn davon überzeugt zu haben, daß zwar Mr. Churchill davon erfahren hatte, aber nicht die anderen Mitglieder der Regierung. „Ich bin sicher“, sagte er, „daß das Kabinett als Ganzes gern Friedensverhandlungen aufnehmen würde. Die Offiziere der Garde werden getäuscht. Alles, was Sie im Interesse meiner Sicherheit unternehmen, wird durch die Manipulation der friedensfeindlichen Clique durchkreuzt.“

Er sei auch bereit zu glauben, sagte er, daß die Betreuer an sich anständige Männer seien, doch müßten sie die Befehle der Clique ausführen.

Malone erinnerte ihn daran, daß er sich in England und nicht in

Deutschland befinde, daß die Briten so etwas nicht tun würden.

„Er wußte auf jeden Einwand und jedes Argument eine schlaue Antwort“, berichtete der Leutnant anschließend Oberst Scott. Entrüstet wies Heß Malones Ansicht zurück, sein Mißtrauen gründe sich auf seine Erfahrung mit Nazimethoden. „Wenn der Krieg vorbei ist, sollten Sie nach Deutschland gehen“, empfahl er Malone, „und Himmler von mir bestellen, daß solche Methoden, falls sie tatsächlich angewandt werden, sofort eingestellt werden müssen!“

Heß berichtete nun über die Nachwirkungen der Milch, die er vier Tage vor dem Besuch von Simon getrunken hatte. Er glaubte allen Ernstes, daß man ihm eine Droge verabreiche, die ihn entweder töten oder in den Wahnsinn treiben solle. So habe auch, wie er Malone anvertraute, ein Schluck von dem gestrigen Whisky die gleichen Symptome gezeitigt wie die Milch.

„Armer Mr. Smith!“ sagte er. Er war überzeugt, daß nun auch Smith darunter leiden müsse, nachdem er davon getrunken hatte.

„Was aber, wenn Mr. Smith überlebt?“ fragte Leutnant Malone, ihn auf den Arm nehmend.

„Dann“, erwiderte Heß sofort, „kann ich meinen Zustand nur den Pillen zuschreiben, die der Doktor mir gestern zum Schlafen gegeben hat: Sie hatten genau die entgegengesetzte Wirkung.“

Er zeigte Malone das Fläschchen mit dem Totenkopf und einen Umschlag mit Tabletten. „Würden Sie diese heimlich analysieren lassen?“

Da Malone einverstanden zu sein schien, holte Heß zwei unverschlossene Umschläge hervor, der eine war an seine Frau und der andere „An meinen Führer“ gerichtet.

„Ich möchte, daß Sie diese auf offiziellem Wege zustellen lassen, sowie ich tot bin“, sagte er. „Ich glaube allerdings nicht, daß man sie durchgehen lassen wird“, fügte er hinzu und überließ Malone auch noch Abschriften der Briefe. „Würden Sie daher diese nach Kriegsende persönlich überbringen?“

Schließlich gab er Malone seine Briefftasche, in der auch einige Photos von seinem kleinen Sohn Wolf-Rüdiger waren.

Malone war bei dem Ganzen nicht wohl, und er wies darauf hin, daß er Scott melden müsse, daß der Gefangene ihm diese Abschriften und

Umschläge gegeben habe.

„Ich bitte Sie“, sagte Heß flehend, und seine Augen lagen tiefer denn je in ihren Höhlen, „halten Sie sie geheim – um der Menschlichkeit willen!“

Malone dachte nach, dann erklärte er, als Gardeoffizier könne er das nicht tun, aber er werde offiziell um die Erlaubnis ansuchen, sie zu behalten. „Wenn das abgelehnt wird“, sagte er, „gebe ich sie Ihnen zurück.“

Ein Gefühl völliger Hilflosigkeit überkam den Gefangenen. Er stampfte mit dem Fuß auf dem Boden, hämmerte mit den Händen auf die Armlehnen seines Sessels, fand sich aber schließlich mit Malones Vorschlag ab.

Aus Malones Bericht geht klar hervor, daß er in geradezu heroischer Weise, aber doch vergeblich versuchte, den verzweifelten Mann zu beruhigen. „Er schien sich darüber klar zu sein, daß sein Geisteszustand gestört ist“, schrieb er wenige Stunden später, „und schilderte die Symptome, die ihn glauben machten, daß seine Nerven ‚zerstört‘ würden. Er bat darum, in ein Lazarett zur Behandlung aufgenommen zu werden, und sagte, wenn er in einem Lazarett in Schottland und in einer Kaserne sei, werde er glücklich sein und sich wohlfühlen.“

Durch die Gittertür beobachtete Heß, wie der Gardeoffizier die Viktorianische Eichentreppe hinunterging.

„Mr. Malone!“ rief er in einer plötzlichen Aufwallung. Der Leutnant kam zurück.

„Würden Sie mir die Briefe, die ich Ihnen eben gegeben habe, wieder geben? Es hat doch keinen Sinn, wenn Sie die Sache melden müssen.“

Hätte das Schicksal es nicht anders bestimmt, dann wäre dieser Tag, der 15. Juni 1941, der letzte seines Lebens gewesen. Von diesem Tage gibt es drei Tagebuchnotizen, die unsere Aufmerksamkeit kurz fesseln, wie Scheinwerfer, deren Strahlen ein Flugzeug am Himmel erfassen:

„15. Juni 1941

(Leutnant Bill Malone)

Als ich ihn im Laufe des Morgens wiedersah, bat er mich, nach Kriegsende nach Deutschland zu reisen und seinen Angehörigen mitzuteilen, daß er „wie ein tapferer Mann gestorben“ sei. Ich versprach ihm, daß ich tun werde, was er von mir verlange.

15. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)
„Z“ ging früh zu Bett und erhielt eine Beruhigungstablette. Den Rest der Schachtel behielt ich bei mir. Er war darüber sehr böse und versuchte, mir die Schachtel wegzunehmen.

15. Juni 1941 (Sir Alexander Cadogan, Foreign Office)
„C“ [Chef des Secret Service] erschien, um über Heß zu sprechen, der durchzudrehen drohe. Mir ist ziemlich egal, was mit *ihm* geschieht.

Wir können ihn gebrauchen.

Morgen findet seinetwegen zwischen Winston und Simon eine Besprechung statt, an der ich hoffentlich teilnehmen kann und bei der darüber entschieden wird, wie er zu behandeln ist und wie man ihn nutzbar machen kann – lebend, wahnsinnig oder tot.“

Am selben Tag hatte Heß bereits Major Dicks, mit geballten Fäusten neben dem Tisch in seinem Zimmer stehend, zugerufen: „Ich bin erledigt, und Sie wissen es!“

Dicks tat, als begreife er nicht: „Was meinen Sie damit – erledigt?“
„*Sie wissen es! Sie wissen es!*“

Und dann, kurz vor der Morgendämmerung, geschah es. Fünf Minuten vor vier erschien Heß im Pyjama im Zimmer des Offiziers vom Dienst, innerhalb des vergitterten Teils des Hauses, und erklärte Leutnant Young: „Ich kann nicht schlafen, daher habe ich einen kleinen Whisky genommen.“

Das schien eine vollkommen harmlose Bemerkung zu sein. Fünf Minuten später hörte der Wachposten der Militärpolizei am Eingang des vergitterten Teils, wie der Gefangene ihm aus seinem Zimmer zurief und bat, den Arzt zu holen.

Major Dicks, der sein Schlafzimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs hatte, wurde geweckt. Er schlüpfte in einen Morgenmantel und stapfte mit weiteren Schlaftabletten in den vergitterten Teil.

Der Posten öffnete die Gittertür und trat zur Seite, um Dicks durchzulassen. Heß' Schlafzimmertür befand sich direkt gegenüber.

Plötzlich stürzte Heß aus seinem dunklen Zimmer zu der geöffneten Gittertür – er war nicht mehr im Schlafanzug, sondern trug seine Luftwaffenuniform.

Die Fliegerstiefel knallten auf dem Fußboden, und mit einem verzweifelten Blick stieß er Dicks rücksichtslos zur Seite und rannte in Richtung des Militärpolizisten. Ein Sergeant der Armee lief die Treppe hinauf und zog seinen Dienstrevolver. Dicks rief: „Nicht schießen!“

Aber es war ohnehin zu spät. „Z“, Mr. Churchills Staatsgefangener, machte wie ein olympischer Hürdenläufer einen Luftsprung über das Treppengeländer. Sein Herz hämmerte. Er konnte alle Stimmen um sich herum hören: er wollte endlich Schluß machen – um Deutschlands willen. Er drehte sich so, daß er sicher sein konnte, mit dem Kopf auf dem Fußboden aufzuschlagen.

GESPRÄCHE IN EINEM IRRENHAUS

Bei vollem Bewußtsein und klaren Sinnen lag Rudolf Heß im Treppenschacht, umgeben von Soldaten, Wachmannschaften und anderen Leuten, die er angesichts seines rasenden Schmerzes nicht erkennen konnte.

Nach dem Offizier vom Dienst, Leutnant Young, der aschgrau im Gesicht war, dem Feldweibel sowie dem Sergeanten von der Militärpolizei erschien Oberst Scott, der durch den Lärm und die Rufe geweckt worden war. Der Gefangene spürte deutlich, daß sein linker Oberschenkel gebrochen und sein Rückgrat verletzt war; stöhnend vor Schmerz sagte er – laut Major Dicks, der danebenstand – „Morphium, geben Sie mir Morphium!“

Als er sich über das Treppengeländer stürzen wollte, war er mit dem linken Bein an der eichenen Balustrade hängengeblieben und hatte dadurch seinen beabsichtigten Selbstmord verhindert.

Oberst Scott sah, wie Dicks ihm eine, wie er behauptete, Morphiumspritze gab, und wunderte sich, daß „dies kaum Wirkung zeigte und [Heß] flehentlich um mehr bat, indem er sich abwechselnd an mich, Major Foley und den Offizier vom Dienst wandte, wir sollten dem Arzt entsprechende Befehle geben.“ Dicks hatte Heß in der Tat kein Morphium gegeben und weigerte sich, dies zu tun, bevor ein Chirurg ihn untersucht hatte: Morphium könnte Symptome ernsthafterer innerer Verletzungen verdecken. Statt dessen hatte er ihm eine subkutane Injektion von destilliertem Wasser verabreicht.

Heß merkte die Täuschung und sagte das auch, aber eher mit Resignation als Verbitterung in der Stimme. Für einen Augenblick vergaß er sein Mißtrauen und nahm eine Tasse heißen Tees an, den er dringend brauchte, um seinen Schock zu überwinden.

Major Foley war sich über die internationalen Folgen im klaren, falls Heß in englischer Hand sterben sollte. Er rief „C“ in London an, um ihm mitzuteilen, daß Dicks auf Hinzuziehung eines Chirurgen bestehe. Wie Oberst Scott, der Kommandant von Camp „Z“, notierte, war Brigadier Menzies „mit diesem Verlangen einverstanden“.

Das war eine bedeutungsvolle Nuance, denn daraus geht klar hervor, daß sich Heß in der Tat in den Händen des M.I.6, des Secret Service, und nicht im Gewahrsam der Brigade of Guards befand.

Scott schickte sofort den Adjutanten Stephen Smith mit dem Wagen zum Cambridge Hospital – einem in der Nähe gelegenen Lazarett – und befahl ihm, den Chefchirurgen zu dem geheimen Camp Z zu bringen. Erst dann versuchte Scott, die für Kriegsgefangene zuständige Dienststelle im Hobart House in London zu informieren. „C“ teilte unterdessen die Nachricht von dem Beinahe-Selbstmord Sir Alexander Cadogan telephonisch mit, der das ziemlich gelassen aufnahm. Nach der Vormittagssitzung des Kabinetts, auf der Sir John Simon über sein Gespräch mit dem Stellvertreter des Führers berichtet hatte, schrieb Cadogan:

„[Ich] riet dem Premierminister davon ab, etwas über den gebrochenen Oberschenkel bekanntzugeben – das wäre einfach zu töricht. Er stimmte zu, daß man in Sachen H[eß] „dicht-halten“ sollte.“

„Genau das wollte ich“, meinte der Ständige Unterstaatssekretär abschließend. „Und nun werde ich mit meiner Propaganda weitermachen.“

Der Chirurg, Major J. B. Murray, Mitglied des Royal College of Surgeons, war mit den notwendigen medizinischen Geräten um fünf Uhr früh im Camp Z erschienen.

Scott sah, wie er Heß „eine weitere Morphiuminjektion“ gab (in Wirklichkeit die erste) und dann das Bein provisorisch einschiente. Heß ver-

traute dem Neuankömmling bedingungslos und ließ sich widerspruchslos sogar die Fliegerhosen aufschneiden. Offiziere der Garde trugen ihn nach oben, und er wurde auf ein Militärbett gelegt, wobei ein Offizier nicht von seiner Seite weichen durfte.



Nachdem Heß durch dichte Wolkenschichten des Morphinrausches in den helleren Bereich des Bewußtseins durchgestoßen war, öffnete er die Augen und fand sich von Dunkelheit umgeben. Als sich das Auge an die Finsternis gewöhnt hatte, entdeckte er den freundlichen Gardeleutnant Bill Malone neben sich am Bettrand.

„Mr. Malone“, sagte er mit einer ganz natürlichen Stimme, so als hätten sie sich schon die ganze Zeit unterhalten, „würden Sie mir bitte ein Glas frisches Wasser geben?“

Malone ging mit dem Glas zur Wasserflasche, aber Heß sagte: „– aus der *Leitung* bitte!“

Er trank das Wasser. „Gut!“

Nach einer kurzen Pause fragte er: „Und wie geht es Mr. Smith heute morgen?“

Malone erwiderte, der Leutnant habe, soviel er wisse, gut geschlafen.

„Umso besser“, meinte Heß lediglich und erzählte Malone nach einer Weile von dem Abschiedsbrief, den er seiner Familie geschrieben habe: „Ich war sicher, für immer am Rande eines völligen Nervenzusammenbruches zu stehen“, sagte Heß in sachlichem Ton. „Ich hatte gemerkt, wie diese Nervenbeschwerden anfangen, und wußte, wie das enden würde. Angefangen hat es mit diesem Glas Milch vor zehn Tagen“, meinte er nachdenklich. „Der zweite Versuch wurde dann vor zwei Tagen gemacht mit Whisky – entweder das oder die Pillen hatten eine viel stärkere Wirkung – , und die Reaktion war so heftig, daß ich eine Zeitlang völlig den Verstand verlor.“

Er erzählte Malone, er habe mit einem dritten Versuch gerechnet und daß er damit enden würde, ihn vollends und für immer in den Wahnsinn zu treiben.

„Sie wollten sich doch nicht wirklich umbringen?“

„Sicher wollte ich das und will es noch immer“, erklärte Heß, als die Schmerzen allmählich wiederkehrten. „Ich könnte es nicht ertragen, wahnsinnig zu werden. Es wäre zu furchtbar für mich und für andere, das zu erleben. Wenn ich mich selbst umbringe, handle ich wie ein Mann – ich weiß, daß ich mich in der letzten Zeit ziemlich dämlich benommen habe“, sagte er und erklärte, was er damit meinte: „Als ich zuerst hierherkam, stand ich jeden Morgen um acht Uhr auf. Aber dann kam diese Zeit ohne Schlaf, ohne Schlaf, ohne Schlaf. Unter dem Einfluß der Drogen war ich dabei, kaputtzugehen.“

Malone erinnerte ihn an sein „Versprechen gegenüber dem Führer“, sich nicht selbst zu töten, und war über die Antwort wahrscheinlich nicht überrascht.

„Ich gebe *Ihnen* mein Ehrenwort, daß ich ein solches Versprechen nicht gegeben habe. Ich habe das nur in einem Brief an den Herzog von Hamilton geschrieben, weil ich wußte, das würde man lesen und das würde jemanden, der vielleicht plante, mich zu töten, davon abhalten.“

Angesichts der möglichen Vergeltungsmaßnahmen in Deutschland gegen britische Kriegsgefangene warnte Malone seinen Kommandeur unverzüglich, daß Heß immer noch die Absicht habe, sich umzubringen, und daß angesichts der Raffinesse und Erfindungsgabe potentieller Selbstmörder die sichere Verwahrung von „Z“ eine unzumutbare Verantwortung für die jungen Gardeoffiziere bedeute.

Oberst Coates vom Kriegsministerium befahl Scott, er und Dicks sollten sich beim stellvertretenden Chef der Sanitätstruppe, Oberst Blake, melden. Heß werde wahrscheinlich fünf Monate lang während der Heilung des Bruchs nicht in der Lage sein, sich zu bewegen. Man mußte Heß röntgen, aber das brachte natürlich Sicherheits- und Geheimhaltungsprobleme. Die Armee war bereit, die notwendigen Röntgengeräte und zwei erstklassige Sanitätsunteroffiziere von der psychiatrischen Station des Connaught-Hospitals nach Camp Z zu schicken. In seinem Bericht an das Kriegsministerium über den tragischen Vorfall machte sich Oberst Scott Malones Auffassung zu eigen: „Der Fall ‚Z‘ hat jetzt ein Stadium erreicht, in dem nur qualifizierte Psychiater einer Nervenklinik etwas ausrichten können . . . Ich kann jungen Offizieren nicht den Streß und die Verantwortung zumuten, ständig mit einem geisteskranken Patienten

zusammenzuhocken. Abgesehen von den inzwischen eingetroffenen beiden Sanitätsunteroffizieren gibt es niemanden in diesem Lager, der der diabolischen Raffinesse eines Patienten dieser Art gewachsen oder gar mit den verschiedenen Möglichkeiten vertraut ist, wie man einen Wahnsinnigen daran hindern könnte, Selbstmord zu begehen.“

Um 17.00 Uhr traf ein Lastwagen mit den medizinischen Geräten ein. Zwei Stunden später bestätigte der Röntgenologe, Major Rigby, den Bruch des linken Oberschenkelknochens und entdeckte einen kleinen Riß am Dornfortsatz eines der Brustwirbel.

Bevor man mit der Operation beginnen konnte, wurde Scott von Oberst Coates vom Kriegsministerium angerufen: „Oberst Rees ist bei mir“, sagte er. „Es ist dringend erforderlich, daß Rees ‚Z‘ noch spricht, *bevor* er eine Narkose erhält.“

Um die Schmerzen zu bekämpfen, hatte Dicks Heß während des ganzen Tages Veganin-Tabletten gegeben. Heß spürte keine Wirkung. (Dicks erklärte später, die Tabletten seien von dem neuen Chirurgen: „Major Murray verabreichte einige Tabletten, von denen er meinte, sie würden helfen. In diesem Fall wirkten sie jedoch überhaupt nicht.“)

Es war 20.00 Uhr, als der psychiatrische Fachberater der Armee im Camp Z eintraf. Offenbar aß er zunächst in aller Ruhe zu Abend, bevor er zu Heß hinaufging.

Zu Rees' Ärger weigerte sich der Gefangene, mit ihm zu sprechen, bis man ihm etwas gegeben habe, damit er seine Blase entleeren könne. Rees versprach ihm, man werde einen Katheter einführen, aber sowohl Dicks als auch Murray äußerten Bedenken, weil das zu einer Gewöhnung führen könnte. Als Heß nun um Atropin bat, um sich zu erleichtern, lächelte Dicks nur und sagte: „Vielleicht morgen.“

Dicks war nicht weiter beunruhigt. Solche Urinverhaltungen treten gewöhnlich nach einem seelischen Schock auf; aber Heß machte dafür in aller Entschiedenheit die sogenannten „Veganin“-Tabletten verantwortlich, und da es nichts gab, um Heß Erleichterung zu verschaffen, wies Rees die Ärzte an, mit der Operation zu beginnen.

Um 21.45 Uhr erhielt Heß eine Narkose, und der Chirurg fügte in einer Operation, die bis Mitternacht dauerte, den Bruch wieder zusammen; Major Murray trieb einen Stahlstift ins Schienbein, und hängte dann das

Bein in ein Gestell, mit Schnüren und Gewichten an Flaschenzügen, wo es während der nächsten Monate hängen mußte. Nachdem noch einmal Röntgenaufnahmen gemacht worden waren, verließen Rees und die anderen Ärzte kurz nach Mitternacht das Lager. Am nächsten Morgen berichtete Rees Cadogan, der letzten Endes verantwortlich für den Secret Service und den Gewahrsam von Heß war. „Der Letztere“, schrieb Cadogan in seiner pedantisch-akkuraten Handschrift, „ist eindeutig paranoid, und wir haben einen weiteren – ziemlich lästigen – Verrückten auf Dauer in unserer Hand.“ Und Rees betonte – als ob er Major Dicks und die „Betreuer“ entlasten wollte –, daß der Verfolgungswahn bei Heß sich schon entwickelt haben müsse, *bevor* er Deutschland verließ.

Als Heß in den frühen Morgenstunden des 17. Juni erwachte, befanden sich zwei neue Sanitäter und Sergeant Waterhouse sowie der diensthabende Leutnant Atkinson-Clark in seinem Zimmer. Er hatte inzwischen schlimme Beschwerden infolge seiner vollen Blase. Laut Major Dicks war es Heß, der ihn jetzt dringend bat, einen Katheter zu besorgen – einen dünnen elastischen Schlauch, den ein geübter Arzt durch den Penis in die Blase einführen kann. Heß sagte später aus: „Zwei Stunden später kehrte er [Dicks] mit Second Lieut. Atkinson-Clark, dem jungen Offizier vom Dienst, zurück in der Absicht, mir einen Katheter einzuführen. Meine Nerven waren überbeansprucht.“ Die schreckliche Prozedur begann um 01.30 Uhr nachts nach einem für alle Beteiligten sehr langen und anstrengenden Tag.

(Dicks betonte später: „Ich war seit vierundzwanzig Stunden im Dienst.“) Als Heß sah, wie Dicks sich mit dem Instrument über ihn beugte, wurde ihm klar, daß er es ihm ohne Betäubung einführen wollte (um sich zu rechtfertigen, behauptete Dicks später, Heß habe kurz zuvor ein langwirkendes Betäubungsmittel und Morphium bekommen); an dem Gestell hängend und nahezu hilflos, mit Nerven so kaputt wie sein Bein, hörte Heß, wie Dicks sagte, er werde jetzt den Katheter mit Gewalt einführen, ob er das nun wolle oder nicht, und Dicks befahl dem Leutnant und dem Krankenwärter, Corporal Everatt, dem Gefangenen die Arme zu fesseln (Dicks: „Ich wies den Sanitäter an, die Hand des Patienten festzuhalten ...“). Daraufhin schrie Heß „Hilfe! Hilfe!“, bis Offiziere und Ordonnanzen aus dem ganzen Haus herbeiliefen, und trat mit seinem

rechten Fuß um sich.

Dicks schnauzte Heß an, er sei ein Feigling. Heß schrieb, „ . . . daß Mr. Atkinson-Clark im Verlauf der Versuche mit Gewalt gegen mich vorzugehen, den Ausspruch tat: ‚Wir behandeln Sie so, wie die Gestapo die Leute in Deutschland behandelt.‘ Dicks stimmte lachend zu.“

Um sechs Uhr früh konnte Heß auf natürlichem Wege Wasser lassen; noch Monate nach diesem Vorfall war Major Dicks für ihn der „Feind schlechthin“.

Es war einer der heißesten Sommer in Südengland, Als das Thermometer immer höher kletterte, waren alle, vom Kommandanten – dessen Karriere bei einem Gelingen des Selbstmordversuchs ruiniert gewesen wäre – bis zur letzten Ordonnanz, in gereizter Stimmung.

„17. Juni 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

Er verhielt sich während des ganzen Tages ruhig. Captain „Barnes“ hatte Lunch mit ihm.

Um 20.00 Uhr ließ „Z“ mitteilen, daß er sich weigere, seine Mahlzeit einzunehmen, wenn nicht ein Offizier mit ihm zusammen esse. Seine Forderung wurde ignoriert, und Sergeant Waterhouse meldete später, daß er nach mehreren Weigerungen, irgend etwas zu essen, schließlich doch nachgab und um Abendessen bat und der Suppe, dem Fisch und dem Nachtschiff herzhaft zusprach.

Major Foley [M.I.6 Offizier im Camp Z] berichtete, er habe Anweisung aus London, ihn täglich „*The Times*“ lesen zu lassen.“

„Dies ist das erste Mal“, bemerkte Oberst Scott, „daß man ihm die Möglichkeit gibt, sich zu informieren.“

Hatte man bei M.I.6 Gewissensbisse und Furcht bekommen, mit dem Vorhaben, die Selbstachtung des Gefangenen zu schwächen, zu weit gegangen zu sein?

Bis die Akten des M.I.6 – im 21. Jahrhundert (2017) – zugänglich sind, wird sich dies kaum entscheiden lassen. Bemerkenswert ist wohl, daß man Heß andere Zeitungen noch vorenthielt. An ein Grammophon und

Schallplatten war nicht zu denken und schon gar nicht an ein Radio, um Nachrichten zu hören. Andererseits steckte hinter dieser Änderung in der Behandlung offenbar nicht die Absicht, ihn „anzukurbeln“ und ihm weitere Informationsbrocken aus der Nase zu ziehen, denn M.I.6 zog kurz darauf „Barnes“ und „Wallace“ ab und ließ nur noch Major Foley beim Stellvertreter des Führers.

Am 18. Juni begab sich Scott nach oben, um den Gefangenen aufzusuchen. Heß hatte eine schlimme Nacht hinter sich, denn die schwüle Hitze hatte die Qualen, die die 35 Pfund schweren Gewichte an seinem Bein bereiteten, ins Unerträgliche gesteigert. Heß ließ gegenüber dem Kommandanten eine längere Schimpfkanonade über Dicks vom Stapel und sagte, der habe die Absicht, ihn umzubringen. Er bat erneut um Atropin. „Wenn ich das nicht kriege, werde ich heute Nacht noch närrisch.“

„Reden Sie keinen Unsinn“, erwiderte Oberst Scott scharf. „Ihre Vorwürfe sind eine Beleidigung der britischen Armee.“

„Sie merken das nicht“, beharrte Heß. „*Ich weiß es.*“

Er blickte den Oberst, der am Fußende seines Bettes stand, lange und Fest an. „Sie sind verantwortlich für meine Sicherheit. Es ist Ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß ich nicht durchdrehe, indem Sie mir Atropin besorgen. Aber Sie müssen es selbst tun. Der Arzt wird Ihnen doch nur etwas anderes geben, ein Gift, um mich wachzuhalten.“

„Wem trauen Sie denn“, fragte der Oberst, auf ihn eingehend. „Major Murray?“

„Nein, er ist ja nur Chirurg. Er kennt nichts von meinem –“ (hier suchte Heß nach dem richtigen englischen Wort) – „inneren Haushalt.“

„Trauen Sie Oberst Rees?“ „Kommt er heute?“

„Ja“, erwiderte der Kommandant.

Rees traf um 15.00 Uhr ein und blieb eine Stunde bei Heß. Der Gefangene berichtete ihm alles – über das Komplott gegen sein Leben und seine Gesundheit, und daß er versucht habe, sich umzubringen, weil er lieber tot sein wollte als wahnsinnig in diesem Lande; er sprach davon, in den Hungerstreik zu treten. Er war so gefesselt von dieser Idee, daß er Rees erzählte, er habe bisher noch keine Lust gehabt, die „*Times*“ zu lesen. „Als ich am Montag mit ihm sprach“, berichtete Rees dem Kriegsministerium,

„hielt er die Geheimdienstoffiziere und Major Dicks für eine Bande, die ihn in den Wahnsinn treiben wolle. Ich sei seine einzige Hoffnung . . . Es besteht kein Zweifel, daß Heß' Geisteszustand, der“, wie Rees zur Entlastung seiner Kollegen hinzufügte, „anfangs noch verdeckt war, sich nun als eine echte Psychose herausgestellt hat.“ Sie sei wahrscheinlich unheilbar; zu erwägen sei aber versuchsweise eine „Tiefschlafbehandlung“ oder „Elektroschocktherapie“ (eine umstrittene Methode, bei der das Gehirn direkt elektrischen Schockwellen ausgesetzt wird). Rees sah ziemlich düster in die Zukunft:

„Ein [solcher] Mann scheint oft normal zu sein, bis irgendwelche Umstände dazu führen, daß er wieder seinen Einbildungen und seinem Verfolgungswahn erliegt. Auch wenn Heß sich über seine Vergangenheit ausschweigt, scheint es klar, daß es schon vorher ähnliche geistige Störungen gegeben haben muß, doch manifestieren sie sich jetzt wahrscheinlich infolge seiner Situation besonders deutlich.“

„18. Juni 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

Im Laufe des Abends erzählte „Z“ dem Doktor [Dicks], daß sowohl Oberst Rees als auch ich unter der Wirkung einer „mexikanischen Droge“ litten und daß wir deshalb für das, was wir taten, nicht voll verantwortlich seien – er könne es unseren Augen ansehen. Wir taten ihm sehr leid, und wenn er ein Gegenmittel wüßte, würde er es uns nur zu gern sagen.

Er erklärte dann, er werde keine weiteren Medikamente von dem Arzt annehmen, ganz gleich, was es auch sei.

19. Juni 1941

„Z“ verbrachte einen ruhigen Tag, nachdem er nachts drei Stunden geschlafen hatte. Captain „Barnes“ hatte seinen Lunch oben bei „Z“, der guter Laune zu sein schien und tüchtig aß.

Captain „Barnes“ erhielt Befehl, sich in seinem Hauptquartier [M.I.6] zurückzumelden, und verließ uns am Nachmittag . . .

In [Heß‘] Zimmer wurde ein elektrischer Ventilator aufgestellt, da es dort fast unerträglich heiß geworden war.“

Merkwürdigerweise heißt es dann in Scotts Tagebuch: „Auf seinen eigenen Wunsch erhält ‚Z‘ keinerlei Medikamente und Drogen mehr und fühlt sich seither sehr viel besser. Es scheint, daß seine Furcht vor Gift die Wirkung der Drogen, die sie eigentlich haben sollten, aufgehoben hat.“

Nachdem Major Dicks alle Medikamente abgesetzt hatte, erholte sich Heß, und die Besserung seines Zustandes hielt mehrere Tage an.



Rees empfahl, sechs Krankenpfleger für Heß abzustellen, die ihn rund um die Uhr unter Beobachtung halten müßten, um Selbstmordversuche zu verhindern, und daß Dicks schließlich durch einen jüngeren Psychiater abgelöst werden solle.

Durch außergewöhnliche Umstände, die sicher nicht im Sinne der britischen Regierung waren, sind siebzehn handgeschriebene Tagebücher, die von sechs Sanitätern des R.A.M.C. in der Zeit von Juni 1941 bis Oktober 1945 rund um die Uhr geführt wurden mit ihm nach Nürnberg gebracht worden und befinden sich faktisch nicht mehr im Besitz der früheren Gewahrsamsmacht. Einer dieser geduldigen Sanitätsunteroffiziere, Corporal Riddle, glaubte sehr bald, die ersten Anzeichen von Halluzinationen bei dem Gefangenen bemerkt zu haben. Zu einem anderen, Corporal Everatt, entwickelte Heß eine besonders vertrauensvolle Beziehung. Die Tagebücher, die 2.000 engbeschriebene Seiten umfassen, lassen erkennen, daß Heß in diesen Jahren auch nicht einen Augenblick lang unbeobachtet blieb, daß Puls, Körpertemperatur, genaue Schlafenszeit, die Urinmenge, jedes Gramm Nahrung registriert –, ja, daß jedes Kichern, Seufzen oder jede plötzliche Bewegung und der jeweilige vermutliche Anlaß notiert wurden.

„21. Juni 1941 (Tagesmeldung Obergefreiter J. H. Everatt)

Bei Dienstantritt um 05.45 Uhr hatte der Patient eine verhältnismäßig gute Nacht verbracht. Er war bis 06.45 Uhr

wach und unterhielt sich, schlief dann bis 07.15 Uhr, ließ 20 Unzen Wasser und schlief dann unruhig bis 09.10 Uhr. Er machte Toilette und wurde an den schmerzenden Stellen behandelt. Er wollte kein Frühstück. Las den ganzen Morgen. Wurde dann zwischendurch vom M.O. [Dicks] sowie von Major Murray um 11.00 Uhr besucht. Sagt, er fühlt sich ganz wohl, möchte aber etwas haben, um sich zu beschäftigen. War den Vormittag über sehr guter Stimmung und ließ erneut Wasser.“

Als Everatt um 14.00 Uhr abgelöst wurde, versuchte Heß zu schlafen, aber im Zimmer war es zu heiß, so daß er den Nachmittag mit Schreiben verbrachte. Er fühlte starke Schmerzen an seinem Knochenbruch und schlief nur kurz und unruhig.

22. Juni 1941: die Hitzewelle schien nicht nachzulassen. Keiner der deutschen Soldaten, die an diesem Morgen an einer Front, die sich vom Nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer erstreckte, einmarschierten, wird die Hitze, den Staub und die Fliegen vergessen.

Aus Aldershot kam Major Dicks, um den Gefangenen aufzusuchen; Heß fühlte sich, soweit die Aufhängevorrichtung und die Gewichte es erlaubten, ganz wohl. Während versteckte Mikrophone auf jede Nuance seiner Antwort warteten, erwähnte der Doktor die Neuigkeiten aus Rußland.

Heß sagte mit ruhiger Stimme: „Dann ist es also losgegangen“, und blickte den Major mit einem gequälten Lächeln an.

„22. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Er scheint sehr unter der Hitze zu leiden.

(Tagesmeldung, Obergefreiter Everatt)

Bei Übernahme des Dienstes um 13.00 Uhr regte sich der Patient über die Hitze des Tages auf und fand keine Ruhe. Er erhielt Seifenwassereinlauf, mit Erfolg, und bekam einen lauwarmen Schwamm und eine Behandlung der Druckstellen. Er beruhigte sich dann vorübergehend, konnte aber lange Zeit

nicht schlafen und sich auch nicht auf Lesen oder Schreiben konzentrieren, sondern machte eine Zeichnung von seinem linken Fuß, hatte aber bald keine Lust mehr dazu. Mehrmals am Nachmittag Visite durch M.O. . . .

Am Abend weniger unruhig, aber schaut mit abwesendem Blick in die Ferne, denkt anscheinend an zu Hause, mag das aber wohl nicht sagen.

(Nachtmeldung)

02.30 Uhr: Patient immer noch unruhig und kann überhaupt nicht schlafen. Begann darüber zu sprechen, warum es ihm nicht gelungen ist, vor einer Woche zu sterben . . .

05.00 Uhr: Patient hat immer noch nicht richtig geschlafen.

(Obergefreiter Everatt)

06.00 Uhr: Bei [meinem] Dienstbeginn hatte der Patient sehr wenig Schlaf gehabt und war weder mit sich noch im allgemeinen zufrieden.“

„Er las die ‚Times‘“, stellte Everatt fest, „und schien dann besserer Stimmung zu sein.“ Die Schlagzeilen in der Zeitung lauteten:

„DEUTSCHE TRUPPEN MARSCHIEREN IN SOWJETUNION EIN.

AUSGEDEHNT ANGRIFFE AUF FLUGPLÄTZE.

VOLLE BRITISCHE UNTERSTÜTZUNG FÜR RUSSLAND.

PREMIERMINISTER ERLÄUTERT BRITISCHE POLITIK.“

Heß bat Bill Malone, mit ihm den Lunch einzunehmen.

„23. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ . . . sah plötzlich alt und grau aus. Er beklagte sich, nicht lesen zu können, da ihm alle Buchstaben doppelt erschienen – auch könne er sich nicht konzentrieren. Wieder gibt er den Medikamenten die Schuld, die ihm vom Doktor irgendwie verpaßt worden seien.“

Etwa zu dieser Zeit stellte sich bei einer Durchsuchung seiner Sachen heraus, daß er sich einen heimlichen Vorrat an Schlaftabletten zurückgelegt hatte – allerdings war nicht ganz klar, ob er sie gehortet hatte, um sich damit umzubringen, oder ob er sie lediglich später analysieren lassen wollte. Aber noch ärgerlicher war, daß er darauf bestand, daß ein *Offizier* seine Mahlzeiten mit ihm teilte – und zwar im wörtlichen Sinne: teilte. Und er ließ sich auch nicht dazu überreden eine Ordonnanz für diese Aufgabe zu akzeptieren, offenbar dachte er, daß in Kriegszeiten ein Obergefreiter entbehrlich sei, Gardeoffiziere hingegen nicht.

Es entbehrte nicht einer gewissen unfreiwilligen Komik im Falle Heß, daß der Herzog von Hamilton die Regierung davon informierte, er werde wegen Heß eine Verleumdungsklage erheben. Das Londoner Bezirkskomitee der kommunistischen Partei hatte ihm in einem Flugblatt vorgeworfen, er pflege „eine enge Freundschaft“ mit dem Stellvertreter des Führers und gehöre zu den „Industriellen, Bankiers und Aristokraten, die dazu beigetragen haben, Hitler aufzubauen“. Am 8. Juni drohte der Generalsekretär der Partei, Harry Politt, in der linksradikalen „*Reynold's News*“ damit, er werde verlangen, Heß als Zeugen vorzuladen.

Jegliche Einmischung in ein solches Verfahren wäre eine Mißachtung des Gerichts; aber Mr. Churchills Kabinett fühlte sich über dem Gesetz stehend. Der Kabinettsminister Herbert Morrison von der Labour Party bat den Luftfahrtminister, den Herzog zu erpressen, damit er die Angelegenheit fallenlasse. Hinter den Kulissen brach Panik aus. Cadogan schrieb an den Kronanwalt: „Der Außenminister [Eden] ist ganz entschieden der Meinung, es sei völlig ausgeschlossen, daß Heß [vor Gericht] erscheint.“ Zwischen dem Luftfahrtministerium (der vorgesetzten Dienststelle des Herzogs), Downing Street 10, dem Außenministerium (dessen Gefangener Heß indirekt war) und dem Schatzamt entspann sich ein reger Schriftwechsel.

Desmond Morton, Mr. Churchills galliger Geheimdienstberater, schickte dem Premierminister ein aufgeregtes drei Seiten langes Memorandum, in dem er dringend riet, Heß' Vorführung „aus Gründen des öffentlichen Interesses“ nicht zuzulassen. Oberst Rees' Bericht über seine letzte Unterredung mit Heß sei, so meinte Morton, ein äußerst wichtiger Grund: „Dieser Bericht läßt klar erkennen, daß Heß unter einer Wahnidee

leidet und man nicht weiß, was er in einem Kreuzverhör sagen könnte.“

Als Churchill dies am 22. Juni las, bedurfte es keines weiteren Drängens. Mochte Hitler auch am selben Morgen in Rußland einmarschieren, dies – die Möglichkeit, daß Heß in der Öffentlichkeit auftreten und seine Geschichte vor dem Gerichtshof am Strand, nur wenige hundert Meter von den Zeitungsredaktionen der Fleet Street entfernt, erzählen könnte – war wirklich gefährlich. Er schickte David Margesson, dem Kriegsminister, folgendes Schreiben:

„Premierminister an Kriegsminister

Persönliche Mitteilung

22. Juni 1941

Lfd. Nr. M. 669/1

Selbstverständlich sollten wir nicht zulassen, daß Heß als Zeuge vorgeladen wird, aber ich sehe keinen Grund, warum der Herzog von Hamilton zur Verteidigung seiner Ehre nicht vor Gericht gehen sollte, vor allem wenn er ein Strafverfahren anstrengt.* Der Fall darf natürlich nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt werden.“

Margesson konnte Sinclair am nächsten Tag beruhigen: „Ich werde dafür sorgen, daß Heß nicht als Zeuge erscheinen darf.“

Aber der Herzog war entschlossen, seinen Prozeß durchzustehen, und wollte nicht zurückstecken, Im Kriegstagebuch des R.A.F. Fliegerhorsts Turnhouse ist unter dem 24. Juni eingetragen, daß Hamilton sich vorübergehend von einem anderen Offizier ablösen ließ und nach London fuhr.

Zwei Tage später erschien er in Sinclairs Büro im Luftfahrtministerium und erklärte, er werde sich nicht davon abbringen lassen, zu prozessieren. Es sei unmöglich, jetzt einen Rückzieher zu machen. Das würde ihm nur schaden. Er bestehe darauf, vor Gericht zu gehen.



* Wie Mr. Churchill wußte, konnte ein Prozeß wegen bössartiger Verleumdung mit einer Gefängnisstrafe enden. Solche Verfahren waren zwar sehr selten, aber er hatte einmal einen Prozeß gegen Lord Alfred Douglas gewonnen, der in einer Broschüre über Churchill behauptet hatte, daß er aufgrund seiner Kenntnisse über die SkagerrakSchlacht riesige Spekulationsgewinne erzielt habe. Lord Douglas wanderte ins Gefängnis.

Angesichts der Verfassung, in der Heß sich befand, war natürlich sowieso nicht daran zu denken, daß er irgendwo erscheinen könnte.

Geplagt von den stechenden Schmerzen in seinem Bein, erschöpft durch Schlaflosigkeit und von Mißtrauen gepeinigt, quälte er sich Minute für Minute von einem Tag zum nächsten, während Krankenwärter, Ärzte, Offiziere der Garde, der verhaßte Major Dicks sowie anonyme Besucher an seinem Flaschenzug, den Gewichten und den persönlichen Utensilien an seinem Bett vorbeizogen. Er versuchte zu schreiben, aber die Worte fehlten ihm; er wollte die „*Times*“ lesen, konnte sich aber nicht konzentrieren.

„23. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Er erklärte, er habe sich seinen Selbstmordversuch vorher 24 Stunden lang gründlich überlegt [und] sich absichtlich kopfüber über das Treppengeländer gestürzt . . . Der Gedanke an Selbstmord scheint ihn offenbar wieder zu beschäftigen, und wenn seine derzeitige Depression schlimmer werden sollte, kann es in allernächster Zeit zu einem neuen Versuch kommen.

24. Juni 1941

„Z“ hatte eine schlechte Nacht, war unruhig und niedergeschlagen. Den ganzen Tag war er schlechter Laune und drohte abermals, Selbstmord zu begehen, sobald sich dazu eine Gelegenheit biete.“

An diesem Tage wurde Camp Z von den für Kriegsgefangene zuständigen Offizieren des Kriegsministeriums inspiziert. Obgleich Heß unbeweglich war wie ein über dem Grill aufgehängter Truthahn, traute man es ihm zu, doch noch auszubrechen: deshalb mußte jetzt auch über dem Treppenschacht ein Drahtverschlag angebracht werden.

„25. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Um 03.30 Uhr hielten es der Offizier vom Dienst und der diensthabende Sanitäter für erforderlich, den Arzt zu rufen. Der Doktor berichtete, „Z“ sei in einem hysterischen Zustand und tobsüchtig und in einer solchen Verfassung müsse man damit

rechnen, daß er versuche, die Schiene von seinem Bein zu reißen. Er habe deshalb beschlossen, ihm 3/8 Gran Morphium zu geben, trotz des Risikos, daß „Z“ drogenabhängig werden könnte.

„Z“ wurde dann ruhig und schlief. [Später]: Er spricht jetzt sehr wenig und ist finster und verdrießlich.“

Die Morphiumgabe wurde am nächsten Tag abgesetzt, aber der Sanitätsobergefreite meldete Oberst Scott, die Furcht, vergiftet zu werden, trete wieder auf.

Der Gardeleutnant Bill Malone war einer der wenigen Männer, denen der Gefangene noch glaubte, vertrauen zu können.

„28. Juni 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ . . . war sehr gesprächig mit Malone.

Unterschwellig scheint er eine große Bewunderung für England zu hegen. Voller Anerkennung sprach er vom Erziehungssystem [besonders in bezug auf die Privatschulen], das er dem deutschen für überlegen hält.

Wenn man ihm erlaubte, Hitlers und Goebbels' Erklärungen zu seinem Flug nach England zu lesen, bestünde die Möglichkeit, daß sich seine Gefühle Nazi-Deutschland gegenüber umkehren, und es könnten sich nützliche Propagandamöglichkeiten ergeben . . .

Vergiftet zu werden, ist nach wie vor eine fixe Idee von ihm, und Malone wurde gebeten, eine seiner Traubenzuckertabletten zu probieren, was er auch tat.

Vier weitere Sanitätsdienstgrade [damit also insgesamt sechs] meldeten sich zum Dienst, und Major Dicks unterwies sie in ihren Pflichten und über die Notwendigkeit der Geheimhaltung.“

Corporal Everatt fand, daß Heß „ziemlich beeindruckt“ über das Eintreffen neuer Männer war, Einer von ihnen, Corporal F. R. Farr, schrieb in seiner Nachtmeldung, Heß „erscheint umgänglich, ist kooperativ und weiß

es zu schätzen, wenn man sich um ihn kümmert“. Am 29. Juni meldete jedoch Corporal Riddle, den Major Dicks später einen erfahrenen und feinfühligem Mann nannte, als erster das Auftreten beunruhigender Symptome, die er während seiner Dienststunden bemerkt zu haben glaubte – „daß der Patient in einem leicht halluzinatorischen Zustand ängstlich in die Ecke des Zimmers blickte: dabei Grimassen, aber keine Gestikulationen machte.“

Halluzinationen? Bei einem Mann mit Heiß' ungewöhnlicher Physiognomie, seinen stechenden, tief eingesunkenen Augen, könnte man leicht auf solche Gedanken kommen. Einige der anderen Sanitätsdienstgrade bemerkten – möglicherweise beeinflusst durch Dicks und Riddle – ebenfalls solche Symptome.

„30. Juni 1941

(Tagesmeldung)

Schien mehrfach für kurze Zeit geistesabwesend zu sein und starrte vor sich hin. Er hat eine ganze Zeit mit Lesen der „*Times*“ verbracht.

(Abendmeldung)

Kurzer Blick in die Zeitung und in Bücher, unterbrochen durch strenge, mißtrauische Blicke auf verschiedene Dinge im Zimmer.

(Tagebuch des Kommandanten)

Major Foley unterhielt sich wieder mit „Z“ ... in einem Versuch, seine Angst vor Vergiftung zu zerstreuen. „Z“ schien beruhigt zu sein und versprach, wenn er wieder einen ähnlichen Verdacht haben sollte, würde er Major Foley kommen lassen, ganz gleich, ob am Tage oder nachts.

Nach diesen Gesprächen schien er innerlich sehr viel erleichterter zu sein und war beim Essen mit dem Offizier vom Dienst sehr gesprächig.“

Leutnant Atkinson-Clark, der Gardeoffizier, der in den turbulenten „Katheter-Zwischenfall“ verwickelt war, wurde bald danach vom Camp Z

abgelöst.

Normale Tage gab es nur noch selten, und falsche Hoffnungen wurden oft enttäuscht. Heß wurde immer launenhafter, und flüchtige Erinnerungen an okkulte Kräfte wurden in ihm wach. Er lobte Corporal Riddle: „Ihre Hände müssen elektrisch geladen sein!“

Major Dicks verfügte offenbar nicht über entsprechende Kräfte, und Anfang Juli verlor er den Rest seiner ohnehin nur geringen Geduld. Am 1. Juli wurde er um 02.30 Uhr nachts abermals aufgescheucht, um Heß auch dieses Mal – äußerst widerstrebend – Morphinum zu verabreichen, nachdem dieser sich über unerträgliche Schmerzen in der Gallenblase beklagt hatte. Dicks fand, der Puls des Patienten sei völlig normal. Wütend berichtete er dem Kommandanten: „Seit seine Furcht vor Vergiftung offenbar zerstreut ist, hat er einen anderen Grund zur Klage erfunden. Aber genau das habe ich auch bei ‚Z‘’s spezieller Form von Geisteskrankheit vermutet.“ Aber *war* er wirklich geisteskrank?

„1. Juli 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Im Laufe des Tages ... erklärte er [Major Foley], sein Mißtrauen gegen die Offiziere habe sich ganz gelegt und er sei zu der Erkenntnis gekommen, daß diese Angst vor Vergiftung auf Einbildung beruhte.

(Corporal Farris Tagesmeldung)

Visite durch Major Dicks und Major Foley am Morgen, aber der Patient schlief jedesmal noch und wurde deshalb nicht gestört.

Im Laufe des Morgens bat er um ‚*The Times*‘, warf sie aber anscheinend voller Empörung nach zwei Minuten auf den Boden und murmelte: „Rückzug! Rückzug!“ ... Sein Gesicht war abgespannt und bleich.“

Am 2. Juli schien sich sein Zustand zu bessern, dennoch sah Everatt wieder „diesen abwesenden Blick.“ gegenüber Oberst Rees, der ihn am Abend vor 18.00 Uhr in seinem kleinen Raum oben aufsuchte, sprach Heß den Wunsch aus, über den Rundfunk zur deutschen Nation zu sprechen.

Rees war erfreut über diese offensichtliche, aber wohl nur vorübergehende „Rückkehr zur Vernunft“. Die Befriedigung des Psychiaters hatte natürlich eine doppelte Ursache: „Es könnte immer noch möglich sein“, erklärte er dem Kommandanten, „wichtige Informationen aus ihm herauszubekommen.“

„3. Juli 1941 (Nachtmeldung von Corporal Riddle)

Er schlief bald ganz friedlich ein. Um 03.25 Uhr bat er den Pfleger, er möge seine Hände an seine Seite legen, denn deren Elektrizität tue ihm gut.

05.00 Uhr wachte er plötzlich auf und redete etwas vor sich hin, schlief dann aber sofort wieder ein.

(Tagebuch des Kommandanten)

Weitere deutliche Besserung bei „Z“.

Der Offizier vom Dienst (Leutnant Malone) berichtete, er habe beim Abendessen ein langes Gespräch über verschiedene Dinge im Zusammenhang mit der Politik und dem Krieg gehabt, wobei er unter anderem behauptete, Hitler wolle die Kolonien nicht wegen der reichen Bodenschätze zurückhaben, sondern um dort junge Deutsche auszubilden und sie durch ein abenteuerliches Leben abzuhärten.

„Z“ sprach ganz vernünftig und erwähnte kein einziges Mal seinen Gesundheitszustand, Gift oder sein Mißtrauen gegenüber Offizieren. Es ist das erste Mal, daß er sich mit Malone unterhielt, ohne von sich selbst und von seinem Zustand zu sprechen, was bisher sein einziges Interesse und infolgedessen auch sein alleiniges Gesprächsthema war.

Und so ging es immer weiter. Zeiten, in denen er verschlossen, trübsinnig und schlecht gelaunt war, wechselten sich ab mit langen Gesprächen; Zeiten, in denen er kaum etwas zu sich nahm, mit periodisch auftretendem Heißhunger. Er verschlang die Zeitung, sparte sich aber die Seiten mit Kriegsberichten auf, um sie später zu lesen; manchmal hörten die Pfleger, wie er leise mit sich selbst sprach, dann wieder sah man ihn ins

Leere starren: aber was sollte ein Gefangener unter diesen Umständen sonst auch tun?

„4. Juli 1941 (Tagesmeldung von Corporal Everatt)

Der Patient verbrachte den größten Teil des Nachmittags mit der Lektüre von Büchern und Zeitungen und unterhielt sich mehrfach mit uns . . . Sprach von seiner Jugend in Ägypten und von seiner Rückkehr nach Deutschland. Er war viel heiterer und verfiel nicht in trübselige Stimmung . . .

Im Laufe des Abends schien er Halluzinationen zu haben. Er saß einige Zeit aufrecht, als ob er Stimmen lauschte, und lächelte dann. Als er gefragt wurde, warum er lache, antwortete er zuerst nicht, aber dann sagte er, er habe an etwas denken müssen, das er in einem Buch gelesen habe.“

Oberst Scott erschien am Morgen, zusammen mit Major Dicks, aber Heß reagierte nur sehr einsilbig. Er bat um Tusche und einen Zeichenblock, fand es aber doch zu umständlich, im Liegen mit Pinsel oder Bleistift umzugehen. Vom Secret Service waren inzwischen neue Anweisungen gekommen:

„5. Juli 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„C“ hat durch Major Foley wissen lassen, daß „Z“ jetzt die „*Illustrated London News*“, „*Sphere*“ und „*Country Life*“ haben darf [alles illustrierte Hochglanzmagazine über die High Society]. Er erhielt ältere Exemplare dieser Zeitschriften.

Der Sanitätsgefreite [Lance Corporal Riddle] meldete, „Z“ starre den ganzen Nachmittag an die Decke und lache hin und wieder laut auf, was für den Pfleger zu beweisen schien, daß „Z“ verrückt sei.“

Da Riddle Major Dicks besonders zuverlässig erschien, lohnt es sich, die Tagesmeldung des Corporals zu zitieren:

„Patient . . . verhielt sich merkwürdig, obgleich er versuchte

zu malen, was aber nur zwanzig Minuten dauerte.

Zuvor hatte der Patient akute Anzeichen von Halluzinationen erkennen lassen, indem er lachte und leise vor sich hinredete, [begleitet] von abwesendem Starren in die Ecke des Zimmers . . . das dauerte etwa eine Stunde.

[Er] fragte, wie lange er wohl noch im Bett bleiben müsse, und schien enttäuscht, als es hieß, noch etwa neun Wochen.

Weigerte sich, in Anwesenheit von Leutnant Hubbard das Abendessen einzunehmen.

Verlangte, daß der ganze Lunch in einer Schublade eingeschlossen und der Schlüssel neben ihn gelegt werde.“

Am nächsten Tag das gleiche. Nach einem heiteren Tagesanfang wurde er zunehmend gleichgültiger gegenüber seiner Umgebung und starrte lange vor sich hin. Er ließ sich das eingeschlossene Essen reichen und verbrachte den Nachmittag hin und wieder lesend, zeigte dann aber mehr Interesse, als er anfang, die Blumen zu zeichnen, die Riddle ihm hingestellt hatte.

„Morgen wird es vielleicht besser“, meinte er, wobei er seinen ersten Versuch betrachtete.

Er bat den Corporal, seinen Kopf mit den Händen zu behandeln – „Das tut so gut, sie sind elektrisch geladen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie ein schönes Geschenk erhalten.“

Riddle fragte ihn, woran er denke.

„Mit meinem Kopf stimmt etwas nicht“, erwiderte der Stellvertreter des Führers mit seelenvollen, leeren Augen. „Ich denke die ganze Zeit nach, aber ich weiß nicht, worüber.“

Durch übliche staatliche Überwachungspraktiken – Postzensur, Wanzen und V-Männer – erfuhr M.I.5 Ende Juni, daß siebzehn polnische und zwei britische Offiziere ein Komplott ausgeheckt hatten, Heß umzubringen.

Seit der Niederlage von Polen und Frankreich war der größte Teil der polnischen Armee in Schottland stationiert. Am 6. und 7. Juli erschien Oberst Hinchley Cook vom M.I.5 im Camp Z, zusammen mit Oberst Scott

und den örtlichen Garnisonskommandeuren, um über Sicherheitsmaßnahmen gegen ein solches Attentat zu diskutieren. „Es wurden bestimmte Losungsworte verabredet“, schrieb Scott am 7., „für den Fall, daß die Verdächtigen ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort verlassen.“

Heß wurde davon natürlich nichts gesagt. Er war an diesem Tage guter Laune, aber am nächsten war er wieder niedergeschlagen und bat um Papier und Umschläge, woraus Major Foley schloß, man könne mit weiteren Abschiedsbriefen an seine Frau usw. rechnen.

„Was ist mit den Briefen geschehen, die ich vor meinem Selbstmordversuch geschrieben habe?“ fragte Heß.

„In unserem Land“, erklärte der Geheimdienstoffizier, „ist Selbstmord ein Verbrechen, und wir haben deshalb Ihre Briefe als Beweismittel den vorgesetzten Dienststellen geschickt.“

Kleinlaut akzeptierte der Gefangene diese Erläuterung und schrieb weiter.

Scott, der immer noch mit dem „polnischen Komplott“ beschäftigt war, ließ die Nachtwache innerhalb des Lagerzauns und nicht draußen patrouillieren und traf Vorkehrungen, um einem denkbaren Versuch der Attentäter zu begegnen, mit einem schweren Wagen die Doppeltore des Lagers zu durchbrechen.

Es waren heiße und schwüle Tage; Heß war oft trübselig und unzugänglich, sprach aber so normal und vernünftig zu den Gardeoffizieren, denen er traute, und über so viele Themen, daß der Verdacht begründet war, seine frühere „Geistesstörung“ könne ein raffiniertes Täuschungsmanöver gewesen sein. Man sah, wie er sich in Sir Nevile Hendersons tragische Geschichte der letzten Friedensmonate in Berlin, „*The Failure of a Mission*“, vertieft hatte. Der von dem britischen Botschafter für sein Buch gewählte Titel hätte auch auf Heß' Mission gepaßt. Die Nachricht von Hitlers gewaltigen Erfolgen an der Ostfront gab ihm Auftrieb und ließ ihn glauben, der Sieg sei nicht mehr fern. „Ich würde lieber nach Deutschland zurückkehren“, sagte er am 12. zu Leutnant Tunnard, wobei er an den Frieden oder vielleicht an das Exil des Herzogs von Windsor dachte –, „als Gouverneur in einer der Kolonien werden.“

„Z“ war den ganzen Tag sehr niedergeschlagen. Der Doktor [Dicks] hat den Verdacht, daß „Z“ erneut von heftiger Abneigung gegen ihn erfüllt ist. Als jedoch Malone heraufkam, um mit ihm zu essen, war Heß sehr beeindruckt von dessen „blauer Wachuniform“ und ließ sich über zahlreiche Themen aus. Er erzählte Malone die ganze Geschichte von Unity Mitford – wie sie ständig hinter Hitler her war und wie sie schließlich nach Ausbruch des Krieges versucht hatte, sich im Englischen Garten in München zu erschießen.

Der Arzt, der sie operiert hatte, war ein persönlicher Freund von „Z“ und erzählte ihm, sie werde für den Rest des Lebens ummachtet bleiben.

Dann unterhielt er sich über Musik, und im Gegensatz zu Major Foleys früherem Bericht schien er sich sehr dafür zu interessieren, und er hat, wann immer er konnte, alle Konzerte in Berlin besucht.

Er läßt ein ausgedehntes Wissen über viele Dinge erkennen, zum Beispiel weiß er, daß die Albert Hall eine schlechte Akustik hat, er kennt überraschend viele Einzelheiten des britischen Lebens, der Sitten und Gebräuche, Autoren und die Bücher, die sie geschrieben haben, usw.

Ausführlich sprach er über Religion – sagte, er sei religiöser als die meisten Menschen, fügte aber hinzu, daß Deutschland sich vom Christentum abwenden werde; es sei lediglich eine jüdische Fabel, man werde es aber durch eine neue deutsche Religion ersetzen. Er wollte nicht zugeben, daß das Bekenntnis zur römisch-katholischen Kirche in Deutschland im Wachsen sei.

Er sprach dann von [Sir Oswald] Mosley [dem Führer der British Union of Fascists], erzählte, daß er ihn zwar getroffen habe, ihn aber nicht genug kenne, um sich eine Meinung über ihn zu bilden.

Starkes Interesse zeigt er für Architektur, besonders für alte englische Landhäuser, und möchte gerne ein illustriertes Buch über dieses Thema haben.

Er fragte, ob die Frauen in England sich soviel schminken, weil die Männer es gern haben.“

Am nächsten Tage setzte Heß sein aufschlußreiches Gespräch mit dem schottischen Gardeoffizier fort. Hitler, so versicherte er Bill Malone, strebe nicht die Weltherrschaft an, da eine solche Verzettlung der Kräfte das deutsche Volk lediglich schwächen würde. „Er will ganz Europa beherrschen, möglicherweise aber mit Ausnahme Großbritanniens, und das wird genügend Probleme schaffen und uns für lange Zeit beschäftigen.“

Heß betonte, Hitler habe nicht die Absicht, Großbritannien zu vernichten – „Er mag England und die Engländer!“ –, und berichtete aus Berlin über die damals noch unbekannt Abfolge der Ereignisse, durch die Mr. Churchill die Welt in die Schrecken der Flächenbombardierungen gestürzt habe. Entgegen den Forderungen seiner Militärs habe Hitler bis zum letztmöglichen Augenblick gezögert, London (Heß sagte „England“) zu bombardieren. „Er gab erst nach, nachdem England angefangen hatte, Deutschland zu bombardieren“ – Heß meinte *Berlin*, das auf Mr. Churchills persönlichen Befehl am 25. August 1940 von schweren Angriffen der R.A.F. heimgesucht wurde, zwölf Tage bevor der erste deutsche Angriff auf London stattfand.

„Seine [Hitlers] Sympathie für England“, erklärte Heß, „besteht seit langem. Das rührt von seinen Kontakten mit britischen Besuchern in Deutschland her. Sie alle hatten, wie er feststellte, eine Einstellung zum Leben und eine Haltung, die er ohne Einschränkung billigte. Besonders beeindruckt war er vom Herzog von Windsor, den er für den intelligentesten Prinzen hielt, dem er je begegnete.“ (Das war im Oktober 1937 auf dem Obersalzberg).

Seit Jahrhunderten, dozierte Heß, sei die Vernichtung der jeweils stärksten Macht in Europa die Triebfeder der englischen Politik gewesen. Spanien, die Niederlande und Frankreich seien alle nacheinander vernichtet worden. Nun sei Deutschland an der Reihe, da es am mächtigsten geworden sei. Das, sagte er, sei König Edwards VII. Politik gewesen. „Churchill“, fuhr er mit kaum verhohlener Entrüstung fort, „arbeitete vor dem Kriege unentwegt hinter den Kulissen, um die Voraussetzung für die

Vernichtung Deutschlands zu schaffen.“ Churchills Bemerkungen gegenüber dem amerikanischen General Wood im Jahre 1936 bewiesen dies. Die unglücklichen Polen seien durch die „Einkreisungs“-Machenschaften der Engländer in diesen Strudel gerissen – „Polnische Diplomaten haben unserem Außenministerium erklärt“, sagte Heß, „sie seien durchaus bereit gewesen, über den Korridor mit uns zu verhandeln, aber Großbritannien habe davon abgeraten.“

Was Heß über Propagandamethoden zu sagen hatte, überraschte die Briten. „Dies war“, sagte er zu Malone, „Großbritanniens Hauptwaffe im letzten Krieg. Mehr als alles andere hat dies dazu geführt, unseren Widerstand zu brechen. Es war das Werk der Sozialisten und Juden und viel wirkungsvoller als eure Blockade. Um zu verhindern, daß ihr diese Waffe ein zweites Mal gegen uns verwendet, haben wir unserer Bevölkerung verboten, britische Rundfunksendungen zu hören.“

Bei Kriegsbeginn, fuhr er fort, habe niemand mit so schnellen Siegen gerechnet: die Moral der Bevölkerung wäre einer Niederlage nicht gewachsen gewesen. „Dies ist ein verhängnisvoller Zug im deutschen Charakter“, sagte Heß. „Den Briten liegt das, soviel ich weiß, fern: Ihr könnt Niederlagen hinnehmen und dadurch seid ihr uns überlegen. Der Arger mit uns Deutschen ist, daß wir äußerst anfällig sind.“

Möglicherweise könnte man die Deutschen jetzt BBC hören lassen, da sie durch Siege gestärkt sind und Vertrauen zum Führer haben: aber das war zu Beginn nicht der Fall.“

Dann spöttelte er über Englands Propaganda: „Als das [englische] Informationsministerium bombardiert wurde“, sagte er lachend, „habe ich mich bei Göring beschwert, daß das ein großer Fehler war.“

In der letzten Zeit, räumte er ein, hätten sich die Propagandamethoden verbessert, und er fragte Malone, wer die Männer seien, die über den Rundfunk nach Deutschland sprächen. Malone schüttelte den Kopf und fragte Heß, ob er den wirklichen Namen von „Lord Haw Haw“ kenne – den Iren William Joyce, dessen Rundfunksendungen aus Berlin heimlich von zwei Millionen Engländern gehört wurden.

Heß kannte Joyces Identität nicht, ahmte aber dessen Stimme nach: „*Where is the Ark Royal?*“

Daß er diese Worte zitierte, bewies, daß er selber Joyces Sendungen ge-

hört hatte (vielleicht, um sein Englisch aufzupolieren) und auch wußte, daß die Behauptung der Deutschen, der Flugzeugträger sei versenkt worden, falsch war.

Heß ließ sich des längeren über die Propagandaerfolge der Nazis aus und sagte, jeder deutsche Soldat sei überzeugt, die britischen Soldaten seien zehnmal so brutal wie sie selbst. Er zweifelte nicht an der Wahrheit von Berichten, die Briten hätten „Rot-Kreuz-Flugzeuge“ bewußt abgeschossen (das war tatsächlich geschehen – wieder einmal auf Mr. Churchills persönliche Anordnung); Heß sagte weiter, von Maschinengewehr kugeln durchlöcherter Rettungsboote bewiesen, daß die Engländer auf schiffbrüchige Seeleute geschossen hätten. Auch hätten die Briten als erste die „Regeln“, wie er sie nannte, verletzt, als sie die norwegischen Gewässer verminten.

Als Malone von deutschen Kriegsverbrechen wie der Versenkung von Lazarettschiffen sprach, wollte er das nicht glauben, gab aber zu, daß polnische Priester erschossen worden seien (wegen Spionage, sagte er). Großbritanniens „politische Ethik“ sei jedoch besser geworden, meinte Heß und fügte impulsiv hinzu: „In dieser Hinsicht seid ihr uns in Deutschland um fünfzig Jahre voraus.“

Das Gespräch wandte sich nun der Waffenentwicklung zu. Heß, der nachts so empfindlich durch MG-Salven von den in der Nähe gelegenen Schießständen gestört worden war, sagte, Maschinenpistolen hätten einen Nachteil – ihre schnelle Schußfolge schaffe Nachschubprobleme im Einsatz. „Die moralische Wirkung des von ihnen verursachten Krachs macht das aber mehr als wett“, meinte er. „Der Führer ist ein großer Anhänger der demoralisierenden Wirkung von Krach.“ Es sei Hitlers Idee gewesen, durch eingebaute Flügelsirenen bei den Fliegerbomben die Schockwirkung auf den Gegner zu verstärken, berichtete Heß.

„Kommunismus gibt es in Deutschland nicht mehr“, sagte er, erneut das Thema wechselnd. „Das weiß ich von meinen Besuchen in den großen Fabriken. Ich habe diese Veränderung selbst feststellen können.“

„Die Arbeiter haben erkannt, was wir für sie getan haben“, sagte er und meinte damit die Nazis. „Die Zeitungen, die ihnen die Ideale des Nationalsozialismus einhämmern, haben sogar die Überzeugung der älteren Leute geändert.“ Die Zuweisung von Arbeit habe keinen Widerstand entfacht,

sagte er, denn das sei besser, als arbeitslos zu sein. „Unser Pakt mit Rußland hat den Kommunismus in Deutschland nicht ermutigt“, erklärte er, „denn das deutsche Volk hat Hitlers Gründe begriffen, eine solche Vereinbarung einzugehen. Er wollte eine Einkreisung verhindern und wußte genau, wie England sich in den vorhergehenden sechs Monaten bemüht hatte, Rußland auf seine Seite zu ziehen.“

Vom Kommunismus wechselte der Stellvertreter des Führers wieder zum Thema Christentum. Sowohl er als auch Hitler seien religiöser als die meisten, aber das Christentum, so meinte er, wobei er die Worte wiederholte, die er oft von Hitler gehört hatte, sei dem rassistischen Verständnis des deutschen Volkes fremd. „Ich glaube an ein Jenseits“, sagte er, „aber nicht in einem Himmel mit einer Gott, der aussieht wie ein alter Mann mit einem Bart.“

Er sprach dann von Hitlers Entschlossenheit, das Christentum durch eine neue Religion zu ersetzen, die von einem Menschen gestiftet werden müßte, der noch komme. Die Menschheit sei mit abstrakten Ideen allein nicht zufriedenzustellen, es gehörten „Äußerlichkeiten und Rituale“ dazu, die erst noch zu entwickeln seien. Er glaubte, diese Ablehnung des Christentums habe den Vatikan daran gehindert, den Kreuzzug gegen Rußland nicht öffentlich gutzuheißen; andererseits, so meinte er, habe Stalin einen großen Fehler gemacht, in der Sowjetunion die Religion zu zerstören, ohne etwas an ihre Stelle zu setzen.

Was das „Judenproblem“ betraf, so schien Heß gut informiert über die Lösung, die Hitler angeblich vorschwebte. „Der Führer“, erklärte er Leutnant Malone, „hat beschlossen, nach Beendigung des Krieges alle Juden aus Europa zu verbannen. Das wahrscheinliche Bestimmungsland ist Madagaskar.“ (In den Archiven der deutschen Kriegsmarine und des Auswärtigen Amtes befinden sich Dokumente über Hitlers Madagaskar-Plan von 1940.)

Deutliche Abneigung bekundete er auch gegen den Reichsaußenminister. „Ribbentrop wird niemals die Führung übernehmen“, sagte er, „selbst wenn Hitler, Göring und ich tot sein sollten.“ Ribbentrop sei nicht lange genug Mitglied der NSDAP – ein neuer Führer müsse aus dem Kreis der alten Kameraden kommen.

Mit diesen und anderen angenehmen Erinnerungen zog sich die

Unterhaltung bis zum Nachmittag hin. Heß meinte, die deutschen Verluste in Polen, Frankreich und Griechenland seien weit geringer gewesen, als die Feindpropaganda behauptet hatte, und was Propaganda betraf, so war er empört über die Idee, die Gestapo selbst habe den Attentatsversuch im Keller des Hofbräuhauses im November 1939 unternommen: „Wenn die Gestapo das geplant hätte“, sagte er stolz, „dann hätte sie zuverlässigere Zeitmesser benutzt, um die Bombe zu zünden, als zwei Wecker! Die Explosion ereignete sich erst sieben Minuten nachdem der Führer gegangen war.“ Danach, fuhr Heß fort, habe die Grenzpolizei den Mann erwischt, der die Bombe im Hofbräuhaus gelegt hatte. Er glaubte (wahrscheinlich fälschlicherweise), daß der Mann, Georg Elser, in Verbindung mit den beiden britischen M.I.6-Offizieren Stevens und Best stand, die wenige Tage später an der niederländischen Grenze durch Gestapo-Beamte, die vorgaben, mit Hitler unzufriedene deutsche Generäle zu sein, aus dem Hinterhalt überfallen und gefaßt wurden.

(„Z“ gab zu verstehen“, berichtete Malone, „daß sie zu unbedeutend waren, um wegen ihrer Aktivitäten hingerichtet zu werden, die er offenbar für kindisch hielt“).

Allmählich endete die Unterredung. Traurig räumte Heß ein, daß er vor seiner Verletzung oft ganz nahe am Fenster gestanden habe, um zuzuhören, wenn die Offiziere im Vorzimmer Musik von Beethoven auf Schallplatten hörten.

„Wenn ich das Bett verlassen kann“, sagte er und wies auf den Flaschenzug mit den Gewichten, die inzwischen auf 24 Pfund verringert worden waren, „werde ich ein Landhaus entwerfen; ich werde es nach dem Krieg in Schottland bauen.“ (Damit versuchte er offenbar, dem Scots Guards Offizier Malone zu schmeicheln.) „Könnten Sie mir einige Bücher mit Entwürfen englischer Landhäuser besorgen?“

„14. Juli 1941

(Leutnant Malones Bericht)

Die Erwähnung verhältnismäßig unwichtiger Namen durch „Z“ (und) sein im Gespräch bewiesenes Verständnis für die hiesigen Verhältnisse zeigen, daß seine Informationsquellen über England beachtlich gewesen sein müssen, daß sein Gedächtnis und seine Detailkenntnisse ausgezeichnet sind und

daß er schon eine ganze Zeit Land und Leute Englands studiert haben muß. Er behauptet, lediglich auf der Schule Englisch gelernt zu haben, aber er spricht es viel zu gut und beherrscht die Umgangssprache zu sehr, als daß dies wahr sein könnte und die Verwendung typisch englischer Redewendungen auf vor kurzem erfolgte Nachhilfe zurückzuführen sei. Oberflächlich gesehen scheint es ihm viel besser zu gehen, und er würde jedermann völlig normal vorkommen, der nichts von den Ereignissen der letzten Wochen wüßte.“

Aber unterschwellig, warnte er, gebe es immer noch „absurde Gedanken und verräterisches Mißtrauen“.



Der Psychiater Major Dicks hatte niemals diesen Grad der Vertrautheit mit dem Gefangenen erreicht. Am 16. Juli wurde er davon unterrichtet, daß er abgelöst werde, besuchte aber Heß auch danach noch regelmäßig. Für diesen Emigranten blieb Heß ein Gegenstand des Hasses bis zum bitteren Ende.

Trotz ihrer Ausbildung hatten die Gardeoffiziere, die ihre Mahlzeiten gemeinsam mit dem Gefangenen einnahmen, nicht diesen Eindruck.

Zum Beispiel schien, wie der Kommandant bemerkte, Leutnant M. Loftus, der seinen Kameraden Tunnard abgelöst hatte, das Vertrauen von Heß binnen einer Stunde gewonnen zu haben, die er beim Essen am 17. Juli mit ihm verbrachte.

Aus anderen Quellen wird klar, daß Heß in diesen Gesprächen immer die ungeschminkte Wahrheit sagte.

Loftus zeigte ihm ein Foto im „*Life*“-Magazin: Heß in seiner Glanzzeit neben Hitler im Reichstag kurz vor seinem Flug, oder wie die amerikanische Bildunterschrift lautete: „Sechs Tage bevor Heß aus Deutschland flüchtete“.

Loftus bedauerte diese Formulierung, aber der Stellvertreter des Führers nahm das nicht krumm. Er war vielmehr betroffen von vier Bildern in der Zeitschrift über die Schäden, die der deutsche Großangriff am 10. Mai

an der Westminster Abbey angerichtet hatte: „Wenn der Krieg weitergeht“, meinte Heß, „dann wird es kaum noch schöne alte Gebäude, weder in Deutschland noch in England, geben.“

„Welchen dieser Männer schätzen Sie am meisten“, fragte Loftus und wies wieder auf das Bild vom Reichstag.

Das war keine schwierige Frage. „Den Führer!“ erwiderte Heß und brach in Lachen aus.

„Hatten Sie Ihren Entschluß bereits zu dieser Zeit, als das Bild vom Reichstag entstand, gefaßt – ich meine, Deutschland zu verlassen?“

„Ich hatte diese Absicht schon seit Weihnachten“, erwiderte Heß. „Ich habe zwei Anläufe genommen. Beide Male wurde ich durch schlechtes Wetter daran gehindert.“

Er habe auch Schwierigkeiten mit der Steuerung des Flugzeugs und der Funkanlage gehabt.

Nur sein Adjutant, Karl-Heinz Pintsch, habe von seinen Plänen gewußt, aber sein Freund Haushofer habe ihm von einem Traum erzählt – einem Traum, in dem er Heß allein in der Luft gesehen haben wollte. „Er träumte auch, er sähe mich auf dem Rückflug“, fügte der Gefangene mit gequältem Lächeln hinzu. „Das war unmittelbar vor meinem letzten Versuch – demjenigen, der geklappt hat.“

Als sie über psychische Phänomene sprachen, gab Heß freimütig zu, an das „Zweite Gesicht“, die Vorsehung und an Geister zu glauben.

„Warum haben Sie dann versucht, sich umzubringen?“ fragte der junge Leutnant.

„Weil ich fürchtete, verrückt zu werden“, antwortete Heß einfach und ohne Heuchelei. „Ich bin nach England geflogen, um den Krieg zu beenden – beziehungsweise, um auf jeden Fall der wahllosen Bombardierung der Zivilbevölkerung Einhalt zu gebieten. Nachdem ich gescheitert war, wurde mir bewußt, daß ich mir von Anfang an Illusionen gemacht hatte und daß die Leute in Deutschland mich für verrückt halten könnten.“

Er versprach dann ganz ernsthaft, nicht noch einmal einen Selbstmordversuch zu unternehmen.

„Für jemanden, der an seinen persönlichen Stern glaubt“, meinte Loftus, „ist es doch töricht, so etwas zu tun.“

„Es paßt auch überhaupt nicht mit Haushofers Vision eines Rückfluges

zusammen“, stimmte Heß zu.

Einen Augenblick lang verfiel er in düsteres Schweigen.

„Ich bin ganz sicher“, fuhr er fort, „wenn ich nur mit einer einflußreichen Persönlichkeit in diesem Lande hätte sprechen können, würden wir den Krieg zwischen uns beenden können.“

„Aber sind Sie sich denn ganz sicher, daß Deutschland Ihre Vorschläge akzeptiert hätte?“ fragte Loftus.

„Deutschland ist der Führer!“ rief er aus und hielt dem skeptischen Gardeleutnant einen längeren Vortrag über Hitlers Friedensliebe.

„Einige Tage vor meinem Flug“, behauptete er – was darauf hindeutete, daß er Hitler kurz nach der Reichstagssitzung getroffen hatte – „ging ich zu ihm und fragte ihn, ob er immer noch bereit sei, sich mit England zu einigen; und der Führer bejahte dies.“

Als Loftus ihn wegen Rußland fragte, räumte Heß ein, daß Hitler schon immer einen Angriff auf die Sowjetunion geplant habe.

Und eine Landung in England? Heß zuckte die Achseln.

„Das hängt von ihm ab. Wenn er auf den Knopf drückt, gibt es eine Invasion. Und die wird gelingen, denn alles, was der Führer tut, gelingt.“

Leutnant Loftus erhob sich, um zu gehen. Als Zeichen seiner besonderen Wertschätzung zeigte Heß ihm seine geliebte Luftwaffenuniform.

EIN ZWEITER OFFIZIELLER BESUCHER ERSCHEINT

Anscheinend war es Heß gelungen, die Sympathie des Leutnant Loftus zu gewinnen. Der Gardeoffizier, Sohn eines Parlamentsmitglieds, verließ die oben gelegenen Zimmer in der Überzeugung, daß der Stellvertreter des Führers „geradezu fanatisch aufrichtig“ sei. Er sei Hitler treu ergeben und zweifle nicht daran, daß auch Hitler ihm die Treue halten werde. Zugegeben, er war eitel und fiel leicht auf Schmeicheleien herein – so zum Beispiel über den gekonnten und tapferen Flug; aber Loftus sah in Heß nicht den gerissenen, intriganten und unehrlichen Mann, als den Major Dicks ihn eingeschätzt hatte.

„17. Juli 1941

(Bericht von Leutnant Loftus)

Ich glaube, er ist einer der einfachsten Menschen, die man sich vorstellen kann, und zweifle, ob er überhaupt intelligent ist; aber er besitzt das, was die ganze mittelmäßige Blase an die Macht gebracht hat: die einseitige, blinde und fanatische Hingabe an ein Ideal und an den Mann, der sein Führer ist.

Aber er unterscheidet sich insofern von den übrigen Kumpanen Hitlers, als er wirklich religiös und aufrichtig menschlich ist. Er zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß Deutschland den Krieg gewinnen wird, und denkt daran, sich ein Haus in Schottland zu bauen.

Seine Hauptinteressen scheinen der Skisport und die Architektur zu sein, und wie viele Deutsche ist er ein großer

Bewunderer unseres Lebensstils.

Er hat eine Frau und einen kleinen Sohn zurückgelassen. Um die Frau scheint er sich weniger Sorgen zu machen, aber er spricht viel von seinem Sohn und erzählte mir, wie schwer es ihm gefallen sei, sich am Abend vor seinem Flug nicht zu verraten, als das Kind fragte, wohin er ginge.“

Loftus fand, der Mann sei noch immer von seiner „Mission“ besessen, was ihn unfähig mache, Dinge so zu sehen, wie sie wirklich seien. Nach seiner Einschätzung habe Heß ein Gemüt „so jungfräulich wie das von Robespierre“, und er vermutete, Heß könnte, falls er dazu Gelegenheit hätte, ein genauso gefährlicher Idealist sein, wenn die Natur ihm die entsprechende Persönlichkeit und Redegewandtheit verliehen hätte.

Bei dieser ersten Begegnung mit Heß war Loftus beeindruckt vom höflichen Benehmen, dem entwaffnenden Lächeln und dem natürlichen Lachen des Gefangenen.

Captain Munro K. Johnston, der soeben Dicks in Mytchett Place – Camp Z – abgelöst hatte, verfügte über große klinische Erfahrung in psychiatrischen Fällen (aber er erklärte sich im Februar 1942 korrekterweise für nicht kompetent, eine vollständige medizinische Untersuchung von „Z“ vorzunehmen). Nach *seiner* ersten Begegnung mit Heß, die am selben Tage wie die von Loftus stattfand, schrieb Johnston: „Sein Verhalten mir gegenüber war von Mißtrauen und zugleich korrekter Förmlichkeit geprägt. Er machte den Eindruck eines kranken Mannes – abgezehrt, hohläugig und ängstlich.“ Heß äußerte Genugtuung über Hitlers Angriff auf das kommunistische Rußland, weil er hoffte, die Briten würden jetzt aufgeschlossener werden – er glaube immer noch, Frieden stiften zu können, wenn er sich erholt habe.

Einmal äußerte Johnston, die Briten lachten über Reichsmarschall Görings Unmengen von Orden und Uniformen.

„Er lacht selbst darüber!“ sagte Heß und brach seinerseits in Lachen aus. Johnston hatte jedoch den Eindruck, daß Heß eifersüchtig auf die Popularität des Reichsmarschalls war. „Göring“, meinte er abfällig, „wäre vor dem Gedanken eines solchen Fluges, wie ich ihn gemacht habe, zurückgeschreckt.“ (Tatsächlich hatte Göring in jenen vierundzwanzig

sorgenvollen Stunden, bevor B.B.C. Heß' Landung mit dem Fallschirm bekanntgab, Hitler versichert, es sei höchst unwahrscheinlich, daß die Me 110 Schottland heil erreichen werde.) Während anfänglich in Scotts Tagebuch mehrfach Heß' Furcht und Schlaflosigkeit wegen der Fliegeralarme erwähnt wurden, schien der Gefangene jetzt erstaunt über das Fernbleiben der deutschen Luftwaffe zu sein. (Albert Kesselring und Wolfram von Richthofen hatten ihre Bomberverbände an die Ostfront verlegt.)

Man hörte, wie er sagte: „Sie müssen bald kommen.“

„18. Juli 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Ich war am Vormittag bei ihm und brachte ihm ein Buch über englische Landhäuser mit . . . Major Dicks, RAMC, ist fort und hat seinen Ausweis abgegeben.

19. Juli 1941

„Z“ erholt sich weiterhin . . . Er erklärte [Leutnant T. Jackson], er habe nun keinerlei Absichten mehr, Selbstmord zu begehen. Er scheint immer noch zu glauben, daß er Führer wird, falls Hitler und Göring sterben sollten.

20. Juli 1941

Brachte Captain Ashworth [den neuen Adjutanten] nach oben und stellte ihn Heß vor, der bester Laune war.

Es scheint ihm täglich besser zu gehen, und man fragt sich allmählich, ob Oberst Rees und Major Dicks recht hatten mit ihrer Diagnose, daß er für immer geisteskrank sein werde.“

Drei Tage später amüsierte Heß seinen Freund Bill Malone mit der Schilderung bisher unbekannter Hintergründe der Blomberg-Fritsch-Affäre vom Januar 1938, die im Zusammenhang mit einer anrühigen Skandalgeschichte zum Rücktritt des Reichskriegsministers und des Oberbefehlshabers des Heeres geführt hatte. Generaloberst Werner von Fritsch hatte, so erzählte er, seinen Rücktritt erklären müssen, da er zur Clique der Berliner „High Society“ gehörte und deshalb nicht als

hundertprozentiger Nazi galt. Im September 1939 besuchte er, in seiner Eigenschaft als Ehrenoberst seines Regiments, die polnische Front und begab sich absichtlich ins feindliche MG-Feuer, um aus dem Leben zu scheiden.

Im Fall Blomberg, so sagte er, hätten im Januar 1938 sowohl Hitler als auch Göring an der Hochzeit des Feldmarschalls mit einer jungen Frau teilgenommen, worauf Berlins „High Society“ verbreitet habe, daß es sich bei der Braut, gelinde gesagt, nicht um eine Dame handle. Die Beschuldigungen erwiesen sich in einer Untersuchung als zutreffend, und auch Blomberg mußte gehen.

„Aber *er* ging nicht an die Front“, erklärte Heß verächtlich.

Malone fragte ihn dann über Polen aus – vielleicht wußte er von den Attentatsplänen polnischer Offiziere gegen Heß.

„Ich war selbst nie dort“, sagte Heß.

„Wissen Sie“, fuhr er fort, „der polnische Botschafter war so davon überzeugt, daß innerhalb der ersten vierzehn Tage nach Kriegsausbruch in Deutschland eine Revolution ausbrechen würde, daß er zu den Leuten, die zu seiner Verabschiedung erschienen waren, ‚Auf Wiedersehen‘ sagte!“

Malone fragte ihn, ob es stimme, daß Hitler ihm verboten habe zu fliegen. Bei früheren Gelegenheiten hatte Heß stets behauptet, er habe lediglich versprochen, ein Jahr lang nicht zu fliegen, und diese Frist sei damals gerade verstrichen. Jetzt stellte er die Sache anders dar. „Ja“, sagte er, „er hatte es mir verboten – aber er hat mir nur verboten, einmotorige Maschinen zu fliegen. Ich kam mit einer zweimotorigen Maschine.“

Über eine Woche lang sahen die Pfleger ihn beim Verfassen irgendeines Schriftstücks. Am 27. Juli, gleich nach der Ablösung von Malone, zog Heß Leutnant Loftus ins Vertrauen und erzählte ihm beim Essen, er sei die einzige Person, der er trauen könne, und fragte ihn, ob er seinem (Loftus‘) Vater ein Dokument schicken könne, ohne jemand anders im Lager davon in Kenntnis zu setzen.

„27. Juli 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

Der Offizier vom Dienst [Loftus] weigerte sich, ein solches Versprechen zu geben, bevor er nicht mit seinem Vater gesprochen habe, der Mitglied des Unterhauses und, wie der

Offizier „Z“ vorspiegelte, ein „Freund Deutschlands“ sei . . . Der Offizier sagte dies befehlsgemäß, um Informationen zu erlangen; in Wahrheit hatte er gar nicht die Absicht, sich deshalb an seinen Vater zu wenden oder ihn davon zu unterrichten.

Im Laufe des Tages fing „Z“ wieder mit seinen altbekannten Wünschen und Forderungen an, mit dem Herzog von Hamilton zu sprechen, er schien wieder leicht erregbar zu sein. Der Arzt wurde informiert, daß dies der Beginn eines neuen Anfalls sein könne und daß die Pfleger auf der Hut sein müßten.“

Einige Tage hielt Heß das Dokument noch zurück. Am 28. Juli kam der Chirurg Major Murray, um eine Röntgenaufnahme von dem Bruch zu machen: Johnston bemerkte, daß der Gefangene, der davon gehört hatte, Röntgenstrahlen könnten unfruchtbar machen, während der Aufnahmen seine intimen Körperteile mit einer Metallhülle schützte.

Die Pfleger berichteten in den Tages- und Nachtmeldungen über ein freundliches und umgängliches Verhalten des Patienten, der sie nach ihrem Privatleben fragte, zeichnete und schrieb und nur gelegentlich Zeichen von Geistesabwesenheit erkennen ließ. Er starrte dann in eine Ecke des Zimmers und schien tief in Gedanken versunken zu sein. Zuweilen kam es zu Szenen, bei denen man den Eindruck hatte, er habe mehr Sinn für Humor bewahrt als seine Bewacher.

„30. Juli 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

In letzter Zeit mäkelt er an seinem Essen, und um so erstaunlicher war es, als der Offizier vom Dienst, Leutnant Hubbard, ihm im Scherz einen Hundekuchen anbot, er ihn nicht nur aß, sondern um mehr bat.

31. Juli 1941

Oberst Coates [stellvertretender Chef des Kriegs Gefangenen-
endezernats] hatte eine Unterredung mit „Z“.

1. August 1941

„Z“ schrieb den ganzen Tag an einem umfangreichen Bericht, den er beim Abendessen [Leutnant Loftus] überreichte . . . lediglich eine Erläuterung seiner früheren Erklärungen – der Forderung, unter den Schutz Seiner Majestät des Königs gestellt zu werden; Forderungen nach einem Untersuchungsausschuß, der aus Personen bestehen müsse, die keinerlei Verbindung mit dem Premierminister und dem Kriegsministerium hätten, usw. Die alten Verdächtigungen, man versuche ihn zu vergiften, und Vorwürfe gegen Oberst Rees und vor allem Major Dicks, sie seien die Hauptverschwörer.“

Für den Kommandanten, Oberst Scott, schien das Dokument trotz der „offenkundigen geistigen Gesundheit“ des Gefangenen in der letzten Zeit die ungünstigen Prognosen von Graham, Rees, Dicks und Johnston zu bestätigen.

Das deutsche Original von Heß' 15 Seiten langer handschriftlicher „Eidesstattlicher Erklärung“ wanderte in die unzugänglichen Archive des Secret Service, aber eine englische Übersetzung mit dem Datum 30. Juli befindet sich in den Privatpapieren des Kommandanten, und Heß gelang es fünf Wochen später, eine Kopie davon Lord Beaverbrook zukommen zu lassen. Wenn man die Gemütsverfassung des Gefangenen bedenkt, ist dies ein in mehrfacher Hinsicht faszinierendes Dokument – und zwar wegen Heß' offenbar intaktem Erinnerungsvermögens, wegen der dort aufgeführten Tatsachen und nicht zuletzt wegen der systematischen und juristisch fundierten Art und Weise, in der Heß seinen Fall darstellte – wobei er das Ganze in Abschnitte und Unterabschnitte gliederte und Zeugen anführte, die notfalls seine Ausgefalleneren Beschuldigungen bestätigen könnten. Er fügte dem Dokument einige Traubenzucker-tabletten bei, die Major Dicks ihm wenige Tage vor seinem Selbstmordversuch verabreicht hatte, und bat um ihre Analyse durch unabhängige Experten.

„Ich bin mir bewußt, daß meine Erklärung zum Teil phantastisch klingt“, begann er, „und habe mich auf diejenigen Fälle beschränkt, bei denen ich glaube, den Beweis antreten zu können.“

Zu Beginn lieferte er eine fast klinische Schilderung des „merk-

würdigen Wärmegefühls“, das er empfand, sowie der darauffolgenden Euphorie und der Entziehungserscheinungen, nachdem er die ihm von Major Dicks verabreichten Medikamente eingenommen hatte – Episoden, die mit einer „außergewöhnlich schnellen Ermüdung des Gehirns“ endeten.

„Ich glaube aber, dieses Bild – im Hinblick auf meine Stellung in Deutschland – dem Ausland nicht bieten zu dürfen. Ich beschloß daher für den Fall, daß die Folgen die gleichen sein würden wie beim ersten Mal, dem völligen Nervenzusammenbruch vorzubeugen und freiwillig aus dem Leben zu scheiden, bevor die Entschlußkraft hierzu mich verläßt. Daß ich in voller Ruhe vorsätzlich handelte, geht aus meinen Abschiedsbriefen hervor. Als es nachts [vom 15. zum 16. Juni] klar wurde, daß die Folgen sich wie beim ersten Mal einstellten, sprang ich mit der Absicht, mein Leben zu beenden, in das Treppenhaus.“

Da der Selbstmordversuch mißlungen sei, fuhr Heß fort, habe er das Gefühl, daß dieselbe unbekannte Substanz ihm abermals verabreicht werde und daß die befürchtete Reaktion nur deshalb viel geringer ausgefallen sei, weil er eine Menge Tabletten nicht eingenommen, sondern versteckt habe.

„Im Laufe der nächsten Zeit erhielt ich weitere Mengen des unbekanntes Stoffes, was ich wiederum deutlich spürte . . . Weil ich mittels einiger zurückbehaltener Tabletten, in denen ich den Stoff festgestellt hatte, eine Art Entziehungskur durchführte . . . Zurückgeblieben ist noch immer eine schnelle Ermüdbarkeit des Hirns beim Lesen . . .

Deshalb beantragte Heß nun eine unabhängige Untersuchung der Traubenzuckertabletten. „Ich vermute, daß die fragliche Substanz darin ist“, meinte er, räumte aber ein: „Doch ich kann es nicht mit Bestimmtheit behaupten. Ich nehme an, daß der betreffende Stoff in der Nervenheilkunde eine Rolle spielt. Wenn dies der Fall [ist], wird eine Nervenlinik an Hand der von mir beschriebenen Symptome den Stoff

benennen können.“

Trotz der Verwirrung durch die Behandlungsmethoden, denen er ausgesetzt war, versuchte Heß, die turbulenten Ereignisse der letzten Wochen zeitlich zu rekonstruieren, und grenzte das erste Auftreten jener „Wärmesymptome“ auf die Zeit kurz nach seinem Eintreffen im Camp Z ein.

„Nach dem Besuch eines Offiziers (ich glaube vom War Office) war er [Dr. Graham] auffallend verstört. Ich glaube am gleichen Abend zum ersten Mal eine kleine Menge des oben beschriebenen Stoffes erhalten zu haben.“

Heß, dessen Verdacht selbstverständlich durch dieses Medikament geweckt worden war, ging nun auf die „Veganintabletten“ ein, die man ihm nach seinem Sturz gegeben hatte. Sie hätten keinesfalls seine Schmerzen gelindert, sondern, wie er glaubte, ihn lediglich am Wasserlassen gehindert. Er erzählte Bill Malone von seinem Verdacht, aber: „Er konnte mir begreiflicherweise keinen Glauben schenken“. Nachdem Malone einmal eine von Heß zurückgewiesene Tablette eingenommen hatte, zeigten sich bei dem britischen Offizier – wie Heß behauptete – Reaktionen, die seinen Verdacht bestätigten: „Er war innerlich völlig aufgewühlt. Seinem Gesicht konnte man ansehen, daß er schwer litt ... Ich bin fest davon überzeugt“, fuhr Heß fort, „daß er [seinem Vorgesetzten] meldete, wie die Tabletten auf ihn gewirkt hatten, und daß er Befehl erhielt, mir gegenüber zu leugnen, daß die Tabletten eine solche Wirkung hätten.“ Leider habe er, fuhr Heß fort, seitdem nur echte Veganintabletten erhalten, sodaß er keine Probe für eine Analyse zur Verfügung stellen könne.

„Dr. Dicks empfahl mir nach Verabreichung der ersten Tabletten, an diesem Tage möglichst viel zu trinken, was er sonst nie empfohlen hatte. Ich befolgte anfangs diesen Rat. Dies hatte zur Folge, daß meine Schmerzen verstärkt wurden.“

Dies und der qualvolle „Katheterzwischenfall“ – den er mit zusätzlichen überzeugenden Details ausschmückte – ließen ihn zu der

Überzeugung kommen, daß die Absicht bestünde, an ihm jene „Gestapo - Methoden anzuwenden, von denen Atkinson-Clark gesprochen hatte.

„Anschließend nahmen die beiden Ärzte eine größere Querstellung des mein Bein tragenden Eisengestells vor. Das Ergebnis waren fast unerträgliche Schmerzen im Bein . . . Da ich den Eindruck hatte, daß er [Major Murray] mit obiger Maßnahme nicht einverstanden war, bin ich um so mehr überzeugt, daß er nach Entbindung von der Schweigepflicht die Wahrheit sagen wird.“

Er wandte sich dann den subtilen Methoden zu, mit denen man seine Selbstachtung schwächen wollte.

Es war Heß nicht entgangen, daß sowohl Dr. Graham als auch Major Foley innerhalb von vierundzwanzig Stunden „fragten . . . mit besorgtem Gesicht, ob für meine Familie gesorgt würde, für den Fall, daß ich nicht mehr nach Hause zurückkehre.“ Und er war sich völlig darüber im klaren, warum man ihm Neuigkeiten aus der Welt da draußen vorenthielt – sogar die Lageberichte von den Kriegsschauplätzen. Major Foley und die „Betreuer“ hatten ihm schonungslos von der Versenkung der *Bismarck* erzählt und hinzugefügt, Admiral Lütjens und der größere Teil der Besatzung seien mit dem Schiff untergegangen – „Aber sie haben mir nichts von der Versenkung der *Hood* gesagt.“ (Großbritanniens größtes Schlachtschiff war nach einem direkten Treffer von den Schiffsgeschützen der *Bismarck* in die Luft geflogen.) „Da ich keinerlei sonstigen Grund für die Maßnahmen der Nachrichtensperre finden kann, vermag ich mich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß auch dadurch meine Nerven im negativen Sinne beeinflußt werden sollten.“

Seine Isolation war ebenfalls ein Mittel dieser psychologischen Kriegsführung:

„Seit meiner Ankunft in England habe ich nicht einen einzigen Brief oder sonstige Post aus Deutschland erhalten. Es ist ausgeschlossen, daß etwa meine Angehörigen und Freunde (z. B. Professor Haushofer) nicht geschrieben haben. Ebenso

ausgeschlossen ist, daß etwa der Führer „als Strafe für meinen Flug nach England“ verboten hat, Post für mich aus Deutschland herauszulassen, wie mir Major Foley und andere Herren hier immer wieder zu suggerieren versuchen. Der Verdacht liegt nahe, daß auch eine Postsperre in England über mich verhängt worden ist, die meine Nerven beeinflussen soll.“

Dieselbe Art seelischer Grausamkeit werde, wie Heß meinte, auch in Bezug auf Musik auf ihn ausgeübt. Er hatte darum gebeten, Grammophon-Musik vom Erdgeschoß in sein Zimmer zu übertragen, sowie um Erlaubnis ersucht, Radio zu hören. (Man wird sich daran erinnern, daß Oberst Scott selbst geäußert hatte, der M.I.6-Offizier Foley habe ihm versichert, Heß sei überhaupt nicht an Musik interessiert.) Major Foley versprach Heß, er werde seinen Wunsch an die vorgesetzte Dienststelle in London weiterleiten; dann kam er wieder und informierte den Gefangenen, daß „die Erlaubnis von höchster Stelle eingeholt werden müsse“, wie Heß ihn in seiner Beschwerde zitierte. „Der Premierminister habe sich alle Entscheidungen im Hinblick auf meine Behandlung vorbehalten.“ Heß hatte sicher recht, wenn er darauf hinwies, die Möglichkeit, gelegentlich Grammophon-Musik oder Radio zu hören, könne nur eine günstige Wirkung ausüben, umso mehr, als Major Murray erklärt habe, er müsse noch zwölf Wochen im Bett bleiben. „Auch hier“, betonte Heß, „muß ich entsprechende Schlüsse ziehen.“

Es war ein langes und peinliches Dokument, aber was hätte wohl einer der Häftlinge Stalins aus der „Psychiatrischen Klinik“ eines *Gulag* geschrieben, der bloß deshalb eingesperrt war, weil er Ideen geäußert hatte, die dem Regime nicht paßten?

„Ich beantrage:

1. Daß eine Untersuchung aufgrund meiner Erklärung durchgeführt wird. Diejenigen, die mit der Untersuchung beauftragt sind, müssen Vollmacht erhalten, Zeugen von ihrer Pflicht zur Verschwiegenheit zu entbinden und sie unter Eid zu vernehmen; da es fast alles Offiziere sind, nehme ich an, daß nur Seine Majestät der König eine solche Ermächtigung geben kann. Diejenigen, die mit der

Untersuchung beauftragt sind, dürfen auf keinen Fall dem Kriegsministerium, unter dessen Zuständigkeit ich offenbar falle, unterstellt werden oder von diesem oder dem Premierminister Anweisungen empfangen.

2. Daß der Herzog von Hamilton eine Übersetzung dieser Erklärung erhält. Dieser Gentleman hat mir, als ich landete, versprochen, daß er alles tun werde, um für meine Sicherheit zu sorgen. Ich weiß, daß deshalb der König von England persönlich die entsprechenden Befehle gegeben hat. Aus diesem Grunde sind auch die Gardeoffiziere zu meinem Schutz abkommandiert. Der Herzog von Hamilton möge so gut sein, Seine Majestät, den König von England, zu bitten, mich in jeder Hinsicht unter seinen Schutz zu stellen . . . Ich beantrage, daß alle, die bisher mit meiner Betreuung beauftragt waren, entfernt werden.
3. Daß die Vertreter des britischen Volkes im britischen Parlament in angemessener Form davon unterrichtet werden, daß ich einen Appell an sie richten möchte.“

In diesem eigensinnigen Dokument führte Heß zehn Offiziere auf, die von der Untersuchungskommission befragt werden sollten, angefangen bei den Hauptübeltätern Dicks, Foley und Wallace über Oberst Scott („Zeugen und vielleicht zum Teil Eingeweihte“) bis zu den Offizieren, die als Zeugen aussagen könnten und die „vielleicht zum Teil eingeweiht“ seien – den Ärzten des Kriegsministeriums Rees und Graham, dem M.I.6-„Betreuer“, der ihm unter dem Namen Barnes bekannt sei, und Leutnant Malone. („Mr. Malone“, betonte er, „hat sich mir gegenüber immer besonders ritterlich gezeigt“), ferner „Atkinson-Clark und Corporal Riddle („über ihn kann ich mich nicht beklagen“); er war überzeugt, daß die letzteren Zeugen die Wahrheit sagen würden, wenn man sie von ihrem Eid zur Geheimhaltung entbinden und „im Namen des Königs“ befragen würde.

Bei denjenigen, die er als die Bösewichter identifiziert hatte – Dicks, Foley und „Wallace“ – stand Heß vor einem Rätsel:

„Ich habe mich immer wieder gefragt, wie sich ihr durchaus sympathisches Wesen mit der Art ihrer Behandlung meiner Person in Einklang bringen läßt. Ich habe natürlich keine schlüssigen Beweise für den Verdacht, daß sie unter Zwang, unter einem starken suggestiven Einfluß oder etwas ähnlichem handeln. Aber durch ihre Art, mit der sie Vertrauen bei anderen gewinnen und ausstrahlen, waren sie in zwei Fällen erfolgreich, als ich versuchte, mich bei Besuchern zu beschweren, indem sie denen einredeten, ich sei das Opfer einer fixen Idee. In beiden Fällen hatten sie die Besucher vorher zum Tee oder zum Lunch eingeladen . . .

Dies war der Fall beim Besuch von (Sir John Simon), der so überzeugt war, daß ich das Opfer einer Psychose sei, daß er mich in dem Augenblick unterbrach, als ich meine Beschwerde vorbringen wollte.

Das gleiche war der Fall mit Oberst Rees, der mir bei seinem ersten Besuch sehr aufmerksam zuhörte. Als er mich dann wieder aufsuchte, nachdem er, soweit ich feststellen konnte, Tee mit den höheren Offizieren getrunken hatte, schien er völlig verändert und versuchte mir einzureden, ich litte unter einer Psychose . . . Major Dr. Dicks' Major Foley und Oberst Wallace machten es sich zur Gewohnheit, alle meine Leiden einer Psychose oder einer fixen Idee zuzuschreiben. Alle meine Versuche, durch diese Herren eine offizielle Beschwerde bei höheren Dienststellen einzulegen, scheiterten, wurden von ihnen als Psychose abgetan.“

Gegen den Neuankömmling, Captain Johnston, hatte er nichts einzuwenden, würde aber nicht, wie er sofort ankündigte, dessen Medikamente einnehmen, denn Johnston bezog seine Arzneien sowie seine Anweisungen wöchentlich von Major Dicks.

Heß behauptete, er habe selber genügend Erfahrungen, um eine Psychose zu erkennen, und machte nun das überraschende Eingeständnis, er habe simuliert, weil es die einzige Möglichkeit gewesen sei, die Militärpsychiater loszuwerden: „Wenn ich in letzter Zeit den Eindruck erweckt

habe, ich glaubte selber an diese Psychose, dann habe ich es nur getan, um künftig mehr in Frieden gelassen zu werden.“ Ein solches Geständnis war kaum dazu angetan, sich beliebt zu machen.

„Das ganze [erklärte Heß abschließend in seiner ungewöhnlichen Beschwerde] „ist offensichtlich eine höchst raffinierte Methode unvorstellbarer Grausamkeit. Einen Mann direkt vor den Augen derjenigen zu foltern, die für seinen Schutz verantwortlich sind: vielleicht sogar seine Gesundheit für das ganze Leben zu ruinieren, wobei er kaum eine Möglichkeit habe, das zu beweisen.

Ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß ich in England einer seelischen und physischen Folterung ausgesetzt sein würde und daß ich

hier die grausamsten Erfahrungen meines Lebens machen sollte. Ich kam nach England im Vertrauen auf die Fairneß der Engländer. Als alter Flieger wußte ich, daß diese gegenüber einem Gegner immer wieder bewiesen worden war. Da ich nicht als Feind nach England gekommen war, glaubte ich um so mehr, Fairneß erwarten zu können.

Ich kam völlig unbewaffnet unter Einsatz meines Lebens mit der Absicht, beiden Ländern von Nutzen sein zu können.

Ich glaube immer noch an die Fairneß des britischen Volkes. Ich bin überzeugt, daß die Behandlung, der ich ausgesetzt war, nicht in seinem Sinne ist. Ich weiß auch, daß der König von England persönlich befohlen hat, für meine Sicherheit und Wohlfahrt zu sorgen.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß nur einige wenige Leute für die mir zugemutete Behandlung verantwortlich sind.

Selbstverständlich werde ich zu gegebener Zeit dafür sorgen, daß von meinem Erleben nichts in die deutsche Öffentlichkeit dringt. Dies würde dem Sinn meines Fluges nach England widersprechen, der die Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern verbessern, aber nicht verschlechtern sollte.

Rudolf Heß 30. Juli 1941“

Die Reaktion der Ärzte auf Heß' Beschwerde ist wert, verzeichnet zu werden. Für Captain Johnston war dies der typische Erguß eines Paranoikers. „Er glaubte“, schrieb Johnston nach dem Kriege, „wir stünden alle unter dem Einfluß irgendeines seltenen Giftes.“ (Im Dokument von Heß war davon jedoch keine Rede.)

Nachdem er den Stellvertreter des Führers achtzehn Tage behandelt hatte, rekapitulierte Johnston: „Er leidet an Paranoia.“

„1. August 1941 (Bericht von Captain Munro Johnston)

. . . Seine trübselige Selbstbeobachtung und die vor kurzem verfaßte umständliche Erklärung, in der er bizarre Ideen von Verfolgung und Folter vertreten und Zeugen und Beweise zitiert hat, sind symptomatisch für Paranoia.

Nach meiner Ansicht ist die“ Prognose ungünstig, und er bedarf der Fürsorge und Aufsicht, die eine geistesgestörte Person mit Neigung zum Selbstmord benötigt.“

Der Bericht erhielt den Stempel „Streng geheim“ und verschwand in Mr. Churchills Ablage.

Bei seinem Besuch im Camp „Z“ am nächsten Tag wurde Major Dicks zu einer Stellungnahme aufgefordert, die noch verächtlicher und schonungsloser ausfiel. Der Gefangene habe versucht, seine Beschwerde „an uns vorbeizuschmuggeln“, und das sei ein Beweis dafür, daß er trotz des Anscheins einer Besserung noch immer in seiner Wahnvorstellung befangen sei. „Ich bin jetzt davon überzeugt“, schrieb Dicks, „daß es keine Hoffnung gibt, diesen Mann mit irgendwelchen Methoden zu ändern, und daß wir es lediglich mit einem Fall von Paranoia zu tun haben – d. h. die Heilungschancen sind geringer als ein Prozent.“

Der Kommandant verzeichnete diese düstere Schlußfolgerung in seinem Tagebuch ohne Kommentar. Er war anderer Meinung, wie sich aus früheren Eintragungen ergibt. Aber er war schließlich nur der Gefängnis-aufseher. Major Dicks riet nun dazu, eine neue selbstmordsichere Umgebung ausfindig zu machen.



Die Anweisung, den Gefangenen wie einen Geisteskranken zu behandeln, überraschte die Gardeoffiziere im Camp „Z“. Zugegeben, er war deprimiert, mochte oft nicht sprechen und starrte trübsinnig vor sich hin. Aber was blieb ihm sonst übrig? „Patient war den ganzen Morgen heiter und umgänglich“, meldete Corporal Farr nach seiner Schicht am 6. August, „und hat den größten Teil des Vormittags mit Lesen und Schreiben verbracht.“ Als Everatt am Abend desselben Tages seinen Dienst antrat, war Heß immer noch beim Schreiben. „[Er] schrieb eine Seite nach der anderen bis zum Essen. Er war so vertieft, daß er gar nicht merkte, wenn man ihn ansprach.“ Und Corporal Riddle berichtete, bevor „Z“ sich zum Schlafen niedergelegt habe, habe er ein „interessantes Gespräch“ mit ihm geführt.

Heß war noch für mehrere Tage intensiv am Schreiben. Allgemeines Rätselraten herrschte, was er denn da alles zu Papier brachte.

„7. August 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ überreichte [es] um 16.00 Uhr Leutnant Loftus. Major Foley begann mit der Übersetzung des Manuskripts, das 42 eng beschriebene Seiten umfaßt. Eine verdächtige Gestalt wurde beobachtet, die sich zu sehr für die Verteidigungsanlagen und den äußeren Stacheldrahtzaun interessierte . . . Eine Streife wurde ausgeschiedt, um den äußeren Lagerzaun zu überprüfen, und meldete um 22.00 Uhr, daß sich jemand an einem Teil des Zauns am Obstgarten zu schaffen gemacht habe . . . Es wurde befohlen, den Posten Nr. 6 während der Nacht mit zwei Mann und einem leichten Maschinengewehr zu besetzen.“

Das neue Heß-Dokument (um dessen Weiterleitung an den Herzog von Hamilton er vergeblich bat) stellt den energischen Versuch dar, trotz seiner erheblichen Kümmernisse und ohne lebenswichtige Geheimnisse seines Vaterlandes zu verraten, den Engländern ihr künftiges Schicksal auseinanderzusetzen – daß, selbst wenn sie Deutschland besiegen sollten, sie sich auf lange Sicht doch den Forderungen des sowjetischen Imperialis-

mus beugen müßten. Das Manuskript war logisch, prophetisch und gut formuliert (in einwandfreier Handschrift). Der M.I.6-Offizier Major Foley las es mit großem Interesse. Der Heerespsychologe Oberst Rees meinte in engstirniger Befangenheit, es bestätige die Diagnose „eines paranoiden Zustandes“.

Heß begann mit der Prämisse, daß niemand ein zweites „Versailles“ wolle, und warnte Großbritannien, es habe alles zu verlieren, während nur die Vereinigten Staaten Nutzen daraus ziehen könnten, falls sich der Krieg weiter hinziehe, selbst wenn er schließlich mit einem Sieg Englands enden sollte. Er sei jedoch überzeugt, daß Deutschland siegen werde: Hitler sei gerade dabei, mit der schnellen Vernichtung der bolschewistischen Armeen in Rußland Deutschland von seinem jahrhundertealten Alptraum eines Zweifrontenkrieges zu befreien. Heß verschwieg Deutschlands gefährliche Munitionsknappheit in den ersten beiden Kriegsjahren und hob die Massenproduktion des Reiches an Panzern, Geschützen, Bomben und Granaten sowie die Vorräte an Öl und Rohstoffen hervor, die Deutschland in Frankreich erbeutet habe; die Produktion der neuen synthetischen Hydrierwerke mache den Verlust der sowjetischen Lieferungen wett. Er bestritt zu Recht alliierte Behauptungen, die Wehrmacht habe in Rußland bereits eineinhalb Millionen Tote gehabt, und nannte das „reine Phantasie“. Heß erinnerte die Engländer daran, daß in einem modernen Krieg Flugzeuge und motorisierte Transportmittel die Verlegung von einem Frontabschnitt zum anderen erleichterten. Die deutsche Wehrmacht könne nicht mehr wie im Ersten Weltkrieg durch Hunger in der Heimat und durch marxistische Einflüsse zersetzt werden (bemerkenswerterweise ließ Heß „die Juden“ bei diesem Vergleich aus.) Kurz, er rechnete damit, daß die russische Verteidigung an der Ostfront jeden Augenblick zusammenbrechen werde.

Großbritannien würde dann Hitler auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert sein, argumentierte er, denn es könne die wachsenden Tonnageverluste nicht mehr verkraften (zu Recht glaubte er nicht die von der britischen Admiralität zugegebenen Schiffsverluste, hielt aber, weniger klug, Berlins Zahlen für präziser.) Sowohl David Lloyd-George als auch Admiral Lord Jellicoe hatten nach dem Ersten Weltkrieg zugegeben, daß die Schiffsverluste 1917 fast zur Niederlage Großbritanniens geführt hätten.

Während seinerzeit der deutsche U-Boot-Krieg durch Mangel an Stützpunkten eingeschränkt gewesen sei, beherrsche Hitler jetzt Basen an den Küsten vom Nordkap bis zur französisch-spanischen Grenze. „Frühzeitig vorausschauend“, habe der Führer ein großes U-Boot-Bauprogramm in Angriff nehmen lassen; die Schiffsteile würden vorfabriziert und überall im besetzten Europa – weit außerhalb des Aktionsbereichs britischer Bomber – zusammengebaut. „Ich bin mir bewußt“, fügte Heß hier in einer Fußnote hinzu, „im Vorstehenden teilweise militärische Geheimnisse preiszugeben. Ich glaube dies aber vor meinem Gewissen und vor meiner Volke verantworten zu können, denn ich meine, daß volle Offenheit dazu beizutragen vermag, einen unsinnigen Krieg abzubrechen.“

Es würde Churchill auch nichts helfen, wenn er seine Drohung wahr machte, die Insel aufzugeben, um von Kanada aus weiterzukämpfen, warnte Heß: Hitler würde nur die wichtigsten Flugplätze besetzen und die Blockade der Insel fortsetzen, bis Mr. Churchill kapituliere – eine Haltung, die keinesfalls unmenschlicher sei, als die Großbritanniens gegenüber den Buren, „als es deren Frauen und Kinder in Konzentrationslager sperrte, in denen nicht weniger als 26.000 starben“.

Um eine Wiederaufnahme der deutschen Luftangriffe auf England zu verhindern, habe er sich entschlossen, erklärte Heß, nach Großbritannien zu fliegen. Die deutsche Flugzeugproduktion, behauptete er (abermals stark übertrieben), sei größer als die von England und Amerika zusammen. „Sollte man in England die Hoffnung hegen, durch weitere Verstärkung der Luftangriffe gegen die deutsche Zivilbevölkerung mit der Zeit deren Moral zu erschüttern, so gibt man sich einer trügerischen Hoffnung hin.“ Denn es habe sich ebenso wie in England auch in Deutschland gezeigt, daß die Moral der Bevölkerung überall dort, wo größere Luftangriffe stattfanden, sogar gewachsen sei.

Mit seinen Ausführungen wollte Heß vor allem seine „Gastgeber“ davor warnen, die Russen zu unterschätzen. Sie seien auf dem Wege, die größte Militärmacht der Welt zu werden. „Nur ein starkes Deutschland als Gegenmacht, unterstützt durch ganz Europa, in einem Vertrauensverhältnis zu England, vermöchte dies zu verhindern.“

Er prophezeite ferner, falls die Arbeiterklasse in Europa unter den Kriegsfolgen leiden sollte, würde sich der Kommunismus ausbreiten.

Großbritanniens überseeisches Empire wäre den Gefahren des Marxismus-Leninismus besonders ausgesetzt: „Die Gefahr wird noch vergrößert durch die Anziehungskraft, die bolschewistische Ideen auf eine Eingeborenen-Bevölkerung niederen Lebensstandards ausüben, die mit der europäischen Zivilisation in Berührung gekommen ist.“

„Ich bin der Überzeugung“, erklärte Rudolf Heß in prophetischen Worten, die ungelesen in Geheimarchiven lagerten, seit er sie im Sommer 1941 schrieb, „daß in der Sowjetunion – wenn ihre Macht nicht im letzten Augenblick gebrochen wird – die Weltherrschaft der Zukunft entsteht, die Großbritannien in seiner Weltreichstellung ablösen wird.“

Deutschlands einzige Friedensbedingung von Bedeutung, so meinte Heß, sei die Rückgabe seiner früheren Kolonien; Großbritannien müsse „künftig Abstand davon nehmen, sich in die Angelegenheiten des europäischen Kontinents einzumengen“ – also zu einer Politik zurückkehren, wie sie William Gladstone und Lord Salisbury getrieben hätten. „Eine wirkliche Verständigung mit Deutschland“, schrieb er, „würde für England die Realisierung der Bestrebungen Joe Chamberlains Anfang des Jahrhunderts bedeuten.“ Er appellierte deshalb an Großbritannien, doch wenigstens den Versuch zu einer Verständigung zu unternehmen: Falls das fehlschlagen sollte, fügte Heß hinzu, könnte Großbritannien ja jederzeit sein „reizendes Gesellschaftsspiel“ wiederaufnehmen und im Namen des Krieges kaputtmachen, bombardieren, verbrennen, in die Luft sprengen, versenken und – Bankrott machen.



Nachdem sich Heß dies von der Seele geschrieben hatte, verhielt er sich für mehrere Tage still und verschlossen. Als Major Dicks am 9. August 1941 seinen üblichen Sonntagsbesuch machte, empfing Heß ihn mit verschränkten Armen, um damit zu bekunden, daß er dem emigrierten Psychiater nicht die Hand geben wollte. An diesem Tage erschien auch Oberst „Wallace“ vom M.I.6, der das Dokument sofort las und gegenüber dem Kommandanten und Major Foley einräumte, „es sei einiges von Interesse darin“.

Als Heß am nächsten Tag mit dem Offizier vom Dienst, Leutnant

Percival, auf den Ostfeldzug zu sprechen kam, sagte er voraus, falls Rußland irgendwie doch gewinnen sollte, würde es durch Deutschland und Frankreich hindurchstoßen und den britischen Inseln gegenüberstehen. „Dies“, registrierte Oberst Scott mit einem unbehaglichen Unterton, „scheint mir Propaganda von seiten von ‚Z‘ zu sein, zugunsten seines Friedensplanes.“

Am 11. hatte der Abgeordneten-Sohn, Leutnant Loftus, eine Auseinandersetzung mit Heß über die Konzentrationslager und die Verfolgung der Juden in Deutschland.

Heß hielt ihm die „26.000 Frauen und Kinder“ entgegen, die von den Engländern in den Konzentrationslagern während des Burenkrieges umgebracht worden seien.

Wenige Tage später versuchte ein anderer Gardeoffizier, bei ihm etwas über die deutschen ferngelenkten Flugzeuge herauszubekommen, aber Heß schwieg sofort und versuchte, seine Überraschung zu verbergen, als er hörte, die Briten seien in den Besitz einer unbeschädigten Messerschmitt 109F gelangt (ein Flugzeugführer der Luftwaffe, der später ein höherer Bundeswehroffizier wurde, war damit desertiert).

Das Foreign Office hatte jetzt angeordnet, Camp „Z“ für den Winter herzurichten, sodaß Heß für einige Zeit nach Aldershot gebracht werden sollte. Offensichtlich in niedergeschlagener Stimmung sah man ihn wieder schreiben. Die Wachmannschaften entdeckten – wahrscheinlich während er schlief –, daß er an seine Frau Ilse sowie an seinen unglückseligen Adjutanten Pintsch geschrieben hatte. In jedem Brief zitierte Heß die Worte von Goethe, die er schon vor seinem Selbstmordversuch erwähnt hatte. Er entschuldigte sich bei Pintsch für den „Schicksalsschlag“, der zu seiner Verhaftung durch die Gestapo geführt hatte, wovon er erst jetzt erfahren habe, und dankte ihm für seine Treue.

Um Heß aufzumuntern, erschien Scott eines Sonntags bei ihm mit einem Buch über Landhäuser, die von dem hervorragenden Architekten Sir Edwin Lutyens entworfen worden waren. Heß verschlang das Buch in einem Zuge und begann wieder, Entwürfe für das Landhaus zu zeichnen, das er in Schottland bauen wollte, sobald wieder Frieden sei. Er hatte jedoch Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren, und Corporal Farr beobachtete mehrfach, wie Heß an die Decke starrte, bis er durch das Knallen

von Türen im Erdgeschoß aus seinem Nachdenken aufgeschreckt wurde.

„19. August 1941

(Meldung des Sanitäters)

[Heß] las die Zeitung, schien sehr zufrieden zu sein und erklärte, die Nachrichten seien außerordentlich erfreulich für ihn. [Die „*Times*“ berichtete deutschen Meldungen zufolge, daß die Verfolgung der russischen Streitkräfte fortgesetzt werde und der Feind „in aufgelöster Ordnung“ fliehe.] Patient war nach dem Dinner sehr still und schien tief in Gedanken versunken.

20. August 1941

Sehr guter Laune heute morgen.

15.00 Uhr: Nahm Papier und Bleistift und fing an zu schreiben, was er bis 18.00 Uhr fortsetzte. Es wurde beobachtet, wie er Grimassen schnitt und mit sich selbst sprach und ohne erkennbaren Grund vor sich hin lächelte . . .

Wurde durch das Zuschlagen von Türen gestört und gereizt, als das nicht aufhörte, stieß [er] einige deutsche Worte hervor und schlug sich kräftig mit der Hand an den Kopf und zog an den Bettlaken.

00.10 Uhr: . . . Glaubt, daß das Türeenschlagen absichtlich gemacht wird, um ihn zu stören.“

Der Lärm von der Haustür direkt unter seinem Zimmer fiel ihm auf die Nerven, und die Pfleger waren der Meinung, daß man einem Kranken das nicht zumuten könne. Am 21. „verriet sein Gesichtsausdruck größte Verstimmung“, als die Tür heftig zugeschlagen wurde. Eine Woche später geht aus dem Tagesbericht hervor, daß er, jedesmal wenn die Tür zugeschlagen wurde, den diensttuenden Sanitäter bat, aus dem Fenster zu schauen, um festzustellen, wer der „Täter“ war. Dieses allein war wohl kaum ein Anzeichen von Geisteskrankheit: Wie er selbst betonte, war er ans Bett gefesselt, sein Rückgrat durch den Absprung mit dem Fallschirm verletzt und sein Bein eingeschient, sodaß seine Nerven verständlicherweise bis zum Zerreißen gespannt waren. Er bat Oberst Scott, die automatische Schließvorrichtung der Tür reparieren zu lassen, aber es dauerte fünf

Wochen, bevor die Tür endlich Ruhe gab.

Aus einer Röntgenaufnahme ging hervor, daß der Bruch geheilt war, sodaß die letzten Gewichte entfernt werden konnten. Zwei Tage später entfernte Major Murray auch den Stahlstift. Zur Feier des Tages verlangte Heß Champagner zum Essen.

Da bisher noch keine Antwort vom Herzog eingetroffen war, machte er sich die Mühe, eine Abschrift seines Traktats anzufertigen und übergab sie Leutnant Loftus, Der junge Offizier versprach (mit Wissen seines Vorgesetzten Scott), sie seinen Eltern zu zeigen.

Es bestand jedoch nicht die geringste Absicht, „Z“ mit der Außenwelt in Kontakt zu bringen. Vorbereitungen wurden getroffen, um Camp „Z“ in ein permanentes psychiatrisches Gefängnis für den ahnungslosen Rudolf Heß umzuwandeln. Am 22. August 1941 übermittelte Oberst Rees nach einer Besprechung mit Scott, Major Foley und Dr. Johnston folgenden Bericht über das M.I.6 an Brigadier Menzies, den Chef des Geheimdienstes:

„Die Zukunft von Z

Die kürzlich geschriebenen Dokumente, die ich gesehen habe, bestätigen die Diagnose eines paranoiden Zustands. Soweit ich es beurteilen kann . . . , wird dieser Zustand andauern, ohne daß Aussicht auf eine wirkliche Besserung besteht, obgleich auch zeitweise ein Abklingen zu beobachten ist, manchmal tatsächlich und zuweilen nur scheinbar, da der Patient, wie zum Beispiel jetzt, seine Symptome zu verbergen sucht.

Bei „Z“ bleibt deshalb ein ständiges Selbstmordrisiko bestehen und entsprechende Vorsichtsmaßnahmen sind zu treffen.

Soviel ich weiß, wird ihm in etwa zwei Monaten die Beinschiene abgenommen und von diesem Augenblick an wird er ein größeres Risiko denn je, obgleich er selbst dann vorläufig noch einen weiteren Monat nicht die Treppen hinuntersteigen kann.“

Für Rees gab es nur die Alternative, Heß entweder in ein Kriegsge-

fangenenlager zu verlegen oder ihn zu lassen, wo er war.

Die völkerrechtliche Verpflichtung, Heß entsprechend den Bestimmungen der Genfer Konvention in seine Heimat zu repatriieren, falls er tatsächlich geisteskrank geworden sein sollte, fiel der britischen Regierung erst später ein. Falls er im Camp „Z“ bleiben sollte, sofern man ihn nicht in Ketten legen wollte, würde man in seinen Räumen, im Salon, in der Messe unten und in einer neu installierten Toilette Panzerglas anbringen müssen.

„Dem Einfallsreichtum eines Menschen, der sterben will, sind keine Grenzen gesetzt“, betonte der Oberst, „und man muß damit rechnen, daß trotz aller Vorkehrungen etwas passieren kann.“ Kriegsministerium und Außenministerium beschlossen gemeinsam, Heß solle bleiben, wo er war, und ordneten ausdrücklich an, daß sich Heß nur auf dem oberen Rasenstück im Freien bewegen dürfe, das durch eine Sichtblende von der Einfahrt und der Terrasse her abzudecken sei, wobei nur genügend Platz bleiben müsse, daß ein Wagen notfalls dort hineinfahren und wenden könne.

Im Augenblick hatte Heß jedoch nicht den Wunsch zu sterben, und es sollten noch mehrere Jahre vergehen, ehe er es ein zweites Mal versuchte. Vorübergehend setzte er seine ganze Hoffnung auf Leutnant Loftus, der am 29. August seine Mutter besuchen wollte. An diesem Tage fragte er die Pfleger beiläufig, ob sie wüßten, wo Loftus sei – nur um festzustellen, ob man ihn nicht wieder hintergehen würde.

Die Karten in den Zeitungen über den Frontverlauf im Osten konnten nicht darüber hinwegtäuschen, welche Fortschritte die deutschen Truppen machten, und am 1. September unterhielt er sich freudig bewegt darüber, welche günstige Entwicklung – für den Führer natürlich – der Krieg nahm.

Inzwischen war Loftus wiedergekommen, frühstückte mit ihm, sagte aber nichts über das Dokument. Einen Tag lang ging es daraufhin mit der Stimmung des Gefangenen bergab.

„2. September 1941 (Meldung des Sanitäters)

. . . Zeitweilig hörte man ihn mit sich selber sprechen.
[Nachmittag:] Still und abweisend, will keine Unterhaltung.
Wenig Interesse an seiner Umgebung . . . wenn man ihn anspricht, zögert er eine Antwort hinaus, und oft muß man das

Gesagte wiederholen, so als sei er mit seinen Gedanken anderswo. Verbringt die Zeit damit, abwesend an die Wand oder auf die Fenster zu starren, und wird dabei beobachtet, wie er leise vor sich hinspricht, wobei seine Miene abwechselnd Überraschung, Verständnis oder Ekel ausdrückt.

3. September 1941 (Tagebuch des Kommandanten)
„Z“ macht einen sehr niedergeschlagenen Eindruck. Die Sanitätsdienstgrade berichten, sie seien sehr beunruhigt über seinen gegenwärtigen Zustand, der sich wieder am Rande eines Suizids bewegt.“

Die Pfleger waren jedoch von derselben Gefängnispsychose erfaßt wie ihr Schützling. Als Heß am Abend des 3. laut aufseufzte, meldeten sie reichlich übertrieben, er habe „höchst aufgeregte Gesten gemacht und mit lautem Geräusch tief ausgeatmet“.

Etwas menschlicher klang es, als sie am Nachmittag des nächsten Tages, am 4. September, berichteten, er habe „ein Klagelied angestimmt“, seine Beschwerden aber auf die Hitze zurückgeführt.

An diesem Tage hatte es eine unerwartete Unterbrechung seines einsamen Daseins gegeben – einen Brief von einem der führenden konservativen Mitglieder des Kabinetts Churchill: am 1. September hatte Lord Beaverbrook dem Stellvertreter des Führers geschrieben und ihn daran erinnert, daß sie sich vor einigen Jahren in der Reichskanzlei kennengelernt hätten, und vorgeschlagen, ihre Bekanntschaft zu erneuern. „Wenn es Ihnen recht ist“, hieß es abschließend in dem Schreiben Seiner Lordschaft, „lassen Sie mich vielleicht wissen, wann und wo wir uns treffen können.“ (Über das Wo und Wann hatte der Gefangene natürlich nur wenig zu bestimmen.)

Beaverbrooks Motive sind selbst heute noch undurchsichtig. Handelte er aus eigener Initiative oder steckte Churchill dahinter?

Beaverbrook, eines der temperamentvollsten Mitglieder aus Churchills Freundeskreis, war wie viele prominente Tories leicht antisemitisch angehaucht. Er war dreimal mit Hitler zusammengetroffen und lange Zeit dessen Bewunderer gewesen; die Niederschriften ihrer Gespräche fielen

1945 den Briten in die Hände und wurden wahrscheinlich, zusammen mit vielen anderen unangenehmen Überbleibseln von vor dem Krieg begangenen Torheiten, vernichtet. Der gebürtige Kanadier hielt große Stücke auf das Empire und warnte bis unmittelbar vor Kriegsbeginn, daß von Mr. Churchills Politik nur die Gegner Japan und die Sowjetunion profitieren würden. Wie man gleich sehen wird, hatte er auf dem Wege nach Neufundland zur Mitte August stattfindenden Konferenz Churchills mit Roosevelt auf einer Zwischenlandung in Schottland den Herzog von Hamilton getroffen. Ohne Zweifel haben sie dabei auch über Heß gesprochen.

Am 1. September, dem Datum seines merkwürdig formulierten Briefes an Heß, war Lord Beaverbrook zum Leiter einer britischen Regierungsdelegation ernannt worden, die in Moskau über Hilfslieferungen an die Sowjets verhandeln sollte. Am nächsten Tag rief er den ziemlich überraschten Cadogan an und bat ihn, dem Außenminister mitzuteilen, Winston wünsche, daß er sich mit Heß treffe.

Das ist alles, was man über die Hintergründe weiß. Heß antwortete in seiner Schönschrift am 4. September:

„Sehr geehrter Lord Beaverbrook,
vielen Dank für Ihr freundliches Schreiben vom 1. dieses Monats, das ich heute erhalten habe. Ich erinnere mich noch gut an unsere Begegnung in Berlin und würde mich freuen, Sie wiederzusehen.

Ich nehme an, daß die Unterredung einen inoffiziellen Charakter haben wird und deshalb ohne Zeugen stattfindet. Ich glaube, daß mein Englisch dafür ausreicht. Andernfalls bitte ich um die Erlaubnis, einen deutschen Zeugen hinzuzuziehen.

Ihr ergebener

Rudolf Heß“

Die Zusammenkunft wurde für den 9. September vereinbart. In der Zwischenzeit geriet Heß in einen eigenartigen und unerklärlichen Zustand, der, wie Dr. Johnston, der Lagerarzt, meinte, Ähnlichkeit mit jener Panik zu haben schien, die dem Gespräch des Stellvertreters des Führers im Juni mit Sir John Simon vorausging. Sein Befinden mag jedoch auch trivialere Gründe gehabt haben – den Lärm, den die Bauarbeiter beim Errichten

einer Hilfsbaracke direkt neben der Villa machten, sowie das zweimal wöchentlich um acht Uhr morgens stattfindende Exerzieren der Wachmannschaften mit ihren lauten Kommandos und den Parademarsch übenden Soldaten, um nur zwei solcher Gründe zu nennen. Die Pfleger fanden ihn am 5. munter, aber zerstreut und beobachteten halluzinatorische Gesten – so unterbrach er zum Beispiel plötzlich jegliche Unterhaltung, um an die Wand zu starren, und nahm dann aber das Gespräch wieder auf. Johnston meinte Jahre später, diese Panik habe bis zum Eintreffen Beaverbrooks angehalten, aber der damalige Tagesbericht beweist, daß Heß' Unpäßlichkeit sich nach einem Tag gelegt hatte.

Ganz offensichtlich wurde vom M.I.6 ein „Türke gebaut“, weil Heß einen einflußreichen Besucher empfangen sollte. Am 6. September berichte Major Foley dem Lagerkommandanten, seine Vorgesetzten hätten entschieden, daß Heß schließlich doch Radio hören dürfe – zum ersten Mal seit vier Monaten. Foley ließ sich in Aldershot ein Gerät, und am selben Abend konnte man in voller Lautstärke im Zimmer des Gefangenen den Deutschlandsender hören, der Heß glaubwürdiger erschien als die BBC.

„6. September 1941 (Bericht des Pflegers)

Patient war sehr nervös und sagte, er fühle sich sehr schwach. Lag nach dem Lunch im Bett, starrte zwanzig Minuten lang an die Decke und zeigte kein Interesse für seine Umgebung.

Scheint sehr zufrieden zu sein, ein Radio zu haben. Interessiert sich für die deutsche Berichterstattung von der Leningrad-Front und wurde ganz aufgeregt, als er es für die Pfleger ins Englische übersetzte.

(Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ scheintmunterer zu sein . . . „Z“ schien sehr aufgeregt über den bevorstehenden Besuch von „B“ zu sein, der gefragt hat, ob er ihn aufsuchen dürfe. „Z“ sagt, in seinem „gegenwärtigen Zustand“ wäre das unmöglich.

8. September 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Um 05.00 Uhr wurde der Arzt zu „Z“ gerufen, der über heftige Schmerzen in der Gallenblase klagte und um Morphium bat. Der Arzt gab ihm eine kleine Injektion, und er schlief den größten Teil des Vormittags. Er verweigerte alle Mahlzeiten und aß den ganzen Tag nur Keks. Die gespannte Erwartung seines bevorstehenden Gesprächs mit „B“ ist möglicherweise der Grund für seine Aufregung, die genau dieselben Formen annimmt wie sein Zustand vor dem Besuch von [Simon].“

Dieser Version, die zweifellos auf dem Bericht des Arztes an Oberst Scott beruht, muß man die Meldungen der Pfleger gegenüberstellen, die Heß an demselben Tag betreut haben:

„[Heß] hörte Radio und war sehr erfreut, den deutschen Nachrichten zu entnehmen, daß Leningrad von den Truppen der Achse eingeschlossen ist. An diesem Nachmittag war er sehr viel munterer.

Sprach mit der [Nacht] Wache nach deren Dienstantritt über die Einschließung von Leningrad. War lebhaft im Gespräch, aber das übrige Verhalten und der Gesichtsausdruck verraten Niedergeschlagenheit, Einsamkeit und geringes Interesse an Geselligkeit.

9. September 1941

Hörte deutsche und englische Nachrichten. Beklagte sich über den störenden Lärm der Arbeiter unten. Hatte um 19.20 Uhr einen Besucher [Lord Beaverbrook] und führte ein langes Gespräch mit ihm und erklärte, er habe sich über den Besuch gefreut ... Befinden des Patienten scheint heute abend viel besser zu sein.

(Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ war den ganzen Vormittag etwas aufgeregt in Erwartung des Besuchs von „B“, der um 19.30 Uhr stattfand, „B“ führte ein einstündiges Gespräch ... Er bezweifelt sehr stark, daß „Z“

geistesgestört sein soll.“

Ausgestattet mit dem vorgeschriebenen militärischen Passierschein, der von Cadogan unterzeichnet war und ihn als „Dr. Livingstone“, einen praktischen Arzt, auswies, der das Camp „Z“ besuchte, um eine ärztliche Untersuchung durchzuführen, wurde Beaverbrook in das Schlafzimmer hinaufgeführt, das nunmehr seit drei Monaten Heß' private Welt umschloß, und wurde dann mit ihm alleingelassen. Über versteckte Mikrophone hörten jedoch die Männer vom M.I.6 jedes Wort mit.

Die Niederschrift, die Beaverbrook später erhielt, trug die Nummer 98, also muß so ziemlich jede Unterredung, die Heß seit seiner Ankunft in Mytchett Place führte, aufgezeichnet worden sein, und man kann nur mutmaßen, was einer Freigabe dieser Protokolle für die Forschung im Wege steht. Ihre historische Bedeutung dürfte es kaum sein; vielleicht würden sie Indizien dafür erkennen lassen, daß Heß bei den Verhören unter Drogeneinwirkung stand, was, wie Lord Beaverbrook später argwöhnte, bei dem Gefangenen zu einer Gehirnschädigung geführt habe.

Mit dem Kompliment: „Ihr Englisch ist sehr viel besser geworden“, eröffnete der Kabinettsminister das Gespräch mit dem Stellvertreter des Führers.

„Ein bißchen“, antwortete Heß bescheiden.

„Sehr viel! Sie erinnern sich an das letzte Mal, als wir uns in der Reichskanzlei in Berlin unterhielten . . . in Ihrem Büro, und Sie haben alles, was in Englisch gesagt wurde, verstanden?“

Ja, Heß hatte ihn verstanden.

„Nun“, fuhr Beaverbrook fort, „die Dinge haben eine Wendung zum Schlechten genommen. Ich war sehr gegen diesen Krieg.“

„Ich auch!“

„Ich bedauerte es außerordentlich . . . Die Welt ist in schrecklichen Schwierigkeiten. Kleine Ursachen haben große Wirkungen und machen sich selbständig und sind nun nicht mehr aufzuhalten.“

Eine Weile sprach Beaverbrook von seiner Verwunderung über sich selbst, sich, einen Pressezaren, im Mai 1940 in Mr. Churchills Kabinett wiederzufinden und mit der Verantwortung für Flugzeug-, Kanonen- und Munitionsproduktion betraut zu sehen.

Heß lachte nervös, wagte aber nicht gleich, sich dazu zu äußern. Er scheint befangen gewesen zu sein. Dadurch war Beaverbrook gezwungen, die Unterhaltung zunächst fast allein zu führen.

Heß erzählte ihm, daß sein Bein zwölf Wochen zur Heilung gebraucht habe.

„Zwölf Wochen! Das ist eine lange Zeit.“

„Eine lange Zeit“, pflichtete ihm der Gefangene bei. „Eine lange Zeit für einen Mann vor allem, der keine Besucher empfangen darf. Wenn ich in Deutschland wäre, würden meine Frau, mein Sohn, meine Tante und meine Freunde kommen. „

Hier habe er keine Freunde, fügte er hinzu, und bat Beaverbrook, für den Herzog von Hamilton die Erlaubnis zu erwirken, ihn zu besuchen – „Der einzige Mann, der sozusagen – gewissermaßen – ein Freund von mir ist, obgleich ich ihn nicht sehr gut kenne.“

„Ich traf ihn vor einigen Tagen auf einem Flugplatz im Norden“, erzählte Beaverbrook. „Ich flog von einem schottischen Flugplatz nach Amerika.“

Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß in den Anfangsjahren der Zivilluftfahrt, als Hermann Köhl, von Hünefeld und Fitzmaurice die erste Atlantiküberquerung von Ost nach West unternahmen, auch Heß einen solchen Flug machen wollte. „Aber ich habe die Maschine nicht bekommen . . . heute ist das viel einfacher.“

Für Beaverbrook, der den Flug nach Neufundland im Bombenschacht eines Kampfflugzeuges mitgemacht hatte, schien „einfacher“ nicht das richtige Wort zu sein.

„Ist das Ihr Radio hier?“

„Seit zwei Tagen“, sagte Heß. „Eine lange Zeit, zwölf Wochen, ohne Radio!“

„Man verschafft Ihnen nicht die Annehmlichkeiten, die Sie wünschen?“ „Nein, bestimmt nicht“, sagte Heß mit einem kläglichen Lachen. „Fünf Wochen lang bekam ich keine Zeitung . . . Vielleicht können Sie mir sagen, warum.“

Er war überzeugt, daß er, wäre er nicht über das Treppengeländer gesprungen, auch heute noch keine Zeitung bekäme. Beaverbrook fragte nach der Verpflegung, und Heß versicherte ihm: „Das Essen ist in Ord-

nung, ja. Die Portionen sehr gut.“

Beaverbrook erzählte, er schätze ein gelegentliches Glas deutschen Weins, und Heß äußerte die Hoffnung, daß die Engländer in zwei oder drei Jahren wieder deutschen Wein bekommen würden: und so steuerten sie allmählich auf den eigentlichen Zweck seiner Mission hin.

„Ich weiß nicht“, sagte der britische Minister, „wie die Dinge laufen werden. Die Situation ist überhaupt nicht zu übersehen . . . wie das alles weitergehen wird –“

„– Und es ist ein sehr gefährliches Spiel, das England jetzt mit dem Bolschewismus spielt“, unterbrach ihn Heß, der aus der Zeitung wußte, daß sein Gast wenige Tage später Stalin gegenüberstehen würde. „Sehr gefährlich . . . Wenn es demnächst Kontakte zwischen bolschewistischen Frauen und englischen Frauen, zwischen bolschewistischen Arbeiterorganisationen und englischen Arbeiterorganisationen gibt, so kann das nicht ohne Folgen bleiben.“

Auf der Suche nach Dingen, die er Stalin sagen könnte, erklärte Beaverbrook: „Ich kann nicht begreifen, warum die Deutschen Rußland angegriffen haben.“

„Weil wir wußten, daß die Russen uns sonst eines Tages angegriffen hätten. Und es wäre nicht nur für Deutschland und ganz Europa, es wäre auch für England gut, wenn Rußland geschlagen würde.“

Heß fügte hinzu, er wisse über die sowjetische Rüstung nur, was er darüber gelesen habe, aber da die Wehrmacht nun den Dnjeperstaudamm zerstört habe, müsse ein großer Teil der sowjetischen Rüstungsindustrie ohne Strom sein.

„Es ist schwer zu verstehen“, beharrte Beaverbrook, „warum Deutschland, das in einen so globalen Krieg verwickelt ist, sich entschlossen hat, Rußland zu bekämpfen. Ich hätte gedacht, Deutschland würde sagen: ‚Zuerst müssen wir den Krieg mit England beenden.‘“

„Aber wir waren überzeugt, daß Rußland uns vorher angreifen würde. Das ist doch ganz logisch.“

Zwar hätten die Sowjets vor mehreren Jahren erklärt, sie würden ihre Absicht aufgeben, eine bolschewistische Weltrevolution zu entfachen, aber, meinte Heß: „Das kann nicht stimmen.“

Beaverbrook erzählte ihm, er sei nicht gerade begeistert von seiner

Reise nach Moskau – er würde lieber durch Europa reisen oder auf seinem Gut in Südafrika leben. Heß berichtete ihm von seinem Memorandum über Deutschland, Großbritannien und den Ostfeldzug und bot ihm eine Kopie in deutscher Sprache an.

„Das würde ich sehr, sehr gerne haben“, sagte Beaverbrook. „Ich mache ja überhaupt kein Geheimnis aus meinen Ansichten. Meine politischen Auffassungen sind, wie sie immer waren!“ – und er setzte zu einer Rede darüber an, wie gut es den Briten im Kriege gehe: „Der Krieg hat sie stark gemacht.“

Heß erwiderte, dasselbe treffe auf die Deutschen zu, und je schwerer die Luftangriffe auf die Städte seien, desto widerstandsfähiger werde die Bevölkerung.

„Niemand weiß“, meinte Beaverbrook, „wie das alles einmal enden wird.“

Der Bolschewismus könne nur stärker werden, beharrte Heß; angesichts der russischen Reserven an Rohstoffen und Menschen würden die Sowjets schließlich zu einer Weltmacht und einer Konkurrenz für die Engländer werden. Heß war überzeugt, daß die Vereinigten Staaten eines Tages offiziell in den Krieg eintreten würden.

Beaverbrook fragte, warum der Krieg eigentlich ausgebrochen sei, und offenbarte seine eigenen Empfindungen, als er erklärte: „Der Krieg kam so schnell . . . Ich glaube, daß Chamberlain, der damals Premierminister war, ihn ehrlich zu vermeiden trachtete.“

Der Kanadier machte eine Pause und setzte dann mit jener taktlosen Direktheit hinzu, die ihn bei seinen Freunden so beliebt machte: „Letzten Endes ist es sowieso egal, warum der Krieg ausgebrochen ist! Es ist so etwa, als ob man einen Mann fragt: ‚Wieso sind Sie eigentlich die Treppe hinuntergefallen, nicht wahr!‘“

Heß hatte vor kurzem die Niederschrift seines Gesprächs mit Sir John Simon durchkorrigiert und empfahl Beaverbrook, es jetzt zu lesen – „Es ist dort in der Schublade“, sagte er, „Wenn Sie so freundlich sein wollen: die zweite Schublade rechts.“

Während Beaverbrook die Seiten durchblätterte, sprachen sie über die Schlacht um England und über die Leistungen der RAF-Piloten. „Die englischen Flieger sind sehr gut“, sagte Beaverbrook, und Heß, der im

Ersten Weltkrieg gegen sie gekämpft hatte, stimmte zu. „Aber ich glaube, die Deutschen sind auch begeisterte Flieger.“

„Sie kennen meine Ansichten über die Deutschen“, sagte Beaverbrook. „Sie haben die besten Männer, und wir haben die besten Männer : und einer bringt den anderen um, und, wie ich meine, wegen nichts.“

Beaverbrook machte einige Bemerkungen zu dem Gespräch mit Simon – als der polnische Außenminister Beck vor dem Kriege nach Großbritannien kam, wollte er, wie er Heß erzählte, „nichts mit Churchill zu tun haben“. Auf englischer Seite habe man angenommen, Beck stünde unter Hitlers Einfluß.

Und zu den Franzosen: „Kein Elan mehr.“

„Die sind vielleicht gelaufen!“ sagte der Stellvertreter des Führer verächtlich lachend. „Alles kommunistischer Einfluß, marxistischer Einfluß!“

Auf Mr. Churchills Absicht eingehend, 1940 in Norwegen zu landen, erzählte Beaverbrook: „[Sein] Neffe war in Narvik – er war bei meiner Zeitung . . . Giles Romilly, ein Sozialist vom linken Flügel. Churchill hielt nie viel von seiner politischen Auffassung!“

Beide mußten laut lachen.

„Als Sie nach England kamen“, nahm der Minister das Gespräch wieder auf, „ging ich zu Churchill in die Downing Street, und er zeigte mir das Photo und sagte: ‚Wer ist das?‘, und ich sagte: ‚Heß!‘“

Heß lachte vergnügt, als er sich diese Szene vorstellte: „Er hat es zuerst nicht glauben wollen.“

„Ich auch nicht!“ sagte Beaverbrook.

„Ich war Informationsminister“, sagte er, wieder auf den Ersten Weltkrieg eingehend, und als Heß meinte, die Deutschen hätten viel von den englischen Propagandamethoden gelernt, witzelte Beaverbrook, der sich die größte Mühe gegeben hatte, seinerzeit Duff Cooper abzulösen: „Ich hoffe, ihr nutzt das nicht in *diesem* Krieg aus.“

„Eines Tages“, sagte Heß lächelnd, „hörte ich, daß eine Bombe auf Ihr Propagandaministerium gefallen sei, und ich sagte unseren Leuten: ‚Das ist falsch . . . Ihr dürft nicht unsere *Verbündeten* bombardieren!‘“

In dem Bemühen, dem Gefangenen wenigstens einen Anhaltspunkt über die künftige deutsche Strategie zu entlocken, brachte Beaverbrook das

Gespräch auf Hitlers Feldzüge in Jugoslawien, Griechenland und Kreta. „Ich kann nicht verstehen, warum er nach Jugoslawien ging. Ich kann nicht verstehen, warum er nach Griechenland ging. Da er schon in Griechenland war, kann ich nicht verstehen, warum er nicht von Kreta nach Zypern – nach Syrien gegangen ist!“

„Oh, das ist nicht so einfach“ wies Heß ihn mit einem Lachen zurecht. „Sie haben eine Flotte . . .“

„Aber die Luftlandetruppen dort waren hervorragend“, meinte sein Gast und erinnerte ihn an den Fallschirmangriff auf Kreta. „– Eine historische Tat.“

Er warf noch einmal einen Blick in das Simon-Papier.

„Am Tag von Hitlers Wahl war ich in Berlin“, sagte er nach einer Weile. „Sie wissen vielleicht, daß meine Zeitungen ihm stets breiten Raum gewidmet haben.“

„Ich weiß“, erwiderte Heß. „Ich weiß, daß Sie mit Hitler zusammen einen Film über den letzten Krieg gesehen haben. Der Führer sagte mir, Sie seien sehr beeindruckt gewesen, und er selbst sah darin die Keimzelle für eine Verständigung.“

„Ich habe ihn insgesamt dreimal getroffen“, erinnerte sich der Kanadier.

„Oh!“ schmeichelte ihm Heß. „Ich weiß, daß er Sie sehr schätzt.“

„Das ganze ist eine verfluchte Schweinerei“, sagte Beaverbrook.

„Ja, das ganze ist eine verfluchte Schweinerei“, stimmte Heß, dieses Wort aufnehmend, zu. „Aber wir können unser Blut für bessere Dinge brauchen. Sie können Ihr Blut in Ihren Kolonien und für Ihr Empire brauchen, und wir können unser Blut im Osten gebrauchen.“

Der Minister ließ lediglich ein unverbindliches Brummen hören.

„Ich glaubte“, sagte der Stellvertreter des Führers mit einem traurigen Blinzeln in den Augen, „ich könnte hierherkommen und einen gewissen gesunden Menschenverstand vorfinden. Ich habe mich geirrt. Das weiß ich jetzt.“

„Wenn erst einmal Blut geflossen ist, die Bomben gesprochen haben und die Verluste da sind, dann ist es aus mit der Vernunft.“

„Aber trotzdem dachte ich, daß einige führende Männer genug gesunden Menschenverstand hätten und sagen würden, ‚Warum

weiterkämpfen? . . . Es ist doch nicht nötig.“

„Die Schwierigkeit besteht darin, wenn man eine solche Erklärung abgibt, läßt man den Kampfgeist des eigenen Volkes im Stich.“ Beaverbrook setzte zu einem schwierigen Gedankengang an, verirrte sich in seinen eigenen Argumenten und begann erneut: „Wenn zwei Nationen gegeneinander kämpfen, ist es sehr schwierig, sie wieder voneinander zu trennen . . . Man muß die Moral der Bevölkerung hochhalten . . . ständig. Und wenn man jemals die Moral des Volkes schwächt, dann wird es ernsthaft gefährlich, nicht wahr?“ Er wußte offenbar selbst nicht genau, was er zum Ausdruck bringen wollte, und Heß war da auch nicht viel besser dran.

„Ich wollte“, fuhr der Kanadier fort, „ich wüßte, wohin das Ganze führt . . . könnte einen Weg durch den Nebel finden. Alles erscheint so hoffnungslos.“

Möglicherweise wollte Beaverbrook etwas von seinen eigenen Vorahnungen preisgeben, als er sagte: „Der Rußland-Feldzug dauert schon viel länger, als ich erwartet hatte.“

„Ja,“ räumte Heß ein: Die Deutschen hätten den Sieg wahrscheinlich schon eher erwartet, aber Stalin habe die ganze Zeit heimliche gerüstet – „um eines Tages in der Lage zu sein, den Krieg zu beginnen. Und scharfsinnig fügte er hinzu, die Russen „kämpfen gut, weil der Selbstbehauptungswille des Volkes Auftrieb erhalten hat.“

Mit dem Versprechen wiederzukommen, verließ Beaverbrook Heß, den er jedoch nie wiedersehen sollte.

Und Heß wünschte ihm alles Gute für seine bevorstehende Reise zum Kreml.

STREIK

Bis zum Frühjahr 1942 blieb Heß im Camp „Z“ in der Nähe von Aldershot. Die Villa nahm immer mehr den Charakter einer Festung an; Drahtverhau und Tarnung innerhalb des Lagerbereichs wurden verstärkt, Panzerglas bestellt, die Vorhängeschlösser durch Sicherheitsschlösser an der Außenseite der Türen ersetzt. Sehr zum Kummer des Gefangenen hatte nur der Militärpolizist außerhalb des vergitterten Hausbereichs den Schlüssel, sodaß Heß, selbst wenn er wieder ganz auf den Beinen sein würde, in einem Käfig eingeschlossen war, wenn auch mit etwas mehr Freiheit als zuvor.

In einem offensichtlich nur halbherzigen Versuch, Heß für künftige Propagandazwecke umzuerziehen – so wie man später Tausende von Deutschen in Sonderlagern wie Wilton Park einer „Re-education“ unterzog –, gab man ihm Augenzeugenberichte über deutsche Konzentrationslager sowie ein Buch von einem emigrierten Österreicher mit erschreckenden Schilderungen über dasselbe Thema zu lesen. Voller Entrüstung las Heß dieses Buch und kritisierte, der Verfasser habe nicht erwähnt, daß Kurt Schuschniggs Regime Tausende österreichischer Nazis in „Arrestlager“ geworfen habe, wo sie getötet oder mißhandelt worden seien. Die Leute in Hitlers Konzentrationslagern – so der Stellvertreter des Führers – seien ausnahmslos Kriminelle oder Kommunisten.

„Wo immer der Kommunismus an der Macht ist“, schrieb Heß am 18. September, „hat er das schrecklichste Terrorregime mit bestialischen Foltermethoden errichtet.“ Diese brutalen kommunistischen Regime, die nicht nur in Rußland, sondern auch in Deutschland, Ungarn, Spanien und

erst seit kurzem in den baltischen Staaten herrschten, hätten politische Gegner, Intellektuelle und Angehörige der gebildeteren Schichten mit Methoden behandelt, gegen die, nach seiner Ansicht, die deutschen Lager die reinsten „Erholungsheime“ seien. Er schilderte die dokumentarisch bewiesenen Greuelthaten, die Bela Kuns kurzlebige „Sowjetrepublik“ in Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg vor allem gegen den katholischen Klerus beging, und fügte hinzu: „Ich muß leider sagen, daß fast immer Juden dafür verantwortlich waren.

Großbritannien, so meinte Heß, habe angesichts seines Verhaltens in Irland, Indien und Palästina kein Recht, anderen Vorwürfe zu machen. Und indem er noch einmal auf Englands Maßnahmen im Burenkrieg hinwies, behauptete er ganz naiv: „Deutschland hat niemals Frauen und Kinder in Konzentrationslager geschickt.“

Aber er versprach hoch und heilig: „Wenn ich nach Deutschland zurückkomme, werde ich eine Untersuchung veranlassen . . . , ob Unterführer ohne Wissen und gegen den Willen der Führung sich tatsächlich so verhalten haben, wie es geschildert wird.“

Camp „Z“ gab schließlich jeden Gedanken daran auf, diesen störrischen Geist umerziehen zu können.

Einiges von der Vielschichtigkeit des Falles Heß läßt sich in den täglichen Krankenberichten erkennen, allerdings nur, wenn man sie nüchtern und sachlich durchleuchtet.

Ohne Zweifel war Heß im Herbst 1942 ein in seinem seelischen Gleichgewicht gestörter Mann, aber ein gut Teil dieses gestörten Zustandes existierte nur in der Sicht einiger Betrachter: Sechs Krankenpfleger hielten ihn rund um die Uhr unter Beobachtung, aber lediglich zwei oder drei von ihnen registrierten – wiederholt und sich wiederholend – diese Symptome, während andere, die genauso gründlich ausgebildet waren, offenbar nichts bemerkten. Die täglichen Meldungen wurden in regierungsamtliche Diensthefte eingetragen, so daß jeder, wenn er wollte, die Beobachtungen seines Dienstvorgängers lesen konnte. Mit der Zeit stellte sich eine gewisse Gleichförmigkeit in den Berichten ein.

Dasselbe war der Fall, als Heß anfang, über heftige Magenbeschwerden zu klagen. Gelegentlich tat ihm der Arzt „seinen Willen“, aber meistens machte er Heß’ „Hysterie“ dafür verantwortlich. Allerdings ist aus anderen

Quellen bekannt, daß Heß schon lange vor seinem Flug Beschwerden dieser Art hatte. Vielleicht waren seine Magenprobleme im Camp „Z“ eine zwangsläufige Folge der ungewohnten Truppenverpflegung einer britischen Offiziersmesse, denn er hatte sich zuvor seit Jahren von unbearbeiteten und kunstdüngerfrei angebauten Nahrungsmitteln ernährt und auch nur homöopathische Mittel eingenommen. Hinzu kam noch, daß die Küche des Lagers mit Fleisch schlechtester Qualität beliefert wurde und daß man den unfähigsten Koch angeheuert hatte, der sich in Aldershot aufreiben ließ.

Auch war, man muß das erwähnen, Captain Munro Johnston nicht der Arzt, der bei ernstlichen inneren Gesundheitsstörungen eine klare Diagnose stellen konnte: wie er selbst betont hatte, war er Psychiater und kein praktischer Arzt, und als der Kommandant, Oberst Scott, Mitte Oktober 1941 eine Gürtelrose bekam, vertraute er sich nicht dem Lagerarzt an, sondern ließ statt dessen Oberst Bedford kommen.

Heß versuchte, es sich irgendwie bequem zu machen, aber wenn man drei Monate lang mit einem Gipsverband am Bein ans Bett gefesselt wird, wird es schwierig, Ruhe zu finden und gelassen zu bleiben. Die Krankenpfleger richteten den Flaschenzug und sein Bett her, er versuchte ständig, seine Lage zu verändern, aber in keiner Stellung fand er den dringend benötigten Schlaf. Er aß so wenig wie möglich, erlaubte sich allenfalls einen Pudding oder knabberte Keks und trank Kamillentee.

Auf Wochenenden freute er sich gar nicht, denn an Samstagen erschien der Heerespsychologe Major Dicks am Doppeltor, wies seinen Paß vor und wurde durch das Gitter nach oben geleitet. Dicks war inzwischen davon überzeugt, daß Heß ihm am liebsten Gewalt antun würde. Dieses Gefühl war gegenseitig. Am 14. September notierte der Kommandant amüsiert, Dicks habe „Z“ nach dem Lunch aufgesucht, sei „aber nicht gerade mit offenen Armen empfangen worden“. Corporal Riddle sah, daß der Gefangene hinterher mit einem „trübsinnigen und gequälten Ausdruck“ in eine Ecke starrte.

Am 15. bat Heß Major Foley, vom Camp „Z“ in eine ruhigere Umgebung verlegt zu werden, weg von dem ständigen Krach des MG-Feuers und der mit offenbar unzulänglichen Schalldämpfern ausgerüsteten Maschinen der in der Nähe gelegenen Motorradschule der Militärpolizei.

Am selben Abend nahm Major Murray endlich die Schiene an Heß' Bein ab, machte ihm, der in seiner Naivität geglaubt hatte, er könne nun sofort aufstehen und wenigstens in einem normalen Sessel sitzen, gleich klar, daß er noch mindestens vier Wochen ans Bett gefesselt bleiben werde.

Inzwischen hatte Heß seine Beschwerdeliste für Lord Beaverbrook über die Quälereien, denen er sich durch Dicks und Foley ausgesetzt fühlte, auf den letzten Stand gebracht, nicht ohne auch einige kürzlich eingetretene Verbesserungen zu erwähnen – so war Ende September endlich ein Selbstschließer an der ewig knallenden Eingangstür angebracht worden. Er fügte auch eine zweiseitige Erklärung bei, in der er nach dem Stand seiner Kenntnis bestritt, daß die Gestapo die ihr von der feindlichen Propaganda unterstellten Methoden tatsächlich anwende. (Atkinson-Clarks kalt-schnäuzige Bemerkung: „Wir behandeln Sie so, wie die Gestapo die Leute in Deutschland behandelt!“ nagte noch immer an ihm.) Wie auf allen Camp „Z“-Dokumenten wurden Heß' Bemerkungen über Lordkanzler Simon, Lord Beaverbrook und „Kabinettsminister“ unleserlich gemacht, so daß selbst die Stenotypisten von deren Besuchen nichts erfuhren. Abermals verlangte er von höchster Stelle eine Untersuchung des Verhaltens jener drei Männer im Camp „Z“, die er für seine geistige Verwirrung verantwortlich machte. „Allmählich machten es sich Dr. Dicks, Major Foley und Oberstleutnant Wallace zur Gewohnheit“, schrieb er darin, „mir einzureden, alle meine Beschwerden seien lediglich die Folge einer Psychose.“

Handschriftlich fügte er hinzu: „Nach meiner Ankunft in Schottland appellierte ich an die Ritterlichkeit des Königs von England. Ich weiß, daß er befohlen hat, für meine Sicherheit und Wohlfahrt zu sorgen.“

Während der nächsten sechs Wochen wurden diese Briefe jedoch vom Secret Service zurückgehalten. Erst im November erhielt Lord Beaverbrook Gelegenheit, sie zu lesen. Unterdessen waren die Krisen in seinem Befinden zur Routine geworden:

„19. September 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ ganz munter und gut gelaunt . . . Nach dem Mittagessen hörten „Z“ und der Offizier vom Dienst zusammen Nachrichten, und „Z“ äußerte sich zu den von den Sowjets behaupt-

eten Verlustzahlen – er sagte, das Oberkommando der Wehrmacht bemühe sich in geradezu pedantischer Weise, korrekte Zahlen bekanntzugeben.“

Während der nächsten Tage sah der Sanitätsobergefreite Riddle ihn als einen geistig schwer gestörten Patienten, wie sein anschaulicher Bericht zeigt:

„24. September 1941 (L/Cpl. Riddle, Nachmittagsmeldung)

Patient sehr niedergeschlagen, spricht nicht, nimmt keine Notiz von seiner Umgebung. Begnügt sich damit, flach im Bett zu liegen und tut so, als könne er nicht anders. Atmung scheint regelmäßig und normal, stöhnt aber zwischendurch, Gesichtsausdruck verrät Selbstmitleid, macht schwache Versuche, sich bei seinen Bedürfnissen selbst zu helfen.

Um 16.15 Uhr von Major Foley und um 17.30 Uhr von Captain Johnston besucht . . . klagt immer noch über heftige Leibschmerzen in der Lebergegend. Eine lauwarne Waschung wird vorgeschlagen, damit er sich besser fühle, wird aber abgelehnt, und [er] sagt, er möchte nicht munterer werden, da dadurch die Schmerzen nur schlimmer werden könnten.

Abends nur Suppe gegessen. Stöhnt ständig beim Essen, hört aber zuweilen auf und starrt in die Zimmerecke und hebt dann und wann den Kopf, als habe er irgend etwas entdeckt. Spricht oft deutsche Sätze und stellt Fragen in bezug auf seine Beschwerden. Fragt, ob er Fieber hat, weil ihm heiß ist, und sagt, er könne nicht schwitzen, weil der Raum ihm zu stickig sei, und wenn er eine Antwort erhält, sagt er lediglich: „Mag sein.“

26. September 1941 (Nachmittagsmeldung von Riddle)

Ruhelos und sehr erregt, niedergeschlagen und schlecht gelaunt. Möchte, daß die Fenster geöffnet und gleich danach, daß sie wieder geschlossen werden; verlangt Gummiring, braucht ihn dann aber nicht; richtet sich auf und legt sich gleich wieder hin. Stöhnt und gestikuliert ständig, aber wenn man ihn

anredet oder versucht, irgend etwas für ihn zu tun, verhält er sich für kurze Zeit ganz still. Klagte wieder über heftige Schmerzen und verlangte nach dem Arzt. Um 15.55 Uhr 1/3 Atapon injiziert. Sagt, es wirke nicht . . .

Beobachtet verstohlen den Pfleger. Einmal schob er heimlich die Bettdecke von sich und schaute den Pfleger herausfordernd an, ob der das wohl gemerkt habe.“

All das wurde pflichtgemäß dem Kommandanten gemeldet. „Z‘ ist immer noch recht schwierig“, schrieb Oberst Scott am 27.: „Die ganze letzte Nacht hielt er den Arzt auf Trab . . . Er ist eine richtige Nervensäge für die Pfleger.“ Und am nächsten Tag: „Z‘ war ruhig und sagte, er sei nach den gestrigen Schmerzen erschöpft.“

Hatte er lediglich Theater gespielt, und wenn ja, warum? Am 29. machte er einen vereinsamten und traurigen Eindruck auf die Pfleger: „Er starrte mit einem bestimmten Gesichtsausdruck die Wände an.“ Bei dieser Gelegenheit erhalten wir jedoch einen deutlichen Beweis seines logischen Denkens. Der Pfleger meldete, Heß „schreibt einen Brief“. Der Text dieses Briefes ist erhalten geblieben; was auch die britische Zensur damit gemacht hat – mehrere Zeilen waren geschwärzt, bevor der Brief in Deutschland eintraf –, wir wissen nicht nur, was in dem Brief stand, sondern auch, was er bedeutete.

Das Schreiben an Dr. Fritz Gerl, der zu Heß’ Freundeskreis von Wissenschaftlern gehörte, macht einen harmlosen Eindruck, aber in seinen Eingangsworten war eine heimliche Botschaft verborgen.

„England, 29. September 1941

Lieber Professor,

wie oft ich hier bei „Deinen Engländern“ an Dich denken muß, kannst Du Dir vorstellen. Bin nur neugierig, wie lange ich noch so an Dich denke, statt daß ich Dich leibhaftig vor mir habe und wir wieder gemeinsam über die Engländer sprechen!

Was mögen wohl Deine verschiedenen Entdeckungen und Erfindungen auf ärztlichem Gebiet inzwischen für Fortschritte gemacht haben? Ganz besonders interessiert mich immer, wie

Du weißt, die Sache, bei der Dr. Gähmann Dir geholfen hat. Vielleicht könnte Leitgen Dir hierbei auch an die Hand gehen!

Wie Du vielleicht durch Frau Brot* hörtest, hat mein Magen so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß er keiner Diät mehr bedarf. Trotzdem hatte ich letzter Tage – allen Erwartungen zum Trotz – wieder mal einen Anfall; diesmal eindeutig von der rechten Niere ausgehend. Dabei sind zum ersten Mal asthmaartige Erscheinungen aufgetreten. Da ich weiß, daß Deine Schilddrüsen-Behandlung sichere Erfolge gerade hinsichtlich Asthma aufzuweisen hat, habe ich den Entschluß gefaßt, mich nach Rückkehr endgültig in Deine Behandlung zu begeben; was ich hiermit angekündigt haben will. Wenn es auch vielleicht noch lange Zeit hat bis dahin, sichere ich mir doch schon einen Platz in Deiner Sprechstunde; denn Du wirst Dich – so weit ich über die Voraussetzungen unterrichtet bin, die Deine Behandlung nötig machen – vor Patienten nach diesem Kriege überhaupt nicht mehr retten können . . .

Nach einigen übermalten Zeilen heißt es abschließend in Heß' Brief: „Bitte läute mal bei den Meinen an und berichte, daß es mir gutgeht – von einem kleinen Rückfall in das alte Leid abgesehen.

Ich freue mich sehr darauf, Dich wiederzusehen – hoffentlich gesünder als vordem –, wann es auch sei!

Heil Hitler!

Dein alter

R.H.“

Monate vergingen, bevor Dr. Gerl diesen Brief zu Hause im Allgäu erhielt.

Er schrieb eine ängstliche Erläuterung an den Reichsführer SS, mit „Randbemerkungen“ seinerseits, damit Heinrich Himmler „den wahren

* Für die Familie Heß war er der „Brotherr“, deshalb ist mit Frau Brot wahrscheinlich seine Frau gemeint. Er hatte ihr im Juli 1941 über seine „selbstaufgelegte Diät“ geschrieben und erwähnt, daß „Reuther aus München“ es ihm ermöglicht habe, alles ohne Bedenken zu essen.

Sinn des Briefes“ erkenne, und deutete an, daß man dieses Schreiben dem Führer zur Kenntnis geben sollte. Der erste Satz hatte in der Tat nichts mit „ärztlichen Fortschritten“, sondern vielmehr mit Kampfmitteln gegen England zu tun: „Der erwähnte Dr. Gähmann“, schrieb Gerl, „ist keine ärztliche Persönlichkeit, sondern ein Ingenieur der D.W.M., mit dem ich bei Heß zum Vortrag war wegen neuer Möglichkeiten zur Schiffsversenkung.“ Gerl erklärte, daß es sich bei dieser besonderen Sache, für die sich Heß interessierte, um eine Kombination von Mine und Bombe zur Bekämpfung von Schiffszielen handle.

Wenn der Satz in Heß' Brief wirklich eine tiefere Bedeutung gehabt haben sollte, dann war es ein Wink mit dem Zaunpfahl, der Führer solle die Blockade der britischen Häfen und Schiffsrouten fortsetzen. Anmerkungen am Rande des Briefes lassen erkennen, daß Himmler ihn an den Gestapo-Chef Reinhard Heydrich und an Bormann weitergab, der inzwischen Nachfolger von Heß in der Parteihierarchie geworden war. (Gerl glaubte, sich wegen der Bemerkung von Heß „Deine Engländer“ rechtfertigen zu müssen, und schrieb an Himmler, dies „ist ironisch gemeint, da ich ihm dauernd wegen neuer Kampfmittel in den Ohren gelegen habe.“)

Zum erstenmal seit Monaten durfte Heß einen Zahnarzt konsultieren. Captain J. M. Barnes vom Army Dental Corps behandelte ihn am 30. September, einen Tag nachdem der Gefangene seinen mit List ausgedachten Brief geschrieben hatte, und erzählte Oberst Scott hinterher, es sei soviel Gold in den Brücken und Kronen in Heß' Gebiß, daß sein Kiefer „ein kleines Vermögen wert“ sei. Sachlicher werdend, registrierte Barnes anschließend: „Allgemeiner Zustand des Gebisses ist gut“.* Einige Tage später, bevor der Zahnarzt wieder erschien, um die Behandlung abzuschließen, ließ Heß Captain Johnston zu sich bitten und versprach

* Einer der späteren Gefängnisärzte von Heß' Hugh Thomas, behauptete ganz naiv in seinem Buch „*The Murder of Rudolf Heß*“ (Hodder & Stoughton, London, 1979), daß der jetzige Rudolf Heß (1987) in der Spandauer Festung ein Hochstapler sei. Ich habe die alliierten Behörden in Spandau 1987 gebeten, die Aufnahmen von Heß' Zähnen von 1941 mit den jetzigen zu vergleichen. Nach mehrmonatiger Prüfung der von mir eingereichten Unterlagen verweigerten sowohl die britischen wie die amerikanischen Behörden eine Aussage zu diesem Fall. Colonel William L. Priddy (vom Dental Corps der U.S. Armee), der für die neueste Behandlung von Rudolf Heß zuständig ist, wurde es ebenfalls untersagt, mir „zahnärztliche Auskünfte betr. den Gefangenen Nr. 7 [Heß]“ zu erteilen.

ihm, er würde keine weiteren Selbstmordversuche machen, wenn man ihm die Benutzung eines richtigen Fleischmessers, eines Glases und einer Porzellanteetasse gestatte. Johnston hielt seinen Zustand offenbar für ausreichend gefestigt und war einverstanden, behielt sich aber vor, ihm dieses Privileg gegebenenfalls ohne vorherige Ankündigung wieder zu entziehen. Wahrscheinlich wollte Heß damit seinen eigenen Status prüfen. Am 7. Oktober stellte Oberst Scott fest, daß Heß einen weiteren förmlichen Protest an Lord Beaverbrook gerichtet hatte, in dem er jetzt die Entfernung der Vergitterung und anderer Einschränkungen seiner Bewegungsfreiheit verlangte und – durchaus vernünftig – daß man ihm sein deutsches Geld in englische Währung umgetauscht zurückgeben solle, damit er nach Bedarf Einkäufe tätigen könne. (Dieser Antrag wurde abgelehnt: Heß' Verpflegungskosten wurden zum Teil vom Foreign Office und durch Sammlungen unter den Gardeoffizieren aufgebracht, die auch ihre Lebensmittelrationen mit ihm teilen mußten, da er selbst keine britischen Lebensmittelkarten bekam.)

Mit außerordentlicher Hartnäckigkeit bekundete Heß weiterhin sein gespieltes Desinteresse. Am 9. Oktober stand in der Zeitung, sein Vater sei gestorben; Major Foley teilte ihm die Nachricht mit; Foley erzählte hinterher dem Kommandanten: „Es schien ihn ziemlich kalt zu lassen.“ (In Wirklichkeit war er, wie wir aus anderen Quellen wissen, tief betroffen.)

Man kann wohl sagen, daß Heß halbwegs die Sympathie des M.I.6-Offiziers gewonnen hatte. Der Major leitete am selben Tage, dem 9. Oktober, den jüngsten Protestbrief des Gefangenen über die Haftbedingungen im Camp „Z“ an seine vorgesetzte Dienststelle weiter und fügte selbst hinzu, daß er Heß' Kritik teile. Das Lager, so erklärte er, ließe keinerlei Bewegungsfreiheit für „Z“. Noch wichtiger war Foleys Forderung nach einer Entscheidung über den genauen Status des Stellvertreters des Führers: Denn, wenn er Kriegsgefangener sei, so verstoße man gegen die Genfer Konvention, indem man ihn in einem Lager festhalte, das in der Nachbarschaft von militärischen Zielen liege. Foley wollte, daß Heß in einen ruhigeren Teil des Landes verlegt werde, so daß man die schikanöse Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit lockern könnte. In der Zwischenzeit hatte er ihm eine leichte Schreibmaschine besorgt, und als der Gefangene merkte, daß seine Augen schnell ermüdeten, veranlaßte Foley,

daß ein Optiker erschien und ihm zwei dringend benötigte Lesebrillen verpaßte; und es war Foley, der eine Bekleidungsbeihilfe erwirkte, da Heß das Bett bald würde verlassen können und neue Schuhe brauchte.

Auch Heß entwickelte eine Schwäche für Foley. „Er war ein älterer Herr und sehr nett“, erinnerte er sich nach dem Kriege. „Als er versetzt wurde und sich von mir verabschiedete, kamen ihm die Tränen.“

Wie aus seinen Privatbriefen hervorgeht, rechnete Heß immer noch damit, nach Deutschland zurückkehren zu können. „Er ist fest davon überzeugt,“ hatte Desmond Morton am 28. Juli in einer hämischen Mitteilung an Mr. Churchill geschrieben, „daß die Regierung ihn eines Tages mit einem Friedensangebot nach Deutschland zurückschicken würde.“

Die Haftbedingungen sollten nun sogar noch verschärft werden. Die gesamte Leitung des Kriegsgefangenen-Dezernats der Armee war Mitte September zurückgetreten, und weder der neue Leiter, Generalmajor E.C. Gepp, noch sein Stellvertreter, Oberst P. K. Boulnois, verspürten die geringste Neigung, Heß Erleichterungen zuzugestehen, auf die der Gefangene Anspruch zu haben glaubte.

„Bullennase“ Boulnois erklärte seinen Offizierskameraden, er habe „keine hohe Meinung“ von Heß – nicht zuletzt, nachdem der linke Unterhausabgeordnete Will Thorne gerade behauptet hatte, Rudolf Heß führe irgendwo auf Kosten des britischen Steuerzahlers ein Luxusleben. Am Nachmittag des 11. Oktober erschien Oberst Boulnois mit dem Psychiater Oberst Rees im Camp „Z“, und nachdem sie mit Foley die Köpfe zusammengesteckt hatten, stapfte er die Treppen zu Heß hinauf.

Der Gefangene befand sich gerade in einem Zustand kaum verhohlener Erregung über Hitlers große neue Siege in Rußland und streckte Oberst Boulnois freudig die Hand entgegen, sodaß diesem keine andere Wahl blieb, als sie zu ergreifen.

Boulnois hatte praktisch gegen alles etwas einzuwenden: Insbesondere paßte ihm nicht, daß Johnston die Einschränkungen beim Eßgeschirr und beim Besteck gelockert hatte. „Vor allem ärgere ich mich“, schimpfte er beim Hinuntergehen, „daß ich einem Mörder die Hand geben mußte!“

Er verlangte, die Sicherungsanlagen des Camp „Z“ zu inspizieren, da man im Kriegsministerium immer noch damit rechnete, polnische,

französische, kanadische oder sogar deutsche Attentäter könnten versuchen, Heß zu ermorden. Zum heimlichen Vergnügen des „inneren Stabes“ vom Camp „Z“ fiel der Oberst beim Posten B der Länge nach in eine getarnte Fallgrube. Mit Hilfe von zwei Soldaten zog der Adjutant den Oberst, der knallrot im Gesicht war, wieder nach oben. Sich den Dreck von der Uniform abstreifend, erklärte der Oberst dann Captain Ashworth – der an diesem Tage Oberst Scott vertrat –, nach seiner Ansicht sei das Camp gegen einen Panzerangriff nicht ausreichend gesichert.

Er befahl einen blitzschnellen Probealarm. Ein Horn heulte auf, Glocken schrillten. Alle Verteidigungsposten waren innerhalb von vier Minuten und zwölf Sekunden besetzt. Der Oberst fuhr wieder ab, nachdem er sich für befriedigt erklärt hatte.

Heß, der von dem Mißfallen des Oberst Boulnois nichts mitbekommen hatte, schrieb weiter Manuskripte, hämmerte auf der Schreibmaschine, schaltete deutsche Rundfunksender ein und erläuterte freudig dem Corporal Everatt die deutschen Wehrmachtsberichte. Regelmäßig beklagte er sich über den Lärm der Bauarbeiter, die neue Nissenhütten auf dem Gelände errichteten, um die hundertdreißig Soldaten unterzubringen, die jetzt das Lager bewachten, und er wollte herausbekommen, was das Hämmern im nächsten Zimmer bedeutete. „Hat man die Gitter von den Fenstern entfernt?“ fragte er ganz naiv den Soldaten Dawkins. (In Wahrheit hatte man begonnen, Panzerglas zu installieren.) Am 13. war er überrascht, zu hören, wie eine laute Stimme sich bei den BBC Nachrichten einschaltete. Es war der neueste Propagandatricks der Nazis. „Das ist sinnlos“, sagte er zu dem Pfleger. „Das macht keinen Eindruck auf die britische Bevölkerung.“

Zu anderen Zeiten nahm er wieder auf, was man seine Pflichtübung nennen könnte:

„17. Oktober 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Captain Johnston ist für zehn Tage in Urlaub gegangen und wird von Leutnant McGlade, RAMC, vertreten.

Als erstes beklagte sich „Z“ heute früh über den Lärm vom „Windtunnel“ beim Flugplatz Farnborough [wo sich das britische Luftwaffenversuchsanstalt befand]. Major Foley ver-

sicherte, das sei keinesfalls eine gegen ihn gerichtete Schikane, sondern falle den anderen Offizieren ebenfalls auf die Nerven. Heß sagte dann, er sei aber nach wie vor überzeugt, daß dieses Lager von der Regierung absichtlich gewählt worden sei, weil hier ständig Lärm dieser Art herrsche, um ihn zu quälen.“

Inzwischen konnte er jetzt zwei Stunden lang hintereinander in einem Sessel sitzen. Am 19. Oktober erhielt er den ersten Brief seit seinem Flug nach Schottland – von einer Tante in der Schweiz; und zwei Tage später traf ein zweiter Brief ein, dieses Mal von seinem vier Jahre alten Sohn Wolf Rüdiger. Er schien sehr niedergeschlagen, nachdem er dessen kindliche Zeilen gelesen hatte. Die Pfleger sahen, wie er am Nachmittag aufhörte zu lesen, das Buch zur Seite legte und ganz still wurde. „Er schien tief in Gedanken zu sein und sprach leise mit sich selbst – fing dann aber wieder an zu lesen.“ Zwei Nächte später meinte ein Pfleger, seine Grimassen und die artikulierten Laute würden immer auffallender – „er verhält sich so, als ob er versuchte, imaginäre Stimmen zu ignorieren oder ihnen nicht zu trauen.“

Aber dann hörte der Gefangene in seinem kleinen Radio die Fanfaren und Siegesmeldungen der Wehrmachtberichte von der Ostfront, nach denen weitere zwei Millionen Russen gefangengenommen worden waren. Der Kampf im Osten war so gut wie vorbei, dessen war er sicher. Hitler verkündete, daß er sich jetzt gegen England wenden werde.

Am 23. Oktober nahm Heß einen Federhalter in die Hand und schrieb folgenden Brief an den einzigen Mann, von dem er glaubte, diesem Wahnsinn Einhalt gebieten zu können.

„23. Oktober 1941

Sehr geehrter Lord Beaverbrook,
was ich seit einiger Zeit ahnte, daß kommen würde, ist nunmehr eingetreten:

Wie ich durch den deutschen Nachrichtendienst erfuhr, hat der Führer – sicher im Einvernehmen mit dem Achsenpartner – öffentlich zum Ausdruck gebracht, daß der Krieg nunmehr bis zum klaren Sieg durchgeführt wird.

Ich kenne den Führer zu gut, um nicht zu wissen, was das bedeutet. So zäh er vorher – trotz aller negativen Erfahrungen – Jahre hindurch an dem Gedanken einer Verständigung festhielt, so zäh wird er nunmehr an dem neuen Entschluß festhalten.

Das heißt Kampf auf Leben und Tod.

In meiner Denkschrift vom 6. September 1941 habe ich meine Überzeugung über den Ausgang eines solchen Kampfes begründet. Sie werden mir glauben, daß nach den entscheidenden Niederlagen der Bolschewisten diese meine Siegesüberzeugung nicht geringer geworden ist. Und trotzdem bin ich nicht glücklich über diese Entwicklung. Ich gestehe ganz offen, daß ich bis in diese Tage die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, daß in England doch noch die Vernunft einkehrt und zu guter Letzt eine Verständigung zwischen unseren Völkern zustandekommt.

Aber mehr als der Führer getan hat, d.h. wieder und wieder die Hand entgegenstrecken, konnte er nicht tun. Und ich habe schließlich alles, was mich persönlich betrifft, aufs Spiel gesetzt!

Es sollte offenbar nicht sein!

Ihr ergebener Rudolf Heß“

Es dauerte bis zum 1. November, ehe das Foreign Office diesen Brief mit anderen früheren Heß-Dokumenten „über Beweise und Proteste“ an Beaverbrook weiterleitete. „Ich brauche wohl kaum zu betonen“, schrieb der Ständige Unterstaatssekretär Sir Alexander Cadogan, „daß Heß' Vorwürfe, wir würden ihn absichtlich mißhandeln, jeglicher Grundlage entbehren. Sein Zustand wechselt zwar von Tag zu Tag beträchtlich, aber er leidet an einer ausgeprägten Form von Paranoia, und einige seiner Einbildungen sind zu einer regelrechten Manie geworden.“

Cadogan fügte hinzu, daß „wir“ – womit er in diesem Fall offenbar den Secret Service meinte – „uns“ kürzlich mit zwei Psychiatern, die Heß behandeln, in Verbindung gesetzt haben, und daß ein oder zwei neue Vorschläge für seine Behandlung gemacht worden sind.“ Dies waren, wie sich bald zeigen wird – die schon einmal erwähnte Chemotherapie und die umstrittene Elektroschocktherapie.

Beaverbrook nahm das Mikrophon seines Diktiergeräts in die Hand: „Danken Sie ihm“, diktierte er, womit er Cadogan meinte, „und schreiben Sie ihm einen herzlichen Brief. Dieses Material von Heß soll dann gelesen und eine kurze Zusammenfassung gemacht werden.“ Das Resumee war am 6. November fertig. „Sie wollten wegen dieser Sache Sir Alexander Cadogan schreiben“, erinnerte die Sekretärin ihren Chef.

Und der Kanadier tat das auch; seine späteren Äußerungen lassen erkennen, auf welcher Seite seine Sympathien lagen: Er war mit Heß zusammengetroffen (Cadogan hingegen nicht).

Am 29. Oktober 1941 trafen Vertreter des Secret Service mit den Psychiatern Rees und Johnston im Foreign Office zusammen, um darüber zu diskutieren, was nun mit Heß geschehen sollte.

Der Einbau von Panzerglas in Heß' gesamter Unterkunft war fast abgeschlossen, und er war in das frühere Wohnzimmer umgezogen, das gemütlicher und heller war; aber früher oder später mußte man ihm gestatten, nach unten zu gehen, wo er im Küchengarten spazieren gehen konnte, und Oberst Scott sollte nun feststellen, welche Wirkung es auf Heß haben würde, wenn er die überall verstärkten Sicherheitsmaßnahmen bemerkte. Über die Frage, welchen Status Heß schließlich haben sollte, war man sich auch nach der Konferenz im unklaren, obgleich Generalmajor Gepp, der Chef des Kriegsgefangenenwesens, hinzugezogen wurde. Man bat ihn, eine neue Unterkunft ausfindig zu machen, wo Heß mehr Bewegungsfreiheit haben könne, und diskutierte darüber, ob man nicht einen „Gefährten für Heß“ suchen sollte – und zwar einen wirklichen Deutschen und nicht diese Lockspitzel, die M.I.6 dafür abgestellt hatte.

Es folgte eine kurze Debatte über die ärztliche Behandlung des Gefangenen. Oberst Rees riet zur Schocktherapie, aber als er „C“ und den anderen Anwesenden erläuterte, was das bedeutete, schreckten sie vor den politischen Risiken zurück, falls irgend etwas schiefgehen sollte. „Höheren Orts“ wurde beschlossen, „sollte angefragt werden, ob es ratsam ist, eine so drastische Elektrobildung, wie von Oberst Rees empfohlen, zu versuchen.“

Vom Camp „Z“ wurden Luftaufnahmen gemacht, um die Tarnung des Lagers zu überprüfen. Es zeigte sich, daß der alte Splittergraben auf dem unteren Rasen immer noch deutlich sichtbar war.

Inzwischen hatten die Bäume alle Blätter verloren, so daß sich für den eingesperrten Heß neue Ausblicke aus dem Fenster eröffneten. Aber sein Gefühl der Einsamkeit wuchs. Sein Vater war tot, und er hatte deutlich gespürt, wie die Offiziere versucht hatten, diese Nachricht zu mißbrauchen, damit er die Nerven verliere – selbst der sensible junge Captain Percival, dessen eigener Vater, ein früherer Pfarrer, gerade gestorben war. Aber er ließ sich nichts anmerken: er durfte doch keine unangebrachten Gefühle zeigen. Ein paar Tage später fuhren Foley, Percival und der Doktor nach Aldershot, um Schuhe für ihn zu kaufen; sie brachten ihm ein schönes Paar mit, das 37 Schillinge und Sixpence gekostet hatte – Heß fiel einen Augenblick aus seiner selbst auferlegten Rolle, stieg aus dem Bett, zog sich halb an und probierte sie aus, „indem er mit Hilfe seiner Krücken darin auf und ab spazierte“.

Seinen Pflegern mag es so vorgekommen sein, als tue er nichts anderes, als den ganzen Tag in eine Ecke zu starren, aber wenn es um seine Rechte als Gefangener ging, hatte er alle fünf Sinne beieinander. Vom neuen Zimmer aus konnte man auf die Straße blicken, wo die Motorräder den ganzen Tag mit lautem Knattern hin- und herfuhren. Er hatte auch die neuen Sicherungsanlagen bemerkt und gesehen, wie klein das für seine Spaziergänge verbliebene Gelände geworden war.

Bisher hatte Heß seine tatsächlichen und eingebildeten Diskriminierungen stillschweigend ertragen. „Ich habe nicht den offiziellen Beschwerdeweg gewählt“, erklärte er später, „weil . . . ich dem Führer die Kenntnis meiner Notlage ersparen wollte. Da ich aus eigener Initiative nach England gekommen und deshalb für meine Lage selbst verantwortlich war, wollte ich mir auch selbst heraushelfen.“

Als jedoch von Lord Beaverbrook keine Antwort kam, schrieb er am 3. November offiziell an den Schweizer Gesandten, den Vertreter der Schutzmacht, mit der Bitte, ihn aufzusuchen.

„Rudolf Heß

England, 3. November 1941

Euer Exzellenz

wäre ich dankbar, wenn Sie in Ihrer Eigenschaft als Vertreter der Schutzmacht der deutschen Reichsangehörigen in England mich besuchen würden.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung,
Rudolf Heß.“*

Drei Tage später fügte er in einem Schreiben hinzu, er möchte, daß der Gesandte „Stempel und Petschaft für ein amtliches Dokument“ mitbringe.

Wie alle anderen Briefe, wurde auch dieses Schreiben von Foley über „C“ – den Chef des Geheimdienstes – an das britische Außenministerium weitergeleitet (denselben Weg hatten auch die beiden Briefe genommen, die man Heß bisher hatte zukommen lassen). Von den Schweizern kam einen Monat lang keiffe Antwort. (Heß wußte ja nicht, daß der Gesandte sich in der Schweiz aufhielt und erst Anfang Dezember zurückkehren würde.) Am 20. November schrieb Heß jedoch einen weiteren Brief, diesmal an den schweizerischen Gesandten, ließ sich den Brief von Major Foley quittieren und zugleich Captain Percivals Unterschrift als Zeuge geben; und als auch darauf keine schriftliche Antwort kam, verlangte Heß fünf Tage später entweder eine offizielle Empfangsbescheinigung der „zuständigen Dienststelle“ für die Briefe mit der Bestätigung, daß sie an die Schweizer weitergeleitet seien, oder eine Begründung, warum sie zurückgehalten würden.

In Deutschland war Heß eine Unperson geworden. Die Parteiführung ließ zwar in vertraulichen Rundschreiben gelten, daß er seine Mission aus den lautersten Motiven unternommen hatte, verfügte aber, daß sein Name aus allen Geschichtsbüchern, Kalendern und anderen Veröffentlichungen zu tilgen sei. Am 13. Juni hatte Goebbels in einem Erlaß die Entfernung aller Heß-Bilder aus Diensträumen und Schulzimmern angeordnet. Straßen, die seinen Namen trugen, wurden umbenannt.

Heß, der nichts von diesen Konsequenzen wußte, die sich im fernen Deutschland wegen seiner Mission ergaben, war im November 1941 meistens in stabiler Verfassung. Er bat Major Foley zu sich und verbrachte am 10. den größten Teil des Nachmittags mit ihm. Oberst Scott registrierte am 11., „Z“ erhole sich physisch und offenbar auch seelisch.

* Dieses handschriftliche Dokument ist der Beginn der Materialsammlung „Heß“ im schweizerischen Bundesarchiv, die etwa 300 Blatt umfaßt und hier erstmals verwertet wird.

„12. November 1941

(Meldung des Pflegers)

. . . amüsierte sich sehr über eine Meldung im Radio, die ihn betraf [Churchill hatte in einer Rede eine gehässige Bemerkung über ihn gemacht] und tat das Ganze als Propaganda ab.

13. November 1941

(Tagebuch des Kommandanten)

Heß bat Captain Percival zu sich . . . , um ihm zu erzählen, er habe gelesen, daß das nach ihm benannte Krankenhaus umgetauft worden sei – ein Zeichen dafür, daß Hitler sehr böse auf ihn sei und ihn nicht empfangen würde.

Er sagte dann, es sei nicht *genügend* Stacheldraht zu seinem Schutz da . . . und daß auch noch einer vor den Lorbeerbüschen unter seinem Fenster gezogen werden müsse, weil sich dort Heckenschützen verstecken könnten. Es scheint, daß die Erwähnung seiner Person in der Rede des Premierministers von „Z“ als Lieferant „nützlicher Informationen“ *und* die Umbenennung seines Krankenhauses ihn betroffen gemacht und ihm die Augen bezüglich seiner persönlichen Sicherheit geöffnet haben.“

Zivilkleidung wäre die beste Tarnung, falls das Camp „Z“ angegriffen werden sollte. Als Heß darum bat, ihm einen Luftwaffenoffiziers-Mantel zu beschaffen, zog das Kriegsministerium zunächst Erkundigungen ein, entschied dann jedoch, er müsse einen Zivilmantel tragen oder eben frieren.

Wie Oberst Rees vorgeschlagen hatte, wurde wahrscheinlich jetzt Chemotherapie angewandt. Das wäre eine Erklärung dafür, warum Heß später das erneute Auftreten zuvor erlebter Symptome mit jener Zeit, nämlich gleich nachdem er an die Schweizer Schutzmacht geschrieben hatte, in Verbindung brachte. „Im November 1941“, schrieb Heß, „trat ich in Verbindung mit dem Schweizer Gesandten . . . Kaum hatte ich den Brief abgeschickt, wurden wieder große Mengen Gehirngift in mein Essen getan.“

Er glaubte, man wolle damit sein Gedächtnis zerstören, und fügte stolz hinzu: „Ich habe ihnen etwas vorgemacht, damit sie glaubten, ich hätte mein Erinnerungsvermögen verloren.“

Die vertraulichen Krankheitsmeldungen lassen eine deutliche Veränderung seines Verhaltens erkennen.

„19. November 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

Auf Wunsch von „Z“ speiste Captain Percival oben bei ihm. Als „Z“ wegen Deutschlands „Geheimwaffen“ befragt wurde, sagte er, er wisse, daß es eine gebe [das war ein Bluff], aber er habe keine Ahnung, was es sei, doch Hitler würde sie nur im äußersten Notfall anwenden.

„Z“ noch immer sehr gut gelaunt.“

Diese gute Laune sollte nicht von langer Dauer sein. Am nächsten Tag verfiel Heß wieder in seine inzwischen vertraute echte oder gespielte Verhaltensweise. Nachdem er, trübsinnig in einem Stuhl sitzend, aus dem Fenster geschaut und in einer nach Ansicht des Pflegers „sehr unangenehmen Art und Weise“ Fratzen geschnitten und vor sich hingemurmelt hatte, begann er offenbar in einem akuten Anfall von Depression die beiden diensthabenden Obergefreiten anzustarren.

Als sie fragten: „Wie geht es Ihnen?“ erwiderte er giftig: „Wie würden Sie sich nach sechs Monaten in derselben Umgebung fühlen!“

„20. November 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ hatte einen plötzlichen Rückfall in seinen Verfolgungswahn. Er sagte, er wisse, warum er für vierundzwanzig Stunden in ein anderes Zimmer verlegt worden sei (in dieser Zeit wurde das Panzerglas in die Fenster eingebaut): Man habe in Wirklichkeit nur eine Gelegenheit gesucht, um seine Papiere zu durchwühlen. Und dann behauptete er sogar, der Tischler, der arme alte Mr. Moxham, sei ein verkappter Geheimdienstagent.

22. November 1941

„Z“ hat gestern abend einen Schlaftrunk bekommen und die ganze Nacht tief geschlafen. Dies führte zu der merkwürdigen Beschuldigung, man habe ihm diesen Trunk gegeben, damit wir Gelegenheit hätten, seine Privatpapiere durchzusehen . . .

Später bat er Major Foley zu sich und führte ihm voller Stolz ein raffiniertes System zum Schutz seiner Papiere vor – eine Methode, auf die er geradezu kindlich stolz war: Er hatte sie in sechs Lagen Seidenpapier eingewickelt, wobei jede Lage zugeklebt und mit etwa 30 mit Tintenstift geschriebenen Unterschriften versehen war. Er sagte, er rechne damit, daß wir auch dies auf eine Psychose zurückführen würden.“

Bei der Durchsicht der Krankenberichte dieser beiden wichtigen Wochen, bevor der Schweizer Gesandte schließlich und endlich doch erschien, könnte man auf den Gedanken kommen, daß Heß sich in der Erkenntnis, ein Hungerstreik werde ihm lediglich eine Zwangsernährung einbringen, entschlossen habe, lieber Geistesverwirrung zu simulieren. Foley und die Psychiater dürften ihn mit ihrem ewigen Gerede von einer Psychose unabsichtlich auf diesen Gedanken gebracht haben: Er fing nun an, sich „echt bekloppt“ zu benehmen, und machte vage Andeutungen über selbstmörderische Depressionen, und zwar immer dann, wenn er den Offizieren einen Schreck einjagen wollte, um seine Wünsche durchzusetzen.

Vier Jahre später, 1945, konnte er sich genau an solche Symptome wie „Gedächtnisschwund“ erinnern, die er in diesen beiden Wochen vorgetäuscht hatte. Aber diese Erinnerung im Jahre 1945 war möglicherweise auch nur eine raffinierte Taktik, um die neue feindliche Front zu verblüffen, der er sich nun in Nürnberg gegenüber sah.

Das historische Bild wird kompliziert durch Heß' echte Furcht vor bewußtseinsverändernden Drogen, die Halluzinationen hervorrufen, und seine Fähigkeit zu lesen und zu sehen mindern könnten. Er weigerte sich wieder zu essen, wenn nicht ein Offizier seine Mahlzeiten mit ihm teilte; vielleicht lag das an dem Fleisch, das aus Purbright geliefert wurde und offenbar so widerlich schmeckte, daß Oberst Scott die Befürchtung aussprach, sie würden schließlich *alle* noch vergifftet! In diesen beiden Wochen erfand Heß einen „Gedächtnisschwund“, um demjenigen – wer immer es sein mochte –, der ihn vergifften wollte, den Eindruck zu vermitteln, daß das Gift tatsächlich wirke. Das behauptete Heß jedenfalls später.

Es ist ein verwirrendes Szenario, aber, wenn man das als gegeben ak-

zeptiert, kann man die wortgetreuen Berichte von Oberst Scott und der heroisch bemühten Pfleger in einem ganz anderen Licht sehen.

„29. November 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ in einer seiner schlimmsten Verfassungen, beklagt sich über alles, und daß jeder Lärm extra für ihn gemacht werde, um ihn zu belästigen, selbst der Sergeant der Garde sei eigens wegen seiner lauten Kommandostimme ausgesucht worden.

1. Dezember 1941 (Tagebuch des Kommandanten)

„Z“ in einer sehr schwierigen Verfassung, ist wieder überzeugt, daß er vergiftet wird, und verlangt, daß entweder Capt. Percival, Major Foley oder Capt. Johnston alle Mahlzeiten mit ihm zusammen einnehmen. Sein Eindruck, daß man ihn vergiften wolle, ist allerdings durchaus nicht verwunderlich, da die Verpflegung, die uns in der letzten Zeit aus Purbright geliefert wird, uns alle beinahe vergiftet hat.“

Am 2. Dezember schrieb der Pfleger, er rede über nichts anderes mehr als über seine Krankheiten; sein Schädel brumme, seine Augen täten ihm weh, er könne nichts sehen – „er behauptet, das alles käme von den Drogen, die man in sein Essen und in seine Medizin getan habe.“

Kurz nach Mitternacht hörte der schläfrige Pfleger, wie die Fußbodendielen knarrten, und er sah, daß Heß aufgestanden war und an der Wand stand.

„Ich suche mein Taschentuch“, sagte er. Heß wußte genau, daß es sich in seinem Bett befand.

Er mißtraute dem Frühstück, dem Lunch sowie dem Abendessen. Scott hörte, er sei „mürrisch, gereizt und voller Hemmungen“. Am 3. Dezember schrieb er, Heß sei „immer noch in einem sehr schlechten Zustand“ und am nächsten Tag „wenn überhaupt möglich, noch schlechter“. Heß machte sich nicht mehr die Mühe, sich zum Essen anzuziehen und ging später seufzend im Zimmer auf und ab, weil er nicht lesen, schreiben oder zeichnen konnte, weil seine Augen ihm den Dienst versagten. Am 5. „machte er sich seinen Kakao mit Wasser aus der Leitung“. Am

Nachmittag fanden die Pfleger, er sei „ein Bild des Jammers“.

Es war in der Tat ein *Bild*: eine Vorführung. Immer noch im Kampf um den Besuch des schweizerischen Gesandten, spielte Heß seine Karte des „Gedächtnisschwundes“ aus. Er erwähnte gegenüber Captain Munro Johnson, er könne sich nicht unterhalten, weil er die Worte vergessen habe und sich nicht einmal daran erinnern könne, was eine Stunde zuvor geschehen sei. Am 4. Dezember teilte Major Murray dem Kommandanten mit: „Es ist das erste Mal, daß „Z“ sich mir gegenüber beklagt hat, er leide an Gedächtnisschwund.“

Am 6. bat Heß den jungen Captain Percival, mit ihm zusammen zu essen, weigerte sich dann aber zu sprechen – mit der Begründung, er habe sein Erinnerungsvermögen verloren.

„Er scheint wirklich krank zu sein“, sagte Percival und erklärte, er werde nicht mehr mit Heß zusammen essen, solange der Gefangene sich in einem solchen Zustand befinde.

„Ich habe meine Gründe dafür“, sagte Heß düster, „die Offiziere zu bitten, ihre Mahlzeit mit mir zusammen einzunehmen.“

Außer daß er den „Gedächtnisschwund“ in höchst überzeugender Weise simulierte (am 6. hatte er seine Wattepfropfen verloren, vergessen, die deutschen 23.00 Uhr Nachrichten zu hören, und den Sanitätssoldaten Smedley sogar gebeten, ihn daran zu erinnern, wenn er zur Toilette gehen müsse), spielte Heß auch mit der Furcht seiner Bewacher, er könne abermals versuchen, sich umzubringen. Der Friseur, der ihm am 3. die Haare schnitt, vermißte hinterher seine Scheren. Das obere Zimmer wurde durchsucht – vergeblich. Am 6. meldete ein Pfleger, der Patient befinde sich in einem bedenklichen Angstzustand. „Wenn er im Bett ist, faßt er sich an den Kopf und macht ein äußerst unglückliches Gesicht.“

Die Nachrichten von Pearl Harbor vermochten nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen; Heß hatte seinen eigenen persönlichen Kampf durchzustehen.

Am 8. Dezember bat er einen der Obergefreiten, ins Meldebuch einzutragen, daß er den Arzt gebeten habe, alles aus seinem Zimmer zu entfernen, mit dem er sich etwas antun könnte.

Diese Taktik verfehlte nicht ihre Wirkung.

Am selben Tag, dem 8. Dezember, gelangte Scott zu der Überzeugung,

Heß sei tatsächlich in einem sehr schlechten Zustand – „er verlangte nach dem Arzt und bat darum, sein Versprechen, keinen Selbstmord zu verüben, zurücknehmen zu dürfen. Der Grund sei, er habe große Angst, man könne vorsätzlich versuchen, ihn zu vergiften, bevor der schweizerische Gesandte ihn aufsuche, und daß er durch all den Lärm in den Wahnsinn getrieben werde.“

Scott meldete dies dem Oberst Boulnois vom Kriegsministerium, während Major Foley das Hauptquartier von M.I.6 anrief. Am selben Tag kam ein Telefonanruf vom Außenministerium: Der schweizerische Gesandte werde den Gefangenen besuchen.

Und auf einmal schien Heß zu genesen: „Z‘ scheint es ein wenig besser zu gehen“, schrieb Scott, „er ist jetzt erschöpft und ziemlich weinerlich.“

Mit seiner nachhaltigen Forderung, den schweizerischen Gesandten zu sprechen, hatte Heß in ein Wespennest gestochen. General Gepp rief das Camp „Z“ an, um zu bestätigen, der Diplomat werde Heß innerhalb von zwei Tagen aufsuchen.

„Ich möchte, daß Oberst Rees auch dabei ist“, sagte Gepp.

„11. Dezember 1941

(Meldung des Pflegers)

Patient hört seit dem Lunch im Radio eine Hitlerrede [in dieser Reichstagsrede hatte Hitler den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt].“

Aber kaum weniger wichtig war für ihn, daß er jetzt endlich die Brille erhielt, die ihm bereits am 25. Oktober verschrieben worden war. Heß gelangte zu der Erkenntnis, dass sich sein „Theaterspielen“ gelohnt hatte. Den ganzen Abend hörte er Radio und schien sich „etwas erholt“ zu haben.



Am nächsten Tag, dem 12. Dezember 1941, ließ er – da er nun wußte, daß der schweizerische Gesandte kommen würde – absichtlich sein Frühstück stehen – man konnte ja nie wissen – und versicherte Dr. Johnston, er fühle sich noch immer ganz durcheinander und könne sich an

nichts erinnern. „Diese Symptome“, schrieb Johnston später über jene Episode, „verschwanden bei Ankunft des Gesandten.“

Der Besuch seiner Exzellenz, des Schweizer Gesandten am Hofe von St. James, Walter Thurnheer, an diesem Morgen erwies sich jedoch als eine Enttäuschung für den Gefangenen. Das Kriegsministerium hatte dafür gesorgt, daß der Emissär von den richtigen Experten begleitet wurde. Oberst Rees kam nicht persönlich, aber eine halbe Stunde vor Ankunft des Diplomaten traf Major Foleys Wagen vor dem Doppeltor ein und brachte Major Dicks –, den emigrierten Psychiater, gegen den Heß schon von Anfang an eine starke Abneigung gehabt hatte –, und einen Leutnant Reade-Jahn.

Thurnheer selbst traf um 10.00 Uhr ein, unterhielt sich kurz mit Dicks und Johnston, kam dann nach oben durch die neue schwere Gittertür zur Unterkunft von Heß. Über zwei Stunden sprach er unter vier Augen mit Heß. Der Gefangene trug ihm mit ernster Stimme seine Beschwerden und Anschuldigungen vor. Er sagte nicht, warum er im Bett lag, und der Diplomat fragte nicht danach. Bevor er ging, überreichte Heß ihm mehrere Schriftstücke, ferner eine Flasche mit einer Flüssigkeit und einige Tabletten, die er durch unabhängige Stellen untersucht haben wollte.

„12. Dezember 1941

(Meldung des Pflegers)

. . . [Heß] empfing einen vornehmen Besucher, der bis 12.30 Uhr bei ihm blieb. Der Patient erklärte, er sei sehr zufrieden mit dessen Besuch, habe aber zunächst nicht geglaubt, daß er kommen würde.“

Heß hatte Thurnheer gebeten, der deutschen Regierung nichts über seinen Gesundheitszustand zu berichten, damit sich seine Familie keine Sorgen mache. Er äußerte ferner die Überzeugung, daß die Briten in den letzten beiden Wochen Drogen in sein Essen getan hätten, um ihn daran zu hindern, mit dem Besucher eine vernünftige Unterhaltung zu führen.

Die nun folgende Unterredung schien durchaus vernünftig zu sein. Er bat den Gesandten – möglichst durch Heß' Verwandte in der Schweiz – um eine Bestätigung des Todes seines Vaters; dies dürfte ein Beweis dafür sein, daß er insgeheim sehr wohl von dieser Nachricht betroffen gewesen

war. Wenn sein Vater tot sei, wolle er sein eigenes Testament ändern. Es wurde ein Kodizill aufgesetzt und mit dem Siegel der Gesandtschaft versehen.

Heß überreichte dem Diplomaten eine handschriftliche Kopie seines fünfseitigen Briefes, den er einige Wochen zuvor an S. M., König Georg VI., geschrieben hatte, und bat ihn, dafür zu sorgen, daß S. M. diesen Brief erhalte, oder falls das nicht möglich sei, der Herzog von Hamilton.

In diesem Schreiben wiederholte Heß unter dem Datum des 13. November seine Beschwerden und verlangte abermals die Einsetzung einer unabhängigen Kommission, die nur dem König verantwortlich sei, um die ihm zugefügte schlechte Behandlung zu untersuchen.

„Ich kam nach England im Glauben an die *Fairneß* des englischen Volkes. Als früherer Flieger weiß ich, daß einem Gegner oft mit Fairneß begegnet wird. Dürfte ich nicht umso mehr Fairneß erwarten, als ich nicht als Feind - vor allem unbewaffnet - unter Einsatz meines Lebens nach England gekommen bin, um die Feindseligkeiten zwischen unseren beiden Völkern zu beenden?

Auch heute noch glaube ich an die Fairneß des britischen Volkes, deshalb bin ich überzeugt, daß die Behandlung, der ich ausgesetzt bin, nicht dessen Willen entspricht. Ich habe keinen Zweifel, daß dafür nur wenige Leute verantwortlich sind.

Ew. Majestät, ich erwarte Fairneß.

Rudolf Heß“

Er fügte zwei Abschriften seines Dokuments mit dem Titel „*Feststellung und Protest*“ vom September 1941 bei, den er Lord Beaverbrook überreicht hatte, und empfahl die überraschende Beschlagnahme und Analyse der Medikamente, die ihm von Dicks und Johnston verschrieben worden waren; er habe, wie er in seinem Brief an den König betonte, dem Schweizer Gesandten nichts davon gesagt, da man in Berlin nicht erfahren sollte, wie er hier behandelt werde. Diese Dokumente wurden in einen Umschlag mit dem Siegel der Schweizer Gesandtschaft und der britischen Regierung gesteckt.

Das war nun wirklich eine ernste Angelegenheit, etwas, womit Thurnheer offenbar nicht gerechnet hatte. Der Diplomat, der wohl nicht erkannte, daß Major Foley der M.I.6-Agent im Camp Z war, bat diesen, nach oben zu kommen, um die Dokumente zu überprüfen und ihm beim Versiegeln zu helfen, da Heß auf sechs oder sieben offiziellen Siegeln bestand – weil er fürchtete, daß irgendwelche fremden Hände den Umschlag öffnen könnten, bevor der Brief Seine Majestät erreichte. Foley gab sich desinteressiert (er hatte ja sowieso die ganze Unterhaltung mitgehört).

„Ich muß darüber mit Sir Alexander Cadogan sprechen“, erklärte der Diplomat bedauernd. „Ich bin kein Botschafter und habe deshalb keinen direkten Zugang zu Seiner Majestät.“*

Auf die Frage, ob er irgendwelche besonderen Beschwerden habe, schüttelte Heß den Kopf, bat aber um die Möglichkeit, falls nötig, wieder mit ihm Verbindung aufnehmen zu dürfen. „Sagen Sie meiner Regierung nichts über das Kodizill“, bat er, „sonst denkt man, ich beabsichtige, Selbstmord zu begehen.“

Am gleichen Tage faßte Thurnheer seine Eindrücke in einem 15-seitigen Bericht zusammen:

„Besuch bei Rudolf Heß

12. Dezember 1941

Ich fuhr um 9 Uhr, versehen mit den notwendigen Spezialpässen, mit einem Auto, das mir die Militärbehörden zur Verfügung stellten, nach Hesses Aufenthaltsort, ca. 1½ Stunden von London. Vor meiner Ankunft an Ort und Stelle nahm Major (handschriftlich: *Foley*) in meinem Wagen Platz, um die Einfahrt nach dem Hause zu erleichtern.

Herr Heß ist in einem hübschen und sehr geräumigen Landhause untergebracht, das von einem Garten umgeben ist. Vom Hause hat man einen wohltuenden Blick in die englische Landschaft und auf einen kleinen See. Die Wirkungen dieses

* Thurnheer, dessen Akten von seinem sauberen und gewissenhaften Benehmen in Fall Heß zeugen, vermerkte auf dem Dokument Heß: „Dieser Rapport ist mir persönlich von Rudolf Heß überreicht worden. Es handelt sich um ein Doppel der Eingabe, die er mit dem freundlichen Begleitschreiben vom 12. Dezember 1941 an den König gerichtet hat und die ich am 10. Jänner 1942 dem Sekretär des Königs überreichte.“

ländlichen Aspekts werden allerdings zu einem Teil gestört durch die Sicherheitsmaßnahmen . . . Auch im Hause selbst sind gewisse Sicherheits – und Absperrungsmaßnahmen ergriffen, namentlich erstaunten mich Schutzmaßnahmen im Treppenhaus . . .

Der Empfang durch Major Scott war durchaus freundlich. Entsprechend meiner Abmachung mit dem Auswärtigen Amt wurde mir sofort die Möglichkeit geboten, mit den zwei britischen Ärzten des Herrn Heß zu sprechen. Beide waren in Uniform. Sie erklärten mir, daß Herr Heß nicht ganz normal sei, er halte sich für verfolgt. Dieses Gefühl mache sich in großem Mißtrauen gegenüber seiner Umgebung, ja sogar bis zur Nahrung, die man ihm offeriere, geltend . . .

Nach dieser Orientierung, die nur in Anwesenheit der Ärzte erfolgt war, ließ mich der Camp-Kommandant durch Major Foley zu Herrn Heß führen, der [Major Foley] sich nach der gegenseitigen Vorstellung sofort zurückzieht und uns alleine läßt.

Ich fand Heß im Bett liegend vor. Das Zimmer ist groß und luftig; was mich erstaunte, war ein starkes Eisengitter beim Mittelfenster, vorund eingebaut, während die beiden Fenster links und rechts keine derartigen Schutzvorrichtungen aufwiesen. Das Mittelfenster war offen. Linker Hand, gegenüber dem Bette, steht an der Wand ein großer Tisch mit deutschen und englischen Büchern. Ich sah dort u. a. das komplette Werk von Springer's Kunstgeschichte. Das Bett steht rechter Hand der Türe frei im Raum. Neben dem Bett ist ein Radioapparat zur freien Benutzung.

Herr Heß begrüßt mich sehr korrekt, etwas reserviert, er war innerlich sichtlich bewegt. Er ist bleich, eher etwas mager; was mir besonders auffiel, waren die tiefliegenden, etwas stechenden Augen und der sehr ernste, etwas traurige Gesichtsausdruck. Er drückte sein Bedauern aus, mich nicht besser empfangen zu können, er hätte an einer alten langwierigen Krankheit herumzudoktern . . . Da er gleichzeitig in die Magengegend

deutete, nahm ich an, daß es sich um ein Magenleiden oder etwas Ähnliches handle . . .

Da Herr Heß den Verdacht äußerte, daß man seine Briefe an mich (vom 3. bzw. 6. November) nicht rechtzeitig weitergesandt, gebe ich ihm die Versicherung, daß ich in der Tat fünf Wochen von England abwesend gewesen sei, und offerierte ihm zum Belege und zu seiner Beruhigung . . . meinen Paß mit den entsprechenden Eintragungen . . .

Herr Heß erklärte mir dann, weshalb er um meinen Besuch ersuchte. Er habe durch das Radio die Kunde erhalten . . . vom Hinschied seines Vaters; er sei schon sehr betagt gewesen und habe es mit einem Krebsleiden zu tun gehabt. Er wäre mir aber trotzdem sehr verbunden, wenn ich ihm Sicherheit darüber schaffen könnte, ob die Radionachricht zutreffend sei . . . Ich erkläre ihm, eventuell könnte ich ihm auch bei dieser Gelegenheit nähere Mitteilungen über die Umstände des Ablebens seines Vaters verschaffen. Herr Heß bemerkte zu dieser Offerte, daß er sich mit der schweren Tatsache abgefunden und eigentlich lieber keine näheren Details mehr zu hören bekommen wünsche . . .

In Verbindung mit dem Ableben seines Vaters möchte Herr Heß eine Änderung seines Testaments vornehmen . . . das Testament ist von Herrn Heß bereits fertig aufgestellt, und ich nehme in seiner Anwesenheit die Legallsation der Unterschrift vor. Herr Heß hat mir das Dokument zum Lesen gegeben, es handelt sich um eine kurze Verfügung zugunsten einer Verwandten, wonach diese nicht weniger als 500 Mark monatlich Rente erhalten soll . . .

Herr Heß bemerkte dann, daß das Testament für ihn nicht die Hauptsache sei; es sei . . . nur ein Vorwand gewesen, um mit mir in Beziehung zu kommen. Er hätte nämlich dem König von Großbritannien wichtige Mitteilungen zu machen. Er sei seinerzeit in der Hoffnung nach England gekommen, einen Frieden herzustellen. Leider habe er damals kein Verständnis und auch nicht die richtigen Möglichkeiten gefunden. Die

Deutschen hätten über den Sommer 1941 große Erfolge in Rußland gehabt und ziehen sich nun auf die Winterlinie zurück. Hernach komme die große Offensive in Afrika. Er sei überzeugt, daß auch heute noch mit seinen Friedensplänen etwas zu erreichen sei. Er hätte seine Gedanken hierüber schriftlich auseinandergesetzt, und er ersucht mich, dieses Dokument dem König persönlich zu übergeben. Er bittet mich, bei Weiterleitung des Briefes an den König den Wunsch zu äußern, daß der König selbst den Brief als erster lese, und legt mir dann einen Briefbogen vor über das Verfahren betreffend die Präsentierung und eventuelle sonstige Behandlung dieses Dokuments.

Neben Bemerkungen bezüglich des Friedens soll das Schriftstück auch Beschwerden enthalten wegen seiner bisherigen Behandlung. Er erklärt mir, man tue systematisch alles, um seine Nerven vollständig zu ruinieren. Er wolle mich nicht mit den Details bemühen, er habe aber die feste Überzeugung, daß seine ganze Umgebung gegen ihn eingestellt sei . . . Er sei überzeugt, daß, wenn der König dies zu hören bekomme, er sofort für Abstellung und Besserung sorgen werde, denn der König hätte ihm seinerzeit erklärt, daß er, Herr Heß, unter seinem besonderen Schutze stehe.

Für mich stellen sich mit diesem Wunsche Herrn Hesses zwei Probleme: soll ich versuchen, ein derartiges Schreiben dem König zukommen zu lassen; bin ich in der Lage, dies überhaupt zu tun. Die erste Frage beantworte ich mir bejahend, denn es handelt sich ja um keine offiziellen Friedenspläne, sondern um diejenigen eines Gefangenen, der schon sei langer Zeit in England weilt, Da ich das Dokument nicht zu lesen bekam, bin ich nicht in der Lage, dessen Wert zu beurteilen. Überdies sind im Dokument auch persönliche Beschwerden enthalten, die Heß das Recht hat, vorzubringen; letztere allerdings nicht gegenüber dem König; schließlich ist es aber Sache der britischen Behörden, zu entscheiden, ob sie dem Wunsche des Gefangenen (handschriftlich: *in Anbetracht seiner früheren*

Stellung) entsprechen wollen; ich bin nämlich ohnehin nicht ermächtigt, ein Dokument von einem Gefangenen aus dem Camp fortzutragen, ohne daß dieses die Zensur passiert hat.

Ich erkläre daher Herrn Heß, ich sei an sich bereit, das Dokument mitzunehmen, doch müßte ich vorerst die Zustimmung des Campkommandanten resp. seines Stellvertreters erlangen. Ich teilte ihm ferner mit, daß ich als Gesandter nicht ermächtigt sei, eine Audienz beim König nachzusuchen, diese Möglichkeit stehe nur den Botschaftern offen ... Was die Weiterleitung des Dokuments anbelangt, erkläre ich Herrn Heß, daß ich hierfür die Vermittlung Sir Alexander Cadogans nachsuchen werde ... Herr Heß ersuchte mich aber, die Vermittlung des Mr. Cadogan erst in dritter Linie in Betracht zu ziehen. Er hat nämlich immer noch die Hoffnung, ich könnte den König persönlich sehen; als zweitnächste Lösung schlägt er vor, das Dokument durch den Herzog von Hamilton dem König präsentieren zu lassen.

Herr Heß hat durch das Radio offenbar auf Grund deutscher Meldungen den Eindruck bekommen, daß die Engländer ihre Gefangenen schlecht behandeln. Er weist als Beispiel auf die Behandlung des deutschen Generalkonsuls von Gerlach hin, der von Island her nach England gebracht und hier sogar im Tower von London (in der gleichen Unterkunft wie Heß zeitweilig selbst!) eingesperrt wurde. Ich teile Herrn Heß mit, daß ich in der Lage sei, ihm beruhigende Auskunft zu geben. Es möge sein, daß Gerlach vorübergehend im Tower wohnte, doch müsse er sich den Tower durchaus nicht etwa als ein altes Burgverlies vorstellen; der Tower sei ein großer Gebäude-Komplex, in dem sich sehr angenehme Räumlichkeiten befinden ... Herr Heß ist durch diese Mitteilung beruhigt ...

Was seine überraschende Fahrt nach Schottland anbetrifft, ist er überzeugt, sein Friedensversuch sei wohl begründet gewesen und das erste Mal nur mißglückt, weil er nicht mit den richtigen Leuten in Kontakt gekommen. Er ist noch heute der festen Überzeugung, daß die Deutschen den Krieg gewinnen

werden. Er äußert sich mir gegenüber in dieser Hinsicht durchaus positiv, doch mit einem fragenden Blick an mich; offenbar hat er die stille Hoffnung, ich würde ihn in dieser Meinung bestärken, was ich nicht kann, und deshalb eine direkte Beantwortung der Frage vermeide und nur mit einem Achselzucken meine Zweifel zum Ausdruck bringe.

Herr Heß bittet mich dann, ihm einige Zeit einzuräumen, damit er seine Gedanken und Notizen zuhanden des Königs ergänzen und schriftlich besser formulieren könne. Ich ziehe mich in die Fensternische zurück und verweile mich mit Lesen. Herr Heß ist während 1¼ Stunden ... [damit] beschäftigt ... Herr Heß läßt darauf Major Foley kommen. Ich erkläre dem Major, daß Herr Heß zwei Dokumente erstellt habe, das eine zuhanden des Königs, das ich nicht zu lesen bekam, das aber ihm zur Einsicht offenstehe, hernach möchte ich das Dokument gerne mitnehmen ... Major Foley erklärt sofort bereitwilligste, daß er auf Einsicht beider Dokumente verzichte ... Herr Heß war über dieses Entgegenkommen sichtlich ebenfalls sehr erfreut ...“

Als Thurnheer hinterher beim Lüneh im unteren Stockwerk mit den anderen Offizieren zusammensaß, erzählte er, seine Gesandtschaft habe aus Deutschland keinerlei Anfragen über Heß erhalten.

Er war verwundert über die großen baulichen Veränderungen am Haus – den Maschendraht, das Gitter und das Panzerglas – und fragte, warum Heß im Bett läge, worauf Major Foley ihm den Grund erzählte. Es war das erste Mal, daß der Schweizer von dem Selbstmordversuch hörte.

Ziemlich bestürzt bat er Dicks und Johnston um einen schriftlichen Bericht über die Krankengeschichte des Gefangenen seit dessen Ankunft im Camp „Z“.

Dieser Bericht, der hier vollständig wiedergegeben wird, erwähnt Bemerkenswerterweise überhaupt nichts von der Chemotherapie und anderen Behandlungsmethoden, denen der Gefangene ausgesetzt war.

„1. Wir beide sind Fachärzte der Psychiatrie.

2. Die Behandlung durch einen Psychiater wurde von Oberstleutnant Gibson Graham, RAMC, angefordert, der ursprünglich für die ärztliche Betreuung zuständig war und frühzeitig erkannte, daß der Patient an geistigen Störungen litt. Oberstleutnant Graham hat in seinen ersten Berichten festgestellt, der Patient leide unter der Furcht, vergiftet zu werden, und zwar in einem solchen Maße, daß er darauf bestehe, sein Essen müsse von den ihn betreuenden Offizieren vorgekostet werden. Darüber hinaus äußerte der Patient irrealer Verdächtigungen, wie zum Beispiel, daß Geräusche im Hause oder in der Nähe absichtlich gemacht würden, um ihn zu ängstigen, seine Nerven zu zerrütten oder ihn am Schlafen zu hindern.
3. Seit wir die Behandlung übernahmen, haben wir genügend Beweise für die Richtigkeit der anfänglichen Beobachtungen von Oberstleutnant Graham erhalten. Der Patient ist vor allem mißtrauisch und in einem unnatürlichen Maße Depressionen unterworfen, Von Zeit zu Zeit hat er mündlich und in längeren Schriftsätzen die Überzeugung geäußert, daß ein geheimer Feind ihm ein schleichendes Gift verabreiche – wobei dieses Gift erst Euphorien und dann Depressionen hervorrufe, die körperlichen Funktionen beeinträchtige und seine Fähigkeit zum Schlafen und vernünftigen Denken zerstöre. Er hatte Anfälle starker Aufregung und Erregung und benahm sich in diesem Zustand äußerst irrational; er verfaßt „Geheimdokumente“ und „Beschwerden“ über Verfolgung von seiten zum Beispiel Major Dicks', Major Foley's oder des Kommandanten. Gleichzeitig aber veranlaßte er einen der Beschuldigten, ihm bei der Abfassung oder Übersetzung solcher Dokumente zu helfen.
4. Zeitweilig merkt er selbst, daß seine Furcht, verfolgt zu werden, unsinnig ist, meint aber, er könne nicht dagegen an. Er hat wiederholt erklärt, er wolle den Offizieren keine bösen Absichten unterstellen, glaube aber, sie selbst stünden unter Drogen oder würden hypnotisiert und seien so willenlose

Werkzeuge eines unbekanntes geheimen Feindes.

5. Wir glauben, daß es sich bei diesen geistigen Störungen um Paranoia handelt (Entwicklung eines Systems von Wahnvorstellungen) und daß die Aussichten auf eine Besserung gering sind. Er benötigt ständige Betreuung und Aufsicht wegen der Gefahr eines Selbstmordes. Aus diesem Grunde sind bestimmte Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden, und ein Psychiater sowie sechs ausgebildete psychiatrische Pfleger des RAMC stehen ständig zu Verfügung.

(gez.) H. V. Dicks, MD, MRCP, Major RAMC
Facharzt der Psychologie, Distrikt London;

(gez.) Munro K. Johnston, MB, DPM Capt. RAMC
12. Dezember 1941“

Foley ließ Herrn Thurnheer das Dokument lesen, gestattete ihm aber nicht, es mitzunehmen – darüber habe das Foreign Office zu entscheiden.

Heß, der oben in seinem Zimmer eingesperrt war, hörte, wie um 14.00 Uhr der Wagen abfuhr, mit dem Thurnheer sich auf den Rückweg nach London begab.

Major Foley war im großen und ganzen mit der Arbeit des Vormittags zufrieden und gab eine Stunde später dem Hauptquartier des Secret Service telefonisch seinen Bericht durch, wobei er von Heß mit dessen Decknamen sprach, der innerhalb des M.I.6 und des Foreign Office gebräuchlich war, und bemerkte beiläufig, das ganze Gespräch über versteckte Mikrophone mitgehört zu haben. „Ich glaube, sagen zu dürfen“, diktierte der M.I.6-Offizier, „daß der Gesandte den Eindruck gewonnen hat, daß ‚Jonathan‘ an Wahnideen leidet . . . Ich halte es nicht für erforderlich, eine wortgetreue Niederschrift des Gehörten anzufertigen.“

ERSTER GEDÄCHTNISCHWUND

Während des ganzen Winters von 1941 auf 1942 machte Heß seinen Bewachern das Leben so schwer wie möglich. Er zog sein Versprechen zurück, keinen Selbstmord zu begehen. Da dies zur Folge hatte, daß ihm nun Messer und Gabel vorenthalten wurden, drückten sich die Offiziere davor, mit ihm zu essen, weil sie ihm, wie einem Kind, jeden Bissen vorschneiden mußten. Man nahm ihm auch Federhalter und Bleistift weg – das Schreiben fiel ihm sowieso angesichts der trüben Beleuchtung und der unscharfen Brille, die man ihm verspätet beschafft hatte, nicht leicht. Selbst nachdem sein Bein nun verheilt war, weigerte er sich, nach unten ins Freie zu gehen, weil das dafür verbliebene Gelände-Stück ihm zu klein war.

Seelenruhig gestand er dem Doktor eines Tages nach Thurnheers Besuch, daß er den Gedächtnisschwund lediglich simuliert habe, weil er überzeugt gewesen sei, die Briten würden ihn unter Drogen setzen, damit er sich dem Diplomaten nicht offenbaren könne. Während der nächsten Wochen erfand und simuliert er weitere Anzeichen geistiger und körperlicher Krankheiten und täuschte damit erneut die Ärzte: einiges davon war vielleicht sogar echt – wer weiß? Alles, was wir wissen, ist, daß er sich später damit brüstete, seinen Bewachern Theater vorgespielt zu haben. Sicher ist auch, daß seine Tricks ihn in die Lage versetzten, die Rollen zu vertauschen. Die Offiziere der Garde mußten nach seiner Pfeife tanzen. Er wurde grob und tyrannisch, ließ sie niedere und entwürdigende Arbeiten für ihn verrichten und beklagte sich über das geringste Geräusch.

Weihnachten gab es 1941 für den Gefangenen nicht, da sämtliche Offiziere sich weigerten, ihre Mahlzeiten mit diesem elenden, einsamen Mann zu teilen.

„Vom Geist des Weihnachtsfests hat er wohl nichts mitbekommen“, registrierte der Kommandant.

Am 27. Dezember rieb sich Heß trübsinnig die Augen und erklärte Everatt, er habe zweimal versucht, ein Buch zu lesen. „Aber nach einer Seite“, fügte er hinzu und legte das Buch voller Überdruß beiseite, „habe ich schon wieder vergessen, was auf der vorigen stand.“

Zwei Tage später brachte ihm Major Johnston einen Brief des Schweizer Gesandten, der über offizielle Kanäle des Kriegsministeriums zu ihm gelangt war. (Major Foley war gerade auf Urlaub.)* Ein paar Minuten später erzählte Heß dem Arzt, er gebe ihm erneut sein Ehrenwort, keinen Selbstmordversuch zu begehen, wenn er Messer und Gabel für die Mahlzeiten zurückhaben könne. „Er fragte auch“, berichtete Johnston am Nachmittag dem Kommandanten, „ob er den Schlüssel zur Gittertür haben könnte, da er darauf einen Anspruch habe.“

Als Foley am nächsten Tag zurückkam, verlangte Heß erneut, daß ein Offizier mit ihm essen sollte.

Oberst Scott ordnete an, daß der Offizier vom Dienst „diese unangenehme Aufgabe“ zu erfüllen habe, da der seelische Streß, den Heß dem schließlich nicht mehr so jungen Major Foley und dem Doktor bereite, „zuviel“ geworden sei.

„Später“, verlangte Heß, bestärkt durch die Gewißheit, daß sein Brief und die Beschwerden nun doch den König erreichen würden, gebieterisch, „möchte ich Autofahrten unternehmen.“ Er wollte sich offenbar andere englische Landhäuser anschauen. Am Neujahrstag zeigte er dem Offizier vom Dienst, Leutnant Merriam, Zeichnungen eines Landhauses, das er sich nach dem Krieg in Bayern bauen wollte.

* Die Schweiz. Behörden haben dem Verf. freundlicherweise Kopien der *zwei* Briefe des Gesandten vom 23. bzw. 27. Dezember 1941 überlassen. Im ersteren heißt es, die brit. Regierung schlage vor, das Schreiben Heß' „durch Sir Alexander Hardinge, dem Privatsekretär des Königs, zuhänden Seiner Majestät zu übergeben. Da ich Ihnen aber versprochen hatte, nur einen der drei von Ihnen vorgeschlagenen Wege zu beschreiten, möchte ich diese Lösung nicht durchführen, ohne mich vorgängig Ihres Einverständnisses zu versichern.“ Am 27. schrieb Thurnheer wegen Heß' Brille und des Ausbleibens von Briefen seiner (Heß') Familie.

Einige der Offiziere hatten Freunde oder Angehörige bei den Luftangriffen verloren, und niemand verspürte auch nur die geringste Sympathie für die Nazis. Während es Offizieren und Gentlemen leichter fiel, sich zusammenzunehmen, dürften andere der Versuchung nicht widerstanden haben, Türen zuzuschlagen, auf der Treppe Lärm zu machen, das Essen des eingesperrten Stellvertreters des Führers zu stark zu würzen oder zu versalzen. Doch selbst die Offiziere schikanierten ihn gelegentlich. Im Februar 1942 wurde die Brigade of Guards als Wachmannschaft des Camp Z abgelöst, und der junge Captain Douglas Percival kam, um sich zu verabschieden.

Heß fragte, wer an Stelle der Scots und Coldstream Guards kommen würde. „Die Pioniertruppe?“ sagte er verwirrt, als Percival ihm dies mitteilte. „Was hat die für Aufgaben?“

„Gewöhnlich müssen sie Latrinen graben“, erwiderte der Captain maliziös. (Tatsächlich gab es einen Heeresbefehl, wonach fortan nur Angehörige der Pionieroffiziere Wachdienst in einem Gefangenenlager ausüben durften.)

Unterdessen erlebten sie weiterhin abrupte Wechsel im Verhalten ihres Gefangenen, mal munter und gut gelaunt, dann wieder todunglücklich und mürrisch. Zwei Tage nach dem Besuch von Thurnheer hatte Heß dem Corporal Everatt ganz ungeniert erklärt: „Mein Gedächtnis kommt wieder.“ Die Offiziere waren perplex. Am 21. Dezember sagte Major Foley zu Oberst Scott: „Ich glaube, daß sein Gedächtnisschwund echt ist.“

Echt war vermutlich Heß' ständige Furcht, vergiftet zu werden. Am 22. wollte er seine Whiskyflasche haben, um besser einschlafen zu können – er sprang aus dem Bett, um zu sehen, wo der Pfleger sie herholte; als ein anderer Pfleger versuchte, ihn zurückzuhalten, schrie Heß ihn an: „Nehmen Sie die Hände weg!“ und „Rühren Sie mich nicht an!“ und lief ohne seine Krücken im Zimmer umher.

Jeden Abend hörte er die 23.00 Uhr-Nachrichten aus Berlin, aber die Wehrmachtsberichte brachten nun Tag für Tag Ungünstiges für die Deutschen, da ihr Angriff auf Moskau erst in Regen und Matsch ins Stocken geraten, dann im Schnee steckengeblieben war und schließlich unter der unerwarteten Gegenoffensive Stalins in schweren Rückschlägen geendet hatte.

Im britischen Kriegsministerium herrschte Verdruß darüber, ein Dutzend Gardeoffiziere, einen Oberstleutnant und über hundert Soldaten aufbieten zu müssen, um dieses Ein-Mann-Gefangenenlager, dieses Führer-Stellvertreter-Hauptquartier zu bewachen, und man begann, nach einer anderen sicheren Unterbringungsmöglichkeit zu suchen.

„12. Januar 1942 (Tagebuch des Kommandanten)

Leutnant Bowker aß mit dem Patienten zu Abend, dessen Giftkomplex sich wieder zeigte, als er sein Stück Apfeltorte mit einem anderen vertauschte.

14. Januar 1942 (Nachmittagsmeldung des Pflegers)

Achtet darauf, wie oft Türen zugeschlagen werden und schreibt sich das auf. In einem Fall stieß er einen Wutschrei aus und packte die Zimmertür, knallte sie heftig zu und begann hysterisch zu lachen . . . Zeigte sich verdrießlich beim Essen und verlangte, Major Foley zu sprechen.

15. Januar 1942 (Tagebuch des Kommandanten)

Major Foley meldete mir, „Z“ habe heute die Absicht bekundet, seine Furcht vor Vergiftung zu überwinden und sei bereit, gelegentlich allein zu essen, und sei einverstanden damit, daß sein Kakao in der Küche statt wie bisher von ihm selbst gemacht wird.

17. Januar 1942

„Z's“ gute Vorsätze . . . waren nur von kurzer Dauer. Er beklagt sich jetzt darüber, daß er wieder Kopfweg und andere Schmerzen hat, seit man gestern zum ersten Mal den Kakao wieder in der Küche gemacht hat. Er ist natürlich davon überzeugt, daß er vergiftet war, und der Arzt hatte das zweifelhafte Vergnügen, um 11.00 Uhr vormittags und am Nachmittag lauwarmen und dünnen Kakao trinken zu müssen, den „Z“ selbst zubereitet hatte.“

Am nächsten Tag äußerte sich Heß gegenüber Oberst Scott enttäuscht

darüber, daß sein Versuch, seine Furcht zu bekämpfen, fehlgeschlagen sei.

Er war die nächsten Tage äußerst aufgereggt. Wenn er versuchte zu zeichnen, zu lesen oder zu schreiben, gab er das gleich wieder auf, immer mit wütenden Bemerkungen in Deutsch. Dann ging er in einer desolaten und „stereotypen“ Manier im Zimmer auf und ab oder beklagte sich über Geräusche, von denen die Pfleger gar nichts merkten.

Nachdem er am 20. mit dem M.I.6-Offizier Foley zu Mittag gegessen hatte, öffnete Heß verstoßen einen Karton, um ihm zu zeigen, was er alles gesammelt hatte: Kekse, Knäckebrötchen, Kakao, Zucker und ein ganzes Sortiment von Tabletten.

„Ich habe den Verdacht, daß sie Gift enthalten“, sagte er zu dem Major. „Ich beabsichtige, sie nach dem Krieg zur Analyse nach Deutschland mitzunehmen.“

Foley stopfte sich eine Handvoll Pillen in den Mund und schluckte sie mit einem Glas Wasser hinunter. Er kaute auch das Knäckebrötchen und setzte einen Kessel Wasser auf, um Kakao zu machen und bestand darauf, daß auch Heß davon trank.

Um 17.00 Uhr steckte er noch einmal den Kopf zur Tür herein, um Heß zu beweisen, daß ihm nichts passiert war.

Auf den Gefangenen wirkte Foley's kleiner Theatercoup verheerend. Beim Abendessen mit Captain Johnston gestand Heß kleinlaut ein, er müsse sich getäuscht haben. Völlig geknickt gab er seine gehamsterten Vorräte dem Pfleger mit der Anweisung, die Sachen wegzuworfen. „Er erkennt jetzt“, schrieb Oberst Scott, „daß diese ganze Manie mit dem Gift eine Psychose sein muß, und befindet sich deshalb in einem schrecklichen Zustand.“

Am 22. bat Heß um Feder und Papier, um dem König zu schreiben, daß er die Beschuldigungen, die er in jenem, dem Schweizer Gesandten gegebenen Brief erhoben hatte, auf einem Irrtum beruhten. Er war völlig aus der Fassung geraten. Corporal Everatt fand ihn an diesem Tag „in schlechter Laune“: er warf seine Krücken in die Ecke, hüpfte ziellos im Zimmer umher und ließ den Pfleger keinen Augenblick aus den Augen.

Rudolf Heß an den König von England

[2. Brief]

Ew. Majestät,

am 12. Dezember 1941 händigte ich dem Schweizerischen Gesandten einen versiegelten Brief an Ew. Majestät aus, der in Deutsch geschrieben ist und das Datum vom 3. November 1941 trägt. Als Anlage fügte ich die englische Übersetzung eines am 5. September 1941 an die britische Regierung gerichteten Protests bei.

Ich nehme an, daß der Brief inzwischen in Ihre Hände gelangt ist.

Heute hat Major Foley, den ich in meinem Brief erwähnte, einiges von dem Essen und den Tabletten, von denen ich annahm, sie enthielten schädliche Substanzen, vor meinen Augen gegessen. Dieser Vorfall hat mich zu der Überzeugung gelangen lassen, daß meine Beschwerden die Folge einer Autosuggestion sind, die durch meine Gefangenschaft hervorgerufen wurde . . .

Rudolf Heß“



Die Pioniersoldaten, die jetzt eintrafen, liefen in einer Uniform umher, die Oberst Scott als Lumpen bezeichnete – „sie seien ziemlich schmutzig“. Er schickte 23 der 130 Mann unverzüglich zu ihrer Einheit zurück, weil sie unbrauchbar waren.

Sehr bald nachdem die neuen Wachmannschaften den Dienst im Lager übernommen hatten, tauchten – wie Scott vorausgesehen hatte – die ersten Schwierigkeiten hinsichtlich der Disziplin und der Sicherheit auf. Die Torwache rief an: „Hier ist ein Mr. R. R. Foster, der behauptet, ein Reporter vom „*Daily Herald*“ zu sein, und möchte ins Lager.“

Der „*Herald*“ war die Zeitung der Labour Party.

„Er sagt, er sei von seinem Londoner Büro geschickt worden, um wegen eines Vorfalls zu recherchieren, der hier vor fünf Wochen passiert sein soll.“ (In London war mehrfach gerüchteweise verlautet, Heß habe sich umgebracht).

Als ihm der Eintritt verweigert wurde, stellte der Reporter eine schlaue Frage: „Soll ich beim Kriegsministerium oder beim Außenministerium eine Erlaubnis beantragen?“

Kurz und bündig wurde ihm erklärt, das Lager habe nichts mit dem Foreign Office zu tun, aber der Mann war offensichtlich auf der richtigen Fährte. Alle Wachposten wurden nun vergattert, sich keinesfalls ausfragen zu lassen, vor allem nicht in den Kneipen von Aldershot. Wenige Tage später wurde beobachtet, wie in der Umgebung des Lagers ein Auto um das Camp Z fuhr; der Fahrer war, wie sich herausstellte, ein anderer „*Daily Herald*“-Reporter.

Heß führte immer noch seinen eigenen psychologischen Kleinkrieg.

Am 23. Januar 1942 fragten ihn die Pfleger, warum er immer mit den Füßen aufstampfe und mit den Armen herumfuchtle. „Es sind meine Nerven“, antwortete er, „und die Kopfschmerzen!“

Bei dem geringsten Lärm bekam er einen Wutanfall: vorüberfliegende Flugzeuge lösten bei ihm einen Schwall deutscher Schimpfworte aus.

Am 26. kam der Krach aus seinem Rundfunkgerät. Der Obergefreite erklärte ihm, es seien atmosphärische Störungen, aber Heß war überzeugt, daß jemand sich an dem Gerät zu schaffen gemacht habe. Foley nahm den Apparat mit zur Überholung. Am nächsten Nachmittag konnte Heß nicht ruhen, sondern humpelte auf seinen Krücken umher und rief ständig: „Oh, mein Kopf!“

Foley brachte das Radio wieder und sagte, es sei in Ordnung.

Traurig bat Heß ihn, man möge ihm Messer und Gabel wieder wegnehmen. Den Kopf auf die Hände gestützt – ein wahres Bild des Jammers –, hörte er am Nachmittag des 30. die Rundfunkübertragung aus Berlin von Hitlers Rede aus Anlaß der Machtergreifung vor neun Jahren.

„30. Januar 1942

(Tagebuch des Kommandanten)

Major Foley teilte mir mit, „Z“ habe ihn und den Doktor an diesem Morgen zu sich gebeten und offiziell um Überlassung eines Revolvers zur Selbstverteidigung gebeten. Später erklärte er, er wolle Selbstmord verüben und möchte, daß der Schweizer Gesandte herkommt, dem er diese Absicht und seine Gründe erläutern wolle, damit die britische Regierung gedeckt wäre.“

Dieses überraschende Bild bot Rudolf Heß den Offizieren und Männern der Brigade of Guards, als sie ihren letzten Appell im Lager Z abhielten und die Pioniere deren Aufgabe übernahmen: Die dreimal täglich zu erstattenden Meldungen der Pfleger sind voller Klagen über Kopf- und Augenschmerzen, seinen elenden Zustand, daß er sich (allerdings nicht immer) an nichts erinnern könne, vom Lärm verfolgt werde, Angst vor Gift habe und im Halbdunkel ächzend und stöhnend im Bett lag.

„5. Februar 1942

(Nachtmeldung des Pflegers)

War sehr elend und bis 23.00 Uhr mit eigenen Gedanken beschäftigt. Wachte um 1.50 Uhr auf und begann zu stöhnen und „Ah-ah, Oh-oh, es ist furchtbar“ zu rufen, über Schmerzen im Leib zu klagen, die innerhalb von fünf Minuten offenbar sehr heftig wurden. Warf sich im Bett hin und her, rieb sich die schmerzenden Stellen unter ständigem Stöhnen. Wurde veranlaßt, die Wärmeflasche zu versuchen, aber ohne Erfolg.

Um 2.15 Uhr sprang er aus dem Bett und begann, wie verzweifelt im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er furchtbar mit den Füßen trampelte und stöhnte. Krümmte sich dann unter den angeblichen Schmerzen und verlangte nach dem Sanitätsoffizier.

Unmittelbar nachdem man nach dem M.O. geschickt hatte, sagte er, die Schmerzen hätten aufgehört, und er ging wieder ins Bett und schien viel ruhiger, als der Arzt erschien.“

Am 18. Februar rief Oberst Rees, der Chefpsychiater des Heeres, Major Johnston an und fragte, ob er eine gründliche Untersuchung von Heß vorgenommen habe.

Johnston mußte ihn daran erinnern, daß er dafür nicht zuständig sei, er sei schließlich Facharzt für Psychiatrie.

Wenige Tage später erschien Rees und fand Heß unnatürlich bleich und ausgemergelt infolge seiner „anormalen“ Ideen und seiner Weigerung, ins Freie zu gehen.

„Heß' Geisteszustand“, schrieb er in seinem Bericht, „hat sich seit

meinem letzten Hiersein verschlechtert. Die Wahnideen und der Verfolgungswahn sind zwar im Augenblick in den Hintergrund getreten, aber wie so etwas häufig der Fall ist, leidet er jetzt an Depressionen und einem deutlichen Gedächtnisschwund.“

Rees hatte sich also von dem simulierten Verlust des Erinnerungsvermögens bei Heß übertölpeln lassen, obgleich einige der Gedächtnislücken gewaltig übertrieben schienen: So wollte sich Heß nicht daran erinnern können, Briefe von seiner Frau bekommen zu haben, noch von dem Schweizer Gesandten besucht worden zu sein. „Das mag auf den immer stärker werdenden geistigen Verfall zurückzuführen sein“, meinte Rees, der darauf hereingefallen war, „oder es ist nur ein vorübergehendes Stadium.“ Und er berichtete: „Sein Gedächtnis war stark gestört.“

Mit Genehmigung des Foreign Office bat Rees den Oberstleutnant Evan Bedford, im Zivilleben ein hervorragender Facharzt, „Z“ zu untersuchen. Bedford fand seinen Gesundheitszustand grundsätzlich in Ordnung. Oberst Scott wurde abgelöst, um die Leitung eines Internierungslagers für feindliche Ausländer auf der Isle of Man zu übernehmen. Am 20. Februar brachte er seinen Nachfolger, Oberstleutnant Wilson, hinauf zu „Z“. Heß bereitete dem Neuankömmling einen zurückhaltenden Empfang. Corporal Everatt registrierte: „[Er] scheint geistesabwesend zu sein und scheint sich nur unklar an Dinge zu erinnern.“

Am 2. März fragte der Stellvertreter des Führers Corporal Riddle, ob er ihm etwas zum Einschlafen geben könne.

„Wie wäre es mit Luminal?“ meinte der Pfleger, also ein leichtes Beruhigungsmittel.

„Luminal?“ sagte Heß und blickte verständnislos. „Was ist das? Habe ich das jemals bekommen?“

Nach Scotts Weggang am 3. gab Heß plötzlich nach und erklärte sich bereit, im Freien spazierenzugehen. Am nächsten Abend bat er Oberstleutnant Wilson mit ihm zusammen zu essen, schien es auch zu genießen, obgleich er hinterher wieder in tiefe Melancholie fiel, und am 5. spielte er wieder den Verwirrten und Mißtrauischen und gab dem Kakao (und am nächsten Tag dem Curry) die Schuld für sein angeblich schlechtes Befinden.

Die Pfleger bemühten sich, sein oft unverständliches Gemurmel zu

verstehen, aber meistens sagte er lediglich: „Schon wieder!“ oder „Mein Gott, muß das sein!“ In einem Handschreiben an den Schweizer Gesandten vom 17. März beklagte sich Heß erneut über die Behandlung.

„Vor allem wurden mir – darüber kann keinerlei Zweifel bestehen – große Mengen eines *gedächtnisraubenden Stoffes* zugeführt. Ich gebe eine *Weinprobe* mit, von der ich annehme, daß dieser Stoff enthalten ist. (Sicher ist dies jedoch nicht, da der Inhalt der Flasche möglicherweise ausgewechselt wurde, während ich außerhalb des Zimmers war.)

Bei seinen Krämpfen sei ihm die Injektion von Morphinum verweigert worden:

„In Deutschland bekam ich . . . stets Morphinum oder dergleichen, da diese Schmerzen zu den schwersten gehören, die überhaupt auftreten können.“

Er sei immer noch nicht im Besitz einer Lesebrille; er habe einmal das Vorbeifahren der Motorradfahrerschüler gezählt „und bin auf 184 in einer Stunde gekommen.“ Ebenso unerträglich seien das MG-Schießen, die Moskitoplage, das Türeenschlagen usw . . . Er forderte die Bestrafung der Verantwortlichen, und vor allem: „Meine Behandlung wird in jeder Beziehung auf meinen Rang und auf die Tatsache, daß es sich bei mir um einen Parlamentär handelt, abgestellt“ (wobei er ausdrücklich auf das Erscheinen des Lordkanzlers Simon als Bestätigung hierfür hinwies.)

Am 21. März bemühte er sich krampfhaft, eine Traubenzuckertablette unter einer Fußbodendiele zu verstecken, nachdem er sich offenbar zunächst vergewissert hatte, daß der anwesende Corporal das auch bemerkte. „Sie ist vergiftet“, erklärte er, „und ich will sie dem Schweizer Gesandten geben.“

Dies wurde Dr. Johnston gemeldet, und der berichtete, daß sowohl Traubenzucker als auch Luminal-Tabletten im Futter von Heß' berühmten Fliegerstiefeln und unter dem Teppich entdeckt worden seien. Heß nannte dafür dieselbe überspannte Begründung.

„Nachdem über ein Vierteljahr vergangen war“, schrieb Heß vier Jahre später, „seit ich dem Schweizer Gesandten den Brief für den König von England gegeben hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, bat ich erneut um seinen Besuch.“ Der Diplomat erklärte sich bereit, aber dann passierte mehrere Wochen lang nichts. Heß schloß daraus, die Briten würden einen Besuch des Diplomaten im Camp Z solange verhindern, bis er wieder jene Zeichen von Umnachtung – oder wenigstens eine solche Nervosität an den Tag legte, daß man ihm keinen Glauben zu schenken vermöchte. „Ich tat so“, schrieb Heß, „als würde ich von Tag zu Tag nervöser; und als ich dies auf die Spitze getrieben hatte, kam der Gesandte.“

Mitte des Monats teilte Oberstleutnant Wilson ihm mit, der Schweizer Gesandte werde ihn nun doch besuchen, und zwar am Samstag, dem 18. April.

Vor dem ersten Besuch des Gesandten hatte Heß bis zum letzten Moment Gedächtnisschwund vorgetäuscht, dieses Mal trieb er das Verücktspielen offenbar auf die Spitze. Am 17. April beschrieb Everatt ihn als deprimiert und desolat, von „Krämpfen“ geschüttelt und voller Angst vor vergiftetem Essen und schließlich „gereizt und übellaunig“; Corporal Riddle berichtete, Heß habe bei den kleinsten Geräuschen „in deutscher Sprache geschimpft“ und das Bedürfnis nach einem Klistier angedeutet. In der Nacht vor Thurnheers Eintreffen litt er unter Kopfschmerzen. Das war höchstwahrscheinlich echt; aber er bat Riddle in feierlichem Ton, bei seiner Ehre als „echter britischer Soldat“ zu schwören, daß den von ihm eingenommenen Luminal-Tabletten nichts beigemischt gewesen sei – aber das war wahrscheinlich lediglich Theater.

An dem Samstag blieb er lange im Bett, stand erst kurz vor Mittag auf und machte dann draußen einen kurzen Spaziergang. Der Soldat Dawkins fand ihn deprimiert und unfreundlich; der Gefangene gestattete nicht, daß irgend jemand sein Zimmer aufräumte, und rührte weder Frühstück noch Mittagessen an.

Das Kriegsministerium hatte erneut angeordnet, den Diplomaten durch einen führenden Psychiater über den Fall zu informieren, und schickte Rees – der inzwischen Brigadier geworden war – persönlich dorthin. Einige Zeit vor dem Eintreffen Thurnheers tauchte Rees bei Heß auf. Wenn der Gefangene jetzt spürbar besserer Laune zu sein schien, dann

war das wohl kaum wegen Rees der Fall.

(Bericht von Brigadier Dr. Rees)

„Heß lag noch im Bett und war sehr gesprächig und in ganz anderem Zustand, als bei meinem letzten Besuch, wo er sehr deprimiert und verschlossen war. Ohne Zweifel ist sein Befinden ... der Tatsache zu verdanken, daß ein Besuch von der Schutzmacht unmittelbar bevorsteht.

Er beklagte sich über heftige Kopfschmerzen: „Die schlimmsten, die ich je in meinem Leben hatte“, weigerte sich aber, Aspirin zu nehmen, das ich aus meiner Tasche holte, obgleich ich ihm die Wahl der Tabletten überließ und selber welche einnahm. Er sagte mir, er sei ganz sicher, er werde vergiftet, und übte scharfe Kritik an den Behörden, weil sie ihn immer noch hier ließen, obgleich er schon vor sechs Monaten um Verlegung gebeten habe.“

Das Internationale Rote Kreuz hatte dem Gefangenen über die Schweiz Pakete aus Deutschland zugeleitet, aber Heß erklärte dem Brigadier, nach reiflicher Überlegung habe er sich entschieden, sie nicht zu öffnen (obgleich sie den Berliner Poststempel und unzerbrochene Siegel aufwiesen). „Ich habe viele Feinde in der Schweiz“, meinte er und dachte wohl im stillen an das Schicksal des Nationalsozialisten Wilhelm Gustloff, der vor dem Krieg von jüdischen Extremisten in der Schweiz ermordet worden war.

Thurnheer blieb fast vier Stunden, von 15.20 bis 19.00 Uhr, beim Stellvertreter des Führers.

Er überreichte ihm einige deutschsprachige Bücher aus seiner eigenen Bibliothek und entschuldigte sich für die Verzögerung bei der Beantwortung der Bitte des Gefangenen, aber eine unerklärliche Krankheit (so jedenfalls erinnerte sich Heß später an seine Worte) habe ihn von der Arbeit abgehalten, eine Krankheit, die seltsamerweise seine rechte Hand gelähmt habe. Leider habe er Heß' Brief an den König nicht persönlich überreichen können, und der Herzog von Hamilton habe es rundweg abgelehnt, irgend etwas mit Heß zu tun zu haben. Deshalb habe er Ende

Januar den Brief mit den beigegeführten Unterlagen dem Privatsekretär des Königs, Sir Alexander Hardinge, überreicht. Bedauerlicherweise sei vom Palast noch keine Antwort erfolgt. (Laut Heß kam nie eine Antwort von dort.)

Heß erzählte dem Diplomaten von seinem jüngsten Trick, Nervosität vorzutäuschen, nur um sich bei seinen Bewachern durchzusetzen, aber zu seinem Verdruß war Thurnheer offenbar von der Lagerleitung bearbeitet worden, denn er fragte Heß ganz liebenswürdig, ob er nicht mehr Bewegungsfreiheit haben möchte.

Heß zeigte auf seine Krücken in der Zimmerecke. Mehr Platz sei nicht das Problem.

„Als Beweis für die Berechtigung meiner Vorwürfe“, schrieb Heß 1946, der sich vier Jahre später mit bemerkenswerter Klarheit an diese Episode erinnerte, „gab ich ihm einige Medizinproben mit, die ich beiseite geschafft hatte. Er versprach mir, sie in einem Schweizer Laboratorium untersuchen zu lassen.“

Wiederum hat das Schweizer Bundesarchiv dem Verfasser den Bericht Thurnheers zur Verfügung gestellt: Er habe Heß zu seinem Erstaunen im Bette vorgefunden. „Herr Heß teilt mir mit, daß er Darmkrämpfe gehabt habe und aus diesem Grunde das Bett hüten mußte.“ Er sei sofort in folgende Konversation eingetreten: „Er müsse mir mitteilen, daß die ganze Umgebung darauf aus sei, ihn entweder zu vergiften oder ihm das Gedächtnis zu berauben. Er habe hierüber positive Beweise.“ Heß beklagte sich über die Mittel, womit versucht würde, seine Nerven zum Zusammenbruch zu bringen: „So habe ich in einer halben Stunde 123 Male Türen zuschmettern gezählt und ähnliches . . . Morgens wurde ich durch ‚zufällige‘ Geräusche geweckt, wie Hustenanfälle des Pflegers, Fallenlassen von Gegenständen etc. . . . Solange ich ‚schief‘ ging der Lärm weiter, sobald ich aufwachte, hörte er auf.“ Man habe ihm empfohlen, Luminaltabletten zu nehmen. In den Tabletten und den Speisen seien teilweise zweifellos enthalten kopfschmerzerzeugende oder nervenbeeinflussende Mittel, ins Essen gemischte Schlafmittel, Abführmittel, und „ein Mittel, das gedächtnisraubend wirkt“. Heß überreichte dem Gesandten eine Traubenzucker-Tablette, die in den Tagen des Besuchs des Lordkanzlers Simon ihm gegeben worden sei, und nannte folgende Symptome: „Anscheinend

Schwinden des Gedächtnisses unter Umständen so weit, daß man sich keine 24 Stunden zurückerinnern kann . . . Ansteigen des Pulses auf über 110, dann auf etwa 84 verharrend, solange die Mittel im Körper; einige Stunden lang außerordentliches Wohlbefinden, dann starke Depressionen und Erschöpfung nach schon kurzer körperlicher oder geistiger Tätigkeit.“ Heß fügte hinzu, „ob es sich um das bekannte mexikanische Pflanzengift handelt, kann ich nicht beurteilen.“

„Der Gefangene äußert mir gegenüber dann folgenden Wunsch, daß ich diesen Bericht sofort der deutschen Regierung schicken soll, damit diese an den britischen Generälen Repressalien ergreife. Zum Dank hierfür verspreche er mir, daß er hierfür sorgen werde, daß die Schweiz im neuen Europa entsprechend den Wünschen, die sie vorbringe, behandelt werde.

Ich erkläre Herrn Heß, daß ich leider seinem Wunsche nicht entsprechen könne. Meine Mission hier sei eine Vertrauensmission . . . , [so] daß ich jeden schriftlichen Bericht, den ich mitnehme, den Behörden vorerst zur Einsicht unterbreite . . . Endlich füge ich bei, indem ich ihn bei der Hand ergreife, um ihm das Gefühl der absoluten Sicherheit und Anständigkeit zu geben, daß . . . derartige Versprechungen keinen Einfluß auf meine Stellungnahme haben. Bei der Übernahme der Interessen gehe es für die Schweiz nicht darum, für sich Vorteile zu erhaschen, sondern loyal und anständig unsere Pflicht gegenüber den Staaten, deren Schutz wir übernommen, zu erfüllen . . .

Rudolf Heß erklärt mir, daß er in der Tat etwas zu weit gegangen . . . ich solle dies seinem verzweifelten Zustande zugute schreiben . . . Er fragt mich dann, ob ich seinen Bericht nicht wenigstens dem höchsten Richter Englands direkt zustellen könne. Ich erkläre, daß bekanntlich die gerichtliche und administrative Tätigkeit getrennt sei, ich könne einen derartigen Wunsch nur über das Auswärtige [Amt] vorbringen, was Rudolf Heß ablehnt.“

Corporal Everatt, der ihn an diesem Abend betreute, fand ihn in besserer Stimmung als in letzter Zeit, aber die gute Laune schwand schnell dahin, und zur Schlafenszeit war Heß wieder in tiefe Melancholie versunken, „sehr erschöpft nach der schweren Arbeit des Nachmittags“. (Der Diplomat und Heß hatten einen großen Teil des Nachmittags damit verbracht, die Proben von Traubenzucker, Luminal, Aspirin und sogar Rotwein, der nach Ansicht des Gefangenen möglicherweise der Grund für ein Unwohlsein war, sorgfältig einzupacken und zu beschriften.)

„Es bestand nach seiner [Thurnheers] Meinung natürlich nicht der geringste Zweifel an Heß' Geistesgestörtheit“, berichtete Rees dem Kriegsministerium, nachdem er den Schweizer Diplomaten zum Lagertor hinausbegleitet hatte.

In den folgenden Wochen blieb alles beim alten. Heß baute ein Modellflugzeug, fertigte Architekturzeichnungen an, lauschte voll Nostalgie der Berichterstattung aus Berlin über Hitlers Geburtstag; er stampfte aber auch wütend mit den Füßen auf und benahm sich wie ein Kind. Am 6. Mai empfing er mehrere Briefe, zeigte sich jedoch nur wenig interessiert; wenige Tage später erinnerte er sich allerdings genau daran, daß exakt ein Jahr seit seinem Flug verfliegen war.

Er wurde nun ruhiger und verlegte sich aufs Warten. Der Krieg nahm wieder einen günstigen Verlauf für Deutschland, und die britische Regierung würde sich vielleicht doch noch dazu entschließen, mit ihm zu verhandeln. Am 13. Mai hörte er in seinem kleinen Radio die Siegesfanfaren aus Berlin, die neue deutsche Erfolge verkündeten – Hitlers gewaltiges Unternehmen *Fridericus* bei Charkow. Gute Nachrichten belebten ihn zweifellos, und in der Nacht zum 19. Mai „schien er ziemlich guter Laune zu sein und erzählte von den sowjetischen Verlusten“. Corporal Riddle war der einzige Pfleger, der noch immer an Heß' Halluzinationen glaubte, aber es gab gelegentlich Zwischenfälle, für die die anderen keine Erklärung wußten, so etwa, als er verlangte, die Nachtwache draußen solle nicht solchen Lärm machen, oder als er sich wenige Tage später darüber beschwerte, daß irgend jemand ständig huste, alles Geräusche, die sonst niemand gehört hatte. „Das Personal“, schimpfte er in der Nacht zum 26. Mai, „hat den Befehl, soviel Lärm wie möglich zu machen.“

nicht sehr angenehmer Lage befinden. Darauf kommt es gewiß nicht an. Worauf es in fernerer Sicht ankommt, weißt Du am besten.

„Laß die Wogen donnernd branden,
Leben gilt es oder Tod –
Magst Du scheitern oder landen:
Immer bleibe selbst Pilot!“

Es kann nicht bestritten werden, daß ich gescheitert bin. Ebensowenig kann aber bestritten werden, daß ich selbst Pilot war. In dieser Beziehung habe ich mir bestimmt nichts vorzuwerfen. Jedenfalls habe ich gesteuert. Du weißt freilich so gut wie ich, daß der Kompaß, nach dem wir uns richten, von Kräften beeinflußt wird, die unbeirrbar wirken, wenn wir sie auch nicht kennen.

Mögen sie Dir im kommenden Lebensjahr freundlich sein!“

Es war ihm nicht entgangen, welchen Verlauf der Krieg inzwischen genommen hatte. Während Hitlers Wehrmacht immer tiefer in die Sowjetunion eindrang und das Afrikakorps große Erfolge verzeichnete, verließ sich Mr. Churchill auf Bombenangriffe, um das strategische Gleichgewicht wiederherzustellen. Seit Anfang 1942 hatte er mehrere schwere Luftangriffe auf deutsche Städte angeordnet, die oft – wie Lübeck – kaum kriegswichtige Bedeutung hatten; das eigentliche Ziel war die Moral der deutschen Zivilbevölkerung. Hitler antwortete darauf mit seinen „Baedeker“-Angriffen auf historische Städte wie Bath und Canterbury.

Rudolf Heß hörte die Luftschuttsirenen heulen und die deutschen Bomberverbände über sich hinwegfliegen. Das war genau die Entwicklung, die er befürchtet hatte, und es war ja sein Mitgefühl für die europäische Zivilbevölkerung gewesen, das ihn vor Jahresfrist zu seiner Mission bewogen hatte. Er gab Mr. Churchill uneingeschränkt die Schuld an dem Blutvergießen; als sich der Premierminister in einer Rundfunkrede am 10. Mai hämisch über die in Lübeck, Rostock und vielen anderen Städten angerichteten Schäden ausließ, sahen die Pfleger, wie Heß durch sein Zimmer in Aldershot humpelte und voller Empörung das Radio ab-

schaltete.

Nein, er war keinesfalls so durcheinander und geistesabwesend, um nicht beurteilen zu können, was er dort aus dem knisternden und knackenden Lautsprecher von der BBC und vom Deutschlandsender erfuhr. Nachdem er am 30. Mai 1942 die deutschen 23.00 Uhr-Nachrichten gehört hatte, berichtete er Corporal Everatt eifrig über die deutschen Fortschritte an der Ostfront. Zu dem nächtlichen „Tausend-Bomber-Angriff“ der RAF auf Köln sagte er nichts, sprach am Morgen nach dem Angriff vom 1. Juni auf Essen, den Sitz von Alfried Krupps Waffenschmiede, aber ganz offen mit Everatt. „Essen“, meinte er fast zustimmend, „ist ein militärisches Ziel; das ist etwas anderes als die Städte, die Ihr in letzter Zeit angegriffen habt.“

Außerhalb der Hörweite von Psychiatern wie Rees und Dicks funktionierte sein Hirn völlig normal. Als am 4. Juni im Radio gemeldet wurde, der SS-General Reinhard Heydrich sei nach einem Attentat tschechoslowakischer Widerstandskämpfer seinen Verletzungen erlegen, meinte Heß, diese seien von den Engländern geschickt worden, und er hielt dem Sanitätsgefreiten eine Propagandarede über Großbritannien und die Erschießung Unschuldiger vor einem Jahrhundert in Indien. Als er am 11. in „*The Times*“ las, die Deutschen hätten das tschechoslowakische Dorf Lidice ausgelöscht, weil man die Attentäter dort versteckt habe, hielt der Gefangene seinen nun schon ungehaltenen Zuhörern vor, Großbritannien habe in Friedenszeiten in Palästina dasselbe getan.

Bis Mitte Juni 1942 hat er also offenbar eine überzeugende Besserung seines Befindens inszeniert. Aus dem Krankenbericht vom 15. Juni geht hervor, daß er begeistert war, als er eine Sondermeldung aus Berlin über die Versenkung alliierter Schiffe gehört hatte. Er unterhielt sich „ganz offen und interessant“ mit den Pflegern, und drei Tage später sah man ihn eifrig architektonische Pläne zeichnen und hörte ihn über den Krieg sprechen. In Libyen stand Rommel unmittelbar vor der Einnahme Tobruks. In Südrußland hatte Hitlers Vorstoß zur Eroberung der Ölfelder jenseits des Kaukasus begonnen.

„Ich bin gespannt, was in den nächsten Wochen alles passiert“, erklärte Heß.

LÜGEN FÜR STALIN UND ROOSEVELT

Am 26. Juni 1942 brachte ein Militärfahrzeug den bleichen und abgezehrten Rudolf Heß von Aldershot 300 Kilometer in westlicher Richtung nach Süd-Wales.

Dr. Dicks hatte erklärt, es sei typisch für Psychotiker, daß sie es nicht ertragen könnten, im Auto gefahren zu werden – sie hätten das Bedürfnis, den Wagen selbst zu lenken. Heß war das vielleicht unbekannt: auf jeden Fall bemerkte Dr. Johnston, daß Heß die Fahrt mit geradezu kindlichem Vergnügen genoß – es war seine erste Reise nach über einem Jahr.

Durch die Autofenster sah er das Pförtnerhäuschen eines typischen großen Krankenhauses; der Wagen hielt an einem seitlich gelegenen Flügel, und man brachte ihn in zwei Zimmer mit Blick auf den Garten. Dieses kleine Appartement und der winzige eingezäunte Garten sollten für die nächsten Jahre sein Quartier sein. Johnston blieb nur kurz bei ihm. Sein letzter Eindruck von Heß, der sich auf die Zeit im Camp Z gründete, war das einem Nervenarzt vertraute Bild: „Der ängstliche, schwermütige Paranoiker, dessen Geist so lange von seinem Verfolgungswahn gequält wird und umfungen ist, bis jeder Gedanke und jegliches Handeln schließlich nur noch Wahnideen zutage fördern.“ Er schilderte dem Arzt, der den Gefangenen künftig zu betreuen hatte, Major Ellis Jones, Heß' gelegentlichen „wilden Blick“; aber als Ellis Jones am ersten Abend mit dem Stellvertreter des Führers zusammen aß, fand er Heß aufmerksam und liebenswürdig und sogar begierig, von seiner „fixen Idee“, man wolle

ihn vergiften, geheilt zu werden. Heß seinerseits mochte den Arzt, der ihm geistig aufgeschlossen zu sein und Ansichten zu vertreten schien, die denen des Nationalsozialismus verwandt waren; Ellis Jones behauptete sogar, Hitlers „*Mein Kampf*“ gelesen zu haben.

Maindiff Court war nicht direkt eine Nervenklinik, aber in Friedenszeiten Aufnahmekrankenhaus für die zwei Meilen entfernte Kreis-Heil- und Pflegeanstalt gewesen und unterstand nun dem Heeressanitätsdienst des Kriegsministeriums.

Die Wahl dieses neuen Ortes für Heß' Unterbringung war beileibe kein Zufall. Das Kriegsministerium hatte darauf bestanden, daß er in einer Umgebung untergebracht werde, die für eine „psychopathische Person“ geeignet sei. Das Außenministerium hingegen hatte verlangt, Heß dürfe nicht in eine Nervenheilanstalt eingeliefert werden, weil dies möglicherweise zu der Forderung führen könne, Heß zu repatriieren; um seinen Status als Kriegsgefangener aufrechtzuerhalten, mußte sein neues Quartier eine Einrichtung sein, in der ständig britische Offiziere ärztlich behandelt würden, und ein Pavillon war auch tatsächlich für die Behandlung von Offizierspatienten reserviert.

Die Sanitäter (die Obergefreiten Everatt und Riddle sowie die Soldaten McGowan, Clifford Dawkins und Smedley) hatten „Z“ von Aldershot hierherbegleitet, und ihre handschriftlichen Aufzeichnungen über Heß' Leidenszeit sind erhalten geblieben.

„26. Juni 1942

(Meldung der Pfleger)

Patient traf um 15.45 Uhr ein.

Scheint guter Laune und mit dem neuen Gebäude zufrieden zu sein und hatte viel Bewegung im Freien. Beklagt sich, wie gewöhnlich, über das Türeenschlagen und über den Lärm aus der Küche während der Vorbereitung der Mahlzeiten. Benutzte die Toilette.“

Für Heß war der Lärm der Eisenbahn ein böses Omen, daß die Quälereien weitergehen sollten. Als er in den ersten Nächten im Bett lag, merkte er, daß die Klinik nur wenige hundert Meter von einem Verschiebebahnhof entfernt war. Die ganze Nacht rangierten die Loks, die Waggons

krachten, und die Dampfpfeifen heulten.

„An Schlaf war nicht zu denken“, erinnerte er sich, als er später seine Eindrücke niederschrieb. „Wenn ich am Tage Schlaf nachholen wollte, wurde das wiederum durch Türenknallen und Hämmern verhindert, wie in meinem früheren Quartier.“

Einer der Pfleger versicherte ihm – wichtigtuerisch wie es Heß schien –, daß auch er nachts wegen der Züge nicht schlafen könne, aber lange Spaziergänge mache, um seine Schlaflosigkeit zu heilen; und Dr. Johnston erklärte, bevor er nach Aldershot zurückkehrte, „er habe gewußt“, daß Heß dieser Verlegung niemals zugestimmt hätte.

In der zweiten Nacht sagte er, als er im Bett lag, zu dem Sanitätssoldaten Smedley: „Ich werde versuchen zu schlafen, wenn der Lärm von den Zügen aufhört.“

Aber Schlaf war unmöglich, und so ging er eine Stunde lang schimpfend auf dem Korridor auf und ab und lachte jedesmal gequält, wenn die Lokomotivpfeifen ertönten. Als Heß am nächsten Morgen um 11.30 Uhr geweckt wurde, nachdem er in der Nacht Schlaftabletten genommen hatte, schnauzte er den Corporal Riddle an: „Warum haben Sie mich aufgeweckt?“

Als Major Ellis Jones um 13.30 Uhr erschien, um mit ihm spazierenzugehen, rannte Heß voraus durch das Zimmer der Pfleger und war vor dem Major an der Tür nach draußen. Die Tür war verschlossen.

Wütend drehte sich Heß um. „Ich wußte es!“ schimpfte er und rannte wieder in sein Schlafzimmer. Hier knallte er die Tür zu, rückte Tische und Stühle hin und her und piff laut und versuchte auf diese Weise, seinen Ärger zu bekunden. Nach einer Weile holte er seine Papiere heraus und begann zu schreiben. Aber jedesmal, wenn ein Zug näherrollte, stand er auf und wartete mit verzerrtem Gesicht auf das unvermeidliche Pfeifen, fuchtelte mit den Armen und brach in Lachen aus.

Als Everatt den Nachmittagstee brachte, ließ Heß ihn erst davon trinken.

Er war am Rande der Verzweiflung. In dieser Nacht trug Smedley folgende bedeutungsvolle Bemerkung in das Meldebuch ein: „Um 0.15 Uhr drückte der Patient seinen Ärger über das Ticken der Uhr im Zimmer der Pfleger aus.“



Doch gleich danach war der Tiefpunkt überschritten.

Wenn das Resümee von Major Ellis Jones auch chronologisch ungenau ist, dürfte das Gesamtbild dennoch zutreffend sein. Nach diesen zwei oder drei unruhigen Tagen – dem Katzenjammer im Gefolge des Alptraums von Camp Z – ging in Heß in dieser an sich stillen Waliser Umgebung eine bemerkenswerte Änderung vor sich. Major Ellis Jones, der die früheren Krankenberichte seiner Kollegen Rees, Dicks und Johnston gelesen hatte, fand ihre Schilderungen „fast unglaublich“.

Auf einmal begann Heß zu normalen Zeiten zu schlafen, klaglos seine Mahlzeiten einzunehmen und sich im Freien zu bewegen; er war heiter und guter Laune und zügelte seinen Sarkasmus gegenüber den Bewachern. Er vertiefte sich in Lloyd-Georges „*History of the World War*“ oder saß tief in Gedanken versunken auf der Veranda; er arbeitete an seinen Skizzen und schrieb Briefe an seine Freunde und Familie – obgleich die Ärzte, die sie lasen, den Eindruck gewannen, als seien die patriotischen und bombastischen Zeilen, die er an seinen fünfjährigen Sohn richtete, eher mit einem Blick auf die Nachwelt geschrieben.

Aus den Akten ist ersichtlich, daß Ellis Jones den Patienten nur selten – etwa einmal wöchentlich – aufsuchte. Heß war beim Essen nicht gerne allein und zog es vor, die Mahlzeiten gemeinsam mit Captain Crabtree, dem neuen Wachkommandanten, einzunehmen, der mit ihm zusammen vom Camp Z gekommen war, oder mit den Leutnants Fox und Lander. In Maindiff Court gab es keine versteckten Mikrophone, aber die Offiziere schrieben hinterher Berichte, und diese, ebenso wie Heß' Briefe, wurden vom Secret Service gelesen, wie einem „streng geheimen“ Schreiben von Anthony Eden an den Premierminister zu entnehmen ist:

„In einem im Juni geschriebenen Brief [wahrscheinlich Heß' Schreiben an Haushofer vom 20. Mai 1942] hat der Gefangene offen das Scheitern seiner Mission eingestanden, aber aus einem Gespräch mit dem Sanitätsoffizier wird deutlich, daß „Jonathan“ meint, die Geschichte seines Fluges hierher stoße auf

das Verständnis seines Führers . . . Der Fehlschlag dieser Politik [Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und Deutschland], der auch durch die Inhaftierung von „Jonathan“ zu erkennen ist, scheint jedoch nicht den Glauben des Letzteren an einen endgültigen Sieg Deutschlands zu erschüttern, eine Überzeugung, die er im vergangenen Jahr schriftlich mit aller Entschiedenheit bekundete und die er vor kurzem gegenüber dem Kommandanten der Wache [Captain Crabtree] noch einmal bekräftigt hat.

Seine Gewißheit vom Sieg Deutschlands [schloß Eden] ist Teil seiner Überzeugung, alles Geschehen sei vorherbestimmt, und sein Glaube an den Einfluß der Sterne, den man aus Horoskopen herauslesen kann, ist so stark wie immer.

Die auffallende Besserung in Heß' Befinden hatte zwei Gründe.

Niemand, der auch nur gelegentlich Kriegsnachrichten hörte, konnte leugnen, daß Hitler im Sommer 1942 große Erfolge zu verzeichnen hatte. Jede Woche hörte Heß die Siegesfanfaren aus Berlin, wenn die U-Boote den anglo-amerikanischen Geleitzügen schwere Schläge versetzt hatten, die Panzerdivisionen über Woronesch hinaus nach Süden rollten und der Belagerungsring um Leningrad immer enger wurde.

Nicht weniger wichtig (und vielleicht nicht ganz zufällig) dürften die merklichen Verbesserungen gewesen sein, die sich plötzlich bei Heß' Haftbedingungen bemerkbar machten – Verbesserungen, die nur der Premierminister zugestanden haben konnte.

Da wurde nun auf einmal ein Wagen für den Gefangenen beschafft. Im Camp Z hatte sich Oberst Scott als Kommandant eines Lagers mit zehn Offizieren und 135 Mann mit einem einzigen Kleinwagen begnügen müssen, und jetzt stellte man ein Auto und Benzinmarken zur Verfügung, damit Heß, buchstäblich wann immer er wollte, mit einem von einem Chauffeur gelenkten Wagen Ausfahrten in die schöne Umgebung machen konnte.

Ebenso überraschend hörten jetzt seine Kopfschmerzen auf, und zusehends legte sich auch seine Furcht, vergiftet zu werden, aber nun begann er, eine ein Jahr dauernde Komödie mit „Leibschmerzen“ zu spielen,

,deren Hauptzweck es offensichtlich war, das Mitleid seiner Pfleger zu wecken.

Die Pfleger lieferten in ihren Berichten ein getreues, minutiöses Bild von Heß' Tun und Lassen in diesem Sommer: Gelegentlich versuchte er die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er mit den Türen knallte oder Stühle und Tische rückte; oder er beklagte sich über das geringste Geräusch und andere Störungen; gern saß er auf der Veranda oder ging, in Gedanken versunken, im Lagerbereich spazieren; aber er las und schrieb auch viel, und sein Befinden besserte sich immer mehr. Während des ganzen Juli hing er am Lautsprecher seines Radios. Am 6. schrieb Corporal Riddle: „Hörte sich den ganzen Tag sehr interessiert die Nachrichten an“, und am 7.: „Seit er hier in seinem neuen Quartier ist, scheint sich sein Allgemeinbefinden gebessert zu haben.“ In dieser Nacht versorgte Heß den Sanitätssoldaten Smedley ausgiebig mit Meldungen von der Ostfront.

Am 9. Juli 1942 begleitete Riddle den Gefangenen auf seiner ersten Ausfahrt. „[Heß] genoß die Fahrt im Wagen und die kurzen Spaziergänge“, schrieb er an diesem Tage, „erklärte aber, es sei ihm zu anstrengend, auf die Berge zu steigen.“ Zuweilen schlug er selbst eine Spritztour vor; dann wieder lehnte er ab, weil ihn die Bewegung im Freien immer noch sehr ermüdete.

Dann und wann luden ihn die Offiziere zum Essen ein und forderten ihn auf, anschließend noch bei einem Spiel mitzumachen. Anfänglich suchte er verlegen nach Ausreden und gab zum Beispiel vor, „Leib schmerzen“ zu haben; später war er ganz begeistert dabei. Nach einem zweistündigen Ausflug in die Berge am 19. Juli aß er mit den Offizieren und beteiligte sich an ihren Spielen. Am nächsten Tag war er offensichtlich sehr munter: „Patient führt seit dem Mittagessen eine ganze Menge Selbstgespräche in deutscher Sprache.“ Aber das war ganz natürlich – er war aufgeregt: am 22. sagte er zu Sergeant Everatt, nachdem er den ganzen Abend Radio gehört hatte: „Ich glaube, die Deutschen sind sehr glücklich . . . Sie machen es besser, als ich dachte.“



Rudolf Heß war jetzt 47, also in seinen besten Mannesjahren. Aber das

Bewußtsein seines Scheiterns und der Wechsel von der frenetischen Begeisterung, die ihm in Berlin und Nürnberg entgegengeschlagen hatte, von der freien Bergwelt in Bayern zu diesem kleinen Käfig, umgeben von ständig wechselnden Gesichtern und kleinen Geistern, müssen seinen Lebenswillen geschwächt haben, so sehr er auch versuchen mochte, sein seelisches Gleichgewicht zu bewahren. Da begann er nun, ein Buch ins Deutsche zu übersetzen, aber das Wörterbuch fiel ihm buchstäblich in den Händen auseinander; er fuhr fort, seine akribischen Architekturzeichnungen zu machen, und fing an, Goethes „*Dichtung und Wahrheit*“ zu lesen, aber seine Augen schmerzten, der Kopf tat ihm weh, und es fiel ihm immer schwerer, sich zu konzentrieren.

Manchmal war er laut und fordernd, dann wieder still und mürrisch. Wenn er in Gedanken in Deutschland bei seiner Familie war, erschien er den Pflegern oft deprimiert und launisch, mit einem Ausdruck tiefer Traurigkeit im Gesicht.

Gelegentlich wurde die Monotonie seines Tagesablaufs durch Besucher unterbrochen.

Brigadier Rees kam am 4. August und erfuhr – offensichtlich ohne Heß selbst gesehen zu haben –, daß es diesem „äußerlich gesehen beträchtlich besser gehe“, und kehrte dann nach London zurück.

Heß' Besserung, so meinte der Brigadier, sei gleichzeitig mit der günstigen Entwicklung des Krieges für Deutschland eingetreten.

Doch die Wahnvorstellungen hörten nicht ganz auf, Als acht Tage nach Rees der schweizerische Gesandte erschien, glaubte Heß, beim Personal in Maindiff Court zunehmende Nervosität bemerkt zu haben.

Thurnheer brachte eine eidesstattliche Erklärung eines Londoner Laboratoriums über die Analyse der Medikamente mit, die ihm im April von Heß übergeben worden waren: Sie enthielten keinerlei schädliche Stoffe.

„Ich habe sie einem Londoner statt einem Schweizer Laboratorium gegeben“, sagte der Diplomat bedauernd, „um keine Schwierigkeiten zu bekommen. Aber ich benutzte einen fiktiven Namen, so daß man nicht wußte, woher die Sachen stammten.“

Heß schien verstimmt, sagte aber nichts. („Natürlich“, schrieb er hinterher, „war es für den Secret Service ganz einfach, festzustellen, wohin sie

gebracht wurden, und dann die Anweisung zu erteilen, daß nichts gefunden werden soll. Der Gesandte war jedoch überzeugt, daß alles in bester Ordnung sei, und glaubte mehr denn je, daß ich an einer fixen Idee leide.“)

„Ich besuchte am 12. August 1942 Herrn H. [meldete der Gesandte anschließend an seine Regierung] ... am neuen Unterkunftsart. Ein solcher Besuch ist für mich nicht mehr so leicht und angenehm wie bisher. Herr H. befindet sich in der Nähe von – [Wort von der Zensur unleserlich gemacht], an einem Ort, den man in ca. vierstündiger Eisenbahnfahrt von London erreichen kann Ich wurde an der Endstation von Captain Crabtree empfangen, ein großer, über sechs Fuß hoch, starker und jedenfalls energischer, doch sympathischer Offizier ... Er [Heß] ist in einem Spezialflügel eines Spitals untergebracht ... Für ihn speziell reserviert ist ein Schlaf- und Wohnzimmer, das am Ende des Flügels liegt und direkt auf eine kleine Wiese führt, die vom übrigen Gebäude linker Hand durch eine hohe Holzwand vollständig abgetrennt ist; nach vorn und nach rechts umgeben von einem gewöhnlichen mannshohen Gartenhag ohne irgendwelchen Stacheldraht, etc, Im Garten außerhalb des Hags steht eine Wache. Zwischen dem Wohn- und Schlafzimmer und dem Rasen befindet sich eine ziemlich breite Glasveranda, die es Herrn H. erlaubt, auch bei ungünstigem Wetter im Freien zu sitzen. Über einen Teil des Glasdaches wird auf meine Veranlassung hin eine Tuchstore angebracht, um bei starkem Sonnenschein Schatten zu gewähren. Anschließend an die Wohnung Herrn H.'s folgen die Räume der Wärter und der Unterkunftsraum der Wache, weiterhin ist ein großer Raum für die Offiziere. Alle diese Räume sind durch einen langen Korridor verbunden, der nur vom Eingang zu Herrn H.'s Abteilung durch einen Plüschvorhangthur offenkundig zwecks Abdämpfung von Lärm getrennt ist.

Sofort nach meiner Ankunft sah ich den Chefarzt des Spitals, der gleichzeitig auch Herrn H.'s Arzt ist. Es ist ein

älterer, feiner, gebildeter Herr, der mir in sachlicher und freundlicher Weise über den Gesundheitszustand des Herrn H. Auskunft gab . . . Alle drei [Offiziere] erklärten mir, daß Herr H. seine ablehnende Haltung gegenüber jedem Verkehr aufgegeben, daß er nun des öfteren mit den Offizieren zusammen esse und auch Darts spiele. Man gestattet ihm auch in Begleitung eines Offiziers kurze Wanderungen in der Umgebung, da er aber noch zierlich schwach ist, kommen weitere Exkursionen zur Zeit noch nicht in Frage. Die Umgebung ist sehr schön, bergig, mit Wiesen und Wäldern, deren Anblick wohlthuend wirkt.

Da es schon abends spät war, suchte ich nach dieser Besprechung sofort Herrn H. auf, der sich über meinen Besuch sichtlich freute . . . Ich konnte mir sofort am ganzen Habitus des Herrn H. darüber Rechenschaft geben, daß er sich bedeutend besser befindet . . . bewegte er sich rasch und energisch ohne Schwierigkeiten, und sein Gesichtsausdruck ist normal, nicht mehr so inquisitiv und mißtrauisch . . . Ich habe mit Herrn Heß zu Nacht gegessen . . . Aus den Wünschen Herrn H.'s geht auch hervor, daß er wieder aktiver geworden, er möchte Bücher, Malkasten und Papier zum Schreiben, Zeichnen, er arbeitet an einem Plan für ein Haus, der bereits ziemlich weit fortgeschritten ist. Herr H. ißt auch mit gutem Appetit und hat offenbar sein Mißtrauen betreffend Vergiftung zur Zeit völlig aufgegeben. Ich konnte ihm überdies in dieser Hinsicht auch den durchaus befriedigenden Bericht über den Laboratoriumsbefund der verschiedenen Nahrungsmittel, die er mir seinerzeit gab, zur Kenntnis bringen, wonach keine Spur von irgendeinem Gifte vorhanden war. Herr H. ist durch diesen Bericht sehr beruhigt . . .

Ich erwähne dann, daß man sich seitens des Deutschen Konsulats in Genf nach seinem Befinden erkundigt, und frage Herrn H., ob und was ich antworten soll. Er ist mit mir der Meinung, daß man wenn möglich von einer Mitteilung absehen könne, denn diejenigen, die sich für ihn interessierten, seine

Angehörigen und Freunde, seien ja durch seine Briefe vollständig auf dem laufenden . . . Ich vermeide bei der ganzen Diskussion absichtlich jede Diskussion politischer Natur . . .“

Thurnheer war um 19.00 Uhr erschienen und hatte dem Gefangenen einige deutsche Bücher und eine Zigarre mitgebracht, mit ihm zu Abend gegessen und war dann über Nacht geblieben. („In dieser Nacht“, schrieb Heß später entrüstet, „war es absolut still; während sonst die Lokomotiven alle paar Minuten pfffen, lagen jetzt Stunden dazwischen. Doch der Gesandte war kaum abgereist, als der Krach wieder losging.“) Aus den Meldungen der Pfleger geht dagegen hervor, daß Heß sich seit Wochen nicht mehr über die Züge beklagt hatte.

Nach dem Besuch von Herrn Thurnheer schien Heß zunächst besserer Stimmung zu sein, war aber bald wieder schlechter Laune und knallte wütend mit den Türen.

Da er Nichtraucher war, wickelte er die Zigarre in ein sauberes Stück Papier und schenkte sie Dr. Ellis Jones.

Die Hirngespinnste kamen und gingen. Als die Waliser Bauern ihre Stoppelfelder abbrannten, glaubte er, sie täten es, um ihn zu ärgern. Am 19. August betrat er plötzlich das Zimmer, in dem die beiden Pfleger ruhig lasen: „Was ist los, meine Herren! Warum machen Sie keinen Lärm! Sie können doch nicht einfach nichts tun, wofür werden Sie denn schließlich bezahlt!“

An diesem Tage hatte er sich über die Rundfunknachrichten geärgert – BBC behauptete nach wie vor, das Kommandounternehmen von Dieppe sei eine Niederlage für die *Deutschen* gewesen –, laut pfeifend stapfte er auf der Veranda auf und ab, knallte mit den Türen und schnauzte Sergeant Everatt an: „Es ist eine Schande, wie es heute regnet. Da können ja gar keine Stoppeln mehr verbrannt werden.“

Als am 20. die Wahrheit über Dieppe ans Licht kam, lebte er wieder auf und fing wieder an, sich freundlich zu unterhalten. Solch kindischer Sarkasmus war immer wieder ein begleitendes Moment sporadischer Anfälle, mal von Hochstimmung, dann wieder von morbiden introvertierten Gedanken und wiederum Wahnideen. Man hatte in seinem Appartement einen kleinen Elektroherd und im Bad einen Boiler installiert; beide waren

merkwürdigerweise oft unnötig eingeschaltet, so daß er vermutete, der hohe Stromverbrauch solle später als Beweis dafür dienen, wie gut er behandelt worden sei.

„21. August 1942

(Meldung des Pflegers)

Situation in den letzten Tagen unverändert. Haut ständig auf Möbel, sucht den Anbau [Badezimmer] auf und läßt lange das Wasser laufen . . . Zeichen von Aufregung, Depression und Mißtrauen.

Er zeigte großes Interesse am Pulsschlag des menschlichen Körpers und fragte die Pfleger, welche Pulszahl normal sei und wie man sie mißt. Auf die Frage, warum er das wissen wolle, sagte er bloß, es sei nicht so Er weiß sich nicht recht zu beschäftigen und läuft dauernd aus dem Zimmer und wieder hinein.

Am Nachmittag beschäftigte sich der Patient mit Lesen und Radio-hören. Er ist aber nach wie vor bedrückt, gereizt und mißtrauisch. Am Nachmittag wurde mehrfach beobachtet, daß er mit sich selbst redete. Er sitzt längere Zeit da und starrt in die Gegend und fängt dann ohne ersichtlichen Grund an zu lachen.“

Dieser typische Tagesbericht, in dem die Rede von seinem grundlosen Lachen ist, läßt das erste Auftreten eines Symptoms erkennen, das die Ärzte eine abwegige Gefühlsreaktion nennen, sodaß bei dem Gefangenen vielleicht doch eine Verschlechterung des Geisteszustandes eingesetzt hatte.

An außerirdischen Erscheinungen zeigte er sich wenig interessiert. Als Corporal Riddle ihn fragte, ob er eine Sonnenfinsternis sehen wolle, antwortete er kurz angebunden: „Nein!“ Im September 1942 nahm Heß jedoch seine Ausfahrten mit dem Wagen wieder auf, ging im Vorgarten spazieren, pflückte Brombeeren und unterhielt sich über den Zaun gelegentlich mit Ellis Jones' kleiner Tochter, die mit ihrem Pony auf dem benachbarten Feld ausritt. Er verließ Maindiff Court nicht ungern zu Ausflügen, aber wenn der Wagen bei der Rückkehr wieder das „Gefäng-

nistor“ passierte, brachte ihn das regelmäßig aus der Fassung. Manchmal führten die Ausflüge zum Weißen Schloß (Castell Gwym), einer Burgruine aus dem elften Jahrhundert auf einer zehn Kilometer vom Krankenhaus entfernten beherrschenden Anhöhe. Ausflügler sahen ihn zwischen den an Schloß Helsingör erinnernden Befestigungen umherwandern oder beim Malen oder Zeichnen von Architektur-Skizzen in der Sonne sitzen. Die Verwalterin, Mrs. Emily Jones, führte ihn in den Ruinen umher und erzählte zwei Jahre später einer Zeitung: „Er zeigte sich sehr interessiert an allem. Er sprach über Architektur.“ Die Enthüllung im linksliberalen „*News Chronicle*“, daß Hitlers Stellvertreter – „dieses blutbefleckte Schwein“, wie der linke „*Daily Mirror*“ ihn nannte – zu lokalen Ausflugszielen gefahren wurde, empörte Leser, die Verwandte in deutschen Gefangenenlagern hatten oder deren eigene Autos seit Jahren wegen fehlender Reifen oder mangels Benzin stillgelegt waren; das Kriegsministerium reagierte unverzüglich, und ab Dezember 1944 war „White Castle“ „out of bounds“ für Rudolf Heß.

Aber im Augenblick schrieb man noch 1942. Heß hatte angefangen, mit Wasserfarben zu malen, die ihm Thurnheer mitgebracht hatte. Aber er mußte feststellen, daß es nicht so leicht war, wie er sich das vorgestellt hatte.

Die frische Luft und die Bewegung im Freien schienen ihm gutzutun, obwohl sich bei ihm schon wieder der Verdacht regte, daß mit seinem Essen etwas nicht stimmte, und so äußerte er am 7., man gebe sich ja die größte Mühe, um ihn zu ärgern und nervös zu machen.

Im lebhaften Gegensatz zu dieser Schilderung der Pfleger stehen die von Heß geschriebenen Briefe, die einen wachen Verstand, ein ausgezeichnetes Gedächtnis während dieser ganzen Zeitspanne sowie das geduldige, geschickte Bemühen zeigen, seiner Frau ausreichende Informationen zukommen zu lassen, damit sie seinen Aufenthaltsort (Berglandschaft, lokaler Dialekt) erkenne, wobei er ihr sogar die Empfehlung übermittelte, der Minenkrieg („Krebsbekämpfung“) würde das perfide Albion bezwingen können. Jedem Brief legte er einen Durchschlag des vorhergehenden bei, in der richtigen Annahme, die Zensur würde nicht jedesmal dieselben Zeilen löschen.

„Ich muß viel an meine medizinischen Unterhaltungen mit

Professor G. denken [schrieb er am 9. September 1942 an seine Frau unter Bezugnahme auf Fritz Gerl, dem er ein Jahr zuvor geschrieben hatte]. Vor allem an seine Gedanken zur Krebsbekämpfung, die mir immer so sehr am Herzen lag und die mit einem Kollegen voranzutreiben noch kurz vor meinem Abflug sein Anliegen war. Ich war damals – leider – viel zu sehr mit meinem Flug beschäftigt, als daß ich mich genügend diesem wichtigen und gegebenenfalls für die Menschheit so segensreichen Gedanken gewidmet hätte.“

Heß berichtete seiner Frau, daß Ernst Udet ihm abgeraten habe, die schwierige Messerschmitt 110 um Berlin herumzufliegen, und fügte bei-läufig hinzu: „Wie bin ich doch mit den Bergen verwachsen. Ist’s ein Wunder? Ich rechnete mir aus, daß ich rund die Hälfte meines Lebens in Bergnähe gelebt habe.“

Dann kam er auf seinen Sohn Wolf-Rüdiger zu sprechen und fuhr fort:

„Daß der kleine Bursch durch seine Übersiedlung ins Ostrach-Tal bald hineingehören wird wie ein richtiger Bergler, das freut mich schon sehr! Bei ihm wird es auch sicherlich an der Sprache nicht fehlen; ich kann mir lebhaft vorstellen, daß sie bald ‚original krachledern‘ sein wird. Wenn ich daran denke, daß er im nächsten Jahr schon den Ernst des Lebens auf der Schulbank kennenlernen wird, unvorstellbar für mich, für den er noch immer der kleine großäugige Kerl ist, der beim Abschied auf der weißen Kommode im Harlachinger Kinderzimmer saß . . .“

Seinen Pflegern gab sich Heß demgegenüber als ein müder, einsamer und verwirrter Mensch.

„13. September 1942 (Meldung von Corporal Riddle)

Ist unbeschäftigt. Wandert ziellos auf dem Rasen hin und her und scheint durcheinander zu sein. Spricht nicht und zeigt an nichts Interesse. Kümmert sich nicht um die

Radionachrichten wie sonst. Aß in der Offiziersmesse, kam aber anschließend sofort zurück; sonst macht er manchmal noch bei Spielen mit.

(Nachmittagsmeldung von Corporal Riddle)

14. September 1942

Höchst gereizt und niedergeschlagen. Kaum an irgend etwas interessiert. Hatte um 15.00 Uhr, 18.00 Uhr und 21.30 Uhr wieder die üblichen Leibschmerzen. Lag während dieser Anfälle ein Stunde stöhnend und irgendwelche Rufe ausstoßend auf dem Teppich im Wohnzimmer. Erhielt Wärmflasche. Forderte den Pfleger sarkastisch auf, einen Teil seines Tees [Gebäcks] zu essen ... In Gesellschaft von Leutnant May gut zu Abend gegessen.“

Eine Woche später forderte Mr. Churchill vom Foreign Office einen Bericht über den Gefangenen an.

Daraufhin erschien am 28. September 1942 um 10.30 Uhr der Heerespsychiater Brigadier J. R. Rees in Maindiff Court, um mit Heß zu sprechen. Er fand ihn verkrampft, ziemlich erregt und deprimiert – die Ärzte erklärten ihm, Heß sei morgens gewöhnlich in diesem Zustand.

Heß unterrichtete ihn von dem Besuch des schweizerischen Gesandten und von den ergebnislosen Laboratoriumsuntersuchungen.

„Sind Sie nun wirklich überzeugt“, fragte Rees, „daß es keinen Versuch gegeben hat, Sie zu vergiften?“

„Ja“, erwiderte Heß mit bitterem Lächeln. „Aber ich habe immer noch von Zeit zu Zeit das Gefühl, daß da eine Gefahr besteht.“

Die Ärzte von Maindiff Court berichteten dem Facharzt des Kriegsministeriums, daß Heß vorübergehend über den Lärm von der Eisenbahn geradezu außer sich gewesen sei, aber während der letzten drei Wochen, „seit die Kämpfe um Stalingrad schwierig für die Deutschen geworden sind“, wieder seine „Unterleibskrämpfe“ bekommen habe, sich dagegen weniger über den Lärm erregte.

Rees sah keine Veranlassung, seine Diagnose zu ändern, daß dieser Mann ein psychopathischer, paranoider Typ mit deutlichen hysterischen

und hypochondrischen Tendenzen sei: die Gefahr eines Selbstmords könnte verringert werden, wenn Heß einen Gefährten erhielte, der ihm etwas bedeute. Obgleich es sich inzwischen in der ganzen Stadt herumgesprochen habe, daß Heß sich in Maindiff Court befinde, fügte er hinzu, scheine niemand deshalb herumzuspionieren oder zu schnüffeln. Eine menschliche Note kam in der Empfehlung Rees' zum Ausdruck, man solle Rücksicht auf Heß' Aversion nehmen, das Lager durch das Tor betreten oder verlassen zu müssen, man sollte ihm doch erlauben, durch das Hauptgebäude des Krankenhauses zu gehen.

Eden schickte Rees' Bericht zur Downing Street 10.

Und fast über Nacht wurde die unauffällige, ruhelose Gestalt, die über den Rasen des Krankenhausgeländes in Wales schlurfte und höchstens einmal beim Hören der BBC-Nachrichten „diese englischen Schweine“ vor sich hin flüsterte, Gegenstand gegenseitiger ausfallender Beschimpfungen zwischen Moskau und London.

Schon seit Mai 1941 hatte man sich in Moskau Gedanken über den Fall Heß gemacht. Die Sowjets glaubten, Heß habe tatsächlich Verbindung mit sympathisierenden und einflußreichen Engländern aufgenommen, und diese hätten ihm zu verstehen gegeben, wenn er mit bestimmten Vorschlägen aus Berlin herüberkomme, würde England beim Kampf Hitlers gegen Rußland mitmachen; auch hielt es Moskau nicht für ausgeschlossen, daß Mr. Churchill Heß „in der Hinterhand“ halte für den Augenblick, wo er Möglichkeiten „für eine gütliche Einigung“ mit Hitler sähe. Es war dem Kreml nicht entgangen, daß buchstäblich von dem Tage an, an dem Heß seinen dramatischen Flug unternahm, keine schweren Luftangriffe auf England von deutscher Seite mehr stattfanden.

Aber erst im September 1941 hatte Großbritannien den Schleier des Geheimnisses zum Teil gelüftet und Lord Beaverbrook erlaubt, Stalin seinen Besuch im Camp „Z“ zu schildern; der sowjetische Diktator schien „befriedigt und amüsiert“ gewesen zu sein.

Im Laufe des Jahres 1942 ließ das Amüsement auf seiten des Kremls nach, da Großbritannien keine zweite Front zur Entlastung der Russen eröffnet hatte. Bei seinem Besuch in Moskau im August dieses Jahres hatte Churchill versprochen, Berlin mit Bombenteppichen zu belegen, aber sein Versprechen nicht gehalten, und die Sowjetarmeen befanden sich

inzwischen bei Stalingrad in einer kritischen Lage.

Aus heiterem Himmel brach das sowjetische Parteiorgan „*Prawda*“ am 19. Oktober das bisherige stillschweigende Einverständnis zwischen den Alliierten, daß kein Land das andere kritisieren solle, mit der Behauptung, Großbritannien sei jetzt zum Zufluchtsort für Nazi-Gangster geworden, und verlangte eine genaue Klärung von Heß' Status: „Was ist Heß eigentlich?“ fragte das sowjetische Blatt. „Ist er ein Verbrecher, der ein Gerichtsverfahren und eine Verurteilung verdient, oder ein Bevollmächtigter der Hitler-Regierung in Großbritannien, der somit Immunität genießt?“

Dem britischen Botschafter in Moskau, Sir A. Clark Kerr, wurde mulmig zumute, als er diese Worte las. Radio Moskau wiederholte sie noch am selben Abend. „*Tass*“ bot sie den britischen Zeitungen honorarfrei an und die „*Soviet War News*“ veröffentlichten sie in London.

Die abgehörte Rundfunkmeldung wurde unverzüglich Mr. Churchill vorgelegt. Angesichts seiner beginnenden siegreichen Wüstenoffensive bei El Alamein sah Churchill keine Veranlassung, die sowjetischen Beleidigungen zu schlucken.

Das Foreign Office war derselben Meinung. „Ich sehe nicht“, schrieb Frank Roberts, Chef der Zentralabteilung des F.O., in einer ironischen Stellungnahme, „wie die Sowjetregierung Heß irgendwelche Vorwürfe machen kann, mit dem sie doch offiziell noch auf bestem Fuße stand, als er hierherflog!“ Aber seine Kollegen fürchteten, Stalin könnte unter Umständen mit dem Gedanken spielen, einen Separatfrieden mit Hitler zu schließen; man riet Eden, den sowjetischen Botschafter Iwan Maiskij rundheraus zu fragen, ob Moskau damit wohl beabsichtige, „öffentlich Ärger zu machen, um sich seinen Verpflichtungen uns gegenüber zu entziehen.“

Die Linke begann sofort mit den Wölfen zu heulen: Der Abgeordnete Tom Driberg brachte im Unterhaus eine Anfrage ein, ob Eden wohl Moskaus Empfehlung folgen werde, Heß vor Gericht zu stellen, Und der Botschafter kabelte aus Moskau, nach seiner Meinung könne Großbritannien es sich nicht leisten, den Artikel zu ignorieren. „Wir sollten zweifelsfrei klarstellen, daß wir Heß als einen der führenden Verbrecher betrachten und daß wir ihn so lange gefangenhalten, bis ihm mit den

anderen der Prozeß gemacht werden kann.“

In der Mittagssitzung des Kabinetts vom 20. Oktober in Mr. Churchills Zimmer im Unterhaus wurde beschlossen, Eden solle auf Dribergs Frage kategorisch erklären, es gebe keinen Grund, Heß in irgendeiner Weise anders zu behandeln, als dies für Kriegsverbrecher allgemein bereits vorgesehen sei. Doch solle Eden klipp und klar erklären, Heß könne zumindest nicht für die Untaten der Nazis seit ihrem Einmarsch in Rußland verantwortlich gemacht werden, „da Deutschland und die Sowjetunion ja noch diplomatische Beziehungen unterhielten, als er in dieses Land kam.“

Mr. Churchill schickte ihm folgende Anweisung: „Keine Zugeständnisse gegenüber diesem [sowjetischen] Verhalten. Ich fand Ihre vorgeschlagene Antwort gut. WSC, 21. 10.“



Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers des Großdeutschen Reiches und Mr. Churchills Staatsgefangener, hatte zunächst noch keine Ahnung davon, daß es seinetwegen zu einer internationalen Auseinandersetzung gekommen war.

Einige Tage vorher hatten die Pfleger sein Zimmer gereinigt und unter einem Sessel Zeitungspapier gefunden, in das er Teile der Mahlzeit vom vergangenen Abend – Bratfisch und Pommes frites, Brot und Reis – sorgfältig eingepackt hatte. „Dies ist anscheinend die kleine Portion, die der Patient vom Teller genommen hat“, hieß es bedeutungsvoll in ihrer Meldung über diesen Vorfall.

„21. Oktober 1942 (Meldung von Corporal Riddle)

Beklagt sich sarkastisch über die Rasierklingen. Nahm ein leichtes Frühstück ein, nachdem der Pfleger davon gekostet hatte. Hat wieder den ganzen Morgen geschrieben.

22. Oktober 1942

Beschäftigte sich die meiste Zeit mit Schreiben, äußerte sich spöttisch über die Rasierklingen, die er schlecht findet, erklärt, es mache ihm großes Vergnügen, zu wissen, daß die U-Boot-

Kommandanten ihre Sache gut machten, sodaß lebensnotwendige Dinge für die Briten knapp würden . . .“

Mitten in der Nacht, um 4.40 Uhr, verlangte er vom Sanitätssoldaten Smedley Papier und Bleistift: „Wissen Sie, wie oft die Lokomotiven während der Nacht gepfeifen haben – wie laut es gewesen ist?“

Trotz Edens Erklärung im Unterhaus riet Clark Kerr der Regierung in London dringend, einen möglichst umfassenden Bericht über Heß' Mission und seine Vorschläge zu veröffentlichen, wobei Großbritannien seine Absicht unterstreichen sollte, ihn eines Tages vor Gericht zu stellen. Eden, der sich über die unsichere rechtliche Grundlage der fortgesetzten Inhaftierung von Heß im klaren war, wandte sich entschieden dagegen, irgendeine Dokumentation zu veröffentlichen. Das Kabinett beauftragte den früheren Botschafter in Moskau, Sir Stafford Cripps, ein vollständiges Dossier zusammenzustellen, das man unter Umständen Stalin zur Kenntnis bringen könnte.

Unterdessen beschloß das Kabinett am 29. Oktober, der britische Botschafter solle Stalin versichern, daß seit Lord Beaverbrooks Besuch im Kreml keine Änderung in der britischen Haltung gegenüber Heß eingetreten sei: „Wir haben niemals, weder jetzt noch in Zukunft, die Absicht, irgendeinen politischen Gebrauch von ihm zu machen.“

Cripps, der jetzt Lordsiegelbewahrer war, studierte sämtliche Dokumente, die ihm die Regierung zur Verfügung stellte, und unterbreitete am 4. November dem Kabinett seinen Bericht.

Die Ministerrunde war mit Eden der Meinung, daß dieser Bericht nicht veröffentlicht, aber eine Zusammenfassung einschließlich eines Gutachtens über Heß' Gesundheitszustand an Botschafter Clark Kerr in Moskau geschickt werden sollte.

„Foreign Office an den britischen Botschafter in Moskau

Telegramm Nr. 332

4. November 1942

1. Heß landete am 10. Mai 1941 mit dem Fallschirm in Schottland, er trug die Uniform eines Hauptmanns der deutschen Luftwaffe. Er behauptete, auf einer Sonder-

mission zu sein, und wollte den Oberstleutnant Herzog von Hamilton sprechen.

2. Der Herzog von Hamilton war 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin, erinnert sich aber nicht, Heß gesprochen oder getroffen zu haben. Zuvor hatte der Herzog unter dem Datum des 23. September 1940 einen Brief von Dr. Haushofer, einem deutschen Freund von Heß, erhalten, in dem dieser ohne Bezugnahme auf Heß ein Treffen in Lissabon vorschlug. Der Herzog legte dieses Schreiben damals der Regierung Seiner Majestät vor. Es wurde völlig ignoriert und nicht beantwortet.*
3. Am 11. Mai erhielt der Herzog von seinen Vorgesetzten in der R.A.F. den Befehl, mit Heß zu sprechen, der damals in Maryhill Barracks, Glasgow, interniert war. Heß erklärte, Deutschland werde England zwangsläufig besiegen, doch sei dies nicht Hitlers Wunsch. Heß sei deshalb hierhergekommen, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden und Friedensvorschläge zu machen. Er behauptete, Hitlers Denken genau zu kennen, erklärte aber, nicht in dessen Auftrag gekommen zu sein. Heß stand offensichtlich unter dem Eindruck, in England gebe es eine Partei, die bereit sei, über Friedensvorschläge zu diskutieren. Der Herzog erwiderte, es gebe jetzt nur noch eine Partei in Großbritannien.
4. Heß wurde dann am 13., 14. und 15. Mai von Mr. Kirkpatrick, der vormals an der Botschaft Seiner Majestät in Berlin war, befragt, um seine Identität zu verifizieren und seine Vorstellungen im einzelnen zu erkunden. Heß teilte Mr. Kirkpatrick mit, er sei ohne [handschriftlich eingefügt: wiederhole ohne] Kenntnis Hitlers gekommen. Er legte seine Ansichten über die Gewißheit eines deutschen Sieges dar und wiederholte, Hitler habe keinerlei Pläne, die gegen das britische Empire gerichtet seien. Heß schlug eine

* Dies war eine glatte Lüge, wie das Foreign Office genau wußte. Der Secret Service hatte Haushofers Brief abgefangen und ihn für Hamilton beantwortet.

Friedensregelung auf folgender Basis vor: (I) Deutschland erhält freie Hand in Europa und bekommt seine Kolonien zurück; (II) England behält freie Hand im britischen Empire; (III) Rußland solle sich auf Asien beschränken, aber Deutschland beabsichtige, gewisse Forderungen gegenüber Rußland entweder auf dem Verhandlungswege oder durch Krieg durchzusetzen. Heß bestritt, daß Hitler in nächster Zukunft einen Angriff auf Rußland plane.

5. Heß betonte jedoch, daß Deutschland nur mit einer anderen britischen Regierung verhandeln könne, der Mr. Churchill und seine Kollegen nicht angehörten. Wenn [wieder ausgedrückt: Heß' Friedensangebot] diese Gelegenheit versäumt werde, würde Großbritannien vollständig vernichtet und für immer unterjocht werden.
6. Heß wurde dann zweimal von Mitgliedern der Regierung Seiner Majestät befragt: am 9. Juni [handschriftlich: 1941 durch den Lordkanzler, Sir John Simon] und am 9. September (von Lord Beaverbrook). Zweck dieser Befragungen war es, weitere Informationen von Bedeutung zu erlangen, vor allem über die inneren Verhältnisse in Deutschland. Es wurde Heß klargemacht [geändert in: es ist Heß stets klargemacht worden], daß es keinerlei Gespräche oder Verhandlungen irgendwelcher Art mit Hitler oder seiner Regierung geben könne.*
7. Die Schlußfolgerung der Regierung Seiner Majestät aus diesen Gesprächen lautet wie folgt:
 - (a) Heß kam auf eigene Initiative.
 - (b) Er glaubte, seine Mission hätte durchaus Aussicht auf Erfolg.
 - (c) Er glaubte, hier eine starke, gegen den Krieg eingestellte Oppositionspartei vorzufinden.
 - (d) Seine „Bedingungen versuchten Hitlers Ansichten, so-

* Offenbar aufgrund seines schlechten Gewissens empfahl Sir Orme Sargent („Moley“) aus offensichtlichen Gründen, diesen ganzen Absatz wegzulassen.

weit sie Heß bekannt waren, wiederzugeben.

- (e) Heß hatte diese Mission schon seit dem Zusammenbruch Frankreichs geplant.
8. Wie bereits der Öffentlichkeit mitgeteilt, wird Heß seit seiner Ankunft als Kriegsgefangener behandelt, und zwar bis Ende des Krieges. Mit Ausnahme der oben erwähnten Personen, seiner Wachposten und derjenigen, die ihn ärztlich betreuen, hatte Heß keine Besucher.*
 9. Kurz nach seiner Ankunft schien Heß sich in einem merkwürdigen Geisteszustand zu befinden. Namhafte Psychiater diagnostizierten seelische Labilität mit Symptomen von Verfolgungswahn. Es besteht kein Zweifel daran, daß Heß geistig äußerst labil ist, wenngleich sein Zustand auch von Zeit zu Zeit erheblichen Schwankungen unterworfen ist.“

Es gab durchaus einiges, was die Engländer vor der Öffentlichkeit zu verbergen suchten: Nicht nur, daß er tatsächlich mit zwei Kabinettsmitgliedern zusammengetroffen, sondern daß seine Gesundheit in bedenklicher Verfassung war. Deshalb wurde Sir A. Clark Kerr vom Foreign Office angewiesen, die Sowjetregierung bei der Übergabe des Dossiers an Stalin davor zu warnen, es zu veröffentlichen. Jetzt zuzugeben, daß Heß geistesgestört sei, würde beweisen, daß Berlin im Mai 1941 die Wahrheit und Großbritannien die Unwahrheit gesagt hätte.

„Wenn Heß' Geisteszustand der deutschen Regierung bekannt wird“, erklärte das Foreign Office, „hätte sie einen triftigen Grund, unter Berufung auf die Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen seine Repatriierung zu verlangen.“

Um diesen Akt geradezu krimineller Verschleierung zu rechtfertigen, hieß es in dem Telegramm des Foreign Office weiter: „Wir haben natürlich nicht die Absicht, Heß nach Deutschland zurückkehren zu lassen, weil er damit die Möglichkeit erhielte, sich seiner Verantwortung an der Beteiligung an deutschen Kriegsverbrechen zu entziehen.“ („Noch

* Auch das stimmte nicht. Die Schutzmacht (Schweiz) hatte Heß bereits dreimal aufgesucht, wie Cripps in seinem Bericht auch schrieb. Aber irgend jemand im Foreign Office hatte diese Stelle gestrichen, bevor der Bericht dem Kriegskabinett vorgelegt wurde.

möchten wir“, hatte Sir Alexander Cadogan in seinem ursprünglichen Entwurf dieses Telegramms geschrieben, „den Deutschen eine Propagandawaffe in die Hand geben, indem wir uns weigern, einen Mann zurückzuschicken, der, wie wir öffentlich erklärt haben, als Kriegsgefangener behandelt wird und dessen geistige Labilität öffentlich von uns zugegeben worden ist.“)

Wenn Heß eins mit seinem Flug erreicht hat, dann folgendes: Er entlarvte fadenscheinige Aspekte der Ethik der Sieger, die ihn später als Kriegsverbrecher anprangerten.

Die Hauptrolle in dieser Angelegenheit spielte die sowjetische Regierung, die in den dreißiger Jahren fünf Millionen Ukrainer auf grausame Weise hatte massakrieren lassen und deren eigene Liste an Verbrechen 1942 noch keineswegs abgeschlossen war. Am Abend des 5. November trug der britische Botschafter die Erklärung des Foreign Office über Heß Marschall Stalin und seinem Außenminister Molotow vor. Es folgte eine zweistündige offene Aussprache, bei der Stalin unruhig und ungeduldig und keineswegs in der Defensive war. Seine eigenen Opfer, Zehntausende polnischer Intellektueller und Offiziere, lagen noch unentdeckt, die Hände mit Stacheldraht gefesselt, unter den jungen Wurzeln frisch gepflanzter Kiefern in den Wäldern von Katyn und Starobielsk. Er konnte sich also einen scheinheiligen Ton gegenüber den Deutschen erlauben.

Anfänglich vertrat er die Linie der „*Prawda*“ und fragte: „Warum läßt man Heß unbehelligt? Ist er kein Verbrecher?“

Aber dann zeigte Molotow ihm den ganzen „*Prawda*“-Artikel, und Stalin ließ die Sache wie eine heiße Kartoffel fallen.

Der britische Botschafter trug Londons Erklärungen über Heß vor.

„Das ist doch alles schon in der Presse erschienen“, schimpfte der bärbeißige Diktator.

Er schenkte drei Wodkas ein und schob ein Glas dem Engländer hin. „Ich habe zwei Fragen“, fuhr er fort. „Nach dem Krieg ist es üblich, Kriegsgefangene in die Heimat zurückzuschicken. Haben Sie die Absicht, Heß heimzuschicken?“

Er kippte den scharfen Schnaps hinunter und wischte sich den Schnurrbart.

„Wenn Goebbels morgen im Vereinigten Königreich landen sollte,

würden Sie auch den als Kriegsgefangenen zurückschicken?“

Der Engländer beruhigte ihn in diesem Punkt. Stalin äußerte sich dann besorgt über den Plan, einen Ausschuß der Vereinten Nationen zur Aburteilung von Kriegsgefangenen einzusetzen. „Ich möchte nicht erleben, daß Hitler, Mussolini und all die anderen wie seinerzeit der Kaiser in irgendein neutrales Land entwischen.“

Clark Kerr konnte ihn auch in dieser Hinsicht beruhigen: Mr. Churchills Regierung schlage eine „politische Lösung“ vor: Die Führer des Feindes bei der Gefangennahme zu liquidieren.

Stalin schien bei dieser sowie bei späteren Gelegenheiten, als Mr. Churchill diese Lynchjustiz persönlich vorschlug, schockiert.

„Egal was geschieht, es muß irgendein Gerichtsurteil geben“, brummte er. „Sonst werden die Leute sagen, Churchill, Roosevelt und Stalin üben Rache an ihren politischen Gegnern!“

„Ich bin sicher“, erwiderte der Botschafter mit einem dünnen Lächeln, „daß die politische Lösung, an die Mr. Churchill denkt, schon mit den notwendigen Formalitäten durchgeführt wird.“



Nachdem Heß seinem kleinen Sohn einen liebevollen Geburtstagsbrief geschickt hatte, fiel ihm ein, daß seine Zeilen durch die Hände mehrerer Zensoren gehen würden, und er bedauerte, daß er auf diese Weise dem Feind Einblick in private Familienangelegenheiten gewährt hatte.

„Das ist mir höchst scheußlich“, schrieb er seiner Frau Ilse wenige Tage nach diesem Geburtstag. „Nach einer Rede hatte ich dann und wann ein ähnliches Gefühl: man möchte einen Satz, der einem herausgerutscht ist, am liebsten wieder einfangen können. Aber nicht nur, was man der Sekunde ausgeschlagen, sondern auch das, was man in einer Sekunde von sich gegeben, bringt keine Ewigkeit zurück!“ Einige Zeilen später fügte der Gefangene nachdenklich hinzu: „Eigenartig muß es für Euch doch sein, wenn Ihr einen Brief von mir bekommt, in dem ich auf den Inhalt eines Eurer Briefe eingehe, der vor etwa einem Dreivierteljahr geschrieben ist. Es ist eben in jeder Beziehung eine etwas aus den Fugen geratene Welt. Aber eines Tages wird sie schon wieder zusammengefügt – und dann werden

auch wir wieder zusammengefügt!“

Frau Heß, die durch solche Andeutungen in seinen Briefen beunruhigt war, beantragte beim Internationalen Roten Kreuz, den tatsächlichen Gesundheitszustand ihres Mannes festzustellen.

Dieses durchaus legitime Begehren sorgte im Foreign Office für helle Aufregung. Die Weigerung, dem 1. R. K. einen Besuch bei Heß zu erlauben, könnte die Arbeit der Delegierten, die britische Gefangene in Deutschland betreuten, erschweren.

Dennoch wurde der Antrag abgelehnt. Statt dessen schickte das Kriegsministerium seinen höchsten Sanitätsoffizier, Generalmajor Arnold Stott, zusammen mit Brigadier Rees am 26. Oktober nach Maindiff Court. Stott traf Heß bei guter Gesundheit an und erklärte dies in seinem Bericht.

Heß gefiel das offenbar. Die Sanitätsdienstgrade fanden ihn am folgenden Abend besser gelaunt als sonst. Er sprach offen über den Krieg und kommentierte schadenfroh japanische Meldungen über die Versenkung amerikanischer Kriegsschiffe ohne eigene Verluste.

„Der Krieg entwickelt sich zugunsten der Achse“, sagte Heß.

Aber dem war nicht so: Rommels Afrikakorps hatte mit einem Rückzug begonnen, der erst sechs Monate später in Tunesien endete. Die Rote Armee ging bei Stalingrad zum Gegenangriff über, und die R. A. F. richtete in deutschen Städten schwere Schäden an.

Nachdem die Russen die deutsche 6. Armee bei Stalingrad eingeschlossen hatten, sank seine Stimmung wieder.

„29. November 1942

(Meldung des Pflegers)

Fühlt sich elend und vereinsamt . . . Scheint betroffen zu sein über die Behauptungen in der Zeitung und macht spöttische Bemerkungen. Macht jedesmal, wenn er sich bewegt, Lärm mit Türen und Stühlen.“

Der „streng geheime“ psychiatrische Bericht, den Brigadier Rees offenbar unter politischer Anleitung des Kriegsministeriums Sir Stafford Cripps zur Ergänzung seines Dossiers übermittelte, lautete folgendermaßen:

„Heß ist intelligent, aber charakterlich und als Persönlich-

keit schwach. Er muß schon früher im Leben überängstlich und neurotisch gewesen sein. Während er hier unter Beobachtung stand, litt er an deutlichen Wahnvorstellungen und war den größten Teil des letzten halben Jahres nicht in der Lage, sie unter Kontrolle zu halten, sondern leidet tatsächlich an einer „paranoiden“ Psychose. Diese geistige Störung könnte sehr wohl im Verborgenen bleiben, wenn er wieder die Führung in einer „Partei“ übernehmen würde, aber seine persönlichen Beziehungen und sein Urteilsvermögen wären dadurch getrübt. Die Schwankungen in der Intensität seiner Symptome werden sich wiederholen, und es besteht ständig die Gefahr eines neuen Selbstmordversuchs ohne Vorwarnung. Aus diesem Grunde bedarf er ständiger psychiatrischer und stationärer Pflege. Wäre er ein gewöhnlicher ziviler Patient, hätte es sich, außer direkt nach seinem Selbstmordversuch, schwerlich rechtfertigen lassen, ihn amtlich für geistesgestört zu erklären. Er könnte dann ja zu Hause leben und seiner Arbeit nachgehen, obgleich seine komplizierte Persönlichkeit und seine Exzentrizitäten wahrscheinlich Probleme bringen würden.

Zur Frage der „Verantwortlichkeit“ ist es nach meiner Ansicht zweifelhaft, ob ihn seine psychischen Schwierigkeiten jemals daran gehindert haben, Wesen und Wirkung seiner Handlungen zu erkennen.“

Der letzte Satz enthüllt die ganze schizophrene Tendenz der offiziellen britischen Behandlung des Falles Heß. Heß sei zwar geisteskrank, aber nicht so, daß er in die Heimat zurückgeschickt werden könne oder Strafmilderung für seine mutmaßlichen Verbrechen in einem künftigen Prozeß erwarten dürfe. Diese Gewundenheiten wurden immer deutlicher, je weiter der Krieg voranschritt.

Nach Washington hatte das Foreign Office dieselbe Mischung von Wahrheiten und Unwahrheiten über Heß geschickt, wie sie Stalin dargeboten worden war; Lord Halifax, der Präsident Roosevelt dieses Dokument bei einem Essen am 8. Dezember 1942 zeigte, waren dieselben vertuschenden Gründe genannt worden, die den Amerikanern verdeutlichen

sollten, wie wichtig es sei, dieses Dossier nicht der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Der Appell von Frau Ilse Heß an das Internationale Rote Kreuz hatte, wie Lord Halifax dem amerikanischen Präsidenten am 9. März 1943 erklärte, Mr. Churchill einigermaßen in Verlegenheit gebracht. Hätte man das Internationale Rote Kreuz eingeschaltet, wäre die Wahrheit über Heß' nicht besonders guten Geisteszustand herausgekommen. Deshalb hatten General Stott und Brigadier Rees jenes Gutachten ausgeheckt, das so frisiert wurde, daß der militärische Rang der beiden verborgen blieb (sie waren im Zivilleben als Fachärzte von Rang bekannt); es wurde dem Internationalen Roten Kreuz mit einem Begleitschreiben ausgehändigt, daß dieses Gutachten ausschließlich der persönlichen Information von Frau Heß diene: „Es darf keinerlei Publizität erhalten.“

Diese britischen Vorsichtsmaßnahmen waren gewiß naiv, dennoch fällt es schwer, zu begreifen, warum man sich soviel Sorgen machte, da doch auch diese Fassung des Berichts noch gefiltert wurde: „Sie werden sehen“, hieß es in den Botschaften des Foreign Office an Stalin und Roosevelt erläuternd zu den Auslassungen, „daß dieser Bericht keinen ausdrücklichen Bezug auf Heß' Geisteszustand nimmt. Dies war auch beabsichtigt, um dem Risiko zu entgehen, daß das medizinische Gutachten von den Deutschen dazu benutzt werden könnte, unsere ursprüngliche Propaganda aufzudecken . . . Sie könnten unter Umständen sogar mit der Begründung, Heß sei geisteskrank, seine Repatriierung verlangen.“

Das Rote Kreuz weigerte sich, bei diesem Betrug mitzumachen.

Im Juni 1943 teilte das I.R.K. dem Foreign Office mit, es sei unmöglich, dieses Dokument Ilse Heß zuzuleiten, ohne sich mit der deutschen Regierung ins Benehmen zu setzen.

Daraufhin entschied das britische Außenministerium, überhaupt keine Verbindung mit Frau Heß aufzunehmen.

„Die Regierung Seiner Majestät“, so hatte Lord Halifax in einer der törichtesten Erklärungen der Washingtoner Botschaft Präsident Roosevelt zu informieren, „ist nicht bereit, darauf zu vertrauen, daß die deutsche Regierung auf unerwünschte Publizität verzichtet.“

ROTE ERDE

Getrennt von Frau und Kind durch die Entfernung zwischen England und Deutschland und das Meer, das Hitlers Wehrmacht nicht zu überqueren gewagt hatte, spürte Heß während des ganzen Winters von 1942 auf 1943, wie sein Geisteszustand immer stärkeren Anfechtungen ausgesetzt war. Wenn er sich auch nach der täglichen Lektüre der „*Times*“ und den BBC-Sendungen, die er jeden Nachmittag hörte, zusammenreimen konnte, daß er und seine ehemaligen Mitstreiter nach Kriegsende vor Gericht um ihr Leben würden kämpfen müssen, so ließ er sich das in seinen Briefen nach Hause nicht anmerken.

In den Wochen, als die Schlacht um Stalingrad sich hinzog, las er fast überhaupt nichts – mit Ausnahme von Commander Grenfells großartigem Werk über die Seekriegsstrategie, das er geradezu verschlang und sich dann noch ein zweites Mal vornahm. Nachdem er Ellis Jones gesagt hatte, er glaube, ein Herzleiden zu haben, wollte er das Krankenhausbereich nicht mehr verlassen und beschränkte seine Bewegung im Freien auf Spaziergänge am Morgen und am Abend mit dem Arzt in dem für ihn reservierten Garten. Er war nach wie vor niedergeschlagen und bildete sich ein, daß man sich irgendwie an seinem Radio, seiner Kleidung, seinen Socken und seinem Essen zu schaffen machte. Seine echten oder vermeintlichen Magenkrämpfe hörten nicht auf – die Pfleger kümmerten sich kaum noch um diese Beschwerden und, um die Wahrheit zu sagen, Heß auch nicht mehr: sie waren ebenso zur täglichen Routine geworden wie die Massage seines verletzten Beins durch den Sanitätssoldaten Clifford, der Gang zum Badezimmer im Anbau, die gemeinsamen Mahlzeiten in der

Offiziersmesse und die Wurfspielspiele mit den jungen Offizieren.

Ellis Jones verschrieb alle nur möglichen Medikamente gegen diese „Schmerzen“, darunter auch Belladonna, war aber überzeugt davon, daß der Gefangene nichts davon einnahm, sondern sie hamsterte, um sie später irgendeiner höheren Stelle zur Untersuchung vorlegen zu können.

Gelegentlich gab es eine Abwechslung in dieser täglichen Routine. Als die regelmäßigen Leibschmerzen am 22. Dezember wieder auftraten, erklärte er, er wolle lieber sterben: er lehnte den von Ellis Jones angeordneten Seifenwassereinlauf ab und lud den Arzt statt dessen ein, an seiner späteren Obduktion teilzunehmen.

„Ein Einlauf hat keinen Zweck“, stöhnte er. „Ich möchte lieber das Gift in meinem Inneren lassen, damit es von einer internationalen Kommission entdeckt werden kann.“

Eine unbarmherzige Natur vereitelte jedoch, wie zu erwarten, diese Absicht, und er überlebte. Er war sehr still und völlig desinteressiert an seiner Umgebung: Am Heiligabend konnte man ihm natürlich deshalb wohl kaum einen Vorwurf machen. Er sprach fast überhaupt nicht mit seinen Bewachern und warf mißtrauische Blicke auf sie. „[Ich] mußte seinen Tee mit ihm teilen“, schrieb Corporal Riddle an diesem Nachmittag, wobei diese Klage lediglich im Meldebuch ihren Niederschlag fand.

Nach den Festtagen mußte man ihn aus seiner selbstauerlegten Einsamkeit herauslocken, weil in seinem Zimmer eine neue Steckdose angebracht werden sollte.

Leutnant May, einem Mitglied der neuen Bewachungsmannschaft, gelang es, ihn zu überreden, ins Freie zu gehen. Man mußte nur den richtigen Trick anwenden. Hätte man ihm direkt gesagt: „Kommen Sie und schauen Sie sich den schönen Sonnenuntergang an“, hätte Heß sich nicht gerührt; aber als May in Hörweite äußerte: „Es ist so ein wunder-schöner Sonnenuntergang heute!“ ließ Heß sich verführen, ans Fenster zu treten und dann nach draußen zu gehen, um sich das anzuschauen.

Schließlich überredete Leutnant May ihn, wieder größere Spaziergänge in der Umgebung zu machen, und sein Befinden besserte sich.

Am 30. Dezember staunte Everett, als Heß um 15.00 Uhr mit dem Kommandanten der Wache, Captain Crabtree, zu einer Autofahrt aufbrach, eine lange Wanderung zum Little Skinneid-Berg unternahm und

dann zu Fuß zurückkehrte, müde, aber zufrieden mit sich selber.

Major Ellis Jones vermerkte zu dem Wechsel von der Depression zu leichter Hochstimmung: Heß lege jetzt wieder mehr Wert auf seine äußere Erscheinung, habe um Haarwasser gebeten, sich auf freundliche Gespräche eingelassen und sein Regal mit deutschen und englischen Büchern wiederentdeckt.

„8. Januar 1943

(Meldung des Pflegers)

Patient erwachte um 09.00 Uhr gutgelaunt und erfreut über die Morgennachrichten [war es von Arnims örtlich begrenzter Erfolg in Tunesien?] . . . Visite von Dr. Phillips um 11.45 Uhr und von Major Ellis Jones um 12.00 Uhr, dann eine Zeitlang Spaziergang in den Anlagen. Aß mit Captain Crabtree, M.C., zu Mittag, machte eine Autoausfahrt und um 14.15 Uhr eine Wanderung.“

Trotz dieser ermutigenden Zeichen war Major Ellis Jones stets auf der Hut vor dem „Restrisiko“, daß Heß sich doch noch das Leben nehmen könne. „Ich glaube“, schrieb der Doktor am 14. Januar 1943 an das Kriegsministerium, „daß strenge und angemessene Vorsichtsmaßnahmen ihm nur das Leben unerträglich machen, das Auftreten von Wahnideen begünstigen und seinen Verfall beschleunigen und daß er, falls er entschlossen ist, Selbstmord zu begehen, so intelligent und verschwiegen ist, daß er uns alle überlistet.“

Während der nächsten Wochen verdienen die Eintragungen der Pfleger geradezu eine Belohnung für ihre Unbekümmertheit:

„23. Januar 1943

Beschäftigte sich eine ganze Zeit mit Schreiben, aß seine Mahlzeiten allein. Saß den Abend in seiner Fliegeruniform in der Sonne. Hatte um 18.00 Uhr einen Anfall von „Schmerzen“. Keine besonderen Vorkommnisse.“

Das Ganze war für sie zur Alltäglichkeit geworden. Am 4. Februar hatte sich ihr Gefangener, wie üblich, über laut zugeschlagene Türen beklagt,

aber als er an diesem Tag durch verschiedene Türen ging, knallte er selbst jede einzelne, so laut er konnte, zu.

Die sechs Sanitätsdienstgrade ertrugen dieses mühselige Leben besser als der Kommandant der Wache und seine Offiziere, und es gab häufig Ablösungen. Am 16. wurde Heß wieder ein neuer Kommandant, Captain Nelson-Smith, vorgestellt. Dieser übernahm seine Aufgabe mit den besten Absichten, und kaum ein Tag verging, ohne daß er mit dem Gefangenen ausgedehnte Autofahrten oder Streifzüge durch die Landschaft unternahm.

Aber allmählich ließ das Interesse nach. Selbst die Wurfspiele gingen den Mitspielern auf die Nerven: Heß schleuderte die Pfeile mit solcher Wucht an die Scheibe, daß man sie kaum wieder herausziehen konnte; er traf immer genau, aber seine Ängste traten auch hier deutlich zutage – er duckte sich instinktiv, wenn er seine Pfeile einsammelte und beim Umdrehen seinen Gegner schon wurfbereit mit dem Pfeil in der Hand stehen sah.

Getränke, die ihm in der Offiziersmesse angeboten wurden, lehnte er ab: „Wein, Bier oder Whisky“, belehrte er die jungen Offiziere in seiner gutturalen Aussprache, „beeinträchtigen das Urteilsvermögen.“

„Meine Aufgabe war es“, erklärte er Leutnant May, „für den Führer die öffentliche Meinung abzuschätzen. Dafür brauchte man einen klaren Kopf.“

Mit Tabak sei es dasselbe.

„Tabak ruiniert den Gaumen“, erklärte er Leutnant May. „Und es hindert einen daran, den Duft einer Landschaft wahrzunehmen.“

May fiel auf, wie dieser Mann die Waliser Landschaft liebte. Unterwegs gab es für ihn nichts Schöneres, als spielenden Kindern zuzuschauen und sich an ihrem Lachen zu erfreuen.

Er warf auch einen flüchtigen Blick auf die größeren Mädchen, verabscheute aber diejenigen, die Rouge aufgelegt und die Lippen angemalt hatten.

„Ich mag gern natürliche Dinge und Menschen“, sagte der Stellvertreter des Führers, als sie an einer Gruppe kichernder Waliser Frauen vorbeigingen.

„Natürlich – aber hübsch.“



In diesen ersten Monaten des Jahres 1943 hatte sich wenig geändert: Er empfing vom Deutschen Roten Kreuz monatlich die sechs Pfund, die ihm als Hauptmann der Luftwaffe zustanden; er hatte immer noch „Leibschmerzen“, klagte nach wie vor über laut zugeschlagene Türen, bellende Hunde und trampelnde Wachposten und unterlag weiterhin wechselnden Stimmungen.

Aber das wurde alles so sehr zur Routine, daß der Sanitätssoldat Clifford eines Abends in das Meldebuch eintrug: „Er macht *keine* Bemerkungen über den Lärm der Wachposten.“ Während dieser Monate lassen sich aus diesen Eintragungen weder ein Gesamtbild noch irgendwelche Fortschritte erkennen. Am 15. März „nahm er Platz und versank in traurige und nachdenkliche Stimmung.“ Am 22. gab es nichts weiter zu melden, als daß er zu Riddle sagte: „Viele Leute in England ärgern sich heute morgen, weil der Führer gestern eine Rede gehalten hat.“

Er glaubte immer noch an den Sieg. „Elf U-Boote in einer Woche“, renommierte er gegenüber Leutnant May. „Elf U-Boote in der Woche haben wir von Stapel gelassen. Wie kann eine Insel sich dagegen behaupten.“

Doch dann zog er sich auf sein Zimmer zurück, warf sich auf den Teppich und krümmte sich vor Schmerzen. Er hatte plötzlich wieder Unterleibskrämpfe, von denen die Ärzte jedoch wußten, daß sie überhaupt nicht organischer Natur waren, da er – wie normalerweise die Reaktion auf solche Schmerzen gewesen wäre – niemals die Knie anzog. Diese Schmerzen waren rein seelischen Ursprungs, deshalb aber keinen Deut weniger intensiv, und es gab kein herkömmliches Mittel, das dagegen geholfen hätte.

Leutnant May konnte nicht umhin, diesen Mann gern zu haben. „Man konnte vierundzwanzig Stunden mit ihm zusammensein“, erklärte er später, „ohne zu bemerken, daß etwas Entscheidendes mit ihm nicht stimmte.“ Er fand den Gefangenen „peinlich gewissenhaft“ –. Nach seiner Ansicht gehörte dieser Mann zu einer ganz seltenen Spezies – ein echter Idealist, der rücksichtslos die rein nationalsozialistische Weltanschauung vertrat und seinen Führer abgöttisch verehrte. Heß' sagte May, verkörpere

„einige Tugenden und den totalen Mangel an Realitätssinn dieser fanatischen Bewegung“.

Er verfügte auch, wie May erlebt hatte, über physischen Mut: bei einem ihrer Streifzüge sei plötzlich am andern Ende einer Weide ein Bulle aufgetaucht, der sich wutschnaubend auf die Eindringlinge stürzte. Die beiden Soldaten, der Offizier und der Sanitäter hätten kehrt- und sich davongemacht, nicht aber der Stellvertreter des Führers aus Deutschland.

Heß vertiefte sich immer mehr in Goethe und entwickelte (bei der Lektüre von „*Dichtung und Wahrheit*“) ein „ganz neues Bild“ von dem „bockigen und originellen alten Herrn“ des Dichters, und verfaßte literarisch gebildete und gut formulierte Briefe, die keinerlei bizarre Züge verriet, wie sie seine Bewacher an ihm entdeckt zu haben glaubten.

„Wie hat es mich gefreut [schrieb er am 14. Februar an seine Frau Ilse], daß der Junge sich des Vatis noch entsinnt! Daß er noch wußte, wo all die herrlichen rollenden, fahrenden, knatternden und fauchenden Spielzeuge versteckt waren, mit denen wir uns heimlich im kleinen Arbeitszimmer in den Tagen vor meinem Abflug beschäftigten. Oft denke ich mir aus, was ich ihm alles erzählen und zeigen werde – in der Richtung des ‚technischen, geographischen und naturwissenschaftlichen‘ Buz [Wolf-Rüdiger]!

Hab ich doch einst sicherlich nicht geahnt, von welcher Bedeutung meine technisch-mathematischen Begabungen einmal für mich sein würden. Ohne diese hätte ich den ‚Flug meines Lebens‘ keinesfalls geschafft: weder hätte ich den komplizierten Mechanismus der Me 110, noch die Navigation gemeistert.

Es hat eben alles im menschlichen Dasein letztlich seinen Sinn, wenn auch manche ein rundes Halbjahrhundert brauchen, sich dessen ganz bewußt zu werden. Und manche merken es überhaupt nicht!“

In einem anderen Brief, den er seiner Frau fünf Wochen später schrieb, war er mit seinen Gedanken immer noch bei ihrem Jungen:

„Ach ja, es war ein langgehegter Traum von uns, „die Menschheit einmal mit einem großen Musiker oder Dichter zu beglücken! Aber der Mensch denkt, und ganz jemand anders lenkt – nach allem, was ich so von den Liebhabereien des kleinen Burschen höre, zweifle auch ich nicht mehr daran, daß seine Begabung auf der technischen Seite liegt. Nun, er wird einmal, ungehemmt von väterlichen Machtsprüchen, diese Begabung ausbilden dürfen, was mir, außer bei kleinen Ozeanflügen (~~~~~),* versagt blieb. Das haben wir schon vor vielen Jahren, als mein Ziel war, den Gegenflug zum Lindbergh'schen als erster zu schaffen, nicht geahnt, wie sehr ich die bei den über ein Jahr gehenden Vorarbeiten mir angeeigneten Kenntnisse einmal würde gebrauchen können.“

Major Ellis Jones berichtete Rees, daß ihr Gefangener zu Zeiten immer noch so tue, als ob er damit rechne, nach Deutschland zurückkehren und seine Funktionen als Stellvertreter des Führers wiederaufnehmen zu können.

Oft sprach er von den Höhepunkten seiner Karriere. Er hatte für Kriegszeiten ein Ferntrauungssystem etabliert, wodurch ein schwangeres Mädchen mit dem Vater ihres ungeborenen Kindes „verheiratet“ werden konnte, obgleich der vielleicht in Polen oder Frankreich kämpfte oder Tausende von Kilometern entfernt ein U-Boot führte.

Einmal hatte er ein landwirtschaftliches Experiment unternommen, erzählte er Leutnant May: er ließ ein Stück Land umpflügen, es mit einem Spezial-Kopfdünger bestreuen und bepflanzen; doch dann hatte man die Hecken wieder anlegen müssen, da das ökologische Gleichgewicht ohne die darin nistenden Vögel gestört gewesen sei.

Das schien sein Glaubensbekenntnis zu sein: die Vorsehung hat mit jeder Kreatur ihrer Schöpfung einen Zweck verfolgt, und er glaubte, seinen Sinn und Zweck noch nicht erfüllt zu haben. Mit einer müden Handbe-

* Im privaten Briefwechsel der Familie Heß war seit Jahrzehnten der Gebrauch einer sogenannten „Lachlinie“ üblich – handschriftlich durch eine flache Wellenlinie, mit der Schreibmaschine – und im vorliegenden Buch – durch die Zeichen „~~~~~“ ausge-

wegung strich er sich über die Stirn und zog sich in sein Zimmer zurück, um die BBC-Nachrichten zu hören, wobei er – wie die Menschen in Deutschland – das Gerät so leise wie möglich stellte. Er glaubte immer noch an Hitlers Sieg.

Daß er mit seiner eindringlichen und drastischen Art nicht immer ein angenehmer Gesellschafter war, spürte er selbst. Am 6. April wollte er allein essen und sagte: „Ich glaube, es wäre diesmal nicht angenehm für den Offizier.“

Zuweilen waren seine Bemerkungen unzusammenhängend und verrieten, daß er mit seinen Gedanken ganz woanders war – mehr bei den dunklen und schneebedeckten Bergen in Bayern als in den purpurroten Tälern eines lieblichen Waliser Frühlingsabends. Als er am 12. April zwei Wassergläser zerbrochen hatte, sagte er zum Kommandanten, Captain Nelson-Smith: „In Deutschland sagt man, so etwas bringt Glück.“



Mitte Mai 1943 ging das deutsche Afrikakorps zusammen mit seinem Kommandeur von Arnim in Tunesien in Gefangenschaft. Kein Deutscher konnte leugnen, daß dies erneut eine große Niederlage war, wenn auch, was die Menschen betraf, nicht unter so tragischen Umständen wie bei Stalingrad.

Heß' Haltung verhärtete sich. Am 21. besuchte Brigadier Rees Maindiff Court. Soweit er sich erinnern konnte, war es das erste Mal, daß der Gefangene sich weigerte, ihm die Hand zu geben; er stand nicht einmal von seinem Sessel auf.

„Ich habe beschlossen, bis Kriegsende niemandem mehr die Hand zu reichen“, verkündete Heß.

Für den Psychiater war dies eine eindeutige Reaktion auf die schlechten Nachrichten, obgleich Heß nach wie vor der Meinung war, Dr. Goebbels' Propagandasendungen seien wahrer als die der BBC.

Wie Rees erwartet hatte, waren die „Leibschmerzen“ deutlich schlimmer geworden, je ungünstiger sich die Kriegslage für Deutschland ent-

drückt. Die „Lachlinie“ bedeutet eine heitere Unterstreichung des vorangegangenen Satzes oder Wortes.

wickelte.

Heß fragte den Brigadier bei dieser Gelegenheit, ob er schon mit Generaloberst von Arnim oder mit General von Thoma (dem Kommandeur des Afrikakorps, der im November bei El Alamein in Gefangenschaft geraten war) gesprochen habe.

„Warum fragen Sie?“ wollte Rees wissen. „Möchten Sie gern Gesellschaft haben?“

„Nein – es ist besser, ich bleibe für mich allein“, lautete die traurige Antwort.

Er war sich seines Status als Stellvertreter des Führers deutlich bewußt, und bis zu einem gewissen Grade nährten die Engländer diese Illusion – so ließen sie ihn in dem Glauben, die üblichen Wappen mit dem G. R. (Georgius Rex) auf dem regierungseigenen Geschirr bedeuteten, daß er der persönliche Gast Seiner Majestät sei und daß die Wachen und Ordonnanzen Teil seines eigenen Haushalts seien.

Gelegentlich wurde er, um seinen Willen durchzusetzen, laut: „Ich wünsche das so!“ sagte er dann. „Das ist mein Befehl.“

Und einmal hörte Leutnant May, wie Heß eine Auseinandersetzung mit einem der Sanitätsdienstgrade mit den Worten beendete: „In Zukunft werde ich meine Befehle schriftlich geben!“

Im Laufe des Juli 1943 – es war ein glückloser Monat für die Sache der Achse – verstärkten sich seine Wahnvorstellungen. Hitlers Offensive im Osten war zum Stillstand gekommen; die Alliierten waren auf Sizilien gelandet und das faschistische Regime in Italien zusammengebrochen. Die Siegesfanfaren kamen jetzt aus London, Moskau und Washington und nicht mehr aus Berlin.

„5. Juli 1943 (Meldung des Pflegers)

Patient . . . hatte um 07.50 Uhr einen Schmerzanfall . . . ließ sich bis 11.50 Uhr zum Lesen nieder, hatte dann einen weiteren Anfall. Erhielt Wärmeflasche.

Mittagessen wurde serviert. Patient ließ Major Ellis Jones seinen Lunch probieren und verlangte eine schriftliche Bestätigung, daß Essen und Medizin nicht verfälscht seien. Forderung wurde erfüllt.

19. Juli 1943

Wachte um 05.20 Uhr mit Leibschmerzen auf. Das dauerte dreiundzwanzig Minuten. Während dieses Anfalls wälzte er sich auf dem Fußboden des Wohnzimmers hin und her und machte ungewöhnlich viel Lärm. Erhielt Wärmeflasche.“

So sahen ihn die Ärzte und deren Personal.

Zur selben Zeit war der Gefangene jedoch fähig, wunderschöne Briefe an seine Frau zu schreiben und wie zufällig Andeutungen zu machen, um ihr zu verstehen zu geben, zwischen welchen Bergen man ihn festhielt:

„England, 16. Juli 1943

Manchmal habe ich Gelegenheit zu einem Spaziergang in die fraglos schöne Umgebung, bei gutem Wetter unterbrochen durch Rastpausen. Die letzteren lege ich natürlich so, daß ich einen möglichst erfreulichen Blick genieße.

Anziehend und außergewöhnlich sind vor allem die Farben dieser Landschaft, wobei wohl die rote Erde zwischen den grünen Wiesen und Feldern, die zur Zeit der Reife auch gelbliche Töne hervorbringen wie die Bäume im Herbst, einen wesentlichen Anteil haben. Jeder Wolken-Schatten verändert gleich die Farbwirkung und damit den Gesamteindruck. Es kann vorkommen, daß ein fern gelegener, aber den Hintergrund beherrschender Berg innerhalb weniger Minuten je nach der Beleuchtung zwischen schwarz-violett, dunkelblau, oliv und smaragdgrün mit rotbraun und gelb, bläulichgrau wechselt. Dabei finde ich, daß die Farben im Spätherbst und Winter noch schöner sind als in den übrigen Jahreszeiten, was wohl einerseits mit der milderen Beleuchtung, andererseits mit den umgepflügten Feldern zusammenhängt, welche letztere noch mehr rötliche Töne zwischen die auch im Winter grün bleibenden Wiesen geben. Ich glaube es gern, wenn man mir erzählt, daß Maler diese Gegend besonders schätzen.“

Er hoffte, Haushofer würde erkennen, daß es diese rote Erde nur in der Gegend von Abergavenny gebe. Die Worte „rote Erde“ in diesem Brief wurden routinemäßig von der britischen Zensur unleserlich gemacht, aber bei dem Kohlepapierdurchschlag, der dem nächsten Schreiben beigelegt wurde, offenbar versehentlich durchgelassen.

Er schloß den Brief mit einem Zitat von Goethe, wobei er hinzufügte, je schöner die Landschaft sei, desto mehr gelte, was Goethe in den Vers brachte:

„Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt . . .“

Je mehr sich dunkle Wolken über dem Deutschen Reich zusammenzogen, desto akuter wurden seine Krankheitssymptome. Eine Zeitlang wollte er kein Rundfunkgerät in seinem Zimmer haben und lehnte es ab, sich eines von Leutnant May zu leihen. Es gab ja nur schlechte Nachrichten: Mussolini gestürzt, Sizilien geräumt, Feuerstürme rasten durch Hamburg. Die Angst vor Gift verließ ihn nicht. Am Abend des ersten Angriffs auf Hamburg bat er Clifford um eine Sonoröl-Tablette und fragte ihn: „Würden Sie die Hälfte nehmen?“ Clifford bejahte lächelnd.

„Ist nicht nötig“, stieß er dann hilflos hervor und nahm die ganze Tablette ein.



Im Herbst 1942 hatte die NSDAP Heß' Namen stillschweigend aus ihrer Mitgliedskartei gestrichen (er hatte die Mitgliedsnummer 16). Er selbst befand sich außerhalb der Reichweite der Partei, aber sein ganzer Stab war nach seinem Flug in „Schutzhaft“ genommen worden. Seitdem hatten seine Sekretärin Laura Schrödl, seine Adjutanten Alfred Leitgen und Karl-Heinz Pintsch, sein Diener Josef Platzer, sein Leibwächter Kriminalkommissar Franz Lutz sowie die anderen Angehörigen des Stabes, Rudi Lippert, Günther Sorof und Ernst Schulte-Strathaus (der über sechzig

Jahre alt war), im KZ geschmachtet; ein bedenkliches Zeichen war auch, daß die Partei keine Mitgliedsbeiträge mehr von ihnen annahm. Es war Martin Bormann, der hinter all dem steckte, und selbst Heinrich Himmler war dagegen machtlos.

Im Frühjahr 1943 wurden alle, mit einer Ausnahme, entlassen. Aber Bormann sorgte dafür, daß ihre Karrieren auf Dauer ruiniert wurden. Nach seiner Unterredung mit Hitler über diesen Fall (am Abend des 10. April) schrieb er an den Reichsschatzmeister, Franz Xaver Schwarz: „Der Führer hat . . . entschieden, die Mitwisser der Angelegenheit Rudolf Heß seien mit Wirkung vom 12. Mai 1941 aus der Partei ausgeschlossen . . . In Haft befindet sich lediglich noch Alfred Leitgen, den der Führer auch weiterhin nicht entlassen will; die übrigen männlichen Beteiligten kommen in Bewährungsbataillone.“

Ende August erhielt Heß einen beunruhigenden Brief von seiner Frau Ilse. Damit wurden ihm zum ersten Mal die Augen über die drakonischen Schritte geöffnet, die man gegen seinen persönlichen Stab wegen vermeintlicher Mitschuld an seinem Flug nach Schottland unternommen hatte.

Die Sanitätsdienstgrade sahen, wie er am 30. nach dem Frühstück diesen Brief öffnete. „An diesem Morgen“, berichteten sie, „war er ziemlich aufgeregt, offensichtlich nachdem er seine Post gelesen hatte.“

In der Tat wurde er von einer solch hilflosen Wut gepackt, daß er mehrere Tage brauchte, bevor er sich in der Lage fühlte zu antworten; dann schrieb er ihr die folgenden kühlen Zeilen, die wahrscheinlich so nüchtern abgefaßt waren, um seine Frau vor Schlimmerem zu bewahren.

„England, 4. September 1943

Ich bin so froh, immer wieder aus Deinen Briefen zu ersehen, daß sich bei Dir nichts in Deinem innerlichen Verhältnis zu dem Mann geändert hat, mit dessen Schicksal wir seit über zwanzig Jahren durch Freud und Leid auf das engste verbunden sind – so wenig wie sich wohl bei mir irgend etwas geändert hat. Man darf auch nie vergessen, welche unerhört schwere nervliche Belastung diese Zeiten für ihn bedeuten; sie kann in der Erregung gefällte Entscheidungen zur Folge haben, die unter anderen Umständen nicht so ausgefallen wären.

Hierbei denke ich nicht im geringsten an mich, sondern an meine Männer – hinsichtlich meiner hatte ich doch mit allem gerechnet.

Das In-Rechnung-Setzen der Erregung schloß freilich nicht aus, daß im Zusammenhang mit dem Schicksal der „Jungens“ erst einmal ein heilloser Zorn über mich kam, als mir durch Eure letzte Nachricht doch einiges in ein anderes Licht gerückt wurde, als wie ich es vorher in meiner Harmlosigkeit gesehen hatte. Mit dem Ergebnis, daß ich mehrere Tage hintereinander stundenlang, wahrhaft fauchend vor Wut, in meinem Zimmer auf- und abraste und im Verlauf einer leider etwas einseitigen Aussprache in sehr klarer und deutlicher Weise meine Meinung äußerte und grundsätzliche Erklärungen abgab.“

Aus seinen Schlußbemerkungen, die voller Sarkasmus über den eigentlichen Verantwortlichen und dessen „Ausführungsbestimmungen“ waren, geht deutlich hervor, daß er seinem Nachfolger Martin Bormann die Schuld an der Verfolgung seiner Stabsangehörigen gab.

Trotz strengster Zensur sickerte doch einiges über den Fall Heß in der Presse durch. Im Unterhaus wurden Anfragen eingebracht und ausnahmslos blockiert. Ein Abgeordneter – es war wieder einmal der unverbesserliche Mr. Will Thorne – fragte nach den „Wertpapieren von 15.000 Pfund“, die Heß mitgebracht haben sollte, Und im August 1943 gab der geschwätzige Informationsminister Brendan Bracken bei seinem Besuch in den Vereinigten Staaten einige peinliche Indiskretionen über Heß preis.

Wenig oder nichts von dieser Neugierde dort draußen drang bis zu Heß durch. Er war ja hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen – jedenfalls glaubte man das im Foreign Office.

An jenem aufgeregten, kritischen Tag, als der Brief von Heß' Frau über Bormanns Machenschaften eingetroffen war, hatte Leutnant May mit dem Gefangenen zu Mittag gegessen – und war dann Hals über Kopf von Maindiff Court verschwunden. Wenige Tage später wurde er von der Militärpolizei festgenommen und vor ein Kriegsgericht gestellt, weil er mit der Presse gesprochen hatte.

Unter der Schlagzeile „DIE STORY, AUF DIE GANZ GROSSBRITANNIEN

GEWARTET HAT“, veröffentlichte der Journalist Guy Ramsey Mays Enthüllungen – natürlich ohne dessen Namen zu nennen – auf der Titelseite der Londoner „*Daily Mail*“ vom 1. September. Für die Regierung war das ein Schock. „Der ausführlichste Bericht über Herrn Heß’ gegenwärtige Haftbedingungen und seinen Geisteszustand, den ich bisher gelesen habe“, erklärte ein Beamter des Foreign Office. General Gepp forderte einen Tatbericht von Captain Nelson-Smith, dem Kommandanten der Wache, an, denn eines war klar, diese Informationen konnten nur direkt aus dem Krankenhaus kommen.

Der Artikel enthüllte, wie viele Offiziere und Männer Heß bewachten, und beschrieb die Lage des Krankenhauses zwischen den schönen Bergen im Westen, er berichtete über den Tagesablauf und über Heß’ Aversionen und Gewohnheiten. Man las, daß er an Verfolgungswahn leide, „Angst vor vergiftetem Essen“ habe und daß er seit dem Fall von Sizilien kein Radio mehr hören wolle.

„Er ist ordnungsliebend wie eine alte Jungfer“, hieß es in dem Artikel „und wenn irgend etwas umgestellt wird, während er draußen ist, beschwert er sich . . . Seine Papiere befinden sich in Aktenordnern wie zu der Zeit, als er noch Stellvertreter des Führers war. Seine Notizen, seine gelegentlichen Verse, seine vielen Zeichnungen – zumeist mit beachtlichem Können und Eleganz ausgeführte architektonische Entwürfe – sind sämtlich in einem Verzeichnis erfaßt.“

Leutnant May hatte Ramsey erzählt, daß ein „unbefangener Beobachter zwei Tage lang mit Heß zusammensein könnte, ohne zu bemerken, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung ist. Nur die, die ihn kennen, merken das: Das plötzliche Zucken mit dem Kopf, das Neigen des Ohrs, um nicht existierende Geräusche aufzufangen; das sorgfältige Beiseiteschieben eines Stückes Fleisch auf seinem Teller sowie das geschickte Verstecken desselben hinter einer Kartoffel oder einem Kohlblatt.“

William Strong vom Foreign Office las den Artikel auf der Titelseite des Blattes und bekam einen Schreck. Er schrieb sofort an Anthony Eden: „Das wird uns bestimmt eine Menge Ärger bringen.“

„Ja“, meinte auch Eden und verlangte vom Kriegsministerium die sofortige Suche nach dem Schuldigen.

„Heß hatte erklärt [so hieß es in dem Artikel der „*Daily Mail*“], Hitlers gesamte Planung zielt nicht auf Vorherrschaft in der Welt, sondern lediglich darauf, einem durch den Versailler Vertrag in unerträglicher Weise gedemütigten Deutschland den ihm zustehenden Platz zu sichern; ein Krieg gegen England sei nie beabsichtigt gewesen.

„Er erwartet nur noch zwei Dinge von der Zukunft, sagen seine Ärzte“, schloß der Artikel, „einen Wahnsinn, der die Welt auslöschen wird, oder den Tod.“

Das Kriegskabinett, dessen Minister beschlossen hatten, niemals zu enthüllen, was sie über Heß wußten, war außer sich vor Empörung. „Es ist ziemlich unangenehm“, hieß es im Protokoll der nächsten Kabinettsitzung, „daß diese Enthüllungen nun stattgefunden haben.“

Sie würden wahrscheinlich zu peinlichen Anfragen führen, wenn das Parlament nach der Sommerpause wieder zusammentrete.

Am 13. September veröffentlichte „*The Times*“ einen Kommentar über Heß, und mehrere Anfragen wurden denn auch eingebracht.

Am 20. beauftragte das Kabinett Eden, vor dem Unterhaus eine Erklärung abzugeben, die sich genau an das Memorandum halte, das Sir Stafford Cripps 1942 für Stalin und Roosevelt verfaßt hatte. Roosevelt wurde sofort davon unterrichtet, daß Mr. Eden beabsichtige, eine Anfrage im Unterhaus auf der Linie jenes Memorandums zu beantworten, „doch mit gewissen wichtigen Auslassungen und Zusätzen“. Es werde wiederum keinerlei Bezug auf Heß' Geisteszustand genommen, um zu verhindern, daß die Deutschen „unsere ursprüngliche Propagandabehauptung, Heß sei geistig gesund, entlarven“ und dann seine Repatriierung verlangten.

Es waren jetzt sonnige Tage in Maindiff Court, und Heß erholte sich zusehends. Ein neuer Offizier, Leutnant Fenton, war an die Stelle des unseligen Mr. May getreten, der jetzt wie Heß ein Gefangener war. Beim Abendessen mit Fenton am 17. September zeigte Heß „gute Laune und normalen Appetit.“

Der Stellvertreter des Führers las und schrieb ausgiebig und hörte Musikübertragungen aus Deutschland. Er nahm Sonnenbäder und bewegte sich, oft splinternackt, auf der Veranda. Er wollte dünner werden, mied Fett und aß nur trockenen Toast zum Frühstück. („Er bittet die Pfleger immer noch, sein Frühstück und seinen Tee vorzukosten“, aber,

registrierten sie, amüsiert über die mangelnde Konsequenz, „niemals beim Lunch oder Abendessen.“)

Er schätzte Leutnant Fenton sehr und vertraute ihm: er bat darum, wieder auf Wanderungen mitgenommen zu werden, und schlenderte mit dem neuen Mann in eifrigem Gespräch durch den kleinen Garten. Eine Zeitlang hörten sogar die „Schmerzen“ auf. Er verlor auch seine krankhafte Angst vor Vergiftung – und zwar im wahrsten Sinne des Wortes, denn zwei Tage nach Rees' Besuch entdeckte ein Klempner „eine ganze Menge Essen“, das den Abfluß des WC's verstopft hatte.

Aber dann ging eine Änderung in ihm vor, es war wie ein dunkler Schatten, der über eine Landschaft zieht. Höchstwahrscheinlich hatte er in der „Times“ am 21. Oktober 1943 die Parlamentsdebatte über Kriegsverbrecherprozesse gelesen. Ein Abgeordneter (Captain Cunningham-Reid) brachte im Unterhaus die Anfrage ein, ob Heß demnächst verurteilt „und ob das Urteil anschließend auch sofort vollstreckt“ werde zur Abschreckung von Kriegsverbrechern, die noch nicht gefaßt seien. Die Antwort der Regierung lautete: „Nein!“ Während der folgenden Wochen kann man den Eintragungen der Pfleger entnehmen, wie sich seine Stimmung allmählich verschlechterte, obgleich sich schwer bestimmen ließe, wann genau der Rückfall einsetzte.

Anfang November war er noch liebenswürdig und zufrieden gewesen; doch als der Monat dem Ende zuing, hatten alle die bekannten krankhaften Ängste ihn wieder ergriffen.

Leutnant May – wäre er noch dagewesen – hätte dies schon bei den ersten vereinzelt Anzeichen erkannt; am 8. beklagte sich der Gefangene, daß sein Radio nicht richtig funktioniere – das war stets ein Hinweis auf bevorstehenden Ärger. Fünf Tage später schnitt er sich versehentlich einen Finger an einem zerbrochenen Glas und „tat so, als ob er heftige Schmerzen habe“, als ein Sergeant ihm Erste Hilfe leistete; an diesem Abend brütete Heß niedergeschlagen und noch unrasiert über seinem verletzten Finger und fing wieder an, sich über Lärm zu beklagen. Am 15. schrieb er an die Regierung und beantragte, verlegt zu werden. (Das Kriegsministerium hatte ihm mitgeteilt, daß es ihm nicht zustehe, die Unterbringung in irgendeinem bestimmten Lager zu verlangen.) Ende des Monats waren alle alten Beschwerden wieder da.

Von größerer Bedeutung war es, rückblickend gesehen, daß er behauptete, er habe sein Gedächtnis verloren.

Beim Frühstück am 14. November fragte er die Pfleger, wieso sie sich so einfach von seinem Teller bedienten.

Sie erwiderten, daß er sie ja selbst darum gebeten hatte.

„Wirklich?“ fragte der Gefangene mit großen, erstaunten Augen, „daran kann ich mich gar nicht erinnern!“



Als Heß' Gedächtnisschwund einsetzte, waren Brigadier Rees und die Ärzte überrascht, obgleich es durchaus solche Fälle gab.

Sie hatten keinen Grund, an der Echtheit seines Zustandes zu zweifeln. Gewiß, diese neue Krankheit diente ihm als Hebel, um einen Antrag auf Überweisung in ein Kriegsgefangenenlager zu begründen. Und das war eines der Hauptthemen seiner Unterredung mit dem Schweizer Gesandten am 27. November.

Auch hierüber existiert im schweizerischen Bundesarchiv ein ausführliches Protokoll Thurnheers, das in diesem Buch erstmalig auszugsweise zitiert werden darf:

„Ich fand Herrn Heß dem Aussehen nach etwas sehr abgemagert [von 80 auf 62 kg – Anm. d. Verf.], jedoch gar nicht übermäßig. Auch ist seine Gesichtsfarbe allerdings etwas bleicher geworden. Andererseits war ich sehr angenehm darüber überrascht, daß das gewaltige Mißtrauen, das er gegenüber jedermann, mit Ausnahme meiner selbst . . . geltend machte, verschwunden ist. Dies erstaunt mich um so mehr, als die Vorinformierung durch den kommandierenden Offizier dahin lautete, daß Herr Heß voraussichtlich etwas nervös sein werde . . . Ich glaube, man gebe sich auch alle Mühe, Herrn Heß das Leben so angenehm als es unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist zu gestalten.

Anläßlich der Besprechung mit Herrn Heß vermied ich, wie

üblich, auf politische Fragen einzutreten . . . Ich nehme an, daß die ungünstigen Berichte anlässlich meines letzten Besuches, wo er noch fest überzeugt [war], daß Deutschland ganz Nordafrika besetzen werde, mit dazu beitragen, ihm Sorgen und wohl auch physische Beschwerden zu bereiten, wie Magenkrämpfe und ähnliches.

Ich erkundige mich dann bei Herrn Heß nach seinen Wünschen . . . Er empfindet die Einsamkeit, die Isolierung von seinen Landsleuten und möchte daher in ein Lager deutscher Gefangener überführt werden . . . Was er aber nicht wünscht, ist die Überführung in ein Lager, wo nur einige deutsche Generäle sich befinden würden . . . Vielleicht denkt er auch, daß er sich im Verkehr mit einfachen Leuten besser fühlen würde . . .

Ich weiß, daß bei den britischen Behörden diese Anregung in Prüfung steht oder gestanden hat. Natürlich bereitet der Wunsch den britischen Behörden keine besondere Freude, weil er mit unzähligen Komplikationen verbunden wäre. So wie die Dinge heute liegen, weiß niemand, wo sich Herr Heß befindet, und herrscht über Heß striktes Geheimnis . . . Ich persönlich bin der Meinung, daß Herr Heß . . . am besten tun würde, dort zu bleiben, wo er ist, um namentlich in diesen akuten Zeiten, wo die schärfsten Kämpfe in Aussicht stehen . . . , sich in aller Stille zu verhalten und kein unnötiges Aufsehen zu erregen . . . Herr Heß ist damit zufrieden, insistiert aber, daß im Verweigerungsfalle ihm von den Rechtsgründen der Ablehnung Kenntnis gegeben werde.

Ich erkundige mich dann bei Herrn Heß nach der Behandlung. Er antwortet mir ohne das geringste Zögern, daß er keinerlei Klagen geltend mache. Er werde in jeder Beziehung höflich und korrekt behandelt . . . Er habe volles Zutrauen zu seiner Umgebung.

Dagegen fühlt er sich allgemein gesundheitlich sehr geschwächt. Schon nach einem kurzen Spaziergang sei er völlig erschöpft. Er empfindet dies besonders an seinem Herzen . . . Ich habe den kommandierenden Offizier und den Arzt gefragt,

ob er nicht seine frühern [sic] Spaziergänge fortsetze, was man mir verneint. Sie hätten nämlich Schwierigkeiten gehabt in der Umgebung mit Leuten, die sich offenbar besonders für Heß interessieren, und sie wollten ihn daher eine Zeit von der Zirkulation nach außen fernhalten . . .

Ich erkundige mich dann nach literarischen oder künstlerischen Wünschen, ob er noch genügend Farben habe zum Malen etc. Ich würde ihm gerne einen neuen Malkasten besorgen. Bei diesen Fragen ergibt sich zu meinem Erstaunen, daß Herr Heß sich der frühern Dinge, die ich ihm . . . auf seinen Wunsch hin sandte, nicht mehr erinnert . . . Ich versuchte ihn daran zu erinnern, wann und in welcher Weise er mir gegenüber diese Wünsche äußerte, doch besinnt er sich auf nichts, nur als ich die [von Thurnheer aus eigenem Besitz geschenkte] vollständige Ausgabe Goethes erwähne, bemerkt er, daß er diese Sammlung zu seiner großen Freude in seiner Bibliothek habe. Er glaubt aber, sie sei schon seit jeher dort gewesen, und entsinnt sich nicht meiner sukzessiven Sendungen. Dagegen wünscht er auf meine Frage hin gerne neue Literatur. Er kommt zurück auf Schopenhauer, den er früher schon einmal verlangt habe, ferner auf Schiller, Gustav Freytags Werk „*Die verlorene Handschrift*“, Bücher von Gottfried Keller, „*Der grüne Heinrich*“, Werke von Karl May, ein Buch über Geologie. Was er unter keinen Umständen wünsche, ist moderne Literatur, all das interessiere ihn nicht.

Auf meine Frage, ob ich ihm für Weihnachten etwas geben könne, antwortet er mir, daß er tatsächlich nichts wisse. Wenn ich aber zufällig etwas Fröhliches hätte, etwas Aufmunterndes, dann wäre er mir hierfür dankbar . . . Besonders begrüßt er aber meine Anregung, seiner Frau und seinem Jungen wenn möglich etwas auf Weihnachten zu schicken.“

Gedächtnisschwund war aber auch eine sehr ungewöhnliche Erscheinung bei einem Paranoiker. Doch für Rees schien es klar, daß dieser Zustand „psychogen und nicht organisch“ war. Bei der Bewertung der

Symptome am 3. Februar 1944 kam er zu dem Schluß, daß ein organisch bedingter Gedächtnisschwund – eine Erkrankung des Gehirns – zwar nicht völlig ausgeschlossen werden könne, aber nur ganz selten auftrete und nicht in so kurzer Zeit entstehe.

„Sein Zustand“, berichtete der Psychiater, „ist deshalb eine hysterische Amnesie, vergleichbar mit dem Verhalten, das manchmal Soldaten in Kriegszeiten und nicht wenige Zivilisten in Friedenszeiten entwickeln, wenn sie mit Situationen konfrontiert werden, denen sie sich nicht gewachsen fühlen. Ein Gedächtnisschwund ist in solchen Fällen ein Selbstschutzmechanismus.“

Vom November 1943 bis zum Februar 1945 schien der Gefangene Rudolf Heß von einer solchen Wolke eingehüllt zu sein – vor einer Wolke, die so undurchdringlich war, daß er, ganz gleich, wie sehr er auch seine dunklen Augenbrauen furchte und seine Vergangenheit suchte, nicht den kleinsten Schimmer entdecken konnte. Er hatte seine Kindheit in Ägypten, seine Schulzeit in Deutschland, seine führende Rolle in den Anfangsjahren der NSDAP vergessen; er konnte sich nicht an Besucher und manchmal nicht einmal an seine Pfleger erinnern; und doch, wenn diese aufopfernden und stillschweigend duldenden Sergeanten und Obergefreiten ihn unversehens überrumpelten, konnte es geschehen, daß er sich doch noch an etwas erinnerte.

LACHLINIEN

Bevor wir mit der Schilderung des vermeintlichen geistigen Niedergangs von Rudolf Heß fortfahren, dürfte es angebracht sein, einen bemerkenswerten Brief zu zitieren, den er drei Jahre später verfaßte – als irdische Richter darüber befunden hatten, wie er den Rest seines Erdenlebens zu verbringen habe – und er mit einer weiteren Täuschung nichts mehr bewirken konnte.

„Daß zeitweise meine Briefe aus England so spärlich flossen [schrieb er im März 1947] hängt mit dem vorgetäuschten Gedächtnisschwund zusammen. Denn es ist sehr schwer, Briefe zu schreiben, wenn man angeblich kein Gedächtnis mehr besitzt. Zumindest ist die Gefahr sehr groß, daß man Fehler unterlaufen läßt, die zur Entlarvung führen. Behauptungsweise wußte ich zeitweise ja gerade noch, eine Familie zu haben – mehr nicht. Deren Adresse war mir auch ‚entschwunden‘. Zwar stand sie auf dem einen oder anderen Eurer Briefe, doch hatte ich ‚vergessen‘, solche in Besitz zu haben. ~~~~~.

Erst neue Briefe, die ich von daheim erhielt, gaben Anlaß nach älteren mit der Anschrift zu forschen. Die neuen Briefe von Euch enthielten dann auch immer einiges, durch das ich scheinbar angeregt werden konnte, darüber zu schreiben – ohne daß das Gedächtnis in verdächtiger Weise bemüht zu werden brauchte. Kurz: ich mußte immer auf Briefe von Euch warten, bis ich selbst einmal wieder einen schreiben konnte. Da aber dank dem unerforschlichen Ratschluß unbekannter Mächte

zwischen Euren Sendungen Pausen von vier, ja sogar sechs Monaten lagen, habt Ihr die Erklärung für meine eigene zeitweise Schweigsamkeit.

Irgendwo wurde die Post an mich angesammelt, so daß ich zwar viel auf einmal erhielt, aber eben in großen Abständen.“

(Die Briten gaben den deutschen Behörden die Schuld, aber er stellte fest, daß auch die Briefe seiner Tante aus Zürich neun Wochen brauchten, bis sie ihn erreichten; er bat das Internationale Rote Kreuz und den Schweizer Gesandten, das zu überprüfen.)

Eine Zeitlang gab es keine Änderung in Heß' Befinden: Er verlor schnell die Beherrschung und geriet in Wut, wenn mit Türen geknallt wurde, und war sehr „schreckhaft“, was sich in plötzlichen nervösen Bewegungen äußerte, und machte nur noch ganz selten Autofahrten oder Wanderungen in den Waliser Bergen. Die „Schmerzen“ hörten logischerweise eine Zeitlang auf – der Gedächtnisverlust bedeutete natürlich auch, vergessen zu haben, wie man hysterische Anfälle vortäuscht. Er las Bücher und schrieb Briefe, die er in der Erwartung verfaßte, daß die Zensur sie dem Geheimdienst zur Kenntnis bringen würde. Mit einem früheren Brief hatte er bei der Zensur den Eindruck erweckt, er habe vergessen, daß es überhaupt eine Postzensur gab.

„England, 15. Januar 1944

Nun sitze ich schon seit Stunden – buchstäblich – und sinne nach, was ich Euch schreiben solle, und komme nicht weiter. Das hat – leider! – seinen besonderen Grund.

Da Ihr es ja doch über kurz oder lang merken oder erfahren müßt, schreibe ich es Euch: ich habe mein Gedächtnis völlig verloren, alles Vergangene schwimmt wie hinter einem grauen Nebel; selbst an die selbstverständlichsten Dinge kann ich mich nicht mehr erinnern. Woher das kommt, weiß ich nicht. Der Arzt gab mir eine lange Erklärung, aber selbst diese ist inzwischen dem Gedächtnis entschwunden. Er versichert aber jedenfalls, es würde einmal alles wieder gut. Hoffentlich hat er recht!

Aber das ist der Grund, warum ich Euch tatsächlich keinen vernünftigen Brief schreiben kann; dazu braucht man das Gedächtnis mehr als man glaubt. Was anderes ist es noch, wenn man Briefe zu beantworten hat, die einem Stoff und Anregung geben. Den letzten Brief von Euch erhielt ich aber am 13. September vorigen Jahres!“

Er bat seine Frau, ihm auch wieder Briefe zu schicken, denn: „In der Eintönigkeit meiner Einzelgefängenschaft sind sie von größtem Wert für mich.“

Auch dieser Brief wurde langsam durch die Geheimdienstkanäle geschleust: Die Kopie für Brigadier Rees trug das Datum des 21. Januar.

Rees glaubte, die Amnesie sei echt, und machte sich Gedanken über eine geeignete Behandlung.

Er war der Meinung, wenn Heß ein einfacher Zivilist und zur Mitarbeit bereit wäre, könnte ein Arzt mit ziemlicher Sicherheit das verlorene Gedächtnis entweder durch Hypnose – der sich, wie Rees glaubte, der Stellvertreter des Führers allerdings widersetzen würde – oder durch „Narkoanalyse“ wiederherstellen, wofür man jedoch ein Betäubungsmittel intravenös injizieren müßte.

„Unglücklicherweise“, schrieb Rees am 3. Februar, „hat das Foreign Office vor kurzem Bedenken gegen die Verwendung von Drogen erhoben, die, wie ich annehme, nach wie vor bestehen.“

Rees bat Dr. Henry Dicks – den Psychiater, der im Camp „Z“ Heß' Schreckgespenst gewesen war –, nach Wales zu kommen, um Heß zu überreden, einer solchen Narkoanalyse zuzustimmen.

Dicks, der inzwischen den Rang eines Oberstleutnants bekleidete, wäre in der Lage, die deutschen Worte zu verstehen, die der Gefangene unter der Einwirkung von Drogen äußerte; und wegen seiner früheren Erfahrung mit „Z“ würde Dicks am ehesten in der Lage sein, Heß' klinischen Zustand und irgendwelche durch Drogen ausgelöste Reaktionen zu bewerten.

Das ganze Experiment war ein Grenzfall. Selbst wenn Heß einverstanden wäre, war Dicks nicht scharf darauf, den Kopf hinzuhalten, falls irgend etwas schiefgehen sollte. Er wollte nicht als die treibende Kraft gelten, wenn man dem Gefangenen eine solche Behandlung vorschlug:

„Ich beschloß“, schrieb er wenige Tage später in seinem Bericht, „mich dem Urteil von Major Ellis Jones zu unterwerfen, der sowieso für die stationäre Behandlung des Patienten zuständig ist.“



An dem Tag, als der verhaßte Dr. Dicks ohne Heß' Wissen in Maindiff Court eintraf, schrieb dieser an seine Frau Ilse, er habe so lange nichts von zu Hause gehört.

„England, 26. Februar 1944

Schreibt doch wieder einmal. Seit September habe ich keinen Brief mehr von Euch bekommen.

Wenn Ihr nicht schreibt, kann ich auch nicht schreiben; denn ich brauche eine Anregung zum Schreiben. Ohne Brief von Euch weiß ich wirklich nicht, von was und über was ich berichten sollte. Denn ich habe, wie ich schon in meinem letzten Brief schrieb, mein Gedächtnis völlig verloren – wenn auch nur vorübergehend, wie der Arzt mir versichert.

Schreibt mir doch wenigstens, wie es dem Jungen in der Schule gefällt.“

Dicks, Verfasser einer neuen Schrift „*Analysis under Hypnotics*“,* war um 19.00 Uhr eingetroffen, hielt sich aber außerhalb der Sichtweite von Heß auf, als er mit Ellis Jones über den Aktionsplan beriet. Sie beschlossen, der Waliser sollte Dicks als einen Arzt vorstellen, der Heß schon früher behandelt hatte und der nun aus London gekommen war, um ihm dabei zu helfen, sich wieder an die Vergangenheit zu erinnern. Ellis Jones würde verschiedene Heilungsmöglichkeiten vorschlagen – mit dem Ziel allerdings, von Heß die Zustimmung zu einer Injektion des Narkosemittels Evipan† zu bekommen.

Am nächsten Tag erschienen beide in Heß' Wohnzimmer. Dicks hatte den Eindruck, das physische Befinden des Stellvertreters des Führers sei

* Individual Psychology Pamphlets No. 23, 1944.

† Evipan war die Markenbezeichnung für die „intravenöse Wahrheitsdroge“ Pentothal (Natrium Thiopental oder $C_{11}H_{17}N_2NaO_2S$).

gut, aber sein Gesichtsausdruck sei starrer und trübseliger geworden.

Heß' Selbstbeherrschung war erstaunlich: Er verabscheute Dicks, den er mit den „Drogenversuchen“ im Camp „Z“ vor drei Jahren in Verbindung brachte, zutiefst. Doch verriet er mit keiner Miene, den Mann erkannt zu haben. Er schien vielmehr angenehm überrascht zu sein, jemandem zu begegnen, mit dem er deutsch sprechen konnte; sogleich äußerte er sich in durchaus glaubwürdiger Weise verzweifelt darüber, sich nicht an vertraute Namen und Dinge, die erst vor wenigen Tagen geschehen waren, erinnern zu können.

Während sich Dicks im Hintergrund hielt, wies Ellis Jones darauf hin, daß ein solcher Gedächtnisschwund durchaus nicht unheilbar sei, und erwähnte beiläufig, die beste Behandlungsmethode wäre eine Injektion.

Nachdem sie Heß diese Idee vermittelt hatten – oder sich das zumindest einbildeten – , führten sie eine lange freundliche Unterhaltung, in welcher der emigrierte baltische Arzt den Stellvertreter des Führers so liebenswürdig wie möglich an die wichtigsten Stationen in dessen Leben und Karriere erinnerte.

„Er war mir gegenüber sehr aufgeschlossen und hörte offenbar gerne etwas über seine Vergangenheit“, schrieb Dicks eine Woche später in seinem Bericht . . . „Ungläubig lachend reagierte er auf die Idee, er könne jemals in enger Verbindung zu Hitler gestanden haben, mit einem Fallschirm abgesprungen sein oder in Ägypten gelebt haben.“

Dicks schmeichelte ihm in geradezu schamloser Weise, und Heß muß jeden Augenblick dieser Komödie genossen haben: Sie hatten die Rollen total vertauscht, und er spielte die seine mit einer Perfektion, die einen Filmpreis verdient hätte. Dicks Diagnose lautete: Die Amnesie sei absolut echt.

„Von Zeit zu Zeit“, schrieb der Arzt – und man kann sich die Szene gut vorstellen, „bittet er, ihm doch so einfache Begriffe wie ‚Skilaufen‘ oder wer Shakespeare war zu erklären.“ (Es fiel ihm allerdings auf, daß Heß andere Definitionen und Begriffe, die eigentlich nicht weniger verschleiert hätten sein müssen, durchaus verstand.)

Mit geradezu lyrischen Worten schilderte Heß, daß er sich wie in einem Nebel befinde, in dem vergangene Ereignisse und Begriffe

allmählich verschwänden: „Ich kann mich nur an Dinge erinnern, die in den letzten vierundzwanzig Stunden meines Lebens geschehen sind.“

Dicks konstatierte: „Das ist eine Deutung des Bewußtseinszustandes, soweit er im Zusammenhang mit vergangenen Beziehungen, Assoziationen und Zuständigkeiten steht.“

Nachdem er auch die Ansichten des ärztlichen Personals zur Kenntnis genommen hatte, stellte der Psychiater allgemeine Übereinstimmung darüber fest, daß der Umgang mit Heß einfacher geworden sei, seit die Amnesie-Phase begonnen habe. Doch dann gab Heß dem Psychiater eine höchst dramatische Darbietung seiner „Schmerzen“, und sagte, als Ellis Jones ihm eine Tablette anbot, er sei gegen jede Art von Medizin.

„Und das gilt natürlich auch für Injektionen“, fügte er hinzu.

„War ich eigentlich immer gegen Medikamente?“ fragte er ganz unschuldig.

Die Ärzte tauschten Blicke aus. Dies war, notierte Dicks' offensichtlich die erste Reaktion von seiten Heß' auf die empfohlene Evipan Injektion.

Heß mußte wegen einer solchen Injektion sehr vorsichtig sein: Unter Narkose könnte er sich verraten.

Dicks seinerseits war entschlossen, den Test durchzuführen: Das war ja der Auftrag von Brigadier Rees.

Am nächsten Morgen ließ er die notwendigen Geräte bereitstellen und erschien kurz vor dem Mittagessen bei Heß. Er spürte sofort, daß ihm eine gewisse Kälte entgegenschlug, Heß habe ihm „die kalte Schulter gezeigt“, wie er in seinem späteren Bericht erklärte.

Nach dem Essen fragte Ellis Jones Heß geradeheraus, ob er einer Injektion zustimmen würde.

„Ich möchte lieber ein Gedächtnistraining“, bat Heß, ohne im einzelnen darauf einzugehen.

Ellis Jones beharrte: „Das würde in Ihrem Falle nichts nützen.“

„Mit meinem derzeitigen Befinden“, erwiderte Heß auf deutsch mit einer Stimme, die von weither zu kommen schien, „bin ich zufrieden, solange ich Gefangener bin. Ich habe das nun schon eine ganze Zeit gehabt.“

Es spielt eigentlich gar keine Rolle, ob ich mich daran erinnere, was ich früher getan habe. Solange ich lesen, zeichnen und mich irgendwie

unterhalten kann, um die Zeit totzuschlagen, bin ich zufrieden. Ich leide nicht darunter, es sei denn, man erinnert mich an mein Gebrechen.“

Er strich sich müde über die Stirn und unterdrückte das Aufblitzen von Humor in seiner Stimme. „Wenn ich nach Deutschland zurückkehre“, fuhr er fort – Dicks schrieb auch diese Worte wörtlich nieder – „ist das vielleicht vorüber, oder ich kann irgendeine Heilung finden. Vielleicht ist es sogar eine gnädige Schicksalsfügung, die mich vergessen läßt. Wenn ich mein volles Erinnerungsvermögen wiederbekomme, würde ich vielleicht nur um so mehr leiden. Ich möchte deshalb lieber abwarten“, – erklärte er und brach in lautes Gelächter aus.

Den ganzen Tag war er guter Laune, denn er wußte genau, daß er Dicks' Plan durchkreuzt hatte und daß dessen Reise nach Wales vergeblich gewesen war.

Dicks machte noch einen letzten Versuch, Heß zu überreden, bevor er Brigadier Rees den Fehlschlag des Vorhabens meldete.

„Dieser Brief an Ilse“, sagte er lispelnd. „Ihre Familie wird zu Tode erschrocken sein. Es ist Ihre Pflicht, sich behandeln zu lassen.“

Heß blieb unnachgiebig. „Ich warte auf eine natürliche Heilung“, erklärte er.

Er übergab seinen neuesten Brief für seine Frau den Offizieren zur Beförderung, und sie bemerkten, daß er diesmal den Umschlag zugeklebt hatte.

Am letzten Nachmittag begleitete Dicks Heß und Leutnant Fenton auf einer Wanderung. Fenton, der diese Streifzüge schätzte, war erstaunt über die Veränderung, die sich bei dem Gefangenen bemerkbar machte. Nach wenigen Minuten kehrte Heß um und wollte ins Krankenhaus zurückkehren.

Vor seiner Rückkehr nach London erschien Dr. Dicks, um sich von Heß zu verabschieden.

„Oh“, sagte der Gefangene kühl. „Sie gehen? Schade, daß Sie nicht bleiben können.“

„3. März 1944

(Bericht von Oberst Dicks)

Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Patient mit seiner seit langem gehegten Einbildung, vergiftet zu werden, sich mit etwas

einverstanden erklärt, das für ihn ein „chemischer Angriff“ auf seinen Körper zu sein scheint. Sollte er sich dennoch, in Abwesenheit des verdächtigen Fremden (meiner Person) bereit-erklären, schlage ich vor, daß jemand mit Deutschkenntnissen, nicht notwendigerweise ich selbst, nach Maindiff geschickt wird, notfalls mit einem schnellen Wagen.

Dieser Dolmetscher sollte nur während der Narkose im Zimmer anwesend sein und dem Patienten überhaupt nicht bewußt werden. Irgendwelche Notizen sollten von Dr. Ellis Jones gemacht werden, dem der Patient traut. Der Vorschlag für eine Behandlung könnte am besten von einer nichtärztlichen Vertrauensperson, wie zum Beispiel Leutnant Fenton, wiederholt werden. Man könnte auch eine Hypnose-Therapie unter Verwendung eines elektrischen oder Lichtapparates in Erwägung ziehen. Ich halte den Patienten aber für zu intelligent, als daß er sich dadurch beeinflussen ließe . . .“

Zwei Monate vergingen. Heß beschwerte sich über das Fleisch, die Bohnen, das Salz; er saß im Sonnenschein auf der Veranda und las; er beklagte sich über das geringste Geräusch von weit entfernten Rundfunkgeräten, Rasenmähern und sogar über das Knacken oder Quietschen von Stühlen (ausgenommen natürlich seines eigenen). Die Pfleger registrierten nach wie vor jede außergewöhnliche Einzelheit. „Um 22.30 Uhr“, notierten sie am 16. März, „ging er auf die Veranda und machte zischende Geräusche, während er mit wechselnder Geschwindigkeit und stampfenden Füßen hin und her marschierte.“ Drei Tage später, nachdem Heß gemeinsam mit dem neuen Kommandeur Major King und Leutnant Fenton zu Abend gegessen hatte, schrieb der Pfleger: „Er mußte ausdrücklich zum Reden aufgefordert werden und schien sich nicht konzentrieren zu können.“ Am 1. April (April! April!) schickte er den Sanitätssoldaten Reygate zum Arzt, konnte sich dann aber nicht daran erinnern, was er vom Doktor wollte.

Am 26. fuhr man ihn mit dem Wagen wieder hinaus zum White Castle – Heß erklärte dem Offizier, er könne sich nicht erinnern, jemals zuvor dort gewesen zu sein.

Am nächsten Morgen fragte er, sichtlich verstört, Ellis Jones danach: „Kann man nichts dagegen tun?“

Der Arzt sagte zu ihm, man könne sein Erinnerungsvermögen vielleicht durch eine Injektion wiederbeleben.

Zu jedermanns Überraschung bat Heß den Major am Nachmittag zu sich. „Ich bin bereit, mich dieser Behandlung zu unterziehen“, sagte er.

Ellis Jones schrieb sofort an Brigadier Rees:

„Heute nachmittag wollte er mit mir sprechen und erklärte, er sei bereit, sich der Behandlung zu unterziehen. Da er möglicherweise während der Behandlung seine Muttersprache benutzt, halte ich es für ratsam, daß Oberstleutnant Dicks dabei ist. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er sich erneut weigert mitzumachen, aber im Augenblick ist die Lage so.“

Rees, der nach dem Krieg nicht zugeben wollte, daß Heß erfahrene Ärzte zum Narren gehalten haben könnte, hielt es für bedeutsam, daß der Gefangene so beunruhigt darüber war, einzelne Dinge wie White Castle vergessen zu haben, daß er die im Februar so entschieden abgelehnte Behandlung jetzt selbst wünschte. Er bat Dicks telefonisch, wieder nach Wales zu kommen und die notwendigen ärztlichen Utensilien mitzubringen.

Wieso war Heß plötzlich bereit, sich auf dieses Narkoseexperiment einzulassen?

In einer Erklärung, die er zum Ende des Nürnberger Prozesses als „Letztes Wort“ verlesen wollte, schrieb er, man habe ihm seltsame Fragen nach seiner Vergangenheit gestellt. Als man ihm erklärt habe, man könne sein Gedächtnis durch eine Injektion wiederbeleben, habe er sich in einem Dilemma befunden: „Da ich bei meinem ‚Gedächtnisschwund‘ bleiben mußte“, schrieb er, „durfte ich kein Mißtrauen zeigen.“

Ihm war klar, daß man prüfen wollte, ob seine Ahne sie echt war.

Lassen wir aber vorher noch einmal den „echten“ Heß zu Wort kommen:

„Zum Schluß [schrieb er am 10. März 1947] ging dieses

Theater so weit, daß ich mir sogar Injektionen gegen den Gedächtnisschwund geben ließ. Es blieb mir auch, nach anfänglichem Sträuben, nichts anderes übrig, wollte ich nicht den von meiner Umgebung lange gehegten Verdacht, daß ich zumindest übertreibe, verstärken. Zum Glück sagte man gleich voraus, daß es nicht sicher sei, ob durch die Einspritzung die Erinnerung wieder auftauche. Das Schlimmste aber war: mit der Prozedur war eine Narkose verbunden, in der mir „zur Wiedervereinigung von Ober- und Unterbewußtsein“ Fragen gestellt werden sollten. Und so stand ich nicht nur der Gefahr gegenüber, Dinge auszusagen, die von meinem deutschen Standpunkt aus „geheim“ waren – was wahrscheinlich im Sinne der Erfinder dieser Injektionen war! –, sondern auch der weiteren, daß in diesem Zustand mein eigener Schwindel aufkommen würde.

Aber, wie gesagt, es blieb mit auf die Dauer nichts anders übrig, als einzuwilligen. Es gelang mir dann, unter Aufwand allen mir zur Verfügung stehenden Willens das Bewußtsein voll zu bewahren – obwohl man mir sogar mehr von dem Zeug einspritzte als normal geschieht –, zugleich aber mimte ich den Bewußtlosen.

Dabei antwortete ich selbstverständlich auf alle Fragen: „Das weiß ich nicht“, mit Pausen zwischen den Worten, leise, tonlos, geistesabwesend. Nur meines Namens entsann ich mich endlich, den ich im gleichen Ton heraushauchte.“

Am Samstag, dem 6. Mai, um 18.30 Uhr, traf Oberstleutnant Dicks heimlich in Maindiff ein.

Hinter verschlossenen Türen konferierte er mit den anderen Ärzten. Sie verabredeten, daß er erst dann in Erscheinung treten sollte, wenn Heß am nächsten Abend unter Narkose stünde.

In Corporal Everatts Bericht vom 7. Mai 1944 wird dieses makabre Experiment nur in groben Zügen geschildert. Nach einer Autofahrt am Nachmittag mit Leutnant White und einem Spaziergang im Innenhof wurde Heß nach dem Essen um 19.30 Uhr von Major Ellis Jones aufge-

sucht und dann erneut von Dr. Phillips um 20.45 Uhr, „um der von dem Patienten akzeptierten Behandlung unterzogen zu werden –“.

„[Patient] erhielt eine Injektion von Evipan in einer 5½ cc-Lösung. Dann wurde Oberstleutnant Dicks hinzugezogen, und man blieb bis 22.30 Uhr bei dem Patienten.

Der Patient kam wieder etwas zu Bewußtsein und bat um etwas Brot und Butter und etwas Milch . . .

Um 23.00 Uhr schlief der Patient und wurde um 23.35 Uhr von Major [Ellis] Jones aufgesucht, der sich mit ihm unterhielt. Oberstleutnant Dicks wurde um 23.45 Uhr von Major Jones hinzugezogen und sie blieben bis 0.05 Uhr beim Patienten.“

Dicks hatte, wie geplant, bis 21.00 Uhr draußen gewartet. Um diese Zeit begann die Natrium-Evipanlösung, die Ellis Jones gespritzt hatte, zu wirken, denn Heß hatte aufgehört zu zählen, seine Muskeln waren entspannt, und man hörte ihn schnarchen. Auf Zehenspitzen schlich Dicks hinzu und prüfte, ob Koramin (gegen Kreislaufschwäche) für den Notfall bereit war. Heß' Puls schlug regelmäßig. Dicks notierte dies und begann dann ein wortgetreues Protokoll aufzunehmen.

In dem Bemühen, wach zu bleiben, rührte sich Heß und hörte die ihm bekannte Stimme von Dicks, der ihn auf deutsch ansprach.

„Sie werden jetzt in der Lage sein, sich an alle Namen und Gesichter Ihrer Angehörigen zu erinnern. Ihre Erinnerung kommt wieder. Wir alle hier helfen Ihnen. Dr. Jones ist hier. Er wird Sie heilen . . .

Heß antwortete nicht, und Dicks wiederholte diese Worte.

Der Stellvertreter des Führers stöhnte in überzeugender Weise.

„Was beunruhigt Sie?“ fragte Dicks sanft.

„Schmerzen! In meinem Bauch!“ stöhnte Heß. „Oh, wenn ich doch gesund wäre. Leibschmerzen.“ Er stöhnte wieder. „Wasser! Wasser! Durst!“

„Sie kriegen gleich Wasser“, versicherte Dicks und fügte etwas undeutlich hinzu: „Erzählen Sie uns nun, was Sie vergessen haben.“

„Oh, ich weiß es nicht. Schmerzen! Durst!“

Dicks versuchte es andersherum. „Sie werden uns jetzt erzählen, was

Sie vergessen haben“, psalmodierte er.

„Wasser! Leibschmerzen! Ein Nebel . . .“

„Erinnern Sie sich an den Namen Ihres kleinen Sohnes?“

Die Antwort war ein Flüstern – „Ich weiß es nicht.“

„Den Ihrer Frau? Ilse, nicht wahr.“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie erinnern sich an Ihre besten Freunde, Haushofer . . .“

„Nein.“

„Willi Messerschmitt.“

„Nein“, stöhnte der Gefangene. „Leibschmerzen, oh Gott!“

„Woher kommt dieser Schmerz?“

Heß stöhnte nur. Dicks tauchte tiefer in die Vergangenheit.

„Und wie Sie in Alexandria als kleiner Junge gelebt haben . . .“

„Nein.“

„ . . . und all die bewegten Zeiten mit Adolf Hitler in München.“

„Nein.“

„Sie waren mit ihm auf der Festung Landsberg.“

„Nein.“

„Kommen Sie, es wird Ihnen helfen, wenn Sie uns alles erzählen, was Ihnen Schmerzen bereitet!“

„Schmerzen, Schmerzen, Schmerzen“, wiederholte Heß. „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.“

„Aber Ilse wissen Sie doch!“

„Ich weiß es nicht.“

Dr. Ellis Jones schaltete sich auf englisch ein: „Sprechen Sie und antworten Sie, das hilft –.“

„– Sprechen und antworten“, wiederholte Heß. „Leibschmerzen!“

„Die hatten Sie seit Jahren –.“

„– Seit Jahren. Leibschmerzen!“

„Sie werden sich jetzt an alle anderen Dinge aus Ihrer Vergangenheit erinnern“, befahl Dicks.

„– An alle anderen Dinge erinnern.“

„An all die großen Ereignisse Ihres Lebens –.“

„– All die großen Ereignisse“, wiederholte Heß und stöhnte noch mehr und verlangt wieder Wasser.

„Der Name Ihres Jungen?“ beharrte Dicks.

„Der Junge – sein Name?“ echote Heß, und sein Stöhnen steigerte sich zu einem Crescendo. „Oh, Leibschmerzen.“

Ellis Jones fragte auf englisch: „Warum stöhnen Sie?“ Heß erwiderte auf deutsch: „Leibschmerzen, Leibschmerzen.“

„Warum diese Selbstquälerei“, faßte Dicks nach, „warum tun Sie sich selbst solche Schmerzen an?“

„Woher kommen diese schlimmen Schmerzen in Ihrem Innern?“

„Wasser, Wasser!“

„Sprechen Sie“, bat Ellis Jones in seinem freundlichen, melodischen Waliser Dialekt. „Es wird Ihnen guttun.“

Die Antwort war ein erneutes Stöhnen.

„Warum quälen Sie sich selbst?“

„Wasser!“

„Wer hat Ihnen was getan?“

„Ich weiß es nicht.“

„Kommen Sie“, beruhigte Ellis Jones ihn. „Erzählen Sie uns, warum Sie Schmerzen haben – sprechen Sie, wir wollen Ihnen helfen.“

„Schmerzen“, stöhnte Heß. „Wasser!“

„Nun sagen Sie uns den Namen Ihrer Frau“, säuselte der Waliser Doktor mit verlockender Stimme „und den Ihres Jungen –.“

„– Name der Frau“, ahmte Heß im selben Waliser Akzent nach.

„Und von Ihrem Jungen.“

Ellis Jones drang in ihn: „Sie waren als kleiner Junge in Alexandria – erinnern Sie sich? Und Sie haben mir erzählt, daß Ihr Vater Sie zur Schule brachte, Ihre Reisen nach Sizilien . . . In den Zirkus –.“

Heß betete mit schwacher Stimme jeden Satz, den der Arzt sprach, nach.

„Und Ihr Wehrdienst in Rumänien –“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Heß auf englisch.

„Haushofer“, flüsterte Ellis Jones. „Er war Ihr guter Freund. Und Sauerbruch, der große Chirurg, der Sie an Ihrer Wunde operiert hat?“

Heß schwieg, aber sowohl Phillips als auch Jones bemerkten ein kurzes Aufblitzen der Erinnerung, als Heß diese beiden Namen hörte.

„Aber wenigstens – wer sind Sie?“ fragte Ellis Jones. „Und Ihre Frau?“

„Rudolf Heß“, sagte der Gefangene und echote dann: „– Und Ihre Frau?“

Im Chor versuchten seine Zuhörer mehrmals, ihm klarzumachen, daß sie seine alten Ärzte seien und alles tun wollten, um ihm zu helfen.

Als er dies hörte, richtete Heß sich auf und erklärte:

„Bitte Wasser und etwas zu essen.“

Dicks trat stillschweigend den Rückzug an.



Voller Stolz, der Wahrheitsdroge widerstanden zu haben, empfing der Stellvertreter des Führers eine Stunde später die Ärzte Dicks, Ellis Jones und Phillips. „Er sah ganz vergnügt aus“, berichtete Dicks, ohne den wirklichen Grund dafür zu ahnen.

Ellis Jones erklärte dem Gefangenen: „Wir konnten erfreulicherweise feststellen, daß Ihre Erinnerung intakt ist – Sie waren in der Lage, sich an eine ganze Reihe von Dingen zu erinnern –, aber eine völlige Wiederherstellung ist noch nicht erfolgt, wie das manchmal schon nach einer einzigen Sitzung der Fall ist.“

Heß dankte ihnen verbindlich für ihre Bemühungen und erklärte, er sei beruhigt, daß ihr Befund den Beweis erbracht habe, daß kein unheilbares Leiden bestehe.

„Unglücklicherweise“, sagte er, bevor er sich zum Schlafen niederlegte, „ist es in meinem Kopf genau so leer wie vorher.“

Während der nächsten vierundzwanzig Stunden scheuchte er das Sanitätspersonal wegen seiner „Schmerzen“ unaufhörlich hin und her.

„8. Mai 1944

(Meldung des Pflegers)

Patient um 0.20 Uhr zur Ruhe begeben, hatte kurz danach einen leichten Anfall von Unterleibsschmerzen . . . Er schlief bis 4.05 Uhr, als ein weiterer Anfall von „Schmerzen“ einsetzte . . . Hatte erneut einen Schmerzanfall um 8.30 Uhr . . . 11.15 Uhr wieder ein Schmerzanfall.“

Später saß Dicks eine Stunde mit dem „freundlichen, aber zappeligen“ Gefangenen auf der Veranda. Sowohl er als auch Ellis Jones drängten Heß, weiteren Injektionen der Droge zuzustimmen. Heß lehnte das glatt ab – seinem Organismus sei schon viel zuviel „fremde Substanz“ verpaßt worden.

Der Waliser appellierte an sein Gewissen – er möge doch an den Kummer denken, den er seiner Familie mache; der baltische Emigrant appellierte an seine Eitelkeit – ein Mann von Heß' Bedeutung müsse doch mit den jetzigen historischen Ereignissen Schritt halten.

Heß verriet mit keiner Miene, daß er den Oberstleutnant wiedererkenne. Seine Antwort lautete einfach: „Ich möchte das nicht noch einmal durchmachen müssen.“

Dicks berichtete seinen Befund am 10. Mai seinem Vorgesetzten Brigadier Rees: „Der Geisteszustand des Patienten nach der Behandlung mit Evipan war derselbe wie vorher . . . Seine Amnesie besteht fort.“

Doch das ganze – selbst diese virtuose Vorstellung – half ihm nichts. Heß, der keine Ahnung hatte, daß die Regierung Churchill vorsätzlich Einzelheiten seines Geisteszustandes vor der Weltöffentlichkeit verschwiegen, um ihn nicht repatriieren zu müssen, hatte inständig gehofft, sich eines schönen Tages in einer versiegelten Ambulanz wiederzufinden, die ihn von Maindiff Court zu einem Hafen im Süden bringen würde, von wo er, an Bord eines der schwedischen Lazarettschiffe, die schon viele Hunderte unheilbarer Kriegsgefangener repatriiert hatten, die Heimreise würde antreten können. „Dabei deutete man mir dazwischen an“, schrieb er in dem Brief vom März 1947, „ich würde der ‚Drottningholm‘ – so hieß, glaube ich, das schwedische Lazarett-schiff – auf der nächsten Fahrt mitgegeben. Aber dann fuhr sie ohne mich hinüber, das nächste Mal und alle anderen Male auch.“

Aber es bereitete ihm eine gewisse Genugtuung, daß es ihm gelungen war, sämtliche Koryphäen an der Nase herumzuführen.

„Wie sehr meine Ärzte auf Grund des Experiments mit der Narkose überzeugt waren, daß der Gedächtnisverlust echt sei [schrieb er], geht daraus hervor, daß später, als ich es aus einem bestimmten Grunde für richtig hielt, mein Täuschungsmanöver

aufzudecken – schon in England einmal! – die Herren Ärzte es vorerst einfach nicht glauben wollten. Erst als ich ihnen alle Fragen auf sagte, die man mir während der „Bewußtlosigkeit“ gestellt hatte, als ich das Schauspiel meines „Erwachens“ wiederholte, Redeweise und Tonfall von damals einschaltete, gaben sie zu, daß ich sie furchtbar an ihren „legs gepullt“ hätte – dem englischen Ausdruck, der etwa „zum Narren-Halten“ und „frozeln“ in einem bedeutet. Insgesamt habe ich also damals wirklich alles getan, um für die Heimkehr nach Deutschland die „Arme der Götter herbeizurufen“. Die Götter aber hatten es anders beschlossen – und wohl auch besser . . .“

DAS BROTMESSER

Für die restliche Zeit seines Aufenthalts in Großbritannien bringen Rudolf Heß' Krankenblätter den Historiker in ein Dilemma: denn selbst wenn der Gedächtnisschwund vorgetäuscht war – und die Psychiater blieben auch in späteren Jahren beharrlich bei der Behauptung, nicht getäuscht worden zu sein –, so gibt es doch immer noch unerklärliche und zutiefst beunruhigende, immer wieder auftretende Anzeichen von Verfolgungswahn. Übrig bleibt das Bild entweder eines bedauernswerten und hilflosen Paranoikers oder das eines hochintelligenten Gefangenen, der es glänzend fertigbrachte, wann immer er es für angebracht hielt, die wesentlichen Symptome zunehmender Geistesgestörtheit zu mimen – aus Motiven, die er selber niemals ausreichend erklärt hat.

Nach dem Narkose Experiment im Mai 1944 fing Heß an, Zettel an dem seinem Tisch gegenüberliegenden Fenster zu befestigen. Auf diesem ersten Notizzettel, der wegen seiner plumpen Handschrift sowie fehlerhafter Orthographie und Grammatik bemerkenswert war, stand die Aufforderung an sich selbst: „Auf alle Fälle keine 2. Injektion!“ ... „Die Ärzte sind überzeugt, daß es in Deutschland wiederkehrt, also keine Sorge und Aufregung wenn das Gedächtnis Augenblick – wen noch so schlecht ist und Du sogar Personen nicht wiedererkennst die Du vorher schon einmal gesehen hast.“ (sic!)

Sorgen machte er sich nicht.

Als der ältere Krankenhauspsychiater Dr. Phillips am 15. Mai wie üblich Visite bei ihm machte, „fragte Heß den Sanitätsobergefreiten hinterher, wer der Doktor gewesen sei.

„Beim Mittagessen fragte er wieder danach“, notierte Corporal Cooper, „und sagte, er könne sich nicht erinnern, als ich versuchte, es ihm zu erklären.“

Heß sah verstört aus, als er den Nachmittag auf der Veranda verbrachte.

Er fing an, sich immer gereizter über fast alles zu beklagen: der Pudding war nicht gar, das Puddingpulver schlecht, die Milch schmeckte nach Karbol; die Uhr im Wachlokal tickte zu laut; auf einem weit entfernten Schießstand wurde geschossen: „Die verrückten Engländer!“ schimpfte er, als man ihm sagte, die Leute müßten schließlich ausgebildet werden; ein Hemdkragen, den er schon zehn Monate hatte, wurde plötzlich „zu weit“; Geschwader von Kampfflugzeugen flogen vorüber; der Fisch stank; das Geflügel war zerkocht, das Fleisch salzig, zu stark gewürzt oder aus anderen Gründen ungenießbar. Krankenhäuser sind bezüglich ihres Essens natürlich niemals Feinschmeckerparadiese; und mehrfach mußte das Personal zugeben, daß seine Klagen berechtigt waren. Doch unter dem walisischen Küchenpersonal war kaum jemand, der mit den deutschen Nazis sympathisierte.

Ständig schimpfte Heß über das zu laute Radio der Wachmannschaften das stets dann auf höchste Lautstärke gestellt wurde, wenn die Nachrichten schlecht für Deutschland und gut für England waren – wie zum Beispiel bei den Meldungen über einen alliierten Erfolg in Italien am 23. Mai.

Der Bombenkrieg, dem er mit seinem Flug nach England Einhalt zu gebieten gehofft hatte, traf ihn am schmerzlichsten.

„Um 21.45 Uhr“, schrieb Cooper am 27., „als in den englischen Nachrichten über Bombenangriffe auf Deutschland berichtet wurde, erschien der Patient plötzlich unten auf der Veranda und verlangte ungeduldig, [das Radio] leiser zu stellen . . .“

Wenige Tage später brachte Major Ellis Jones die Nachricht von der Invasion der Normandie: „Der Patient schien nicht beunruhigt zu sein und zeigte nur geringes Interesse an irgendwelchen Meldungen.“

Den Alliierten gelang es, den angeblich unüberwindlichen Atlantikwall zu durchbrechen. Am 10. Juni bat ein niedergeschlagener und gereizter Heß die Soldaten, ihre BBC Nachrichten ganz abzuschalten.

Während die Ärzte ihm im allgemeinen glaubten, traute das Sanitäts-

personal ihm häufig nicht. Nach einem seiner üblichen Schmerzanfälle am 15. notierte ein Obergefreiter: „Es ist möglich, daß der Anfall um 19.00 Uhr dem Patienten lediglich als Vorwand diente, um deutsche Nachrichten zu hören: ich traf ihn beim Radiohören an (ganz leise gestellt), und offensichtlich fehlte ihm gar nichts, wo er doch eigentlich mitten in seiner ‚Schmerzperiode‘ sein mußte.“

Am nächsten Abend hörten die Pfleger die atmosphärischen Störungen, als der Gefangene sein Radio leise auf den Berliner Sender einschaltete. „Später“, schrieben sie, „saß er auf der Veranda. Ziemlich aufgeregt heute.“

Die Alliierten in ihrem Brückenkopf in der Normandie standen kurz vor dem Durchbruch und dem Vorstoß weiter nach Frankreich hinein.

Da ihm offenbar bewußt geworden war, daß man die atmosphärischen Störungsgeräusche seines Radios gehört hatte, inszenierte der Gefangene am 3. Juli eine neue raffinierte Vorführung: Während des ganzen Nachmittags . . . „war er leicht reizbar und ließ Anzeichen von Geistesgestörtheit erkennen, polterte mit seinem Stuhl, konnte nicht zur Ruhe kommen, zischte und gab merkwürdige Geräusche von sich, und einmal machte er die atmosphärischen Störungen im Radio nach.“

Vier Tage später setzte bei ihm wieder totales Vergessen ein. Abermals schien er Dr. Phillips „nicht wiederzuerkennen“; und als der Kommandant der Wache, Major Cross, am 10. nach dem Essen bei ihm erschien, fragte Heß höflich: „Kennen wir uns?“

Als England von den schweren V 1-Angriffen heimgesucht wurde und in den BBC-Nachrichten Mr. Churchills Empörung und Beunruhigung zum Ausdruck kam, besserte sich Heß' Stimmung:

„15. Juli 1944

(Meldung des Pflegers)

Abendessen begann verspätet (Patient hörte deutsche Nachrichten) und aß dann tüchtig mit Mr. Fenton . . . Zwei neue Notizzettel mit Mitteilungen in deutscher Sprache sind vom Patienten ans Fenster geklebt worden.

17. Juli 1944

Hörte Radio und polterte und stampfte laut und vergnügt zur Musik mit den Füßen. Später beschwerte er sich über die lauten englischen Rundfunksendungen, . . . verlangte, daß das Radio ganz leise gestellt wird oder daß die Fenster trotz der großen Hitze geschlossen werden.

21. Juli 1944

Abendessen begann verspätet, da er die deutschen Nachrichten hörte. Dann nahm er mit Mr. Fenton eine reichliche Mahlzeit ein. Patient war außergewöhnlich gesprächig und angeregt und gestikulierte viel. Er schien sehr froh, daß der Führer einem Anschlag entgangen war.“

Sein Gedächtnisverlust nahm groteske Formen an. Das Personal sah, wie er Essensreste sorgfältig einpackte und aufbewahrte, um sie dem Arzt zu zeigen: doch dann vergaß er alles wieder. Sergeant J. H. Everett, der ihn seit den ersten Tagen im Camp „Z“ im Juni 1941 betreut hatte, notierte am 22. August 1944: „Um 18.30 Uhr schaute mich der Patient mit weit offenen Augen an und fragte, ob ich ein neuer Pfleger sei, und behauptete, sich nicht an mich erinnern zu können.“

In diesem Sommer kam ein Brief von Ilse Heß. Sie suchte ihn mit der Mitteilung zu beruhigen, daß die Ärzte in Deutschland ihr versichert hätten, er werde sein Gedächtnis wiedererlangen, wenn der Krieg vorüber sei.

Er heftete diesen Brief ebenfalls ans Fenster neben seine anderen Zettel, auf denen er sich notiert hatte, was er nicht vergessen dürfe, und Brigadier Rees, der ihn am 1. September in Maindiff Court besuchte, sah sie dort hängen; für Rees war das ein weiterer Beweis für seinen Gedächtnis-schwund.

Dem Brigadier fiel jedoch auf, daß die nächtlichen „Schmerzen“ im allgemeinen gleichzeitig mit den deutschen Radio-Nachrichten auftraten, doch betrachtete er dies als ein weiteres Zeichen dafür, daß sie hysterischer und nicht organischer Natur seien.

Als die Reste der deutschen Armeen auf dem Rückzug vor den Alli-

ierten in Frankreich waren, dürfte der Stellvertreter des Führers kaum Freude an den Wehrmachtsberichten gehabt haben. Zwei Tage zuvor hatte er „eine ganze Weile im Radio die deutschen Nachrichten gehört und war dann schimpfend und tobend über irgend etwas, das er gehört hatte, im Zimmer auf und ab gegangen . . .“

Brigadier Rees war wiederum überzeugt, daß Heß' Amnesie, im Gegensatz zu seinen Schmerzattacken, echt sei. „Ihm ist völlig klar“, berichtete er dem Kriegsministerium, „daß er, wenn er sein Gedächtnis wiedererlangt, vielen unangenehmen und unglücklichen Erinnerungen an Mißerfolge ins Auge sehen muß.“

In einem ausführlichen Gespräch wies er Heß auf den moralischen Aspekt dieser Geisteshaltung hin, bezweifelte aber, daß dies irgendeine Wirkung haben würde.

Simulierte Symptome von Halluzinationen zeugen mitunter von beträchtlichem Einfallsreichtum: Am 13. September, morgens um 7.00 Uhr, erklärte Heß dem Pfleger, der ihm eine Wärmflasche brachte: „Draußen ist ein Verwundeter, der unter großen Schmerzen leidet, ich kann ihn hören.“

Ein bizarres Szenario wiederholte sich von nun an jedem Sonntag, wenn ihm frische Unterwäsche gebracht wurde. Er behauptete, das Seifenpulver sei nicht ordentlich ausgespült und klopfte sie dann bis zu zehn Minuten lang an einer Schranktür aus, damit der Pfleger die (unsichtbaren) Seifenpulverwolken sehen könne; diese sonntäglichen Geißelungen seiner Unterwäsche wurden ebenso ein feststehender Bestandteil der Krankenberichte wie die „Schmerzen“ und andere Beschwerden.

Das Schmerzritual selbst wurde immer komplizierter. Es begann mit einer angemessenen Anzahl stöhnender Laute: Der Pfleger brachte dann die Wärmflasche und zog sich wieder zurück; Heß ließ sie sofort heimlich zu Boden gleiten. Das Personal erwischte ihn dabei, machte ihm Vorhaltungen, versuchte herauszufinden, warum er das gemacht hatte, und unterwarf sich schließlich doch wieder diesem ärgerlichen Ritual, denn so lauteten die Befehle aus London.

Er fing an, im Dunkeln draußen herumzulaufen, ganz gleich, wie das Wetter war, vor allem aber im Regen; wenn es schneite, steuerte er auf die größte Schneewehe zu und stieß den Schnee mit den Füßen auseinander.

Unterdessen mehrten sich die Zettel in seinem Zimmer. Am 16. Oktober hing ein deutsches Schild an seiner Zimmertür:

„Mittagessen 12.30 Uhr

Wahrscheinlich gibt es durchaus Gründe für den Verdruß dieses einsamen Gefangenen. Als er am 9. Oktober von einem Spaziergang in der Dunkelheit zurückkam, brachte ihm der Kommandant der Wache, Major Cross, einen Haufen Post: elf Briefe, die die Behörden Niederträchtigerweise gehortet hatten. Er war gekränkt und machte vorläufig keine Ausflüge aufs Land mehr – der letzte war am 2. Oktober gewesen, als er und ein Leutnant Brombeeren gepflückt hatten.

„4. November 1944

(Meldung des Pflegers)

Hat offensichtlich eine neue Technik entwickelt, sich während seiner „Schmerzen“ im Sessel zu wälzen. Er sagte, er habe Schmerzen im Unterkiefer, und hielt sein Kinn – bewegte den Kopf zweimal auf und nieder und machte dann eine kreisende Kopfbewegung. Der ganze Vorgang wurde mehrfach wiederholt.“

Während der nächsten sechs Wochen perfektionierte er die Kiefer-Schmerzen-Komödie. Er ging im Zimmer und im Lagerbereich nur mit einem fest um den Hals geschlungenen Schal umher und machte ein leidendes Gesicht. Ständig hielt er eine Hand ans Kinn (allerdings nur, wenn irgend jemand ihn sah) – aber es gab noch mehr Gründe, die Echtheit dieser Schmerzen anzuzweifeln: „Obgleich er über Zahnschmerzen klagt“, schrieb der Sanitätssoldat Graver eines Tages triumphierend, „hat er zwei große Scheiben sehr harten Toast verzehrt.“

Am 20. November lud Major Ellis Jones ihn zu einer Autofahrt ein. Heiß war erregt und ruhelos und lehnte ab. Zwei Tage später sagte er zu dem Arzt: „Das Küchenpersonal verdirbt absichtlich mein Essen, um mich zu ärgern.“

Nach dem Mittagessen am 28. November – er trug immer noch seinen Schal – wiederholte er diesen Vorwurf und geriet laut Sergeant Everatt in

furchtbare Wut. „Sie haben mir das Essen versalzen, um mich zu quälen!“ rief er. Als man ihm sagte, daß kein Gemüse mehr da sei, stöhnte er: „Dann muß ich eben hungern!“

„17. Dezember 1944

Er stand um 12.30 Uhr auf und war offensichtlich schlechter Laune. Während er sich anzog, polterte er in seinem Zimmer umher.

Das Mittagessen wurde serviert, und er stand sofort auf und schwankte aus dem Zimmer, wobei er die Hand auf den Magen hielt. Bekam Wärmflasche . . . Patient aß harten, trockenen Toast. Er trommelte mit der Faust auf die Sessellehne, stieß die Wärmflasche weg, riß die Verandatür auf und ging sehr aufgeregt im Zimmer auf und ab.“

Diese überzeugende Darstellung von Krankheitssymptomen stand wahrscheinlich in Zusammenhang mit seinem verzweifelten Bemühen, in die Schweiz evakuiert zu werden. Am 26. November bat er die Schutzmacht, Urlaub für ihn zu erwirken, damit er von Spezialisten in der Schweiz behandelt werden könne, mit der Begründung, Ellis Jones sei der Meinung, eine neue Umgebung könne ihm den notwendigen „Schock“ versetzen, durch den er sein Gedächtnis wiederzuerlangen hoffe. Heß gab sein Ehrenwort, daß er jederzeit, wenn es gewünscht werde, nach England zurückkehren würde. Am 19. Dezember riet Brigadier Rees dem Kriegsministerium jedoch ab: „Ich bin entschieden der Meinung“, schrieb er, „daß ein solcher Aufenthalt keinerlei positive Auswirkungen auf seinen gegenwärtigen Zustand hätte.“

Der neue Schweizer Gesandte, Dr. Hans Frölicher, überbrachte Heß am nächsten Tag diesen ablehnenden Bescheid. Frölicher kannte Heß gut, denn er war zuvor, seit Juni 1938, Gesandter in Berlin gewesen. In ihrer einstündigen Unterredung bat Heß ihn, doch dafür zu sorgen, daß er in ein Kriegsgefangenenlager käme. Als sich die beiden trennten, war Heß laut Bericht eines Sanitäters „auffallend guter Stimmung“. Er hatte immerhin soviel Informationen von BBC und vom Deutschen Rundfunk mitbekommen, um zu wissen, daß Hitlers V 1- und V 2-Raketen jetzt auf

Antwerpen, General Eisenhowers europäischen Hauptnachschubhafen, niedergingen und daß Hitler einen letzten Versuch, den Krieg doch noch zu gewinnen, nämlich die Ardennen-Offensive, begonnen hatte. Berlin behauptete, die Alliierten seien auf der Flucht – was in der Tat auf mehrere amerikanische Divisionen zutraf, die sich in dem Keil befanden, den Feldmarschall von Rundstedt in ihre Front getrieben hatte.

Wieder hing Heß am Radio in seinem kleinen Zimmer – sein Glaube an Hitler war ungebrochen. Ein leichter Nachhall seiner „Schmerzen“ war geblieben, aber Fälle von Erinnerungsschwund beschränkten sich auf die gelegentlich geflüsterte Bitte (am 3. Januar 1945), der Pfleger möge doch das Radio einschalten („Ich habe vergessen, welcher Knopf“), oder auf ein schwaches Nörgeln (am 7.), das Essen sei „sehr schlecht für einen Kranken“.

Doch selbst in die Trompetenstöße des William Joyce (des im Dienste der deutschen Propaganda stehenden Iren) aus Berlin kam bald wieder ein unsicherer Ton. Während Heß am 8. Januar allein zu Abend aß, hörte Corporal Cooper draußen vor der Tür die sehr leise eingestellten deutschen Nachrichten. Am 9. hörte der Sanitätssoldat Clifford, wie der Gefangene „seltsame Laute“ auf deutsch von sich gab, während des Essens die deutschen Nachrichten leise anstellte und dann „jauchzte, piffte und auf den Apparat einredete, wenn der Ton schwankte“.

Am 12. Januar begann die lange erwartete sowjetische Winteroffensive durch Polen und nach Deutschland hinein, die schließlich auch die letzten Hindernisse vor Berlin durchbrach.

Ein oder zwei Tage lang war Heß voller Hoffnung und glaubte den Berliner Berichten, daß die Russen gestoppt worden seien. Am 14. bemerkte Cooper, daß er sein Essen nicht anrührte und nur Radio hörte. Er saß daneben und klopfte mit dem Fuß im Takt zur Musik am Schluß der Sendung.

Ein Brief, den Rudolf Heß am nächsten Tag an seine Frau Ilse schrieb, zeigte keinerlei Anzeichen von Abnormalität. Er freute sich, schrieb er, daß sie nicht versuche, den schlummernden Genius in dem sich abplagenden Schulkind, seinem Sohn, zu wecken:

„Ich bin sehr froh, daß Buz, wie Du schreibst, keine Neigung

zum Streber hat und daß Du nicht etwa eine solche zu wecken suchst – was ich im übrigen auch nicht erwartet hätte. Diejenigen, die aus Streberei –, d. h. nicht infolge überflügelnder Anlagen, sondern durch Büffelei – die Ersten in ihrer Klasse sind, enttäuschen meist später im Leben.

Nur eines wünsche ich meinem Sohn: daß er von irgend etwas ‚besessen‘ sein kann, gleichgültig ob von einer Maschinenkonstruktion, einer neuen ärztlichen Idee oder einem Drama – selbst wenn dann niemand die Maschine bauen, kein Mensch das Drama lesen oder gar aufführen will oder die Ärzte aller Richtungen in seltener Einigkeit über ihn herfallen, um ihn geistig zu zerhacken . . .“

In der zweiten Januarhälfte litt Heß zunehmend unter den entmutigenden Nachrichten aus Deutschland. Er spazierte mit schwingenden Armen und stampfenden Füßerei im schneebedeckten Garten umher; er hörte Radio, sprach mit sich selbst und polterte mit seinem Sessel; er beklagte sich über das Essen und simulierte erneut Gedächtnisschwund: „Er fragte“, verzeichnete ein Sanitäter am 23., „ob der Offizier vom Dienst ihn nicht gelegentlich besuchen würde, obgleich Leutnant Fenton erst beim Mittagessen bei ihm gewesen war.“

Seine Nervosität angesichts der Meldungen über die politische und militärische Lage wuchs, als die alliierten Führer aufbrachen, um sich mit Stalin in Jalta zu treffen.

„25. Januar 1945

(Meldung des Pflegers)

Er suchte sich die tiefsten Stellen im Schnee aus, um da durchzulaufen und kickte ihn in die Gegend.

26. Januar 1945

Abendessen wurde bis 19.30 Uhr verschoben. Als es serviert war, stand er vom Tisch auf, um das Radio einzuschalten. Unterbrach die Mahlzeit bis zum Ende der Nachrichten eine halbe Stunde später.

30. Januar 1945

Ging nach draußen, wo er durch den tiefsten Schnee stapfte, den er finden konnte . . . (19.30 Uhr) schien Heß über die Nachrichten betroffen zu sein. [Warschau war gefallen, die Russen hatten die Oder erreicht] . . . Der Patient hörte bis 1.20 Uhr Radio.“

Er war am Rande einer ernsten seelischen Krise. Am 2. Februar hörte das Personal, wie er scheinbar ziellos an den Knöpfen des Radios herumdrehte und es während der letzten Minuten der 19.00 Uhr-Nachrichtensendung ein- und ausschaltete.

Am 3. Februar sah Corporal Cooper, daß er sein Abendessen kaum angerührt hatte, und hörte, wie er zur selben Zeit wieder an dem Radio herumschaltete (es ist nicht ausgeschlossen, daß Heß hoffte, auf diese Weise irgendwohin ein Signal senden zu können).

„Ist das Gerät in Ordnung?“ fragte Cooper.

Der Gefangene bejahte, sah aber sehr erregt aus. Nach Mitternacht beklagte er sich erneut über heftige Kieferschmerzen: „Kann ich zwei von den weißen Tabletten haben?“

Clifford gab ihm zwei Phenacetintabletten.

Der 4. Februar 1945 war gekommen. Als er ungewöhnlich früh, kurz vor 6.00 Uhr, aufwachte, rief er den Sanitätssoldaten Clifford: „Als erstes möchte ich heute früh den Arzt sprechen. Ich habe ihm etwas sehr Wichtiges zu sagen.“

Aber fünfzehn Minuten später meinte er: „Das hat Zeit, bis ich ausgeschlafen habe. Ich möchte nicht gestört werden.“

Sergeant Everatt, der Heß nun seit vier Jahren betreute, fand, daß er an diesem Morgen verstört und aufgeregter aussah. Er verlangte erneut, Ellis Jones und den Arzt zu holen, die dann durchs Haustelephon herbeigerufen wurden und eine lange Unterredung mit ihm hatten.

„Mein Gedächtnis ist wieder da“, verkündete Heß, „und ich habe der Welt etwas Wichtiges zu sagen.“

Er zog ein Blatt Papier hervor, auf dem eine Reihe von Namen aufgeführt waren. „Ich möchte, daß Sie diese Information an Mr. Churchill weiterleiten“, sagte er.

Als der Arzt einen Blick auf die Liste warf – sie enthielt die Namen von

Monarchen, Generälen und deutschen Offizieren, die versucht hatten, Hitler zu beseitigen –, erklärte der Gefangene (laut Aufzeichnung des Arztes), er sei zu der Erkenntnis gelangt, daß alle diese Leute, ohne es zu wissen, von Juden hypnotisiert worden sein müßten, damit sie bestimmte Dinge tun.

Für Heß war der Gedanke, von einem Juden hypnotisiert zu werden, durchaus einleuchtend. Hatte Dicks nicht genau das im Mai 1944 versucht, als er ihn unter Narkose glaubte?

Ellis Jones hörte geduldig zu, während der Patient seine bizarre These erläuterte: Der König von Italien und Marschall Pietro Badoglio seien durch Hypnose dazu gebracht worden, ihr Hitler gegebenes Wort zu brechen und insgeheim einen Waffenstillstand mit Eisenhower zu schließen; der Attentäter Claus Graf Schenk von Stauffenberg sei ebenfalls durch Hypnose beeinflusst worden, den Anschlag gegen Hitler zu verüben; Mi-Churchill sei auf hypnotischem Wege von einem Antibolschewisten zu einem Freund der Sowjets verwandelt worden; Feldmarschall Friedrich von Paulus habe man hypnotisiert, damit er über den Moskauer Rundfunk spreche; er selbst, Heß, sei einmal hypnotisiert worden, sich bei einem Staatsbankett in Italien unverschämt zu benehmen; desgleichen habe sich Mr. Eden bei einem Staatsbankett gegenüber Reichsmarschall Hermann Göring unverschämt benommen – „offensichtlich war auch er durch diese Hypnose dazu veranlaßt worden“, notierte Ellis Jones.* Dann gab es da einen „General J.“ (wahrscheinlich General Gepp). Er sei in Mytchett zu Heß „unverschämt“ gewesen. Und nicht sehr taktvoll behauptete Heß, sogar Ellis Jones selbst sei hypnotisiert worden, Gift in sein Essen zu tun. Die Liste schloß mit Brigadier Rees und dem bulgarischen Regentschaftsrat, die beide durch Juden manipuliert worden seien.

„Ganz aufgeregt“, notierte Ellis Jones schließlich, „behauptete er, sein Gedächtnisschwund sei simuliert gewesen.“

War dieser Irrsinn nun auch simuliert? Angesichts des hervorragenden, praktischen Verstandes, der in Heß' Privatbriefen zum Ausdruck kam, ist diese Hypothese nicht ganz abwegig.

* Bei der Abendtafel am 26. März 1935 hatte Göring laut Tischordnung rechts neben Eden und gegenüber von Heß gesessen.

Ellis Jones wollte nicht glauben, daß er zum Narren gehalten worden war, aber Sergeant Everatt machte anschließend verblüfft die Entdeckung, daß Heß' Gedächtnis in der Tat unversehrt war, denn der Gefangene „sprach mit mir über viele Offiziere und andere Männer, die zu verschiedenen Zeiten bei uns gewesen sind“.

Nachdem er etwas vom Brot und der Butter des Sergeanten gegessen und ein Glas Milch getrunken hatte, legte sich der Gefangene wieder zur Ruhe. Er versuchte nach dem Mittagessen zu schlafen, konnte aber nicht, und kurz nach 17.00 Uhr sah Sergeant Everatt, daß er erneut sehr unruhig war.

Um 17.20 Uhr hörte Everatt, wie er einen Sanitäter um das Brotmesser bat: „Ich möchte mir selbst noch einen Toast machen.“

Heß erhielt das Messer, das mit einer 20 cm langen Klinge versehen war – er benutzte schon seit Monaten normale Bestecke.

Er ging in sein Schlafzimmer, zog sich seine Luftwaffenoffiziersuniform an – mit der er nach Schottland gekommen war –, begab sich wieder in das Wohnzimmer und ließ den Waffenrock offen.

Dann nahm er den Griff des Messers fest in beide Hände und versuchte, es in seine linke Brust zu stoßen.

Aber es erfordert mehr Kraft, sich zu erdolchen, als die meisten Menschen glauben, selbst mit einer ganz scharfen Klinge. Die Klinge drang nicht ein.

Mit doppelter Kraft wiederholte Heß den Stoß und diesmal drang das Messer ein – „bis zum Heft“, wie er sagte.

Dann drückte er die Klingel und stieß einen lauten Schrei aus.

Everatt kam herbeigerannt und sah ihn „in einem sehr qualvollen Zustand“, heftig blutend, auf dem Fußboden liegen.



War sein Kopf wieder von kreischenden Stimmen erfüllt, die ihn drängten, einen inneren Teufel zu töten, oder war es die Verzweiflungstat eines gesunden Mannes – ein letzter Versuch, seine Repatriierung zu erzwingen? Warum die Uniform? Wollte er wie ein Held sterben oder seine Selbstmordabsicht bekräftigen? Er hatte sich vorher die Mühe gemacht, die

genaue Lage des menschlichen Herzens herauszufinden und die Klinge drang in den sechsten Zwischenrippenraum ein (obgleich „bis zum Heft“ nicht stimmte, wie die Ärzte feststellten). Was auch immer den Anstoß zu dieser Tat gegeben haben mochte, dies war ein Akt mit einem Hauch von Irrsinn.

Heß wurde zu Bett gebracht und unter strenger Beobachtung gehalten; man durchsuchte das Zimmer nach weiteren Selbstmordinstrumenten, und um 19.30 Uhr injizierte der Arzt intramuskulär Natriumluminal, um ihn zum Schlafen zu bringen.

Am nächsten Morgen erklärte Heß Clifford – und später auch Sergeant Everatt –, daß er versucht habe, sich umzubringen: „Ich saß eine halbe Stunde im Sessel, und da kam mir der Gedanke, mir ein Messer ins Herz zu stoßen – das erste Mal klappte es nicht, aber das zweite Mal drang das Messer bis zum Heft ein. Ich kannte die Lage des Herzens aus einem Buch, das ich am Vortage gelesen hatte.“

Er war jetzt still und gefügig. Anfangs waren die Ärzte nicht beunruhigt, als er sich weigerte zu essen und nur noch warmes Wasser trank. „Im Interesse der Gesundheit“, erklärte er Everatt fröhlich, „ist es gut zu hungern.“

Während der nächsten Monate war er auf ein 8 x 5 Meter großes Zimmer beschränkt und unter ständiger Aufsicht. Die ersten acht Tage nach dem Vorfall mit dem Brotmesser wollte er sich weder waschen noch rasieren und weigerte sich auch zu essen. Als er am 5. von Ellis Jones besucht wurde, führte er zwei Gründe für den „versuchten Selbstmord“ an: er fürchte, er würde England nie verlassen dürfen, und er sehe ein, daß Deutschland am Ende sei. Die Bolschewisten würden jetzt sein Vaterland überrennen, bis zum Kanal gelangen und dann weiter vordringen, um auch England zu unterjochen.

Am nächsten Tag traten die Symptome seines (wirklichen oder simulierten) Verfolgungswahns besonders deutlich während eines langen Gesprächs mit Ellis Jones auf. „Die Juden haben das Messer dorthin gelegt, um mich zum Selbstmord zu verleiten“, erklärte er, „denn ich bin der einzige, der ihre geheimen Hypnosekräfte kennt.“

Um zu verhindern, daß man Drogen in sein Wasser tat, bedeckte er sein Glas mit Papier, das nach jedem Trinken wieder mit einem Band be-

festigt wurde. Er achtete darauf, daß beide Wasserkrüge leer waren und verfolgte Corporal Cooper mit durchdringenden Blicken durch die offene Tür, wenn dieser sie aus der Wasserleitung auffüllte.

Kurz vor Mittag am 8. bat er Sergeant Everatt um Papier und Feder und sagte: „Ich möchte eine Erklärung für verschiedene Leute schreiben.“ Er fügte hinzu, er habe sich entschlossen, zu Tode zu fasten – in Deutschland, so sagte er, könne jeder, der sich für „unheilbar“ halte, seinem Leben ein Ende setzen.

Er schrieb einige umständliche Erklärungen, die an die deutsche und die britische Regierung gerichtet waren, in denen er seinen Wunsch zu sterben bekundete, da er nicht an eine Heilung seines Magenleidens glaube. In dem Brief an Berlin – der über die Schutzmacht Schweiz geleitet werden sollte – überließ er denen in der Heimat die Entscheidung, ob er seinen Hungerstreik fortsetzen solle. Er unterzeichnete diese Dokumente und händigte Sergeant Everatt ein weiteres Papier aus, in dem er den Wunsch äußerte, im Falle seines Todes so bekleidet zu werden, wie er seinerzeit in Schottland eingetroffen war – in seiner vollständigen Luftwaffenuniform mit Fliegerkombi –, und mit seinen beiden Mänteln, Captain Grenfells Buch „*Sea Power*“ und seiner Übersetzung dieses Werks (wahrscheinlich als Beweis seiner geistigen Gesundheit) nach Deutschland zurückgebracht zu werden. „Wenn Sie länger als einen Tag weg sind“, bat Heß, als er Everatt dieses Dokument in die Hand drückte, „müssen Sie es Ihrer Ablösung, oder wer sonst zuständig ist, übergeben.“

Auf Everatt wirkte der zunehmend abgezehnte und unrasierte Gefangene aufgewühlt und von Wahnideen geplagt. Er schien sehr unruhig zu sein und unfähig, sich zu konzentrieren. Ohne sich von dem seelischen Tumult in seinem Innern abschrecken zu lassen, begann der Stellvertreter des Führers ein umfangreiches Dokument zu verfassen, das ihn für mehrere Wochen in Anspruch nahm.

Gleichzeitig setzte er seinen Hungerstreik fort. „Wie immer Wasser für ihn geholt, das einzige, was er zu sich nimmt“, meldete der Sanitätssoldat Graver. „Verweigerte das Essen und schien verärgert, als er gefragt wurde, ob er etwas brauche.“

Am 10. deutete Ellis Jones die Notwendigkeit einer Zwangsernährung an.

„Ich lehne das ab und werde mich dagegen wehren“, erklärte Heß.

Er verbrachte den ganzen Nachmittag schreibend, offensichtlich an einem Werk mit zum Teil historischem Bezug, denn gelegentlich suchte er etwas in seinen Unterlagen oder überprüfte eine Stelle in „*Sea Power*“. Ellis Jones vermutete, daß Heß seine Verteidigung für den Prozeß vorbereitete, der, wie er aus den Zeitungen wußte, mit Sicherheit bevorstand.

Am 11. früh war sein Puls schwächer. Anzeichen geistiger Störungen mehrten sich. Er ließ beide Wasserhähne im Badezimmer fünfzehn Minuten lang laufen, und als Graver ihn darauf ansprach, erwiderte Heß ironisch: „Das ist an Stelle des Wassers, das ich zum Baden gebraucht hätte, aber seit ich hier bin, nicht in Anspruch genommen habe.“

Das Personal bemerkte, daß er immer stiller und schwächer wurde und nicht einmal mehr soviel Wasser wie bisher trank.

Nach einer Visite am 12. beschlossen Phillips und Ellis Jones die Zwangsernährung des Gefangenen. Die Sanitäter brachten ein Tablett mit Schläuchen und anderen Utensilien in sein Zimmer. Heß, der den Vorfall mit dem Katheter vom Juni 1941 nicht vergessen hatte, protestierte heftig; die Ärzte gaben nach, brachten ihn aber dazu, den Saft von zwei Apfelsinen mit Wasser vermischt zu trinken, und brachen so seinen schon nachlassenden Willen zu sterben. Der Hungerstreik war gescheitert. Es war übrigens weder den Ärzten noch dem Gefangenen entgangen, daß es inzwischen gar keine „Schmerzen“ mehr gegeben hatte – was den Ärzten eine Bestätigung dafür zu sein schien, daß sie hysterischer Natur gewesen waren, während Heß in seiner Überzeugung bestärkt wurde, daß man sein Essen vergiftet habe.

Das Kriegsministerium wies Oberstleutnant Dicks an, Heß aufzusuchen (da Brigadier Rees sich nicht in England aufhielt). In langen Gesprächen mit dem keltischen Emigranten gestand Heß jetzt spöttisch lachend, seinen Gedächtnisschwund die ganze Zeit nur vorgetäuscht und damit alle Experten an der Nase herumgeführt zu haben.

„12. Februar 1945

(Meldung von Corporal Cooper)

Er saß lange im Bett, ohne etwas zu tun, war aber offenbar tief in Gedanken versunken . . . Als ich um 18.00 Uhr seine Temperatur gemessen hatte, fragte er, wieviel Grad es gewesen

seien, und schrieb das auf. Um 19.30 Uhr trank er wieder unverdünnten Orangensaft.

13. Februar 1945

Patient schlief sehr unruhig bis 11.50 Uhr und wurde dann von Major Ellis Jones [und] Mr. Phillips aufgesucht. Sie brachten Oberstleutnant Dicks mit. Patient trank ein Glas Milch mit Ei, während die beiden im Zimmer waren.“

Dicks berichtete dem Kriegsministerium ausführlich über die „deutliche Erholung“ von Heß. Sein Gedächtnis funktioniere jetzt „vollständig und genau“.

„Ich kann aber“, fuhr der Psychiater fort, „seine Behauptung nicht akzeptieren, daß der Gedächtnisverlust überhaupt nicht existiert hat. Es hat damals einen tatsächlichen partiellen Verfall der Persönlichkeit gegeben, bei dem der Patient zwar aufnahm, was um ihn herum vorging, aber Schwierigkeiten hatte, sich daran zu erinnern.“ Dicks Meinung war, daß Heß es nicht wahrhaben wollte, eine Zeitlang an seelischer Erschöpfung gelitten zu haben, und daß er sich deshalb selber einredete, er habe die Fachärzte getäuscht.

Wie es auch gewesen sein mag, Heß befand sich jetzt in einer sehr viel ruhigeren Phase und sprach sogar ganz sachlich von seinem „Mißtrauen“ als von einem Symptom.

Dicks war nicht geneigt, den jüngsten Selbstmordversuch als Zeichen eines Persönlichkeitszerfalls zu werten: Der Stellvertreter des Führers, schrieb er an seine Vorgesetzten, sei ein Deutscher, und nach dem deutschen Ehrenkodex sei der Selbstmord „fast ein normaler Ausweg im Falle von Entwürdigung und Gesichtsverlust“.

„15. Februar 1945

(Bericht von Oberstleutnant Dicks)

Ich habe den Patienten etwa im selben Zustand geistiger und physischer Gesundheit angetroffen, wie ich ihn vor dreieinhalb Jahren ver lassen habe, das heißt, intellektuell vital und wach; etwas bombastisch und in der Tat überheblich, wenn er sich „offiziell“ gibt; einfach und vernünftig, sogar umgänglich im

Privaten; ziemlich egozentrisch, pedantisch und mißtrauisch.“

Einige Tage war das Pflegepersonal der gleichen Meinung. „Patient war am Nachmittag sehr umgänglich“, schrieb Corporal Cooper am 16. „Hatte eine sehr nette Art, wenn er um irgend etwas bat. Er hatte zum Abendessen Gemüseintopf und aß eine Menge.“ Der zwei Wochen alte Bart wurde abrasiert. Zehn Tage später wurde aber beobachtet, daß er wieder kleine Essenspakete versteckte, und die „Schmerzen“ begannen erneut aufzutreten.



Dieser ungewöhnliche Gefangene schrieb am 9. März 1945 seiner Frau eine Abhandlung über Literatur, die er gelesen hatte:

„England, 9. März 1945

Mit viel Genuß las ich schon vor längerer Zeit die in dem *„Lesebuch deutscher Erzähler“* gesammelten kleinen Novellen. Dabei hat mich zu meinem Staunen Jean Paul mit am meisten entzückt – ich schrieb Dir doch mal, Du solltest mir nichts von ihm und seiner Art schicken. Wie so manchen anderen habe ich aber wohl auch ihn in zu jungen Jahren in die Hand bekommen, in denen das Verständnis für die Feinheit fehlt, so daß die Breite langweilt. Ich werde nun bestimmt später daheim auch einmal das *„Schulmeisterlein Wuz“* usw. lesen, auch Stifter, dessen *„Brigitta“* mir nicht minder gut gefiel. Was für eine unendliche Spanne an Form und Stil, an Charakter und Darstellung umfassen doch unsere Dichter und Erzähler! Eine Spanne wie auf musikalischem Gebiet unsere großen – und kleinen! – Tonschöpfer.“

Im selben Brief berichtete er seiner Frau freudig, daß sein Gedächtnis wieder da sei – „besser als je zuvor“.

Sein Gedächtnis war in der Tat inzwischen geradezu wieder phänomenal – so fragte er Corporal Cooper am 13. März ganz beiläufig, ob er

seinem Sohn die Schokolade gegeben habe, die er ihm vor vier Monaten geschenkt hatte. Aber eine Woche später entdeckte Cooper alle die vertrauten Anzeichen von Wahnideen wieder – „manchmal lachte er und benahm sich fast wie ein Wahnsinniger“.

Als die Niederlage Deutschlands auch Heß unausweichlich schien, geriet er immer mehr in Verzweiflung. Das Pflegepersonal, das ihn rund um die Uhr unter Aufsicht hatte, verfolgte seine wachsende Erregung. Er machte unwillkürlich heftige Handbewegungen und hielt unsichtbaren Zuhörern Monologe.

Nachdem die strategisch wichtige Rheinbrücke bei Remagen in amerikanische Hand gefallen war, machte er dafür ebenfalls die Juden verantwortlich, weil sie die deutschen Verteidiger hypnotisiert hätten. Ein Obergefreiter sah, wie er nach dem Essen auf die Veranda trat und offensichtlich mit sich selbst sprach. Wenige Tage später, als der Arzt mit einem Heizungsschlüssel kam, um die Luft aus der Zentralheizung zu lassen (Heß hatte sich über die zischenden Heizkörper beschwert), beobachtete der Sanitätssoldat Clifford, wie er „hinter ihm stand und heimlich wie ein Verrückter lachte, ganz plötzlich aber wieder todernst wurde.“

Er spielte weiter die Rolle des Schikanierten und Verfolgten und behauptete Ende März, der Eintopf und die Suppe seien versalzen. „Von einem englischen Krankenhaus ist ja auch nichts anderes zu erwarten“, meinte er. Später sah das Personal, wie er sich noch mehr Salz auf das Essen streute, das er soeben noch als zu salzig zurückgewiesen hatte.

„3. April 1945

(Meldungen von Sergeant Everatt)

Abendessen wurde um 19.00 Uhr serviert, über das er sich beschwerte, wobei er auch höhnische Bemerkungen über die Doktoren Phillips und Ellis Jones machte, die „Irrenärzte“ seien, und erklärte, er habe darum gebeten, lediglich jeden zweiten Tag Fleisch zu bekommen. Ich sollte eine Erklärung schreiben, die er mir diktieren wollte, wonach er heute zweimal Fleisch und keinen Fisch bekommen habe, und daß das Fleisch zu salzig und die Milch sauer gewesen sei. Dennoch aß er etwas von dem Fleisch und trank fast die ganze Milch aus.

Er hat heute Abend sehr viel geschrieben . . .

6. April 1945

Ist nach wie vor sehr sarkastisch, macht Bemerkungen über geringen Lärm, wobei er wisse, daß wir nichts dafür könnten, da wir ja Anweisung hätten, ihn zu ärgern.

8. April 1945

Verlangte um 7.00 Uhr die Wärmflasche, aber legte sie auf den Fußboden, als er meinte, ich sähe es nicht.“

Brigadier Rees, der ihn am Abend des 19. April aufsuchte, kannte dies alles nur zu gut. Während des Abendessens hielt Heß es für angebracht, den Sanitätssoldaten Reygate aufzufordern, von seinem Fisch zu kosten, – also hatte er immer noch Angst vor Vergiftung. Laut Heß' eigener Erklärung, die er wenige Tage später niederschrieb, forderte Rees ihn auf, doch endlich zu erkennen, daß er lediglich das Opfer seiner eigenen fixen Idee sei.

„Es ist zwecklos, noch weiter darüber zu reden“, unterbrach ihn Heß. „Ich weiß, was ich weiß!“

Er sah, wie Rees über diese hintergründige Erwiderung mit düsterer Miene nachdachte.

„Na ja“, sagte der Brigadier schließlich im Hinausgehen, „ich wünsche Ihnen viel Glück.“

Dem Kriegsministerium berichtete Rees, obgleich die „hysterische Amnesie“ des Gefangenen verschwunden sei, befinde er sich jetzt in einem noch labileren Zustand als im Camp „Z“ – er sei grob, arrogant und schwierig zu behandeln. „Seine geistige Verwirrung“, hieß es abschließend in dem Bericht, „tritt deutlicher denn je zutage.“

Als Rees weg war, begann Heß fieberhaft zu schreiben, als ob er nur noch wenige Tage zu leben hätte. Er nahm sich kaum Zeit zum Essen und beschrieb einen Briefbogen nach dem anderen. „Patient hat den ganzen Nachmittag geschrieben“, notierte Corporal Cooper am 28. April, „und hat nur aufgehört, als er um 18.30 Uhr einen Schmerzanfall bekam und eine Wärme flasche erhielt. Er nahm dann sein Abendessen ein, verzehrte eine ordentliche Portion, setzte anschließend seine Schreibtätigkeit fort und ist

jetzt immer noch dabei.“

Je näher das Ende des Krieges rückte, desto unsteter und hektischer benahm sich der Gefangene.

„29. April 1945 (Meldung von Corporal Cooper)

Bevor er seine Unterhosen anzog, klopfte er sie eine Minute lang an der Garderobe aus. Er fing an zu schreiben, zog dann seinen Mantel an, ging nach draußen, setzte sich hin, kam nach fünf Minuten zurück und griff wieder nach der Zeitung, die er schon gelesen hatte.

Er lachte wie ein Verrückter über die Meldung des deutschen Kapitulationsangebots und über die Photos der gegenwärtigen Führer seines Landes. Dann wurde er ganz ernst, unterbrach mich beim Ausfegen und ließ mich die Teppiche mehrere Male anders hinlegen.

Dann fing er wieder an zu schreiben und nahm sich kaum Zeit, zu Mittag zu essen, und setzte sich gleich wieder hin, um weiterzumachen.

30. April 1945

Lunch wurde um 15.00 Uhr serviert. Er aß tüchtig. Begann wieder zu schreiben, zwischendurch sah ich, wie er in Abständen einen kleinen Schlüssel auf das Papier fallenließ . . . Abendessen wurde um 19.00 Uhr serviert, und er verzehrte eine herzhafte Mahlzeit. Kehrt gleich danach an seine Arbeit zurück. Es scheint, als ob er gegen die Zeit kämpfe . . .“

Das Ritual mit dem kleinen Schlüssel – das man zum ersten Mal in genau dem Augenblick bei ihm beobachtete, als Hitler in Berlin Selbstmord beging, obgleich dies die Welt noch gar nicht wußte – wiederholte sich während der nächsten Tage. Er duldet keine Unterbrechung seines Schreibens, obgleich er zuweilen aufstand, um alle Fenster und Türen zu öffnen, oder erregt auf und abging. Oft war er zu beschäftigt, um sich mit dem Arzt zu unterhalten; aber manchmal wollte er schreiben und konnte sich nicht konzentrieren. An einigen Tagen verschob er die Mahlzeiten um

eine Stunde und mehr, oder er stellte seinen Teller auf die Heizung, während er mit dem Schreiben fortfuhr, wie der verrückte Kapitän Nemo in seiner Kajüte, in den Schlußkapiteln von Jules Verne's „*Zwanzigtausend Meilen unter den Meeren*“.

Idioten! Wie ein Geisterfahrer, der auf der falschen Seite der Autobahn fährt, glaubte Heß sich von allen Seiten von Verrückten umgeben. Dieser Gedanke fand Eingang in sein Manuskript: „Ich war jetzt seit vier Jahren mit Verrückten eingesperrt; ich war ihren Quälereien ausgesetzt, ohne jemanden davon unterrichten zu können und ohne in der Lage zu sein, den Schweizer Gesandten zu überzeugen, daß dies stimme; ebensowenig war ich natürlich in der Lage, die Verrückten über ihre eigene Situation aufzuklären.“

Es sei schlimmer, als in den Händen gewöhnlicher Krimineller zu sein, erklärte er, denn bei denen gebe es „in einer dunklen Ecke ihres Gehirns“ doch noch ein bißchen gesunden Menschenverstand – einen Hauch von Gewissen.

„Bei meinen Verrückten“, schrieb Heß in diesem außergewöhnlichen, sarkastischen Dokument, „kam das absolut nicht in Frage. Am schlimmsten waren die Ärzte, die ihre wissenschaftlichen Kenntnisse benutzten, um sich die raffiniertesten Quälereien auszudenken. Tatsache ist, daß ich diese letzten vier Jahre ohne einen Arzt gewesen bin, denn alle, die sich in meiner Umgebung Ärzte nannten, hatten in Wirklichkeit nur die Aufgabe, mein Leiden zu verschlimmern.“

Verrückte, überall nur Verrückte.

„Draußen vor meinem Quartan gingen Verrückte mit geladenen Karabiner auf und ab! Verrückte umgaben mich im Hause! Wenn ich einen Spaziergang machte, gingen Verrückte vor und hinter mir – alle in der Uniform der britischen Armee.

Wir trafen Insassen des benachbarten Irrenhauses, die zur Arbeit geführt wurden. Meine Begleiter äußerten sich mitleidig über sie und erkannten nicht, daß sie selbst zu denen gehörten, daß der Arzt, der das Krankenhaus leitete [Dr. Phillips], der gleichzeitig Chef des Irrenhauses war, schon seit langem sein eigener Patient hätte sein müssen. Sie begriffen nicht, daß sie

selbst Mitleid verdienten.“

„Mir taten sie ehrlich leid“, betonte Heß. „Hier wurden anständige, vernünftige Leute zu Verbrechern gemacht.“

Die Zeitungen waren voll von grauenerregenden Bildern und Berichten über die entsetzlichen Zustände, die die Alliierten bei ihrem Vormarsch angetroffen hatten. In einer undatierten Mitteilung schrieb Heß an seine Bewacher:

„Ich entnehme der Presse, daß es Filme gibt über Konzentrationslager im von englischen und amerikanischen Truppen besetzten Deutschland, in denen Greuelthaten geschehen sind. Ich würde größten Wert darauf legen, diese Filme zu sehen.“

Seine Bitte wurde abgelehnt.

Obleich er es nicht zeigte und noch weniger mit seinen Bewachern darüber diskutierte, ließ ihn der Tod Hitlers – dessen Nekrolog eine ganze Seite in der „*Times*“ einnahm – nicht kalt. Seit 1920 war ihr Leben miteinander verbunden gewesen, bis zu dem Moment vor genau vier Jahren, als Hitler jene schicksalhaften Worte sprach, seine „Bewunderung für England sei unvermindert“, die seinen Stellvertreter zum Flug über die Nordsee veranlaßten.

In diesen ersten Tagen des Mai 1945 versank er in gespenstische, aber zugleich aufregende Erinnerungen, fand aber auch Trost an zwei Stellen in einem Buch von Konrad Günther, „*Naturleben*“.

„Das Werk der Großen“, hatte Günther geschrieben, „gewinnt die volle Auswirkung erst nach dem Tode des Schöpfers, die Gegenwart faßt es noch nicht . . . Gibt es etwas Heroischeres als ein Werden, das einem am Urbeginn gegebenen Auftrag unbeirrt folgt, wenn der Weg sich auch noch so oft zu verwirren scheint und zu einer Straße des Leidens wird?“

Und Günther hatte auch noch folgendes Zitat von Schopenhauer angeführt: „Das Höchste, was der Mensch verlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgendeiner Art oder Angelegenheit für das allen zugute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei schlecht oder gar nicht belohnt

wird.“

„8. Mai 1945, ‚V.E.-Day‘ (Berichte des Pflegers)

Hatte um 1.10 Uhr einen Anfall von „Schmerzen“, erhielt Wärmflasche. Murmelt mit sich selbst in Deutsch. Er erwähnt jedoch häufig die Nummer „94“.

Verbrachte die meiste Zeit mit Lesen und Schreiben . . . Er schien nicht daran interessiert, daß dies der Tag des Sieges ist . . . Schreibt wieder.“

An diesem Abend verbrannte er einige Papiere, offensichtlich Entwürfe seines Manuskripts. Er schien damit zum Schluß zu kommen. Cooper bemerkte am 9.: „Er schreibt jetzt nicht mehr so viel.“



Der „Tag des Sieges in Europa“ bescherte der britischen Regierung schwierige Probleme. Genau genommen war Heß immer noch ein „hochrangiger Kriegsgefangener“, wie Orme Sargent vom Foreign Office am 12. Mai 1945 Mr. Churchill schrieb und ihm dabei mitteilte, daß General Gepp, der Chef des Kriegsgefangenenwesens – „der gemäß Ihrer persönlichen Weisung für Heß' Inhaftierung verantwortlich ist“ –, der Meinung sei, man solle den Medien auch jetzt nach Kriegsende noch den Zugang zu Heß verwehren.

Churchill war einverstanden. Er hatte – das muß man Fairerweise sagen – auch kaum eine andere Wahl. Die Enthüllung, daß der ehemalige Stellvertreter des Führers in britischer Gefangenschaft offenbar verrückt geworden war, wollte er aus politischen Gründen solange wie möglich zurückhalten.

Gepp hatte keinen Zweifel an diesem Zustand von Heß. Am 11. Mai hatte sein Stellvertreter, Brigadier Boulnois, Maindiff Court aufgesucht und war bei dieser Gelegenheit von Heß' der sich offensichtlich an ihre frühere Begegnung in Camp „Z“ erinnerte, schlecht behandelt worden. Während er auf den Brigadier wartete, lachte Heß nervös, zog Grimassen, sprang auf, schüttelte sich vor innerlichem Lachen, wobei er sein Gesicht

verberg, damit Corporal Cooper es nicht sehen konnte. Als der Kommandant der Wache, Oberstleutnant Hermelin, den Brigadier Boulnois hereinführte, weigerte sich Heß in einem Zustand höchster Erregung, mit ihm zu sprechen. Der Brigadier machte auf der Stelle kehrt und ging.

Getrieben von innerer Unruhe ging Heß auf die Veranda und forderte dann den Sanitätssoldaten Graver im Befehlstone auf: „Los, machen Sie Krach mit der Tür, klappern Sie mit dem Schlüsselbund, knallen Sie die Tür zu – seit zehn Minuten ist das schon nicht mehr gemacht worden!“

Als Cooper tat wie ihm geheißen, klatschte Heß in die Hände und rief „Bravo!“

Verärgert, daß die Rollos noch immer jeden Abend heruntergelassen wurden – um ihn vor Schüssen eines möglichen Attentäters zu schützen –, verhöhnte er die Wachmannschaften am 12. Mai: „Glauben Sie, daß ein japanisches Flugzeug erscheint und dies hier bombardieren könnte?“

„Verdunkelung!“ rief er aus, als er den verständnislosen Blick des Obergefreiten sah und lachte. Um Mitternacht fand man Heß bei offener Schlafzimmertür, voller Beleuchtung und geöffnetem Verdunkelungsrollo. Leutnant Fenton mußte kommen, um ihm klarzumachen, daß die Jalousien in seinem eigenen Interesse heruntergezogen bleiben müßten.

Am nächsten Tag, dem 13. Mai, waren die Sonntagszeitungen voll von Berichten über die Gefangennahme mehrerer Nazi-Führer. Heß las die Titelseiten und begann laut aufzulachen und schien aufzuleben, als er die vertrauten Gesichter sah. Es schien, als brauche er sich mit ihrer Situation überhaupt nicht zu identifizieren. Wenige Tage später fragte er Sergeant Everatt, ob die Männer hier sich auf ihre Demobilisierung freuten. „Mir tun sie leid“, erklärte er. „Denn bald werden sie wieder einberufen, um gegen die Russen zu kämpfen.“



Das Manuskript, das der Ex-Stellvertreter des Führers geschrieben hatte, war ein unzusammenhängender, phantastischer, oft aber auch

selbstkritischer Bericht über Ereignisse seit seiner Ankunft in Schottland.* Es ist zu lang, um hier abgedruckt zu werden, aber dennoch wichtig aus zwei Gründen: Es beweist, daß Heß sich genau an alles erinnerte, einschließlich der vielen Namen und Ränge der Briten, mit denen er im Laufe der vier Jahre zusammengetroffen war; und es offenbarte Symptome eines derartig schweren Verfolgungswahns, daß die Vermutung naheliegt, die Endfassung sollte ihm (während seine weniger geschickten früheren Entwürfe verbrannt wurden) als Grundlage für eine spätere Verteidigungsschrift dienen.

Hinsichtlich der Beschwerden, die er Lord Beaverbrook und anderen bereits 1941 vorgetragen hatte, enthielt das Manuskript wenig Neues. Er berichtete, wie der Geheimdienstoffizier, Major Frank Foley (der in der Übersetzung schamhaft als „Major F.“ apostrophiert wird), „erschreckt und verwirrt“ war, als Heß zugab, seinen Gedächtnisverlust, kurz bevor Sir John Simon kam, lediglich simuliert zu haben. Er beschuldigte den Emigranten Dr. Dicks, ihm nach seinem ersten Selbstmordversuch, wie er es nannte, „Gehirngifte“ injiziert zu haben, während die Wachoffiziere unwissentlich dieselbe Substanz in sein Essen getan hätten. Abermals erhob er den Vorwurf, daß man ihn mit Motorrädern, Gewehrschüssen, Türenzuschlagen, Hämmern und Flugzeuflärm schikaniert habe.

In diesem phantasievollen Dokument behauptete Heß jedoch auch, bei Leutnant Malone, Brigadier Rees und anderen eine „eigenartige Veränderung in den Augen“ bemerkt zu haben. Möglicherweise, fügte er treuherzig hinzu, sei dies auch dem Alkohol zuzuschreiben gewesen; aber jetzt sei er sicher, daß sie hypnotisiert worden seien. Er erinnerte sich, denselben „glasigen“ Blick bei seinem neuen Arzt, Dr. Ellis Jones, am ersten Vormittag in Maindiff Court bemerkt zu haben, auch habe der Doktor ständig gegähnt. Den Gedanken, es könne auch Alkohol im Spiel gewesen sein, verwarf Heß schließlich endgültig – ein walisischer Arzt würde doch nicht schon am Vormittag Alkohol trinken. So jedenfalls folgerte Heß in seinem Manuskript.

Seine Bewacher hätten ihn auch auf andere Weise zu quälen ver-

* Eine englische Übersetzung, die in Nürnberg vorgelegt wurde, ist in dem Kapitel „Hess's Version of the Events“ von J. Bernard Hutton in *Hess: The Man and his Mission* (New York, 1970) enthalten.

standen. Als er angefangen habe, architektonische Skizzen zu zeichnen, habe das „Gift“ seine Sehkraft geschwächt. Das Rundfunkgerät habe ebenfalls rätselhafterweise versagt, wenn er Radio hören wollte. Jedesmal, wenn ihm ein neues Mißgeschick zugestoßen sei, sei Major F. „erschienen und habe sein Bedauern in rührender Weise ausgedrückt“ und ihm sein Ehrenwort gegeben, daß Heß' Vorwürfe nicht zuträfen.

Obgleich man ihn oft bis an den Rand des Wahnsinns getrieben habe, sei es ihm gelungen, sich zu beherrschen und nicht selber gewalttätig zu werden: „Ich wußte, daß ich dann nur das täte, was die Verbrecher insgeheim von mir erhofften. Ich sah mich bereits in gestreifter Jacke in einem Irrenhaus.“

Deshalb sei er auf den Gedanken gekommen, Geistesschwäche und Gedächtnisschwund vorzutäuschen, um seine Repatriierung zu erzwingen – die einzige Möglichkeit, den Fängen des britischen Secret Service zu entkommen –, behauptete Heß in diesem Dokument, in dem Geisteskrankheit und Gedächtnisverlust so miteinander verquickt wurden, daß man beides nicht mehr auseinanderhalten konnte. In überzeugender Weise schilderte er, wie er seine Amnesie-Technik vervollkommnet und selbst die schwierigsten Proben bestanden habe, wie zum Beispiel beim Besuch von Leuten, die er seit Jahren nicht gesehen hatte (ein Hinweis auf den verhaßten Dr. Dicks) „Meine Hoffnung, wegen der Krankheit in die Heimat zurückkehren zu können“, erklärte er, „erwies sich als illusorisch.“

Noch immer traten gewisse Anzeichen von Paranoia zutage. Wenn er mit dem Schreiben fertig war, trug er den Schnellhefter stets bei sich, selbst wenn er ins Badezimmer im Anbau ging, damit das Personal seine Nase nicht hineinstecken könne. Er versteckte kleine Essensproben in abgeschlossenen Schubladen. Im Juni beobachtete Cooper ihn einmal, als er auf der Veranda mit sich selbst sprach, zischende und gutturale Laute ausstieß und Gesichter schnitt; aber später piff und sang er, äußerte sich humorvoll über „diesen miesen englischen Sommer“ und machte erneut sein rätselhaftes Spiel mit dem kleinen Schlüssel.

„10. Juni 1945

(Meldung von Corporal Cooper)

Er schlug mit seinen Unterhosen auf die Garderobe, anscheinend um Seifenreste herauszuklopfen. Später ging er auf

die Veranda und schien bester Laune zu sein und hatte offensichtlich Vergnügen beim Lesen der Nachrichten in der Zeitung.

Von Zeit zu Zeit nahm er einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und ließ ihn auf eine bestimmte Stelle auf den Fußboden fallen, hob ihn anschließend auf und steckte ihn wieder in seine Tasche. Dann las er weiter.“

Die Briefe, die er in diesen Wochen schrieb, verrieten Vernunft und Niveau.

„In Ergänzung zu dem Brief an alle [schrieb er am 18. Juni 1945 an seine Frau Ilse] will ich Dir noch ein paar Zeilen senden, wenn ich auch nicht schreiben kann – und vor allem im Hinblick auf lesende Zensur-stillen schreiben mag –, was ich gerne schreiben würde.

Du kannst Dir denken, wie oft meine Gedanken in den letzten Wochen zurückgewandert sind in die vergangenen Jahre – dieses Vierteljahrhundert für uns in einem Namen konzentrierter Geschichte, aber auch schönsten menschlichen Erlebens. Die Geschichte ist nicht beendet, sie wird einmal in unbeirrbarer Folgerichtigkeit die heute anscheinend für immer zerrissenen Fäden wieder zu neuem Geflecht verknüpfen – das Menschliche ist am Ende und besteht nur noch in der Erinnerung.“

Er schien sich an diesem Gedanken aufzurichten, zitierte trotzig Nietzsche* in dem Brief an seine Frau und sah so der eigenen ungewissen Zukunft ins Auge, wobei seine Bewunderung für den Führer, der inzwischen in den Ruinen seines Karthagos Hand an sich gelegt hatte, ungebrochen blieb.

„Wenigen aber ist es so wie uns beiden vergönnt gewesen“, schrieb er am 21. Juni 1945, „von Anbeginn des Wachsens einer einzigartigen

* „Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt: sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zugrunde.“ (Nietzsche)

Persönlichkeit teilzuhaben an Freud und Leid, an Sorgen und Hoffen, an Hassen und Lieben, an all den Äußerungen der Größe – und auch an all den kleinen Zeichen menschlicher Schwächen, die einen Menschen erst ganz liebenswert machen.“

III. NÜRNBERG

RÜCKKEHR NACH DEUTSCHLAND

Am Vormittag des 21. Juni 1945 berieten die soeben auf dem Luftwege aus Washington D.C. eingetroffenen amerikanischen Juristen mit dem britischen „Kriegsverbrecherausschuß“ im Church House, Westminster, darüber, welche Nazis vor Gericht gestellt werden sollten.

Der britische Kronanwalt, Sir Hartley Shawcross, las aus einer kurzen Liste vor. Als er bei dem Namen Rudolf Heß angekommen war, erhob der bebrillte, idealistische U.S.-Hauptankläger, Robert H. Jackson, Einwände.

„Die Liste sollte nicht zu lang sein“, meinte er.

„Ich hoffe“, verkündete Shawcross mit sanfter Stimme, „in der Lage zu sein, in Kürze Informationen über Heß zur Verfügung stellen zu können. Ich glaube, sein Fall sollte auf internationaler Ebene geprüft werden.“

Am selben Tag erschien Brigadier Rees nach dem Abendessen in Maindiff Court und untersuchte Heß. Sowohl Ellis Jones als auch Dr. Phillips – der, wie Heß gesagt hatte, auch Leiter der Heil- und Pflegeanstalt von der Grafschaft Monmouthshire war – erklärten dem Psychiater des Kriegsministeriums, der Gefangene rechne mit einem Prozeß und habe dafür eine sehr ausführliche Erklärung vorbereitet.

Rees, der den eindeutigen Auftrag hatte, Heß für verhandlungsfähig zu erklären, meldete nach London, der Gefangene sei genaugenommen ein „konstitutioneller Psychopath“, vertrat aber die nützliche Auffassung, daß er „in allen entscheidenden Fällen . . . für seine Handlungen verantwortlich gewesen ist. Er dürfte durchaus in der Lage sein, sich zu seiner

Verteidigung zu äußern.“ „Physisch ist er in Ordnung“, stellte Rees fest; „und sein geistiger Zustand ist so gut wie immer, seit er in unserm Lande ist.“

Erst jetzt wurde sich Jackson des Heß-Problems bewußt. Er rechnete damit, daß es notwendig sein würde, Heß und die anderen Angeklagten durch führende amerikanische Spezialisten untersuchen zu lassen, und schrieb am 23. Juni an Dr. Millet, der sich im Namen einer Gruppe von US-Psychiatern an ihn gewandt hatte, und pflichtete ihm bei, daß „die krankhafte Mentalität, die Anormalitäten und Perversionen“ der deutschen Führer für die Nachwelt zweifelsfrei festgestellt werden sollten, um zu verhindern, daß künftige Generationen von Deutschen wieder eine Legende bilden. „Was Ihren Vorschlag betrifft“, heißt es abschließend in Jacksons vertraulichem Brief, „daß die Betreffenden in die Brust und nicht in den Kopf geschossen werden sollten, so möchte ich Ihnen sagen, die grundsätzliche Auffassung der U.S.-Armee ist es, daß die als Verbrecher zum Tode Verurteilten gehenkt und nicht erschossen werden sollten . . .“

Zunächst änderte sich nichts an Heß' unberechenbarem (und häufig dramatischem) Verhalten. Am 25. sah der aufmerksame Soldat Cooper, wie Heß von den Büchern aufblickte, die der Schweizer Gesandte ihm mitgebracht hatte und wieder den kleinen Schlüssel hervorholte, als er sich unbeobachtet glaubte, und ihn auf eine „Stelle, die ihm wichtig erschien“ fallen ließ. Anfang Juli verlangte Heß erneut, daß sein Essen vor-gekostet werde: Teile des Essens spülte er in der Toilette weg. Er ließ einen neuen Sanitätssoldaten das Brot und die Milch probieren. Der Mann weigerte sich, in der Annahme, der Gefangene wolle ihn damit lediglich ärgern.

Vielleicht wollte er das wirklich. Am Morgen des 4. Juli „machte der Patient eine Mischung aus Suppe, Gemüse und Toast, die man nach meiner Meinung nicht einmal einem Schwein vorsetzen konnte und forderte Private Reygate auf, es zu essen [auch der weigerte sich]. Offenbar machte der Patient das aus bloßer Gemeinheit.“ Am 5. verlangte er nach den Drogen, die das Küchenpersonal seinem Essen beigebe, damit er sie nach eigenem Gutdünken verwenden könne. Szenen wie diese wechselten ab mit den üblichen „Schmerzen“ und gipfelten oft in Ausbrüchen von wildem Gelächter.

Am 11. Juli fing er wieder an zu schreiben, „geriet aber zunehmend in

Wut, als die Männer beim Cricket Bälle schlugen.“

Schließlich setzte er wieder das Mittel ein, mit dem er früher soviel Erfolg gehabt hatte. Nachdem er am 12. mit Major Ellis Jones zusammengekommen war, erklärte er Sergeant Everatt: „Mein Gedächtnis läßt mich wieder im Stich.“



Dieses Mal wollten die Ärzte ihm jedoch nicht abnehmen, daß sein Gedächtnisschwund echt sei. Nach einer Visite mit Phillips am 13. Juli berichtete Ellis Jones dem Brigadier Rees beim Kriegsministerium entrüstet, Heß simulierte.

Das Sanitätspersonal war in dieser Hinsicht geteilter Meinung, obgleich er offenbar psychisch völlig verstört war. Man sah ihn ruhelos, erregt, mißtrauisch, verwirrt und deprimiert; am 14. überraschte Cooper ihn wieder bei seinem Spielchen mit dem „kleinen Schlüssel“. Er erneuerte die mit deutschen Worten beschrifteten Notizzettel an der Wand über seinem Schreibtisch und heftete einen neuen Zettel an die Tür, die von seinem Zimmer zum Badezimmer im Anbau führte. Am 28. schrieb der geduldige Sergeant Everatt unschlüssig: „[Heß] behauptet, er habe sein Gedächtnis verloren und seine Erinnerung reiche nicht einmal mehr von einem Tag zum anderen.“

Als der Sanitätssoldat Graver am nächsten Abend seinen Dienst antrat, fragte Heß: „Sind Sie der neue Krankenpfleger?“

Er schien verwirrt, als Graver sagte, er sei doch schon seit Jahren hier.

In Maindiff Court gingen die Meinungen nach wie vor auseinander. Leutnant Fenton und Ellis Jones stimmten aufgrund genauer Beobachtungen darin überein, daß Heß dieses Mal bewußt simulierte. Aber die anderen Offiziere waren nicht dieser Ansicht, Ellis Jones warnte den Gefangenen während der nächsten Wochen mehrmals, wenn er vor Gericht aussagen müsse, würde er (Jones) bezeugen, daß Heß' Gedächtnis normal sei – eine Erklärung, die nicht den geringsten Protest beim Gefangenen hervorrief.

Während er an seinem Gedächtnisverlust festhielt, hatte Heß den Krieg

völlig „vergessen“. Am 15. August, kurz nach Mitternacht, heulte die örtliche Luftschuttsirene in einem durchgehenden Ton: Entwarnung.

Er richtete sich auf und fragte: „Weshalb war das?“

„Ich glaube, damit wird die Einstellung der Feindseligkeiten mit Japan bekanntgegeben“, meinte Clifford.

Heß zuckte die Achseln und schien desinteressiert. Am nächsten Tag läuteten aus demselben Anlaß die Kirchenglocken. Er schien sich lediglich darüber zu amüsieren.

Im Lauf des Abends sah Clifford, wie er in seinen Manuskripten wühlte. Heß bat um Erlaubnis, Papiere draußen verbrennen zu dürfen. Während er in die Flammen schaute, brach er plötzlich in Lachen aus und sagte zu dem Sanitäter: „Das ist *meine* Siegesfeier!“

Seine Verteidigungsschrift war fertig. Jetzt begann er, Artikel aus der „Times“ auszuschneiden und zu sammeln – zweifellos, um sie für seine Verteidigung zu verwenden. Als William Joyce im Old Bailey vor Gericht gestellt wurde, verfolgte Heß genau die Argumente der Verteidigung in den Prozeßberichten der Zeitungen und glaubte offenbar, die Richter würden das Verfahren einstellen.

„Erinnern Sie sich denn an Joyce?“ fragte Ellis Jones.

„Oh ja“, erwiderte Heß lediglich und fügte hinzu: „Hier nannte man ihn doch Lord Haw-Haw, nicht wahr?“

Während der nächsten fünf Monate stritten sich die Sachverständigen über Heß' Geisteszustand, der äußerst verwirrend und voller Widersprüche war.

Am 17. August blieb er lange auf, um Papiere zu sichten und die ihm nutzlos erscheinenden Manuskripte zu verbrennen. „[Heß] war überrascht über einige Dinge, die er entdeckte“, meinte Sergeant Everatt. Am 27. bemerkte der Sanitätssoldat 5. H. Jordan, als er das Mittagessen brachte, daß Heß aus der Zeitung vom Vortage sorgfältig einen Artikel mit der Überschrift „QUISLING FÜR GEISTIG GESUND ERKLÄRT“ ausschnitt (er schien dabei still in sich hineinzulachen). Am 30. sah man, wie er offensichtlich amüsiert draußen auf der Veranda saß und wieder Artikel aus der „Times“ ausschnitt.

Aber Ellis Jones, der im September mehrfach längere Gespräche mit ihm geführt hatte, ließ sich nicht täuschen. Gegen Ende des Sommers

erwähnte er, seine Tochter käme jetzt ins Internat.

„Und was machen Sie nun mit ihrem Pony?“ fragte der Gefangene.

In der darauffolgenden Woche gab es in der „Times“ zwei Artikel über die Me 110, mit der er nach Schottland geflogen war (sie wurde jetzt öffentlich ausgestellt). Diese Berichte entlockten Heiß keinerlei Kommentare. In diesem Stadium traten auch die üblichen Anzeichen exzentrischen Verhaltens zutage – vor allem sporadisches, unterdrücktes Gelächter und Grimassenschneiden. Der Sanitätsunteroffizier David Barnett schrieb am 2. Oktober 1945: „Der geistige Verfall des Patienten geht weiter, und er scheint immer erregter und deprimierter zu werden.“

Wenn er ahnte, daß dies wohl seine letzten Tage in Großbritannien sein würden, so ließ er sich das nicht anmerken.

Er saß auf der Veranda und schnitt Zeitungsartikel aus, hatte seine üblichen „Schmerzen“, beklagte sich über das Essen und über geringe Geräusche. Vor allem demonstrierte er immer wieder seine Gedächtnisschwäche. Am 3. fragte er um 14.10 Uhr: „Wo ist mein Mittagessen? Ich warte schon seit einer halben Stunde darauf.“

„Sie haben sich doch erst vor zehn Minuten angezogen“, wurde ihm erklärt.

Am Abend des 5. verbrannte er weitere Papiere, nachdem er die restlichen Dokumente in seiner Aktentasche durchgesehen und dann wieder versiegelt hatte.

Am nächsten Tag traf in Maindiff Court der Befehl des Kriegsministeriums ein, der Gefangene habe am 8. für den Flug nach Nürnberg reisefertig zu sein.

Obleich die Ärzte ihn wegen seiner Widerspenstigkeit über die bevorstehende Abreise bis zum letzten Moment im Ungewissen ließen, weigerte er sich in den letzten Tagen, etwas zu essen. Am Vorabend seiner Abreise fand Sergeant Barnett ihn psychisch unverändert – depressiv und erregt –, aber nun auch körperlich in einem sich verschlechternden Zustand.

Ziemlich sang- und klanglos verschwand er aus Wales. Am 8. Oktober um 5.40 Uhr wurde er von Sergeant Reygate geweckt. Man konnte ihm ansehen, daß er schlecht geschlafen hatte. Er war abgespannt, und seine Miene wurde sorgenvoll, als er erfuhr, daß er innerhalb der nächsten Stunden nach Deutschland zurückgebracht werde. Erst auf nachhaltiges

Drängen hin packte er seine Koffer.

Ellis Jones erschien, um aufzupassen, daß Heß nichts mitnahm, was dem Krankenhaus gehörte. Als Jones einen grauen Morgenmantel ergriff, sagte Heß einfach: „Den habe ich ins Krankenhaus mitgebracht.“

Sein Gedächtnis reichte also zurück bis zum Juni 1942 – und offenbar noch über diese Zeit hinaus, denn er nahm sorgfältig die Bilder seiner Frau und seines Sohnes von der Wand und ließ nur das Führerbild hängen. Sicher dachte er, es würde seiner Sache im Gerichtsgebäude des Feindes nicht gerade dienlich sein.

Sein Selbstbewußtsein war verflogen. Auf dem Flugplatz Madley, in der Nähe von Hereford, wurde er in ein Flugzeug gesetzt, zusammen mit Dr. Ellis Jones, seinen Manuskripten und einem Paket mit dem Tagebüchern des Sanitätspersonals. Bei einer Zwischenlandung in Brüssel wurde aufgetankt.

Wieder weigerte sich Heß, etwas zu essen.

„Was ist los, alter Junge?“ fragte Ellis Jones. „Keinen Hunger?“

„Ich bin zu aufgeregt“, erwiderte der frühere Stellvertreter des Führers achselzuckend.

Er hatte keine Angst vor dem kommenden Prozeß. Als das Flugzeug über dem von Bomben zerstörten Nürnberg kreiste, war sein Gewissen rein: er hatte versucht, das alles zu verhindern. Während die Maschine landete, wandte er sich zu dem Arzt um und sagte mit erhobener Stimme: „Die Zeit wird beweisen, daß ich recht hatte. Innerhalb von zehn Jahren wird England mit mir einer Meinung sein in allem, was ich über den Kommunismus gesagt habe. Er wird dann der größte Feind der Welt sein!“

Als sie sich auf dem Flugplatz von Fürth die Beine vertraten, fragte der Leiter der Reisegesellschaft, Oberstleutnant Larcombe, Heß beiläufig, wo denn die Stadt liege. Heß erwiderte schlau, das wisse er nicht.

Während sie ein wenig später auf die Beförderung in die Innenstadt warteten, stellte Ellis Jones dieselbe Frage.

Anstandslos wies Heß ihm die Richtung.



Am 9. Oktober 1945 vom amerikanischen Hauptvernehmungsoffizier in Nürnberg, Oberst John Amen, befragt, behauptete Heß hartnäckig, er könne sich an nichts erinnern.

Foto: U.S. National Archives, Washington

„ERINNERN SIE SICH AN HEIL HITLER?“

Nürnberg, Schauplatz des Massenspektakels der Reichsparteitage in den dreißiger Jahren, war eine tote Stadt: ausgebrannt, verwüstet, entvölkert – einundfünfzig Prozent des bebauten Gebiets waren durch 14.000 Tonnen Bomben britischer Luftangriffe zerstört.

Der verschachtelte, häßliche, mit Ornamentik überladene Justizpalast war eines der wenigen großen Gebäude, die noch standen; deshalb hatten die Amerikaner beschlossen, das „Internationale Militär-Tribunal“ in dieser Stadt der einstigen NS-Triumphe abzuhalten.

Heß hatte sich Koffer voll verschiedenster Dokumente, die er während der vier Jahre in England gesammelt hatte, mitgebracht – drei Umschläge mit Zeitungsausschnitten, zwei Blätter mit architektonischen Zeichnungen, eine Schilderung seines Fluges nach Schottland, eine kunterbunte Mischung von Manuskripten über Sozialismus, seine Gesundheit, die politische Situation, Geschichte, die Atombombe, Wirtschaftsfragen, Wiederaufbau, Conrad v. Hötzendorf, den Krieg, Hitler, Träume, Politiker, Lange; die Niederschriften seiner Gespräche mit Simon und Beaverbrook, vier Briefe an den König von England, neunundfünfzig Seiten mit Auszügen aus Farrers Buch über das Zeitalter König Eduards und eine große Anzahl mysteriöser versiegelter und numerierter Päckchen. Alle diese Sachen wurden ihm jetzt trotz seines energischen Protests weggenommen.

In dem Bemühen, sich Geltung zu verschaffen, verlangte Heß den Kommandanten zu sprechen.

Hier in Nürnberg war dies Oberst Burton C. Andrus, ein grimmig ausschauender, schnurrbartiger amerikanischer Kavallerieoffizier mit einer Nickelbrille und einem hellrot lackierten Helm.

„Ich wollte meine Pakete behalten“, rief Heß aus. „Sie enthalten den Beweis, daß die Engländer versucht haben, mich zu vergiften. Ich brauche die Pakete für meine Verteidigung.“

Andrus mußte sich große Mühe geben, die Ruhe zu bewahren. Innerhalb dieser Gefängnismauern war er allmächtig und sah keinen Grund, Heß nachzugeben. Er versuchte, diesem schwierigen Neuankömmling klarzumachen, daß von nun an amerikanische – und nicht englische – Verhör-Offiziere und Ärzte das Sagen hätten. Der walisische Arzt, der ihn hergebracht hatte, kehrte nach Abergavenny zurück.

Heß schätzte dieses neue Regime überhaupt nicht. Er war daran gewöhnt, als hochrangiger Kriegsgefangener behandelt zu werden, und fand sich nun in einer kleinen, primitiv ausgestatteten steinernen Zelle im oberen Stockwerk des benachbarten Gefängnisblocks wieder. Sein Name stand bereits an der Tür: Die Tür wurde hinter ihm geschlossen.

Kurz danach schickte Andrus Dr. Douglas McG. Kelley zu Heß, um den früheren Stellvertreter des Führers zu untersuchen.

Kelley, Major der US-Army, war der Gefängnispsychiater. Heß spielte seinen Gedächtnisschwund, so gut er konnte; Kelley fand sich schließlich in der Situation, dem Gefangenen erzählen zu müssen, wann und wo dieser in Ägypten geboren wurde, und daß er sein Gedächtnis im vergangenen Juli verloren habe.

Auf alle diese Offenbarungen reagierte Rudolf Heß mit höflichem, aber ein wenig ungläubigem Interesse.

Der Tisch war zu schwach, um sich daran anlehnen zu können, die Brille wurde ihm jeden Abend weggenommen; die Fensterscheiben fehlten, die Nächte waren kalt, und die Wachposten hatten Befehl, die ganze Nacht hindurch einen Scheinwerfer auf sein Gesicht zu richten.

Nach einer schlaflosen Nacht wurde Heß am 9. Oktober um 10.30 Uhr, mit Handschellen an einen GI gefesselt, müde und zerschlagen, über einen an den Seiten mit Drahtgitter gesicherten Laufsteg in ein gut ausgestattetes Büro geführt, wo man ihm mit kurzen Worten bedeutete, sich hinzusetzen; Heß hatte seine Luftwaffenoffiziers-Uniform angezogen, da er

glaubte, dies werde wieder ein historischer Tag sein.

Er befand sich im Büro von Oberst John H. Amen, dem Chef der Vernehmungszentrale. Zur Linken von Amen saß ein Dolmetscher, rechts von ihm der Gerichtsreporter Clair Van Vleck. Auf einem Foto der amerikanischen Nachrichtentruppe sieht man ihn auf einem Stuhl mit harter Rückenlehne sitzen, die Beine trotz der schwarzen, pelzgefütterten Fliegerstiefel mit den bis zum Knie reichenden Reißverschlüssen lässig übereinandergeschlagen.

Das Verhör begann: Eine Art von umgekehrtem Intelligenztest, in dessen Verlauf Heß sich bemühte, so wenig Antworten wie möglich zu wissen, ohne aber seine Glaubwürdigkeit völlig zu erschüttern.*

„Möchten Sie lieber auf englisch oder auf deutsch aussagen?“ fragte Amen.

„Auf deutsch.“ (Jede Verzögerung konnte ja heiklen Fragen die Spitze nehmen.)

„Wie lautet Ihr voller Name?“

„Rudolf Heß.“

Amen knurrte. „Was war Ihre letzte offizielle Stellung?“

„Unglücklicherweise“, erwiderte Heß höflich – er befeißigte sich während dieser ganzen Wochen einer geradezu unerträglichen Liebenswürdigkeit – „fällt diese in eine Zeit, an die ich mich nicht mehr erinnern kann . . . In vielen Fällen kann ich mich nicht einmal daran erinnern, was vor zehn oder vierzehn Tagen geschehen ist.“

Amen fragte ihn, an welche *Zeit* er sich denn nicht erinnern könne.

„An alles, was, sagen wir mal, länger als vierzehn Tage her ist. Es ist dauernd passiert, daß ich Herren getroffen habe und mich dann nicht mehr an ihre Gesichter erinnern konnte, wenn ich sie wiedersah. Es ist furchtbar! Gestern sagte mir der Arzt – oder vielleicht war es“, unterbrach sich Heß in der Befürchtung, zu präzise zu sein, „der Angestellte hier – daß es manchmal Leute gibt, die sich nicht einmal mehr an ihren eigenen Namen erinnern können, und er sagte, daß ein Schock das alles ganz plötzlich zurückbringen könne.“

* Die Niederschriften der Vernehmungen werden hier erstmals im Wortlaut wiedergegeben.

Er wiederholte: „Es ist furchtbar – für mich hängt alles davon ab, denn ich werde mich bei dem bevorstehenden Prozeß selber verteidigen müssen . . .“

„Sie meinen“, drang Amen ungläubig in ihn, „daß Sie sich nicht einmal an Ihre letzte offizielle Stellung in Deutschland erinnern können?“

„Nein, ich habe keine Ahnung. Es ist alles wie im Nebel.“ Das war Heß' liebster Vergleich: er hatte bis jetzt immer gewirkt.

„Erinnern Sie sich, daß Sie normalerweise in Deutschland lebten?“

„Nun“, überlegte der ehemalige Stellvertreter des Führers liebenswürdig, „ich glaube, das ist selbstverständlich: denn das hat man mir immer wieder so gesagt. Aber ich kann mich nicht erinnern, wo es war – oder selbst in welchem Haus ich lebte. Es ist alles verschwunden. Weg!“

„Woher wissen Sie, daß es zu einem Verfahren kommen wird, wie Sie sagen?“

Heß schlug sofort zurück. „Von diesem Prozeß ist die ganze Zeit die Rede. Ich habe davon in den Zeitungen gelesen . . . und erst gestern hat man mir das. gesagt. Und als ich hierher gebracht wurde, wurde mir erklärt, der Grund sei ein Prozeß in Nürnberg. Ein so großes Ereignis hat natürlich seinen Eindruck auf mich nicht verfehlt, und ich kann mich daran erinnern: die ganze Nacht muß ich daran denken.“

„Aber Sie wissen nicht, warum dieses Verfahren stattfindet?“

„Ich habe keine Ahnung“, sagte Heß – und erlaubte sich einen scharfen Seitenhieb gegenüber seinen Befragern: „Ich weiß, es ist ein *politischer* Prozeß . . . Vielleicht hat man mir sogar gesagt, was man mir vorwirft. Aber ich kann mich nicht erinnern.“

„Können Sie sich erinnern, wie lange Sie in England gewesen sind?“

„Nein . . . , als wir dort weggingen, wurde mir gesagt, daß ich eine lange Zeit dort gewesen sei.“

Amen schob ihm nun über den Tisch ein Buch „*Anordnungen des Stellvertreters des Führers*“ zu und fragte ihn, ob er das schon einmal gelesen habe.

„Das hier“, sagte Heß und zeigte auf seine gedruckte Unterschrift, „bin ich.“

Amen blätterte die ersten Seiten auf. „Lesen Sie diesen Teil.“ „Das ist gut“, sagte Heß, nachdem er sich den Text angeschaut hatte, „das ist gar

keine Frage.“

Aber er konnte sich nicht daran erinnern, es jemals geschrieben zu haben. Auf die Aufforderung Amens hin las er weiter.

„Mein Name steht unter all diesen Dingen“, erklärte Heß. „Darüber besteht kein Zweifel.“

„Wissen Sie nicht, was es ist?“

Heß schüttelte den Kopf – er müsse sich erst das Buch ansehen. Amen verlor allmählich die Geduld und fragte ihn, ob er wisse, was *Gesetze* seien, und als Heß erwiderte, das sei doch selbstverständlich, drängte er ihn: „Erinnern Sie sich nicht, irgend etwas mit dem Erlaß von verschiedenen Gesetzen in Deutschland zu tun gehabt zu haben?“

„Sie meinen, ich selbst?“

„Ja.“

„Erlaß von Gesetzen?“

„Ja.“

„Nicht die geringste“, sagte Heß, wobei er versuchte, nicht selbstgefällig zu wirken. „Danach“, fuhr er fort und auf das Buch hinweisend, „muß ich – wie soll ich sagen – eine sehr prominente Stellung bekleidet haben!“

In dem Buch stand, daß er „Stellvertreter des Führers“ gewesen war. Aber das sage ihm nichts, erklärte er.

Oberst Amen wurde jetzt aggressiver: „Wissen Sie, was Juden sind?“

„Ja. Sie sind ein Volk – eine Rasse.“

„Sie mochten sie nicht sehr gern?“

„Die Juden? Nein.“

„Deshalb haben Sie also einige Gesetze über die Juden erlassen, nicht wahr!“

„Wenn Sie das sagen, muß ich es glauben“, stimmte Heß zu. „Aber ich weiß es nicht. Es ist furchtbar.“

Amen forderte ihn nun auf, sich die entscheidenden Teile im Inhaltsverzeichnis anzuschauen, aber Heß leugnete abermals, sich an etwas zu erinnern.

„Ist nicht das ganze Buch voll von Gesetzen, für die Sie verantwortlich waren?“ fragte Amen. „Und steht nicht deshalb Ihr Name auf dem Titelblatt?“

„Wenn mein Name nicht unter dieser Einleitung stünde“, erklärte der Gefangene kategorisch, „würde ich ohne weiteres glauben, daß jemand anders der Verfasser ist.“

„Erinnern Sie sich an den Führer?“ stieß Amen nach.

„Ja. Während der ganzen Zeit“, erwiderte Heß, wobei er seine Internierung in Wales meinte, „hatte ich ein Bild von ihm in meinem Zimmer an der Wand direkt vor mir hängen.“

Er konnte sich jedoch nicht daran erinnern, Mitglied des Geheimen Kabinettsrats des Führers gewesen zu sein oder etwa an Besprechungen mit ihm teilgenommen zu haben. Nur daran, daß der Mann Staatsoberhaupt gewesen war – „Der Führer war der Chef“, gab er zu und meinte: „Er war eine Persönlichkeit, die nach Auffassung eines jeden Deutschen alle anderen in den Schatten stellte.“

Er gab zu, zu wissen, daß Hitler tot sei, konnte aber nicht erklären, woher er das wußte.

„Glauben Sie, daß Sie jemals mit ihm gesprochen haben?“

„Laut diesem hier“, sagte Heß auf das Buchweisend, „muß das der Fall gewesen sein. Wenn jemand ständig Gesetze als Stellvertreter des Führers erläßt, dann muß er auch mit ihm gesprochen haben.“

Amen griff diesen Punkt auf. „*Erinnern* Sie sich, daß Sie Stellvertreter des Führers waren?“

„Nein“, beharrte Heß. „Ich entnehme dies lediglich diesem Buch.“

Auf die Frage, ob er sich daran erinnere, darüber gesprochen zu haben, was man mit den Juden im Sudetengebiet machen sollte, erwiderte Heß, er könne sich selbst an Frank nicht erinnern, geschweige denn, worüber er mit ihm gesprochen haben sollte.

„Warum mögen Sie die Juden nicht?“

„Wenn ich Ihnen das im einzelnen erklären sollte, stehe ich wieder vor dem Nichts. Ich weiß nur, es kommt aus meinem Innern.“

Der Oberst verließ dieses Thema und nannte nun die Namen von Mitangeklagten, wobei er beobachtete, wie Heß darauf reagierte. Ribbentrop sagte ihm nichts. Göring?

„Göring, ja . . . er sagt mir irgend etwas.“

Amen grinste erwartungsvoll.

„Ich habe seinen Namen an einer Tür gelesen“, erklärte Heß. „Ich weiß

nur, daß er hier ist und daß er irgendeine prominente Persönlichkeit ist.“

Er wollte nicht zugeben, daß er irgend etwas über den Reichsmarschall wisse – nicht einmal, ob der nun dünn oder dick sei. „Wenn in diesem Augenblick jemand ins Zimmer käme“, sagte der Gefangene in ausdruckslosem Ton, „und Sie würden mir sagen, ‚das ist Göring‘, dann würde ich lediglich sagen: ‚Guten Tag, Göring‘.“

Was auch immer Amen jetzt empfand, er versuchte, sich zu beherrschen. „Erinnern Sie sich an die Luftwaffe?“

„Das ist die Organisation der Flieger in Deutschland.“

„Hatte Göring damit irgend etwas zu tun?“

„Sie könnten mich auf der Stelle totschiessen, aber ich wüßte es immer noch nicht.“

Goebbels, Lammers, Brauchitsch, Keitel, Jodl, das OKW – all diese Namen sagten ihm nichts.

Er erklärte, er könne sich nicht daran erinnern, einen Selbstmordversuch begangen zu haben, aber er wußte, daß es einen Krieg gegeben hatte mit Deutschland und Japan gegen Amerika und England – und vielleicht auch mit den Franzosen und Belgiern: „Gestern“, erklärte er, „fuhren wir durch Brüssel und haben dort die Luftwaffe und Truppen gesehen und auch die Schäden an all den Gebäuden.“

Er wußte nicht, wer den Krieg angefangen hatte oder wann, aber er wußte, daß er zu Ende war: „Ich habe das gestern in der Zeitung gelesen, da stand es ganz deutlich drin.“

„Begreifen Sie das, was in den Zeitungen steht, wenn Sie sie lesen?“

„Zum Teil, ja“, erwiderte Heß, die Bedeutung dieser Frage abschätzend. „Und zum Teil nicht.“

Amen nahm das Buch mit den NS-Erlassen wieder in die Hand. „Nehmen wir an“, fragte er Heß, und seine Stimme wurde eisig, „ich erzähle Ihnen jetzt, daß dies ein Buch mit Erlassen ist, für die Sie als Stellvertreter des Führers verantwortlich waren!“

Heß sah ihn an. „Dann muß ich es glauben“, sagte er. „Ich nehme nicht an, daß Sie mir etwa nicht die Wahrheit erzählen.“

Auf Amens Fragen, wie und warum er nach England gekommen sei, wußte er keine Antwort.

„Haben Sie eine Familie?“

„Ja.“

„So können Sie sich daran erinnern!“

Voller Haß, der sich hinter seinem unergründlichen Blick verbarg, sah Heß den feindlichen Offizier an: Die Trennung von seiner kleinen Familie hatte ihm die größten Schmerzen bereitet, als die Briten ihm nicht erlaubt hatten, in die Heimat zurückzukehren.

„Ich hatte Fotos von meiner Frau und von meinem kleinen Jungen immer direkt vor meinen Augen neben dem Bild des Führers.“



„Erinnern Sie sich an ‚Heil Hitler‘?“

„Das muß ein Gruß gewesen sein“, meinte Heß entgegenkommend; er könne sich aber nicht erinnern, ihn selbst jemals angewendet zu haben.

Amen versuchte einen kleinen Trick – er zeigte ihm eine gefälschte Unterschrift von Heß. Heß entdeckte die Fälschung: „Das habe ich nicht geschrieben“, sagte er und erklärte, daß sein H anders sei und daß er stets die deutsche Schreibweise benutze: *Heß*, nicht Hess. Auf die Frage, wieso er seiner Frau Briefe schreiben könne, wo er doch weder ihren Namen noch ihre Adresse kenne, gab er die übliche Antwort: „Wahrscheinlich sehe ich in den Papieren nach, wie die Adresse lautet.“

„Wann haben Sie Ihre Frau zuletzt gesehen?“ fuhr der Oberst mit seinem Verhör fort.

„Es ist nur logisch anzunehmen“, erwiderte Heß mit gekonnter Gelassenheit, „daß ich sie zuletzt gesehen habe, bevor ich wegging.“

Amen, der am Ende seiner Geduld zu sein schien, aber sich bemühte, dies nicht zu zeigen, fragte, ob Heß jemals ein Flugzeug gesehen habe – vor dem gestrigen Tag, wie er schnell hinzusetzte.

„Ja, natürlich, denn sie flogen ständig über das Haus in England“, sagte Heß und steuerte freiwillig noch die Information hinzu: „Das war dort, wo ich vor meiner Abreise war.“

„Sie haben Bomben abgeworfen, nicht wahr“, forschte der Oberst weiter.

„Auf jeden Fall nicht auf unser Haus.“

„Wissen Sie, daß Flugzeuge Bomben abwerfen?“

„Ja, natürlich.“

„Sie haben sie auf Juden abgeworfen?“

„Nein . . . Extra auf Juden? Ich wüßte nicht, wo.“

„Können Sie sich erinnern, befohlen zu haben, die Gotteshäuser der Juden zu verbrennen?“

„Sie meinen, ich selbst?“ fragte Heß, seine Entrüstung unterdrückend.
„Nein, davon weiß ich überhaupt nichts.“

Als er gefragt wurde, wann er den Führer zuletzt gesehen habe, bot er zuvorkommend folgende, wie er es nannte, logische Überlegung an: „Aus dem Buch geht hervor“, sagte er, indem er mit seinen gefesselten Händen auf die *„Anordnungen des Stellvertreters des Führers“* wies, „daß ich sein Stellvertreter war: also muß ich sehr oft mit ihm zusammen gewesen sein; deshalb muß ich ihn auch vor meiner Abreise gesprochen haben.“

Darüber hinaus war sein Gedächtnis leer: Er bestritt, zu wissen, wann er Deutschland verlassen hatte, ob er in München gewesen sei, was ein Putsch sei – „nach meiner Meinung“, sagte Heß, dessen Gesicht eine ausdruckslose Maske war, „ist Putsch ein Ausdruck für einen Aufprall auf Wasser –. Schlag ins Wasser.“

Amen schwenkte ein Glückwunschtelegramm von ihm an Rosenberg vor seiner Nase. „Haben Sie viele Deutsche erschießen lassen?“

„Nein, ich habe keine Ahnung . . . Wenn es dort gesagt wird – und das scheint ein Original zu sein –, dann muß es so gewesen sein.“

„Wieso kennen Sie den Unterschied zwischen einem Original und einer Kopie?“

Heß überlegte und meinte dann bedauernd, er habe dafür keine genaue Erklärung, aber dann hellte sich sein Gesicht auf: „Dies hier“, sagte er und wies eifrig mit dem Kopf auf ein anderes Dokument, „ist eine Kopie. Und dies ist ein Original. Das kann man erkennen, wenn man sich das Dokument anschaut.“

Ein- oder zweimal verplapperte sich Heß, so als er eine unleserliche Wellenlinie als Unterschrift Martin Bormanns erkannte, aber es gelang ihm stets, das wieder zu vertuschen. Er wußte auch, daß der bevorstehende Prozeß sich gegen Kriegsverbrecher richtete, und als er gefragt wurde, ob er selber einer sei, versicherte er Oberst Amen: „Offenbar – denn sonst müßte ich ein Mörder sein, da ich ja diese Handschellen hier trage.“

„Woher wissen Sie, daß Sie keiner sind?“

„Das ist mir die ganze Zeit gesagt worden“, sagte Heß, indem er der Frage auswich, „daß ich mit den sogenannten Kriegsverbrechern zusammensein werde.“

„Was ist ein Kriegsverbrecher?“

„Diese Frage“, erklärte Heß mit unbewegtem Gesicht, „möchte ich lieber *Ihnen* stellen.“



Dieses erste Verhör am 9. Oktober 1945 dauerte fast zwei Stunden. Nach dem Mittagessen wurde Heß um 14.30 Uhr wieder zu Oberst Amen gebracht; abermals wurde eine Tonbandaufzeichnung gemacht.

„Schauen Sie hierher nach rechts“, befahl der Oberst. „Zu diesem Herrn hier.“

Heß hatte den ihm durchaus vertrauten Reichsmarschall Hermann Göring bereits entdeckt, der dort in seiner hellgrauen Uniform saß, die nun dort, wo sonst Orden hingen, seltsam leer schien und um den einst so feisten Körper schlotterte.

„Zu ihm?“

Göring lächelte ihm aufmunternd zu: Das war einer der Mitstreiter, dessen Eitelkeit es einfach verlangte, daß Heß ihn erkenne. „Kennen Sie mich?“ fragte er.

„Wer sind Sie?“ stammelte der Gefangene, ohne das geringste Zeichen von Erkennen zu verraten.

„Wir waren doch jahrelang zusammen“, protestierte Göring. Mit einer hilflosen Geste hob Heß seine gefesselten Hände. „Das muß in derselben Zeit gewesen sein wie in dem Buch, das man mir heute morgen gezeigt hat.“

Vielleicht versuchte er, Göring einen Wink zu geben, als er jetzt hinzufügte: „Ich habe seit einiger Zeit mein Gedächtnis verloren – vor allem jetzt vor dem Prozeß.“

„Erkennen Sie mich nicht?“ fragte Göring ungläubig.

„Nicht persönlich, aber ich erinnere mich an Ihren Namen.“

Niemand hatte Görings Namen erwähnt, aber der Ausrutscher blieb

unbemerkt. Alle Anwesenden genossen Görings gekränkte Eitelkeit. Eine Zeitlang konnte auch Heß sich auf Kosten Görings amüsieren, was aber den anderen nicht bewußt wurde, denen die Rivalität zwischen beiden als Hitlers präsumtive Nachfolger nicht bekannt war.

„Wenn ich die ganze Zeit Stellvertreter des Führers war“, dachte Heß laut nach, „dann muß ich ja andere hohe Persönlichkeiten wie Sie getroffen haben, aber ich kann mich an niemanden erinnern, so große Mühe ich mir auch gebe.“

„Hören Sie, Heß“, erklärte der Reichsmarschall, ärgerlich werdend. „Ich war Oberbefehlshaber der Luftwaffe; Sie sind in einem *meiner* Flugzeuge nach England geflogen . . . Erinnern Sie sich nicht, wie ich in der Reichstagssitzung, bei der Sie dabei waren, zum Reichsmarschall ernannt wurde!“

Da Heß den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Erinnern Sie sich nicht daran, wie der Führer in einer anderen Reichstagssitzung erklärt hat, daß, falls ihm etwas geschehe, ich sein Nachfolger würde und, falls mir etwas passierte, Sie mein Nachfolger werden würden? . . . Wir haben dann auch beide lange darüber gesprochen.“

„Es ist furchtbar“, seufzte Heß. „Wenn Ärzte mir nicht immer wieder versichert hätten, daß ich mein Gedächtnis eines Tages wiedererlange, könnte ich verzweifeln.“

Göring versuchte, Heß' Erinnerung aufzufrischen, indem er von gegenseitigen Besuchen ihrer Familien erzählte – in den Zeiten, als Heß zu ihm nach Carinhall, Görings luxuriösem Jagdschloß in der Schorfheide, herausgekommen war, oder an die Zeiten, wo sie beide beim Führer in dessen Haus auf dem Obersalzberg waren.

„Das sagt mir nichts.“

„Heß! Denken Sie doch an 1923, als ich Kommandeur der SA war. Sie hatten einen meiner SA-Verbände in München in der Zeit vor 1923 geführt. Erinnern Sie sich nicht, wie wir beide einen Putsch in München versucht haben?“

„Der Putsch in München“, sagte Heß in einer Stimme, als schildere er ein tibetisches Religionsfest, „ist bereits heute morgen erwähnt worden.“

„Erinnern Sie sich, wie Sie den Minister verhaftet haben?“ „Ich ‚Minister verhaftet?‘“ sagte der Gefangene erstaunt: „Ich schein eine ziemlich

aufregende Vergangenheit gehabt zu haben –“

„Erinnern Sie sich an Anfang 1933 – als wir die Regierung übernommen haben und Sie Leiter der Parteikanzlei des Führers wurden, daß Sie und ich lange darüber gesprochen haben?“

„Mir ist gesagt worden, daß das alles ganz plötzlich wiederkommt – durch einen Schock“, sagte Heß.

Göring fragte, ob ihm der Name Messerschmitt etwas sage. „Sie waren sehr mit ihm befreundet. Er hat alle unsere Jäger konstruiert, und er hat Ihnen auch das Flugzeug zur Verfügung gestellt, das ich Ihnen verweigert habe – das Flugzeug, mit dem Sie nach England geflogen sind. Messerschmitt hat es Ihnen hinter meinem Rücken gegeben.“

Heß erklärte, daß alles, was über vierzehn Tage her sei, für ihn im Dunkeln liege. Dennoch stellte Göring eine Reihe weiterer Fragen, aber Heß schüttelte nur den Kopf.

„Erinnern Sie sich, daß Sie nach England geflogen sind? Sie haben ein Messerschmitt-Flugzeug benutzt. Erinnern Sie sich, daß sie dem Führer einen langen Brief geschrieben haben?“

„Worüber?“ fragte Heß, vielleicht um Göring die Möglichkeit zu geben, das zu sagen, was der Brief besagte.

„Darüber, daß Sie nach England gehen würden – daß Sie den Frieden wiederherstellen wollten.“

Heß leugnete jegliche Kenntnis, und Göring hob verzweifelt die Hände. „Mehr kann ich ihn nicht fragen.“

„In Ordnung“, erklärte Oberst Amen. „Setzen Sie sich hierher.“ Er gab dem Psychiater, der diskret hinter Heß stand, ein Zeichen, den nächsten Überraschungszeugen hereinzuführen.

Amen war finster entschlossen, den geistigen Widerstand des Gefangenen zu brechen – er wollte beweisen, daß Heß sich lediglich krank stelle –, und konfrontierte ihn mit dem Mann, den er ganz bestimmt wiedererkennen mußte: Professor Karl Haushofer.

Haushofer war der beste Freund von Heß, ihrer beider Leben war schicksalhaft verknüpft, seit dem Tage, als sie einander zum ersten Mal auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges in Frankreich begegneten.

Der berühmte Geopolitiker war jetzt sechsundsiebzig Jahre alt, und ihm war es im Krieg nicht gut gegangen. Seine fünfzigjährige Frau Martha

war „halbjüdisch“, und er und seine Familie waren nur solange vor der Nazi-Verfolgung bewahrt gewesen, als Heß seine schützende Hand über sie halten konnte, wie er es in zahllosen anderen Fällen auch getan hatte. Nach Heß' Flug war Haushofer in das Konzentrationslager Dachau gebracht worden; die Gestapo hatte seinen jüngeren Sohn Heinz verhaftet und den älteren Albrecht am 23. April 1945 in Berlin erschossen, nachdem er in der Schweiz heimliche Gespräche über eine Beendigung des Krieges geführt hatte. Wenige Wochen später wurde Professor Haushofer von der 3. US-Armee festgenommen und verhört, dann aber offiziell freigelassen; und nun sah er sich einer pseudo-legalen Schikane ausgeliefert.

Seine Anwesenheit im Nürnberger Gefängnis verdankte er der Tatsache, daß der US-Chef-Ankläger, Robert H. Jackson, der Forderung eines Obersten in seinem Team, Pater Edmund A. Walsh, nachgegeben hatte, den bejahrten Professor herbeizuschaffen. Walsh bemühte sich, Haushofer auch in diesem späten Stadium noch als Kriegsverbrecher einzustufen zu lassen. Im Zivilleben war Walsh selber Professor für Geopolitik an der katholischen Universität von Georgetown und sein Leben lang ein giftiger Kritiker von Haushofers wissenschaftlichen Thesen: Haushofer am Galgen zu sehen, das wäre doch ein schöner Abschluß ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzungen gewesen. Er suchte den Professor am 25. September in dessen Haus am Ammersee auf und schmeichelte sich bei dem alten Herrn ein, offenbarte schließlich seinen Namen (aber nicht seine eigentliche Absicht) und lockte ihn am 2. Oktober nach Nürnberg – nur um zu erleben, daß Oberst Amen nichts davon hören wollte, in diesem späten Stadium noch Anklage gegen Haushofer erheben zu lassen. Wie DeWitt C. Poole vom US-Department den geknickten Walsh belehrte, wäre die Verfolgung von Wissenschaftlern eine fragwürdige neue Aufgabe für die amerikanischen Streitkräfte.

„Man könnte uns der Hexenverfolgung bezichtigen“, warnte er. Walshs bösertige Vorhaltungen, daß Haushofer doch der Mentor von Heß und anderen hohen Nazis gewesen sei, stießen auf taube Ohren.

Dennoch setzten die amerikanischen Militärbehörden in Nürnberg Karl Haushofer einem erbarmungslosen Verhör aus, in dessen Verlauf er am 4. einen Herzanfall erlitt. Der amerikanische Militärarzt warnte, daß der alte Mann jeden Augenblick sterben könne. Obwohl Jackson höchst

unwohl bei dem Gedanken war, vielleicht für den Tod eines hervorragenden und unschuldigen Wissenschaftlers mitverantwortlich zu sein, erlaubte er Walsh ein letztes Verhör, um Haushofer dazu zu bringen, seiner „falschen Lehre“ abzuschwören. Walsh führte das rigoros bis an den Rand eines weiteren Herzanfalls durch: Der Professor wurde flammendrot im Gesicht, seine Lippen zitterten, und er brach zusammen. Nachdem er den Stenografen hinausgeschickt hatte, beugte sich Walsh über Haushofer, um dessen Worte zu verstehen.

„Seit Heß, der uns geschützt hat, nach England gegangen war“, flüsterte der Professor, „lebte ich in der Furcht, daß sie [seine Frau Martha] nach Theresienstadt oder Auschwitz verschleppt würde. Ich habe unter einem Damoklesschwert gelebt“, sagte er und nahm seine Brille ab und schlenkerte sie über dem Kopf.

Nach einer weiteren Vernehmung am 6. informierte Walsh ihn, er sei frei und könne nach Hause auf seinen Hartschimmelhof in Bayern zurückkehren.

Mit Tränen der Dankbarkeit im Gesicht ergriff Haushofer beide Hände seines Kollegen; von Walshs eigentlichen Absichten hatte er keine Ahnung und benannte später die schönste Eiche auf dem Hartschimmelhof nach ihm, nicht weit entfernt von der Eiche namens „Rudolf Heß“. Er war immer noch Jacksons „Gast“, als Oberst Amen wenige Tage später anordnete, daß er noch für eine letzte Aufgabe zurückgehalten werden solle. „Wir wollen Haushofer überraschend Heß gegenüberstellen“, erklärte der Oberst Professor Walsh, „um die Echtheit seines Gedächtnisverlustes zu testen.“



Aber die Überraschung und der Schock waren ganz auf seiten Karl Haushofers, als er am 9. Oktober 1945 den abgespannten, ausgemergelten und unrasierten Heß erblickte.

„Mein Gott!“ stieß er hervor.

„Kennen Sie diesen Mann?“ fragte Oberst Amen den Gefangenen. „Entschuldigen Sie“, sagte Heß, ohne beim Anblick des Professors das geringste Zeichen eines Erkennens zu verraten, „aber ich weiß wirklich

nicht, wer Sie sind!“

„Rudolf – kennst du mich nicht mehr? . . . Ich bin Haushofer!“

„Duzen wir uns?“

„Wir duzen uns seit zwanzig Jahren“, klagte der Professor. Und er fügte hinzu: „Ich habe deine Frau und dein Kind gesehen, es geht beiden gut.“

Er ergriff die linke Hand seines Freundes und schüttelte sie (die rechte Hand des Gefangenen war ja mit Handschellen an die Linke des Wachpostens gefesselt).

„Darf ich deine Hand schütteln?“ fragte der alte Herr liebevoll. „Dein Junge ist wunderbar. Er ist jetzt sieben Jahre alt. Ich habe ihn gesehen.“

Für Heß müssen diese Gegenüberstellung, die Verleugnung seines engsten Freundes, die Neuigkeiten über Ilse und Wolf-Rüdiger und der brennende Wunsch, mehr über sie zu erfahren, überwältigend gewesen sein, aber er spielte seine selbstgewählte Rolle mit eiskalter Präzision zu Ende.

„Um einen alten Freund zu beruhigen“, sagte er, indem er seine Worte mit größter Sorgfalt, aber völlig ausdrucksloser Miene wählte, „kann ich Ihnen versichern, daß die Ärzte mir gesagt haben, meine Erinnerung werde schon wiederkommen . . . und dann werde ich einen alten Freund auch wiedererkennen. Es tut mir furchtbar leid.“

Die Augen des alten Professors füllten sich mit Tränen. „Deinem Sohn geht es sehr gut“, flüsterte er. „Ich habe ihn gesehen. Er ist ein feiner Junge, und ich habe ihm unter der Eiche auf Wiedersehen gesagt, die deinen Namen trägt, die du dir auf dem Hartschimmelhof, wo du so oft gewesen bist, selbst ausgewählt hast. Erinnerst du dich nicht – der Blick auf die Zugspitze, die Zweige des Baums, die so tief herunterhingen? Erinnerst du dich nicht an Heimbach, wo du so lange gewohnt hast?“

Heß schüttelte den Kopf.

„Das kommt alles wieder, ich bin ganz sicher“, sagte Haushofer. „Wir sind jetzt seit zwanzig Jahren befreundet: Du warst auf unserer Universität, um deinen Doktor zu machen.“

Er ergriff Heß' Hand und blickte ihm in die Augen. „Du wirst sehen – es kommt alles wieder. Ich kann sogar das Licht in deinen Augen sehen, wie in den alten Zeiten . . . Stell dir nur vor, dein kleiner Junge, er ist so

groß geworden“, sagte er und hielt seine freie Hand hoch. „Er ist sieben – er sieht halb aus wie du und halb wie deine Mutter.“

Ein schwacher Glanz erschien in den Augen des Gefangenen.

Göring nahm die Gelegenheit wahr. „Erinnern Sie sich an Ihren Jungen?“

„Natürlich“, erwiderte Heß, „denn ich habe ja die ganze Zeit ein Foto von meiner Frau und meinem Jungen gesehen. Das ist in meiner Erinnerung geblieben.“

„Du hast mir einmal einen Brief geschrieben“, fuhr Haushofer fort, „der mich schließlich auf Umwegen erreichte: du hast mir über lange Spaziergänge geschrieben, du hast mir von dem Heu und dem Duft der Blumen erzählt; du hast mir erzählt, daß du zweistündige Spaziergänge machen kannst und daß du eine Ehrenwache hast. Das hat mich und deine Frau sehr glücklich gemacht . . . Dein letzter Brief enthielt die traurige Zeile: ‚Ich fange an, mein Gedächtnis zu verlieren . . . ich kann mir nicht einmal mehr meinen Sohn vorstellen, und das ist vielleicht der größte Segen für mich.‘“

Er erinnerte Heß an die ersten Jahre – den Flug von Berlin nach München, als sie einige Kreise um die Jagdhütte seiner Mutter im Fichtelgebirge gezogen hatten.

„Hast du etwas von ihr gehört?“ fragte Heß.

„In ihrer kleinen, feinen Handschrift hat sie mir Briefe geschrieben . . . Erinnerst du dich an die Zeit, als ich weder deiner Frau noch deiner Mutter schreiben durfte und als ich der Gestapo sagte, sie könnten mich ruhig verhaften, ich würde unsere alte Freundschaft nicht aufgeben?“

„Warum durfte die denn nicht mehr sein?“

Haushofer erkannte, daß Heß zu der Zeit natürlich Deutschland schon verlassen hatte.

„Als du nach England geflogen bist, glaubte man, dein romantischer Freund sei schuld.“

Göring schaltete sich wieder ein und erwähnte die gefürchtete Polizeibehörde, die er selbst gegründet hatte: „Erinnern Sie sich an eine Einrichtung, die wir hatten, genannt die Gestapo – die Geheime Staatspolizei?“

„Nein.“

Haushofer hatte Heß verziehen, daß er seinetwegen nach Dachau gebracht worden war, und sagte ihm das. „Ich möchte gern in deine Augen schauen“, sagte er, „denn seit zweiundzwanzig Jahren habe ich in deinen Augen gelesen. Und ich bin froh zu sehen, daß ein kleines bißchen Wiedererkennen in sie zurückkehrt . . . Erinnerst du dich an Albrecht“, fügte er plötzlich hinzu, „der dir so treu gedient hat? Das war mein ältester Sohn. Er ist jetzt tot.“

Das Gesicht des Gefangenen war wieder wie eine Maske. „Das sagt mir alles nichts.“

So gelang es auch Haushofer nicht, die Mauer zu durchdringen, die Heß errichtet hatte, ebensowenig wie Göring vor ihm.

Oberst Amen ließ jetzt Franz von Papen, den früheren Vizekanzler, eintreten.

„Wer ist das?“ fragte Heß.

Amen wandte sich an den neuen Kandidaten: „Kennen Sie diesen Herrn?“

Papen zornig: „Ja, ich kenne ihn.“

„Es tut mir leid“, sagte Heß einfach. „Ich erkenne ihn nicht.“

„Er hat sich sehr verändert.“

„Ja, ich habe mich verändert“, pflichtete Heß bei. „Ich habe nämlich nicht die Möglichkeit gehabt, mich zu rasieren.“ (Der Gefängniscommandant versuchte, auf solche Art und Weise das Selbstbewußtsein der Angeklagten zu brechen.)

Auf Verlangen Amens, Heß an die Ereignisse während seiner Vizekanzlerschaft im Jahre 1933 zu erinnern, gab Papen sich größte Mühe: „Sie müßten sich doch daran erinnern“, sagte er, „als wir Hitlers Regierung am 30. Januar bildeten, war ich der Vizekanzler . . .!“

„Ich kann mich an nichts erinnern“, sagte Heß freundlich. „Ich habe das gerade diesen Herren hier erklärt.“

Ernst Wilhelm Bohle, der Gauleiter, mit dem Heß am meisten zu tun gehabt hatte, war der nächste, und ihm erging es nicht besser.

„Da ist wieder ein Herr, den ich nicht kenne“, sagte Heß und bediente sich der nun schon vertrauten Routine.

„Herr Heß, natürlich kennen Sie mich“, begann der Neuankömmling optimistisch. „Mein Name ist *Bohle*–.“

„Das sagt mir nichts.“

Bohle war erstaunt. „Das ist höchst eigenartig“, konterte er in reinstem Yorkshire-Englisch, das ihm seit seiner Kindheit in Bradford geläufig war. „Er kennt mich doch seit Jahren“, meinte er achselzuckend.

Auch Göring starrte verständnislos. „Erinnern Sie ihn doch daran, daß Sie seinen Brief übersetzt haben.“

„Erinnern Sie sich nicht daran, daß ich Ihre Briefe an den Herzog von Hamilton übersetzt habe?“

„Nein.“

„Erinnern Sie sich nicht, daß Sie diesen Brief zum Herzog von Hamilton mitnahmen – daß ich ihn übersetzt habe?“

„Ich habe nicht die geringste Erinnerung daran.“

„That is flabbergasting!“* sagte Bohle auf englisch.

„Vielleicht hieß er damals noch nicht Hamilton“, meinte Haushofer.

Er wandte sich zu seinem alten Freund und sprach etwas lauter, als wäre Schwerhörigkeit das Problem. „Erinnerst du dich nicht an [Lord] Clydesdale, den jungen Flieger, der über das Himalaja-Gebirge geflogen ist? Erinnerst du dich nicht, daß er bei den Olympischen Spielen dein Gast in Berlin war? . . . Sein Name war später Hamilton – so werden in England die Titel vergeben.“

„Wenn ich mich nicht einmal an jemand erinnern kann, den ich seit zweiundzwanzig Jahren kenne“, erklärte Heß hartnäckig, „wie können Sie dann von mir erwarten, daß ich diesen Clydesdale kenne?“

„Wenn ich dir sein Bild zeigen würde“, sagte der Professor, „würdest du ihn vielleicht wiedererkennen, denn wir fanden ihn damals sehr sympathisch. Erinnerst du dich nicht: Du hast seine Leistung, als er über den Mount Everest flog, sehr bewundert, als er plötzlich zweitausend Meter absackte und nur knapp mit dem Leben davonkam . . . ? Erinnerst du dich nicht, daß das so ähnlich war wie mit deinem Skifahren im Höllental; aber das waren zweitausend Meter, die er stürzte! Erinnerst du dich nicht, daß das einen sehr tiefen Eindruck auf dich gemacht hat?“

„Erinnern Sie sich an den anderen Krieg“, mischte Göring sich wieder ein, „den früheren Krieg, als Sie junger Leutnant bei der Luftwaffe waren

* „Das ist verblüffend!“

wie ich Erinnern Sie sich nicht, daß Sie als Jagdflieger über Frankreich flogen? Die Fokker? Erinnern Sie sich nicht an den Luftkampf, in den Sie verwickelt waren?“

„Erinnerst du dich nicht daran“, fragte Haushofer, „daß du so schwer verwundet wurdest, als du den Lungeschuß erhalten hast?“

„Erinnern Sie sich nicht an Max und mich“, sagte Göring, womit er den legendären Immelmann meinte, „der zusammen mit Ihnen geflogen ist?“

Heß beteuerte, er wisse nichts mehr von all dem, er erinnere sich an nichts, nein, auch nicht an die Szene, die Haushofer so lebendig schilderte, als sie beide zwischen den Eichen auf dem Hartschimmelhof Versteck gespielt hätten.

„Es tut mir leid“, erklärte der Gefangene schließlich, „daß ich hier einem alten Freund gegenüberstehe und dennoch diese alten Erinnerungen nicht mit ihm teilen kann.“

Oberst Amen seufzte und forderte Oberst Edmund Walsh, der sich im Hintergrund gehalten hatte, auf, Haushofer und Heß in ein Nebenzimmer zu führen. Das Gespräch, das dort stattfand, war kaum anders – Heß bedauerte, er könne sich an nichts erinnern, was länger als zehn oder zwölf Tage her sei.

„An einer Stelle [berichtete Walsh hinterher] zog Haushofer etwas aus seiner Brieftasche. Ich schaltete mich ein und verlangte es zu sehen, bevor Heß es nehmen konnte. Es war ein Foto von einem Mann im Alter von etwa fünfunddreißig bis achtunddreißig Jahren, der mit einer Frau an seiner Seite in einem Auto saß.

Als er sich das anschaute, erklärte Heß sofort: „Das bin ich – und das ist meine Frau.“

Dann folgte ein Gespräch über persönliche Dinge Erinnerungen bis zur Gegenwart wieder wachzurufen, meinte Haushofer, wenn er, Heß, die vertraute Landschaft Bayerns wiedersähe, würde dies möglicherweise sein Gedächtnis wieder zurückbringen.

Heß pflichtete ihm stets bei.

Er war oder tat so, als stünde er unter schwerem seelischen Druck. Hier im anderen Zimmer war er außerordentlich nervös, unstedt, kreuzte abwechselnd die Beine, zwinkerte mit den Augen und nestelte an seiner Jacke herum und so weiter. Einmal sagte er mit einem Blick auf die Handschellen, mit denen er an den Soldaten gefesselt war, . . . ,wie ein Kannibale‘.“

Nach zwanzig ergebnislosen Minuten beendete Walsh das Gespräch.

Die beiden Freunde, Schüler und Meister, reichten einander schweigend die Hand und blickten sich tief in die Augen, wobei Haushofer erheblich bewegter war als Heß.

Der Professor war erschüttert und sagte zu Walsh, als sie zu seiner Unterkunft zurückfuhren: „Heß war mein Lieblingsschüler, und heute hab ich nur noch ein Wrack gesehen.“ Heß’ fanatischer Glaube an Hitler sei völlig aufrichtig gewesen, aber die anderen hätten ihn verraten – Ribbentrop und Bormann, so meinte der Professor, hätten den Mann nur benutzt, um höhere Stellungen zu erlangen. „Haben Sie den unverschämten von Papen gehört, der bloß gefragt hat, ob er sich an den Vizekanzler erinnere!“

In der Erkenntnis, daß er sich in seinem Idealismus getäuscht habe, sei Heß, entsprechend seinem Charakter, nach England geflogen. „Das war das einzige Mal, daß er unsere Freundschaft gefährdet hat – indem er mir seine Pläne verheimlichte. Ich hatte den Verdacht, daß er irgend etwas vorhatte . . . Er war damals eine Zeitlang außergewöhnlich nervös. Ich warf ihm vor, er verschweige mir etwas, aber er wich mir nur aus.“

Heß kehrte in seine Zelle zurück, nahm einen schon vergilbten Bogen Papier und begann, mit Bleistift ein Tagebuch zu schreiben, wobei er sich natürlich bewußt war, daß das von seinen Bewachern gelesen würde:

„Göring und ein alter Herr, der mit mir schon seit langer Zeit befreundet sein soll, wurden mir gegenübergestellt, wahrscheinlich um festzustellen, ob ich sie wiedererkenne.

Ich habe sie nicht erkannt.“

„Glauben Sie, daß Heß die Wahrheit gesagt hat?“ fragte der Verneh-

mungsoffizier Oberst Amen im Laufe des Nachmittags Göring.

„Ja, absolut“, erwiderte der Reichsmarschall. „Er hat sich total verändert . . . Ich habe den Eindruck, er ist völlig verrückt.“

„Würden Sie sagen“, bohrte Amen weiter, „daß er schon verrückt war, bevor er diesen Flug unternahm?“

„Ich würde nicht sagen, direkt verrückt, aber er war auch damals nicht ganz normal, er war sehr exaltiert sozusagen – sehr überschwenglich.“

Unaufgefordert erklärte Göring, was nach seiner Meinung der Grund für Heß' dramatischen Flug vor vier Jahren gewesen war: „Trotz seiner hohen Stellung hatte er nach Ausbruch des Krieges verhältnismäßig wenig zu tun . . . Die ganze Zeit wollte er irgend etwas tun – und zwar etwas Entscheidendes –, und das machte ihn sehr nervös. Und dann hatte er wahrscheinlich das Gefühl“, fuhr Göring fort, „daß sein Stabschef Bormann mit dem Führer sprach, ohne ihm etwas davon zu sagen; und das mag dazu beigetragen haben.“

Deshalb, so schloß Göring, habe Heß zum Ausgleich für seine relative Untätigkeit etwas Entscheidendes tun wollen: „Er mußte nach England fliegen und Frieden stiften.“

„Wie geht es denn heute Ihrem Gedächtnis?“ begrüßte Oberst Amen Heß einen Tag nach diesen ungewöhnlichen Gesprächen liebenswürdig.

„Es hat sich nichts geändert“, ließ Heß durch den Dolmetscher antworten.

Er fühlte sich nicht gut, sondern hatte gerade eben wieder seine „Leibschmerzen“ bekommen; Amen versprach, ihn nicht zu lange aufzuhalten, aber stellte ihm trotzdem eine ganze Reihe von Fragen, um, wie er sagte, festzustellen, wie weit seine Erinnerung zurückreiche. Heß erklärte, er könne sich gerade noch erinnern, Wales und das dortige Krankenhaus verlassen zu haben.

Plötzlich gab Oberst Amen die sanfte Tour auf.

„Wann sind Sie auf den Gedanken gekommen“, sagte er in scharfem Ton, „Ihr Gedächtnis zu verlieren?“

„Ich weiß nicht. Tatsache ist, daß ich jetzt keins habe.“

„Ich sagte“, wiederholte Amen mit unüberhörbarer Schärfe in seiner Stimme, „wann sind Sie auf den Gedanken gekommen, daß es ganz schlau wäre, es zu verlieren?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz“, antwortete Heß mit etwas heiserer Stimme. „Sie wollen damit sagen, ich hätte es für eine gute Idee gehalten, mein Gedächtnis zu verlieren und Sie auf diese Weise zu täuschen?“

„Ja, genau das meine ich!“ erwiderte der Oberst und fuhr fort, als Heß dies leugnete: „Nun, es könnte ja vielleicht sehr nützlich sein, angesichts des bevorstehenden Verfahrensgericht wahr?“

Heß gab sich Mühe, sich hilfreich zu zeigen, in jener hilflosen Art und Weise, in der er durch sein Training in Wales zum Meister geworden war.

„Nun, da wäre zum Beispiel das Buch, das Sie mir gestern zeigten. Ich wüßte nicht, wieso es mir da nutzen sollte, wenn mich mein Gedächtnis im Stich läßt.“

„Oh, nein“, stimmte Amen zu. „Aber zum Beispiel, wenn Sie die Ermordung von verschiedenen Leuten befohlen haben – was Sie ja getan haben!“

„Das habe ich getan?“

„Ja“, erwiderte Amen und versuchte zu bluffen: „Das geht aus Zeugenaussagen hervor.“

„Sie meinen“, sagte Heß nachdenklich, „weil *ich* mich nicht erinnern kann, sind *Ihre* Zeugen weniger glaubwürdig?“

Oberst Amen hatte Mühe, die Fassung zu wahren. „Hmh, irgendwie“, sagte er.

„Oder“, sagte Heß, „Sie meinen, weil ich lüge?“

„Wenn ich also anscheinend mein Gedächtnis verloren habe“, führte er aus, „dann werden die Leute mich nicht mögen, und das könnte den Prozeß in der Richtung beeinflussen, daß ich ein schlechteres Urteil bekomme.“

Amen erinnerte den Gefangenen daran, daß Haushofer erzählt habe, sie hätten einmal zusammen einen schwedischen Roman über Studenten gelesen, die ihr Gedächtnis verloren und es dann mit Hilfe von Musik und Dichtung zurückgewonnen hätten. „Und dadurch“, sagte er triumphierend, „sind Sie doch auf diesen Gedanken gekommen, einfach Ihr Gedächtnis zu verlieren, nicht wahr!“

Heß lachte und sagte: „Nein, bestimmt nicht.“

„Was finden Sie so komisch daran?“

Heß forderte „den Herrn“, wie er ihn nannte, auf, sich in seine Lage zu

versetzen, angesichts eines bevorstehenden Prozesses: „Ich kann mich selbst verteidigen. Ich sitze die ganze Zeit in meiner Zelle und denke über diese Dinge nach . . . Es bereitet mir großes Kopfzerbrechen. Und dann fragt mich jemand höhnisch, wann ich auf den Gedanken gekommen bin, mein Gedächtnis zu verlieren, bloß weil ich irgendeine Geschichte gelesen habe, und das finde ich ausgesprochen lächerlich – weil sich das nicht zusammenreimt.“

Der Oberst wies ihn zurecht: „Sie haben gelacht, nicht ich.“

„Es gibt nur eins, was ich bei dem bevorstehenden Prozeß machen kann“, sagte Heß, „und das ist, mich mit allen Mitteln meiner Haut zu wehren; und das einzige Hilfsmittel, mit dem ich kämpfen kann, ist mein Kopf und meine Erinnerung.“



Die amerikanische Anklagebehörde stand vor einem Rätsel.

Heß hatte den Oberst Amen im Laufe des Verhörs aufgefordert, ihm zu erklären, warum er wohl etwas vortäuschen sollte: „Glaubt er, ich bin so kindisch“, fragte er, sich an den Dolmetscher wendend, „oder so naiv, daß ich mir einbilde, dadurch meine Situation verbessern zu können?“

Amen hatte nur gemurmelt: „Ich bin mir nicht ganz sicher, warum Sie es tun“ – womit er das Simulieren meinte.

Heß war sich wahrscheinlich ebenfalls nicht ganz sicher; aber sein Instinkt riet ihm, den Gegner zu verunsichern, ihn durch Unberechenbarkeit in eine Lage zu bringen, in der er sich nicht auskannte.

Für den US-Chefankläger Robert H. Jackson war dadurch in der Tat eine unangenehme Situation entstanden.

„Was meinen Sie?“ fragte der stellvertretende Ankläger Thomas J. Dodd Franz von Papen drei Tage nach dessen Gegenüberstellung mit Heß. „Glauben Sie, daß er wirklich den Verstand verloren hat?“

„Es scheint so. Ich fand ihn sehr verändert, auch sein Gesicht . . . Daß er niemanden von all diesen Leuten wiedererkannt hat, und die Art und Weise, wie er sprach: das *muß* Geisteskrankheit sein.“

„Nun, wir fragen uns natürlich: verstellt er sich oder nicht?“

„Warum sollte er?“

„Ich weiß nicht!“



Einer vertraulichen Schilderung des Prozesses zufolge, die Jackson 1953 zu Papier brachte, gehörte Göring zu denjenigen, die Heß' Verlust des Erinnerungsvermögens für eine Täuschung hielten.

„Bringen Sie den Herrn hierher“, erklärte der Reichsmarschall, wobei er einen wenig schmeichelhaften Begriff verwendete, „und *ich* Sorge dafür, daß er sich wieder erinnert.“

„Können Sie sich nicht mehr daran erinnern“, fragte der Reichsmarschall (dieses Gespräch im Zimmer 167 wurde heimlich aufgenommen). „Können Sie sich nicht an das Geräusch eines Flugzeugmotors erinnern?“

„Ja, natürlich“, erwiderte Heß. „Aber ich weiß nicht, ob das nicht lediglich von dem vor kurzem unternommenen Flug kommt.“

„Nun möchte ich Sie fragen, ob Sie sich daran erinnern, wie man ein Flugzeug steuert?“

Vorsichtig erwiderte Heß, er sei sich das nicht ganz sicher; daraufhin wandte sich Göring der deutschen Geschichte zu.

„Erinnern Sie sich an Friedrich den Großen?“

„Nun, ich kenne nur den Namen – aber sonst sagt mir das nicht sehr viel.“

„Erinnern Sie sich, daß Sie sein Bild hatten?“ (Es handelte sich um ein Gemälde, auf das Göring offenbar selbst ein Auge geworfen hatte.)

„Ja.“

„*Verstehen* Sie denn wenigstens, selbst wenn Sie sich nicht daran erinnern, daß wir sehr viel zusammengewesen sind in unserem Leben? . . . Bitte seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen doch in jeder Hinsicht nur helfen will.“

„Ja, davon bin ich überzeugt“, sagte Heß – wobei er vermutlich verblüfft über die Rolle eines wohlmeinenden Arztes war, die Göring jetzt spielte.

„Es ist außerordentlich wichtig für uns beide, daß Sie versuchen, Ihr Gedächtnis zu stärken.“

Und Göring fügte hinzu: „Es ist Ihnen doch wohl klar, warum Sie hier

sind, nicht wahr?“

„Ja.“

„Sie müssen sich darüber klar sein, daß die Tatsache, daß jemand sich nicht erinnern kann, eine Art Verteidigung ist.“

„Ja“, stimmte Heß vage zu. „Das habe ich auch schon gemerkt.“ Und er fuhr fort: „Aber deshalb habe ich nicht mein Gedächtnis verloren.“

Göring fand es ermutigend, daß Heß sich wenigstens an den Namen Friedrichs des Großen erinnerte, und wollte auf diesem Wege fortfahren, das Dunkel im Kopf seines ehemaligen Mitstreiters zu lichten.

Aber nach einer Weile fragte Heß höflich: „Glauben Sie, daß Sie mir auf diese Weise meine Erinnerung zurückgeben können? Der Arzt hat mir gesagt, daß könne nur durch einen Schock geschehen.“

Göring, der immer noch den Psychiater und Berater spielte, fuhr fort: „Sie sollten sich entspannen und versuchen, sich an diese Dinge zu erinnern.“

Heß erklärte, wenn er versuche, sich zu konzentrieren, bedeute das eine furchtbare geistige Anstrengung für ihn. „Ich muß dann hinterher zwei Stunden auf meinem Bett liegen und weiß gar nicht, was los ist.“

Der Reichsmarschall war einfach nicht für diese Rolle geschaffen. Er verlor die Geduld und sagte mit erhobener Stimme: „Nun passen Sie mal auf, Heß, es war für mich gar nicht einfach, hierherzukommen und mit Ihnen zu reden, denn schließlich muß auch ich mich konzentrieren.“

„Ja, aber warum zum Teufel sollten wir beide uns hier dann so anstrengen?“

„Darüber wollen wir nicht streiten . . . Aber wenn wir jetzt ganz ruhig über einige Dinge sprechen, dann werden Sie sich auch wieder erinnern können.“

Er versuchte, Heß über Bücher zum Reden zu bringen, aber Görings „Patient“ wollte nicht einsehen, daß Lesen Gedankenassoziationen mit dem wirklichen Leben hervorrufe. Das Vergangene liege im Nebel. Der Name des Reichsjugendführers Baldur von Schirach bewirkte nur die verständnislose Frage: „Wer ist das?“

„Erinnern Sie sich an den Führer?“

„Ja, ich weiß wie er aussah – ich hatte ein Bild von ihm in meinem Zimmer.“

„Erinnern Sie sich, wie er gesprochen hat?“

„Sein Bild hat nicht gesprochen . . .“

Als Göring versuchte, herauszufinden, warum Heß ein Führerbild bei sich hatte, konnte dieser das nicht begründen.

„Aber Sie haben das Bild ständig angeschaut?“

„Das weiß ich nicht“, erwiderte Heß, denn dies zuzugeben, hieße ja, sich selbst zu verraten.

„Was soll das heißen, Sie wissen es nicht! Sie hatten doch die ganze Zeit das Bild.“

Fünf Minuten lang machte Göring ihm wegen des Hitler-Fotos in Wales die Hölle heiß – „mit Variationen in den Fragen“, wie der amerikanische Soldat erklärte, der die Abhöranlage bediente, „aber ohne solche in den Antworten.“

„Ehrlich gesagt“, erklärte Heß, des Gesprächs überdrüssig geworden, „es war mir gleichgültig, ob ich das Bild dort hatte oder nicht . . . Sie wissen, daß es für mein Gehirn in seinem derzeitigen Zustand nicht gut ist, diesen Dingen auf den Grund zu gehen.“

„Sie *weigern* sich, sich zu erinnern“, warf der Reichsmarschall ihm vor. „Sie weigern sich, sich erinnern zu *wollen!*“

In diesem Augenblick stürzte Oberst Amen, der draußen gewartet hatte, aus seinem Versteck hervor ins Zimmer.

„Glauben Sie immer noch, daß es besser für Sie ist, wenn Sie sich vor Gericht weigern, sich an irgend etwas zu erinnern“, schimpfte er (wobei die Mikrophone immer noch eingeschaltet waren).

„Das ist doch völlig egal“, erklärte Heß schließlich, „ob ich etwas sage oder nicht.“

Offenbar zeigte Amen ihm dann einige Dokumente, die Heß in Abergavenny geschrieben hatte, in denen von früheren Kriegsereignissen die Rede war. „Das haben Sie hinterher geschrieben“, hörte man den Obersten insistieren. „Glauben Sie, das hätten Sie geschrieben, bevor Sie Deutschland verließen?“

Heß wich einer direkten Antwort aus und bat darum, sie in seiner Zelle lesen zu dürfen. „Ich kann mir nicht vorstellen“, erklärte er, als ob er sich etwas vorzuwerfen habe, „daß ich in der Lage war, so etwas zu schreiben.“

„Ist das Ihre Handschrift?“

„Ich hatte keine Schreibmaschine“, erwiderte Heß, nervös werdend, „so daß ich annehmen muß, daß es von mir geschrieben wurde.“

Amen triumphierte: „Woher wissen Sie, daß Sie keine Schreibmaschine hatten?“

„Oh, rein zufällig kann ich mich daran erinnern – soweit reicht mein Gedächtnis zurück!“

„Es reicht genauso weit zurück, wie Sie es selbst wollen“, höhnte der Oberst.

„Wie ist es mit dem Brief, den Sie an den Führer geschrieben haben?“ fragte er dann. „Haben Sie eine Kopie in Ihrem Gepäck?“

Heß erklärte, er habe keine Ahnung, was sich in seinem Gepäck befinde, noch – sagte er zunächst – könne er sich daran erinnern, daß Amen ihm diese Fragen schon einmal gestellt hatte – aber dann erklärte er plötzlich, er könne sich doch erinnern, das gefragt worden zu sein, „und zwar nur zu gut – deshalb bin ich ja so aufgeregt und wütend, daß Sie mich immer wieder dasselbe fragen.“

„Warum verwenden Sie nicht etwas von dieser Energie darauf, sich an die Zeit zu erinnern, bevor Sie England verließen?“

„Niemand“, erwiderte Heß ironisch, „hat mir ein Rezept dafür gegeben, wie man das anstellt.“

„Nun“, höhnte Oberst Amen, „dann müssen wir Ihnen eben doch die ‚Schocks‘ geben, nehme ich an.“

„Oh, ja bitte – und auch die versprochenen Papiere.“

Ursprünglich gedachte Jackson, die Psychiater bis nach der Urteilsverkündung von dem Angeklagten fernzuhalten. Heß' tolle Theatervorstellung ließ ihm jedoch keine andere Wahl, als sie nun doch hinzuzuziehen. Auch war Heß nicht der einzige Insasse, dessen Gesundheit Sorge bereitete: Der Führer der Arbeitsfront, Dr. Robert Ley, war, wie man seinen schriftlichen Außerrungen entnehmen konnte, ernstlich gefährdet, und er lieferte wenige Tage später dafür selbst die Bestätigung, indem er sich erdrosselte.

In dieser Bedrängnis erinnerte sich Jackson an den Psychiater John Millet aus der Park Avenue in New York, der ihn zwei Monate zuvor im Namen einer psychiatrischen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten

aufgefordert hatte, dafür zu sorgen, daß die zum Tode Verurteilten nicht in den Kopf geschossen werden sollten (um ihre Schädel der Forschung zu erhalten). „Inzwischen sind Umstände eingetreten“, schrieb Jackson jetzt an Dr. Millet, „die es geraten sein lassen, die Nazi-Oberen doch noch vor dem Prozeß einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen.“ Er forderte Millet streng vertraulich auf, für diese Aufgabe Psychiater von internationalem Ruf vorzuschlagen.

Am selben Tage schickte er seinen Sohn auf dem Luftwege nach Washington mit dem Auftrag, die unerwartet aufgetretenen Schwierigkeiten dem US-Verteidigungsminister vorzutragen: „Was wir brauchen“, ließ der US-Chefankläger bestellen, „ist nicht lediglich ein Psychiater, sondern . . . hervorragende Männer, die geeignet sind, ein Urteil abzugeben, das von der medizinischen Wissenschaft anerkannt wird.“

Es sollten nach seiner Meinung keine „Angehörigen der US-Streitkräfte“ sein. (Mehrere Offiziere der US-Army hatten diesen „politischen Prozeß“ in der amerikanischen Presse kritisiert.)

Inzwischen hatte er den Gefängnis-Psychiater Major Kelley bevollmächtigt, mit Heß Tests durchzuführen. Kelley benutzte eine Variante des raffinierten „Klecks-Bild“-Tests, den fünfundzwanzig Jahre zuvor der Schweizer Psychiater Hermann Rorschach erfunden hatte. Der Versuchsperson wurden zehn serienmäßige Karten mit schwarzen und mit mehrfarbigen Tinten-Klecksen vorgelegt mit der Frage, was sie darauf sähen; aus der Antwort schlossen Experten, welches Bild die Versuchsperson von sich selbst auf die Figur projiziere. „Sah“ der Betreffende zum Beispiel Personen bei irgendeiner Tätigkeit, dann wurde das als Hinweis auf hohe Intelligenz gewertet.

Bei dem Rorschach-Test saß Heß zwischen Kelley und einem Dolmetscher – und zwar auf seinem Bettrand, da er keinen Stuhl haben durfte.

Heß, den diese neue Herausforderung offenbar interessierte, arbeitete bereitwillig mit. Auf dem zweiten Blatt sah er „zwei Männer, die sich über ein Verbrechen unterhielten – mit Blut an den Händen“. Da er diese Tour weiterritt, glaubte Kelley, bei Heß noch bestehende „blutige Erinnerungen“ zu entdecken. Als er die neunte Karte dahingehend interpretierte, der Tintenklecks sei wie der „Querschnitt eines Springbrunnens“, sah Kelley dies als einen Beweis für das Vorhandensein innerer Ängste an.

Angesichts der Situation der Versuchsperson dürfte diese Erkenntnis in Nürnberg kaum große Überraschung hervorgerufen haben.

Am 16. Oktober gab Kelley seinen Bericht ab. In dem zweiseitigen an Oberst Andrus gerichteten Befund, räumte Kelley ein, seit seiner Ankunft habe Heß eine „ungleichmäßige Amnesie“ an den Tag gelegt; er zitierte Ellis Jones, wonach Heß die Symptome totalen Gedächtnisverlusts von Oktober 1943 bis Februar 1945 und abermals vom 12. Juli bis zur Gegenwart gezeigt habe. Was die zahlreichen Proben an Essen, Schokolade und Medikamenten angehe, die Heß als „Beweis“ aufbewahrt habe, lautete die aufschlußreiche Meinung Kelleys: „Ein solches Verhalten kann entweder simuliert oder eine echte paranoide Reaktion sein.“

Kelley war überzeugt, daß Heß die Paranoia nur vortäusche, da seine eigene Untersuchung nur „vage paranoide Züge“ ergeben habe: „Es gibt keinen Anhaltspunkt für eine tatsächliche Psychose“, erklärte er. Zur gegenwärtigen Gedächtnisschwäche Heß' äußerte sich Kelley nur vorsichtig und verworren – er verpackte seine Diagnose mit so vielen Wenn und Aber, daß Andrus und Jackson hinterher auch kaum klüger waren.

Zusammenfassend erklärte Kelley Heß für „zurechnungsfähig und verantwortlich“ und führte den Gedächtnisschwund sowohl auf Autosuggestion als auch auf „bewußtes Simulieren“ zurück.

Nach dieser Feststellung empfahl er eine Behandlung, die möglicherweise helfen könnte. Offenbar ohne zu wissen, daß Major Dicks genau das schon im Mai 1944 versucht hatte, riet Kelley zu einer Narko-Hypnose – einer Befragung nach einer intravenösen Injektion der „Wahrheitsdroge“ Natriumpentothal. Dabei, so meinte er, würde sich herausstellen, ob Heß sich tatsächlich krank stelle. Warnend fügte Kelley hinzu: „Man darf allerdings nicht vergessen, daß bei allen intravenösen Techniken gelegentlich Unfälle vorkommen.“

Die Verwendung von Natriumpentothal oder ähnlichen Drogen der Gruppe der Barbitursäuren habe schon zu unerwünschten Folgen mit tödlichem Ausgang geführt.

Oberst Andrus leitete Kelleys Bericht zusammen mit einer eigenen Stellungnahme am nächsten Tag an den US-Chefankläger Jackson weiter:

„Heß glaubt oder hat behauptet, daß die Briten versucht hätten, ihn zu vergiften. Die Behandlung mit Drogen könnte von seiner Seite zu demselben Verdacht oder zu Beschuldigungen gegen uns führen. Unnötige Aufregung dürfte für den Patienten schädlich sein.“

Heß machte soviel Schwierigkeiten wie möglich. Nach einer Zahnuntersuchung sollte er ein Formular unterschreiben, in dem seine schadhafte Zähne aufgeführt waren. Er weigerte sich, und der Zahnarzt mußte die Erklärung selbst unterschreiben. Als er wenige Tage später eine harmlose Bibliotheksquittung unterschreiben sollte, erklärte der Gefangene: „Ich unterschreibe nichts, das nicht vorher ausgefüllt worden ist.“ Und jetzt lehnte er es trotz Drängens von seiten Kelleys ab, sein Einverständnis mit einer Narko-Hypnose schriftlich zu bestätigen. Die Amerikaner hatten absolut keine Neigung, auch nur das Risiko von 1:1000 auf sich zu nehmen, ihn versehentlich umzubringen, und am 20. Oktober schrieb der stellvertretende Kommandeur von Jacksons Team, Oberst Robert J. Gill, an Oberst Andrus:

„Jede Behandlung in diesem Fall, die eine Verwendung von Drogen einschließt und zu einer Schädigung des Betreffenden führen könnte, ist abzulehnen.“

Heß selbst machte folgende etwas groteske Eintragungen in sein Gefängnistagebuch:

„17. Oktober 1945

Große Aufregung über den von mir veranstalteten Krach, weil ich nicht die erbetenen Sachen aus meinem Gepäck bekommen habe. Hinterher wurde mir gesagt, ich könne mich beim Kommandanten beschweren, aber ich dürfe keine Leute anschauen . . . Ich habe einen kleinen Notizzettel an die Zelle geheftet: BITTE RUHE. KEINE LEUTE ANSCHREIEN. Einer der Offiziere, der erschien, sagte, das sei eine gute Idee.

18. Oktober 1945

Der amerikanische Arzt ist sich ganz sicher, daß meine Erinnerung durch eine einzige Injektion wiederhergestellt werden kann.

19. Oktober 1945

Mir wurde die Anklageschrift ausgehändigt. Einhundert Seiten. Ich blätterte sie in fünf oder zehn Minuten durch und las die Überschriften.“

Die Anklage im Falle „Hermann Wilhelm Göring, Rudolf Heß, Joachim von Ribbentrop“ u. a. beschuldigte ihn in allen vier Punkten, darunter auch der Verbrechen gegen die Menschlichkeit und der Verschwörung gegen den Weltfrieden.

„Es ist damit zu rechnen“, informierte Oberst Amen ihn an diesem Tage um 16.46 Uhr offiziell, „daß Sie weiterhin von Zeit zu Zeit Verhören unterzogen werden, es sei denn, daß Sie ausdrücklich Einspruch dagegen erheben.“

Heß hatte nicht die Absicht, sich in diese Falle locken zu lassen – nämlich sich selbst oder seine Genossen durch irgendwelche Äußerungen zu belasten. „Ich glaube“, sagte er, „das hat praktisch sowieso keinen Zweck.“

Amen verlangte von ihm eine Bestätigung, ob er meine, es wäre seinen Interessen dienlicher, wenn er sich weiteren Verhören nicht unterwerfe.

„Nach meiner Ansicht“, erwiderte Heß kühl, „gibt es da keinen Unterschied, denn es kommt doch nichts dabei heraus. Ich habe die Anklageschrift gelesen und sie sagt mir überhaupt nichts . . . Wenn die Herren jedoch wünschen, mir weitere Fragen zu stellen, dann bin ich gerne bereit, ihnen zuzuhören.“

Der Nachdruck lag auf dem Wort *zuhören*.

TRIUMPH DES WILLENS

Die Anklagevertreter der vier Siegermächte, die sich – als Konzession an den Stolz der Sowjets – zunächst in Berlin versammelt hatten, waren inzwischen zum Prozeß im amerikanisch besetzten Nürnberg eingetroffen; die Russen forderten noch eine weitere Verschiebung um einige Wochen. Obgleich die Amerikaner murrten, waren sie doch nicht ganz unglücklich darüber, angesichts der Schwierigkeiten, die sich ihren eigenen Vorbereitungen in den Weg stellten.

Die Hauptschwierigkeiten bereitete der Fall Heß. Das Beweismaterial gegen ihn war gering. Tatsächlich mußten ganze Teams von Geheimdienstagenten das Land durchkämmen, um glaubwürdiges Belastungsmaterial aufzustöbern. Am 29. Oktober 1945 berichtete Erich M. Lipman vom Hauptquartier der Dritten US-Armee nach einem Besuch bei Heß' Frau Ilse, sie habe ihm bereitwillig sechzig dicke Aktenordner gezeigt, die voll mit der Korrespondenz seiner „Privatkanzlei“ waren (deren Sekretärin seit 1933, Fräulein Hildegard Fath, sich bereits in amerikanischem Gewahrsam befand.)

Dieses Material bot jedoch kaum eine Handhabe gegen Heß – im Gegenteil.

„Ehrlich gesagt“, berichtete Lipman dem Leutnant Blumenstein in Nürnberg, „bin ich ziemlich beeindruckt, was für Freunde er hatte und wie er jegliche Vetternwirtschaft mißbilligte, selbst im Falle seiner eigenen Familie.“

Lipman hatte jedoch die heimliche Rolle des Arztes unter Frau Heß' Nachbarn in Hindelang erkannt – dem, wie man sich erinnern wird, Heß

geheimnisvolle Botschaften aus Wales hatte zukommen lassen. „Besondere Aufmerksamkeit ist der Akte des Dr. Gerl zu schenken“, riet Lipman und schickte drei ausgewählte Schnellordner nach Nürnberg. „[Er] war von Heß und Hitler persönlich beauftragt, hohe britische Politiker und Leute ‚hinter dem Thron‘ weich zu machen, um sie für Deutschland zu erwärmen.“ Auf der Suche nach Korrespondenz mit „Lord Hamilton“, fand Lipman lediglich eine Weihnachtskarte von ihm, die ein bezeichnendes Licht auf britische Beschwichtigungspolitik vor dem Kriege warf. Ilse Heß hatte Lipman geraten, ihrem Mann Mozart vorzuspielen, das könne seine Erinnerung zurückbringen; sie schrieb einen Brief, den Lipman mit nach Nürnberg nehmen sollte, und legte ihm ein Photo von Wolf-Rüdiger in einem der Umschläge bei, die von Heß' Kanzlei für vertrauliche Informationen benutzt wurden, die nur ihm zugänglich waren.

Am 20. Oktober wurde Heß davon unterrichtet, daß der Prozeß einen Monat später beginnen werde.

Er sah keine Veranlassung, sich kooperativ zu zeigen. Als er einen langen Fragebogen ausfüllen sollte, in dem er nach seiner „künftigen Beschäftigung“, Konfessionszugehörigkeit und anderen persönlichen Dingen gefragt wurde, trug er nur seinen Namen ein. Er weigerte sich, einen Verteidiger zu benennen, und schrieb am 21. in sein Tagebuch, daß es ihm gleichgültig sei, ob das Tribunal dies für ihn tue; diesen Entschluß bestätigte er am nächsten Tag schriftlich in einer Mitteilung an das Generalsekretariat des Gerichtshofs.

Bewegung im Freien blieb ihm nach wie vor versagt, auch durfte er sich nur alle drei oder vier Tage rasieren. Sein Gewichtsverlust beschleunigte sich. Und wenn seine bisherige Teilnahmslosigkeit vorgetäuscht war, dann gab es jetzt Anzeichen für eine echte Apathie. Als Kelley ihn am 23. fragte, warum er sich nicht die Mühe gemacht habe, die Anklageschrift zu lesen, erwiderte Heß: „Das hat doch keinen Zweck für mich, denn ich würde den Inhalt sowieso vergessen – vielleicht schaue ich kurz vor Beginn des Prozesses einmal hinein.“

Kelley wollte ihn überreden, sich Insulin spritzen zu lassen, damit er zunehme, bevor man „die Injektion zur Wiederherstellung seines Gedächtnisses“ mache.

Heß weigerte sich und verlangte statt dessen grüne Äpfel.

Trotz seiner Weigerung erschien der für die Gefangenen zuständige deutsche Gefängnisarzt, Dr. Ludwig Pflücker, mit einer aufgezogenen Insulinspritze in seiner Zelle. Heß weigerte sich abermals.

„Wie ist Ihr Appetit?“ fragte Kelley ihn am nächsten Tag, dem 24. Oktober.

„Man kann doch nicht erwarten“, antwortete Heß, „daß ich viel Appetit habe, wenn ich mir kaum Bewegung verschaffen kann.“

Ein oder zwei Tage später, als Kelley ihn warnend darauf hinwies, daß der Gewichtsverlust im Vergleich zu den Photos von 1941 doch sehr deutlich sei, erwiderte der Gefangene: „Ich bin sicher, daß ich bald wieder mein altes Gewicht habe, wenn ich erst einmal frei bin.“

An diesem Nachmittag herrschte in Nürnberg klares und sonniges Wetter, dennoch durfte er nicht ins Freie.

Kelley war beunruhigt über die rasche Verschlechterung des Befindens der Gefangenen und schrieb an Oberst Andrus, vor allem unter Hinweis auf Heß, Keitel, Ley, Ribbentrop und Sauekel, daß man ihnen ausreichend Bewegung in frischer Luft gestatten müsse. Der Gefängnisarzt Oberst Rene H. Juchli unterstützte diese Forderung.

Doch der Kommandant weigerte sich, seine Zustimmung zu geben.

Da Kelley seine Absicht nicht durchsetzen konnte, bat er den Gerichtshof, eine internationale Kommission einzusetzen, die seinen Befund über den Geisteszustand des Gefangenen bestätigen sollte. Er wußte einen mächtigen Verbündeten an seiner Seite – Generalmajor William Donovan, der Chef des amerikanischen Geheimdienstes, der eine wichtige Rolle bei der Vorbereitung des Prozesses spielte, stellte am 25. Oktober denselben Antrag.

Heß war jetzt seit mehr als drei Wochen in Nürnberg. Vierzehn Tage waren bereits seit seinem letzten Gespräch mit Oberst Amen vergangen – mit einem Ergebnis, das der Oberst nicht erwartet hatte.

„Als Sie nach Nürnberg kamen“, fragte Amen, „haben Sie verschiedene Papiere und Dokumente mitgebracht?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie haben mir aber neulich erzählt, daß dies der Fall sei.“

Heß wies erstaunt auf den Oberst.

„Diesem Herrn hier?“ fragte er den Dolmetscher. „Ich weiß nicht einmal, daß ich diesen Herrn überhaupt schon gesehen habe.“

Amen stieß einen Seufzer aus und wollte wissen, ob er sich überhaupt nicht daran erinnere, seit seiner Ankunft hier im Nürnberger Justizpalast verhört worden zu sein.

Geschickt verband Heß seine Antwort mit der abermaligen Erklärung, er wolle keinen Anwalt. „Nun“, sagte er, „ich muß schon vorher befragt worden sein, denn in meinen Papieren fand ich die Erklärung ‚Ich erkläre, daß ich keinen Verteidiger will.‘ Deshalb muß ich annehmen, daß ich schon befragt worden bin . . .“

Als Amen nachbohrte: „Können Sie sich nicht erinnern, daß ich Sie schon viele Male befragt habe?“ erwiderte der Gefangene klipp und klar, das könne er nicht.

„Ihr Gedächtnis“, schimpfte der Oberst, „wird ja schlechter statt besser. Stimmt das?“

Mit umwerfender Logik wies Heß darauf hin, daß er dazu kaum etwas sagen könne.



Amen zeigte Heß jetzt die Sachen, die er aus England mitgebracht hatte.

„Bevor ich das tue“, begann er, „möchte ich Sie erneut fragen, was Sie über denjenigen gesagt haben, der behauptet hat, Sie hätten keinen Anspruch auf einen Anwalt?“

„Ich habe drüben ein Dokument“, sagte Heß und zeigte mit dem Kopf in Richtung des Gefängnisblocks, „und darin befindet sich die Erklärung, daß ich einen Anwalt benennen kann, wenn ich das will, aber es nicht muß.“

Amen, der nicht erkannte, daß Heß' Selbstverteidigung ein wichtiger Teil seiner Strategie sein würde, wandte sich nun ohne weiteren Kommentar den verschiedenen Päckchen zu.

„Hier ist eins“, erklärte er offiziell, „das mit sieben roten Wachssiegeln versiegelt ist. Ich fordere Sie auf, sich das anzusehen und mir zu sagen, ob Sie wissen, was es ist?“

„Auf der Rückseite des Umschlags steht“, las Heß, „daß es Medikamente mit schädlichen Substanzen enthält.“

Er könne sich jedoch nicht erinnern, es schon einmal gesehen zu haben, aber es sei seine Handschrift.

„Haben Sie noch andere vergiftete Gegenstände aus England mitgebracht?“

„Nein, aber was verstehen Sie unter vergifteten Gegenständen?“

„Ich weiß nicht, was in dem Umschlag drin ist. Ich versuche nur herauszufinden, ob Sie es wissen!“

Heß wiederholte, daß er nur das wisse, was auf dem Umschlag stehe.

„Wie ist es mit *diesem* Umschlag“, fuhr Amen fort, „ein Umschlag mit fünf Wachssiegeln, vier davon rot und mit einem grünen Siegel auf der Rückseite.“

Heß bestritt, ihn jemals zuvor gesehen zu haben.

Wichtigtuersch gab der Oberst die Anweisung, zur Identifizierung auf den Umschlag „Beweisstück ‚A‘ Heß 30. Oktober 1945“ zu schreiben.

Heß wies auf das Siegel zwischen den beiden roten Siegeln auf der Rückseite hin. „Hier ist ein Siegel der Schweizer Gesandtschaft in London“, gab er zu erkennen.

Amen setzte zum Sprung an: „Woher wissen Sie das?!“

„Da steht *Legation de Suisse à Londres*“, erklärte der Ex-Stellvertreter des Führers.

Aber auch daran konnte er sich nicht weiter erinnern; Amen ließ es ebenfalls als Beweisstück markieren. So wurden nacheinander die Beweisstücke B, C, D, E von Heß nicht wiedererkannt und auf Veranlassung Amens markiert, bis sie auf einen offiziellen britischen Umschlag stießen, aus dem Amen ein Manuskript hervorzog, das mit den Worten begann: „Ich landete am Abend des 10. Mai 1941 in Schottland.“ (Es war Heß' Darstellung der Ereignisse, die er noch in den letzten Kriegstagen in Abergavenny geschrieben hatte.)

„Können Sie sich erinnern, das geschrieben zu haben?“

„Nein, überhaupt nicht.“

Er wurde aufgefordert, es durchzulesen. Nach einer ganzen Weile blickte er auf und sagte:

„Das ist ja eine unglaubliche Geschichte . . . Es heißt hier:
„Außer den Chemikalien, die Zahnschmerzen verursachten,
gab es ein zweifellos starkes Abführmittel und ein Gift, das die
Schleimhäute reizte . . .

Dies Letztere führte dazu, daß meine Nase mit geronnenem
Blut verstopft war, mein Mund heftig blutete und meine
Eingeweide wie Feuer brannten.“

Heß räumte ein, daß das seine Handschrift sei, sagte aber, er könne
sich nicht erinnern, wie, wann und ob er es überhaupt geschrieben habe.
Er gestattete Amen, es ins Englische übersetzen zu lassen, fügte aber hinzu:
„Kann ich eine Kopie dieser Dokumente in meine Zelle bekommen, damit
ich sie durchsehen kann? . . . Denn offensichtlich haben sie im Hinblick auf
den Prozeß eine Bedeutung.“

Weitere Manuskripte von Heß wurden vorgelegt – über den Ersten
Weltkrieg, die Atombombe, den Wiederaufbau – und er meinte: „Ich war
anscheinend sehr produktiv.“

„Außerordentlich fruchtbar“, brummte Amen.

„Haben Sie die selbst zusammengebunden?“ fragte er, indem er auf
eine Reihe kleinerer Päckchen wies.

„Das weiß ich nicht. Auf jeden Fall, wenn ich das gemacht habe, dann
war das ein guter Zeitvertreib. Dies hier“, sagte er, nachdem er eines ge-
öffnet hatte, „ist Kakao und darauf steht: ‚Bereitet Kopfschmerzen.‘“

Auf einem anderen Paket, mit Eisen-Tabletten, stand: „Führt zu Ver-
stopfung.“ Andere waren gekennzeichnet: „Gift fürs Herz“, „Gift fürs
Gehirn.“

Der Psychiater, Major Kelley, schaltete sich ein: „Warum haben Sie
dieses Gift mit sich herumgetragen?“

Das hatte Heß natürlich vergessen – oder behauptete es jedenfalls –, er
erlaubte Oberst Amen, die anderen Pakete selbst zu öffnen.

„Ich messe dem keinen weiteren Wert bei“, erklärte der Gefangene.

„Nun“, drängte der Oberst, „wollen Sie jetzt einen Anwalt für den
Prozeß nehmen?“

Heß sagte, das sei ihm gleichgültig. „Ich glaube, ein Anwalt kann nicht
sehr viel machen.“

Da Heß weiterhin kein Interesse an den Prozeßvorbereitungen zeigte, ernannte der Gerichtshof Günther von Rohrscheidt zu seinem Verteidiger. Dieser Anwalt besuchte Heß am 2. November.

„Ich sagte ihm [schrieb Heß in sein Tagebuch], daß ich den ganzen Prozeß als eine Farce ansehe, daß das Urteil bereits beschlossene Sache sei und daß ich die Zuständigkeit des Gerichts nicht anerkenne.“

Rohrscheidt, der ihn genau beobachtete, sagte, in der Presse heiße es, Heß sei möglicherweise gar nicht fähig, sich zu seiner Verteidigung zu äußern.

„Ich möchte von meinen Kameraden nicht getrennt werden“, beharrte Heß. „Ich möchte mit ihnen zusammen verurteilt werden. Ich möchte ihr Schicksal teilen.“

Am nächsten Tag kritisierte er – wahrscheinlich, damit die heimlich lauschenden Amerikaner es hörten – den Anwalt, weil der ihm offenbar nicht abnehme, daß er wirklich sein Gedächtnis verloren habe.

„Ich wollte Sie lediglich warnen“, entschuldigte sich Rohrscheidt, „daß der Gerichtshof dieser Meinung sein wird.“

Er fühlte sich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß er daran denke, die Verteidigung niederzulegen, da sein Klient sich weigere, mit ihm zusammenzuarbeiten.

„Ist Ihnen klar“, fragte er den Gefangenen, „daß Sie der einzige sind, der gefesselt wird?“

Heß schüttelte den Kopf, fügte aber hinzu: „Das ist mir völlig gleichgültig.“

Während der nächsten Tage versuchte Dr. Douglas Kelley auf verschiedene Weise, Heß' Erinnerung wieder zu beleben. Nach einer überzeugend wirkenden Darstellung konzentrierten Nachdenkens erlaubte der Gefangene sich, die Erinnerung an ein paar dürftige Details, wie geographische Begriffe und ähnliches.

„Das wichtigste ist“, erklärte Kelley geduldig, „daß Sie allmählich in die Lage versetzt werden, sich an Dinge zu erinnern, die erst vor kurzem stattgefunden haben.“

Heß drückte tiefe Dankbarkeit aus. – Aber als Rohrscheidt im Laufe des Tages erschien und ihn aufforderte, eine Vollmacht für die Verteidigung zu unterzeichnen, weigerte sich Heß und empfahl ihm, sich diese Vollmacht vom Gerichtshof geben zu lassen. Um jedoch keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, erklärte er Rohrscheidt am nächsten Tag, er würde keinerlei Einreden erheben und sich auch nicht mit der Untersuchung durch neutrale medizinische Sachverständige einverstanden erklären.

Man erlaubte Heß jetzt, sich etwas Bewegung zu machen, aber nur in der Turnhalle, wo ein Jahr später die Galgen errichtet wurden. Wie in Wales stellte er seinen Wasserbecher auf die Zentralheizung, um ihn anzuwärmen; aber die Zelle war ungeheizt, die Fenster zerbrochen und die Heizkörper eiskalt.

Am 8. November erschien ein älterer Herr, von dem Heß annahm, es sei vielleicht ein Russe – jedenfalls kein Engländer oder Amerikaner –, der seine Reflexe überprüfte und einige Antworten auf seine Erinnerungstests amüsan fand. Heß sah ihn verständnislos an.

Schließlich führte man ihm eigens eine erbeutete Kopie von Leni Riefenstahls Dokumentarfilm „Triumph des Willens“ des Reichsparteitages von 1934 vor. Vierzig oder fünfzig amerikanische und russische Offiziere schauten ebenfalls zu. „Heß“, berichtete Jackson hinterher, „war bereit, sich das anzuschauen, und wir waren sehr gespannt, als der Film mit deutscher Marschmusik begann.“

Anfänglich glaubte man, der Film habe in der Tat alte Erinnerungen geweckt. Als Rudolf Heß, der Gefangene seiner Gegner, Rudolf Heß, den Stellvertreter des Führers, die breite Straße des riesigen Reichsparteitageländes in Nürnberg hinunterschreiten sah, beugte er sich vor und schaute gespannt auf die Leinwand.

Während die Marschmusik dröhnte und man die Stimmen von Hitler, Heß und Julius Streicher hörte, wandten die Psychiater, Psychologen, Anwälte, Vernehmungsoffiziere und Dolmetscher kein Auge von dem Gefangenen, dessen Gesicht vom sanften Schein einer unter ihm angebrachten Lampe erleuchtet war. Aber nach einer Minute lehnte er sich zurück und nahm keine Notiz mehr von dem Film. Sein Gesicht blieb maskenhaft, aber seine Hände krampften sich jedesmal leicht zusammen,

wenn er sich auf der Leinwand sah. Und er bemerkte, wie der Psychiater, Major Kelley, ihn aufmerksam beobachtete.

Als das Licht wieder anging, vermied Heß es, mit den anderen Zuschauern zu sprechen.

„Ich hätte mich selbst nicht wiedererkannt“, schrieb er voller Bedacht in sein Zellentagebuch, „wenn mein Name nicht erwähnt worden wäre.“

Inzwischen war die Zelle überheizt, und er fühlte sich unwohl und sah schlecht aus.

Am 10. November erschien der Gefängnisarzt, Captain Ben Hurewitz, um ihn gründlich zu untersuchen. Trotz der Proteste des Gefangenen nahm Hurewitz Blut ab, mit der Begründung, man wolle herausfinden, warum Heß so stark abnehme.

Für Heß war die Antwort einfach: „Sobald ich frei bin“, sagte er, „werde ich genug zu essen bekommen und mir Bewegung machen können. Dann werde ich auch wieder zunehmen.“

In seinem Befund vermerkte Hurewitz den Gewichtsverlust, die tief in den Höhlen liegenden Augen, das eingefallene Gesicht und die hervorstehenden Backenknochen, fand aber im übrigen alles normal. Auch entdeckte er die beiden Narben über dem Herzen, die sein „Selbstmordversuch“ vom Februar hinterlassen hatte, und stellte fest, wie groß sie seien. Beide waren etwa zweieinhalb Zentimeter lang und lagen drei Millimeter auseinander.



Die Sowjetunion hatte Rudolf Heß seit seinem England-Flug stets als Hauptkriegsverbrecher betrachtet, nicht nur weil er Hitlers Stellvertreter gewesen war, sondern wegen der von den Briten während des Krieges verbreiteten Version, die den wirklichen Zweck seiner Mission vertuschen sollte: Der Behauptung, Heß habe versucht, England zu überreden, sich einem Kreuzzug gegen den Bolschewismus anzuschließen.

Obleich der sowjetische Ankläger, General Rudenko, sich auf einer der regelmäßigen Geheimsitzungen der Ankläger ausdrücklich mit der Filmvorführung einverstanden erklärt hatte, erhob die Links-Presse ein großes Geschrei, wozu Artikel in Moskauer Zeitungen die Begleitmusik

lieferten. Die unverbesserlich mißtrauischen und von Wahnideen verfolgten Kommunisten sahen in dem alliierten „Trick“ einen Schachzug, die Unzurechnungsfähigkeit Heß' festzustellen und ihn somit vor dem Galgen zu bewahren.

Ungeachtet der Anweisungen seines Klienten beantragte Heß' glückloser Verteidiger, Dr. von Rohrscheidt, offiziell beim Internationalen Militärtribunal die Ernennung eines *neutralen* ärztlichen Experten, den die Universitäten von Zürich oder Lausanne benennen sollten, um die Verhandlungsfähigkeit des Gefangenen zu untersuchen; Rohrscheidt stellte ferner den Antrag, die Verteidigung niederlegen zu dürfen, da er keine Informationen von seinem Klienten erhalten könne und deshalb nicht in der Lage sei, eine Verteidigung vorzubereiten.

Es spricht nicht für die Unvoreingenommenheit des Gerichts, daß es den Gedanken an eine neutrale ärztliche Untersuchung rundweg ablehnte. Bevor das Tribunal einen Zeitpunkt zur Beratung des Verteidigerantrags festsetzte, beauftrage es eine Ad-hoc-Ärztelkommission der vier Siegermächte mit der Untersuchung, um festzustellen:

- „1. Ob der Angeklagte in der Lage ist, sich zur Anklage zu äußern?
2. Ob der Angeklagte geisteskrank ist oder nicht? Hier möchte das Tribunal wissen, ob der Angeklagte verstandesmäßig in der Lage ist, dem Verfahren zu folgen, um sich angemessen verteidigen zu können, ob er fähig ist, einem Zeugen Fragen zu stellen, dem er widersprechen möchte, und ob er die Einzelheiten des Beweismaterials begreifen kann.“

Während der nächsten Tage traf ein Dutzend medizinischer Experten größeren oder kleineren Kalibers zu mehreren oder einzeln aus den Ländern der Siegermächte ein, nur allzu begierig, ihr Können in diesem außergewöhnlichen Fall zu beweisen: Heß wurde so etwas wie eine Attraktion auf dem Rummelplatz.

Da gab es einen französischen Professor, der Heß drängte, sich mit Injektionen, Elektro-schock-Therapie oder Schockbehandlung sowie durch Wiedervereinigung mit seiner Familie einverstanden zu erklären

(„Vor allem den letztgenannten Vorschlag habe ich entschieden abgelehnt“, notierte Heß.)

Der britische Kriegsverbrecherausschuß in London ernannte natürlich Brigadier Rees zu seinem Delegierten; doch als London erfuhr, daß die Russen bereits drei Moskauer Professoren benannt hatten – Eugen Krasnuschkin, Eugen Sepp und Nikolas Kuraskow –, wurden außerdem Mr. Churchills Leibarzt, Lord Moran, und der namhafte Neurologe Dr. George Riddoch nach Nürnberg beordert.

Inzwischen waren die sowjetischen Sachverständigen bereits eingetroffen, ebenfalls Oberst Paul L. Schroeder, ein Neuro-Psychiater aus Chicago.

Als Heß am 14. November, wie immer mit Handschellen an einen G. 1. gefesselt, in einen langgestreckten Raum gebracht wurde, sah er sich diesem Kreis distinguiert Fremder gegenüber, die an drei Seiten eines Tisches saßen und darauf warteten, ihm Fragen zu stellen.

Er nahm seinen Platz an der freien Seite des Tisches ein und der Wettkampf begann: in der Hoffnung, ihn mit einem Überraschungsangriff k. o. zu schlagen, führte man Dr. Rees durch eine hinter ihm liegende Tür herein, während die Experten sein Gesicht beobachteten.

Rees gab dem Gefangenen die Hand, den er doch schon seit 1941 aus England so gut kannte.

Auf dem Gesicht des Deutschen zeigte sich nicht die Spur eines Wiedererkennens.

Nachdem man ihm einige Minuten lang auf englisch Fragen gestellt hatte, bat Heß die Herren, sich nur in deutsch durch den Dolmetscher an ihn zu wenden. Der britische Brigadier hielt dies für bedeutsam – es könnte ja Heß' Taktik sein, nachzudenken und Zeit zu gewinnen, während der Dolmetscher übersetzte.

Rees hatte den Eindruck, daß Schroeder und die Russen besonders scharfsinnige Fragen stellten. Obgleich Heß zugab, sich an einige Dinge in Zusammenhang mit dem Führer zu erinnern – vielleicht aus Furcht, es könnte „der Hahn dreimal krähen“ –, gelang es den Sachverständigen nicht, die Mauer seines Gedächtnisschwundes zu durchbrechen.

Ein gemeinsamer Befund kam dabei nicht heraus – statt dessen vier verschiedene Berichte: einer vom 16. November, unterzeichnet vom Pariser

Psychiater (Professor Jean Delay) und drei sowjetischen Kollegen; einer vom 17., unterzeichnet nur von den drei sowjetischen Ärzten; einer vom 19., den die drei englischen Ärzte verfaßt hatten, und noch einer vom 20., unterschrieben von Professor Delay und den drei amerikanischen Psychiatern, Schroeder, Nolan D, Lewis und D. Ewen Cameron. Dann gab es noch einen weiteren britischen Bericht von Rees und Riddoch, der jedoch Bemerkenswerterweise von Lord Moran nicht mitunterzeichnet worden war, der laut Rees meinte, „Heß' Symptome und [Verhandlungs-] Unfähigkeit seien so ausgeprägt, daß er nicht in der Lage sei, dem Prozeß zu folgen, da er keine Zeugenaussagen anfechten könne.“ Auf diesen entscheidenden Punkt wollte Heß' Anwalt, Dr. von Rohrscheidt, hinaus. Am 13. November forderte er in einem zweiten Antrag die Vorladung bestimmter britischer Zeugen sowie die Vorlage von Dokumenten, um zu beweisen, daß sein Klient unzurechnungsfähig sei.

Offensichtlich hatte Rohrscheidt trotz des Fehlens jeglicher Unterstützung von seiten Heß' ausgezeichnet recherchiert (möglicherweise sogar mit heimlicher Unterstützung sympathisierender Offiziere der Anklagebehörde), denn er war soweit unterrichtet, daß er das Gericht auffordern konnte, die britische Regierung zu bitten, alle relevanten Aufzeichnungen und Gutachten der Krankenhäuser in Glasgow und des Foreign Office in London und auch die Berichte des Duke of Hamilton, von Dr. Dicks, Mr. Ivone Kirkpatrick und anderen Vernehmungsoffizieren vorzulegen und für die Letztgenannten eine Vorladung als sachverständige Zeugen zu verlangen. Rohrscheidt bat das Gericht auch um Beziehung von Akten der Gestapo, aus denen hervorging, daß Heß schon einige Zeit vor seinem Flug an „geistiger Unklarheit“ gelitten habe.

„Die voraufgeführten Aufzeichnungen, Urkunden usw.“, erklärte der Anwalt in seinem Antrag, „die nach der Landung des Angeklagten Heß von den verschiedenen privaten und amtlichen Stellen gemacht wurden, enthalten nach den inzwischen an die Verteidigung herangetragenen Informationen sehr wichtige Feststellungen über die Ursache dieses Fluges und über den Gesundheitszustand Heß', insbesondere über die Geistesverwirrung und Geistesgestörtheit bei Ankunft und in der *nachfolgenden* Zeit während seines Krankenaufenthaltes in Glasgow und später.“

Rohrscheidt betonte die Dringlichkeit seines Antrages, denn der Ange-

klagte sei unter diesen Umständen nicht in der Lage, seine Verteidigung in sachgemäßer Weise vorzubereiten und seinem Verteidiger die erforderlichen Informationen zu geben, und erst recht nicht, der Verhandlung wegen Fehlens seiner körperlichen (ungewöhnlich schnelle Ermüdung) und geistigen (Gedächtnisschwund) Kräfte zu folgen.

Die britische Regierung gab lediglich unwichtige Unterlagen frei: die ersten Berichte von Hamilton und Kirkpatrick, die noch keinerlei Hinweise auf die späteren „geistigen Störungen“ enthielten –, während die Gutachten von Dicks und anderen medizinischen Sachverständigen zurückgehalten wurden.

Alle beteiligten sich an dem Meinungsstreit. Die Ärzte waren eher von Heß' Gebrechen überzeugt als die Militärs.

Oberst Burton C. Andrus wischte alle ärztlichen Analysen vom Tisch. Der Gefängniscommandant fürchtete, seinen wertvollen Gefangenen zu verlieren, und stellte seine eigene absurde These auf: „Schlechtes Gedächtnis (angeblich)“, schrieb er am 15. an Dr. Kelley; „aber an seine perfekte Kenntnis des Englischen kann er sich erinnern.“ Deshalb schlug Andrus vor, einen Dolmetscher Heß' Worte bewußt falsch übersetzen zu lassen und die Reaktion darauf zu beobachten.

Er schlug vor, Dr. Kelley solle versuchen, Heß' Vertrauen auf folgende Art und Weise zu gewinnen: „Sie haben alle anderen Ärzte zum Narren gehalten – mich können Sie aber nicht täuschen! Da Sie und ich die einzigen sind, die wissen, daß Ihr Gedächtnis Sie nicht im Stich gelassen hat, möchte ich Sie etwas fragen: Wenn Sie hier aus diesem Prozeß mit heiler Haut herauskommen – und ich glaube, es besteht eine sehr gute Chance, wenn ich denen nicht erzähle, was ich weiß –, würden Sie dann gegen die anderen Gefangenen aussagen? Wenn Sie das nicht tun, werde ich Sie entlarven.“

Schroeder und Kelley, die beiden Psychiater, bevorzugten jedoch konventionellere Methoden, da der Prozeß bereits in vier Tagen beginnen sollte. Mit Zustimmung Amens wendeten sie eine Schock-Taktik an, indem sie Heß die beiden Sekretärinnen, die acht Jahre lang eng mit ihm zusammengearbeitet hatten, gegenüberstellten. Am 16. November um 17.30 Uhr wurde Heß in den Vernehmungsraum gebracht. Ingeborg Sperr, eine attraktive brünette Frau von 33 Jahren, hatte am 1. Mai 1934 bei ihm als

Sekretärin angefangen. Zuerst begriff sie nicht, was Oberst John H. Amen meinte, als er sie fragte, ob sie bereit sei, „Heß zu helfen, sich zu erinnern – seine Amnesie war ja geheimgehalten worden – aber sie erklärte: „Wenn ich ihm helfen kann, natürlich . . .“

Amen beschloß, Heß zunächst mit Fräulein Sperr älterer Kollegin Hildegard Fath zu konfrontieren. Die nunmehr Sechsendreißjährige hatte seit dem 17. Oktober 1933 für Heß gearbeitet. Amen nahm einen Reporter und einen Dolmetscher mit ins Vernehmungszimmer, wo der Gefangene, mit Handschellen an einen Wachposten gefesselt, bereits wartete. Wenige Minuten später erschienen die Ärzte Kelley und Schroeder in Begleitung eines besuchsweise anwesenden US-Senators, gefolgt von Fräulein Fath.

Sie gab unmißverständlich zu erkennen, daß sie Heß kannte, und fing an, mit ihm zu sprechen. Als der Oberst ihn wegen seines Gedächtnisses befragte, unterbrach sie ihn: „Warten Sie – ich werde Ihnen etwas zeigen, das Ihnen helfen wird, sich zu erinnern“ und zog ein Photo seines Wolf-Rüdiger hervor.

Er wich ihrem Blick aus und murmelte: „Nein, nein, nein!“ und weigerte sich, das Bild in die Hand zu nehmen.

Nach einem etwa zehnminütigen Gespräch, von dem der anwesende Reporter kaum mehr verstand als eine Bemerkung über einen Arzt in Freiburg, holte Amen Fräulein Sperr herein. Ungeachtet der amerikanischen Uniformen und der fremden Sprache ringsherum, umarmten sich die beiden jungen Frauen mit Tränen in den Augen.

Während über versteckte Mikrophone mitgehört wurde, begann Ingeborg Sperr mit sanfter Stimme auf Heß einzureden.

Aus der Niederschrift geht hervor, daß Heß gleichgültig zuhörte, als sie ihm von seinem Bruder, seiner Frau und seinem kleinen Sohn erzählte, die sie alle besucht hätten.

Sie versuchte, ihn zu ermutigen: „Sie werden Ihre Erinnerung wiederbekommen.“

„Ich habe Ihnen auch Photos von Ihrer Frau und Ihrem Sohn geschickt, aber ich weiß nicht, ob Sie sie erhalten haben.“

„Ja“, sagte er. „Ich habe im Januar Photos bekommen.“

Sie bat ihn, doch nicht so aufgeregt zu sein.

„Ich habe ständig Angst“, sagte er. „Alles ist so verändert. Ich mache mir große Sorgen . . . Ich kann mich nicht erinnern, wer dieser Heß war . . . Ich habe den Eindruck . . .“

Er verstummte.

„Ich war sehr gerne bei Ihnen“, sagte die junge Frau. „Bevor ich zu Ihnen kam, war ich medizinisch-technische Assistentin in Ulm . . . Ich war im Gefängnis und bin bereits mehrfach verhört worden.“

Sie lächelte. „Man hat mich gefragt, was ich lieber hätte – einen ehrenhaften Gegner oder einen falschen Freund.“ Sie habe geantwortet, sie würde den falschen Freund vorziehen.

„Wer hat Sie gefragt?“ fragte Heß mit hohler Stimme.

Sie sagte ihm, das sei ein „Ami“ gewesen – dann mußte sie ihm jedoch erklären, daß damit ein Amerikaner gemeint sei: „Es hat nichts zu tun mit *ami*, dem Freund im Französischen.“

„Ich habe immer gesagt“, stimmte Heß zu, „die Amerikaner sind ein Pack.“

Nach einer Weile hörte man, wie er sagte: „Auf meinen Reisen durch die Welt habe ich alles verloren. Ich bin etwas durcheinander.“

Sie versuchte ihn zu trösten, indem sie ihm erklärte, daß auch sie gefangen gewesen sei, und zwar sechs Wochen lang im KZ Dachau (nach seinem Flug): „Ich habe sehr zu leiden gehabt.“

„Mochten Sie gern für mich arbeiten?“

„Ja“, sagte sie. „Ich bin seit 1934 bei Ihnen gewesen.“

„Eine verrückte Sache –“

Sie erinnerte ihn daran, daß sie ihm viele Briefe nach England geschrieben und daß auch er wiedergeschrieben habe.

„Aber alles ging durch so viele Hände“, erinnerte er sich. „Einmal habe ich sogar einen kleinen Schwindel begangen.“

Er äußerte die Hoffnung, daß man ihm erlaube, sie wiederzusehen.

Nach einer Weile unterbrach Oberst Amen.

„Sie erinnern sich an diese beiden jungen Frauen“, fragte er Heß, „nicht wahr?“

„Nein, nein. Ich erinnere mich nicht an sie.“

„Sie haben sie nie zuvor gesehen?“

„In der Unterhaltung mit diesen beiden jungen Damen ist erklärt wor-

den, daß ich sie schon vorher gesehen habe.“

„Und Sie erinnern sich nicht an die Bilder, die man Ihnen eben gezeigt hat?“ wiederholte der Amerikaner. Er fragte: „Haben Sie sich gefreut, sie zu sehen?“

„Ich freue mich immer, Deutsche zu treffen“, erwiderte der Gefangene. „Deutsche, die mir von meiner Familie erzählen.“

„Wie kommen Sie darauf“, fragte Amen und ignorierte den ablehnenden Unterton, „daß dies Bilder von Ihrer Familie sind?“

„Die Damen haben mir das gesagt“, erwiderte Heß ohne weiteres. „Und außerdem, ich habe ein Bild meines Sohnes in meiner Zelle.“

„Sie glauben, was die jungen Frauen gesagt haben, nicht wahr?“

„Ich habe nicht den geringsten Grund anzunehmen, daß Deutsche mir nicht die Wahrheit sagen.“

„Glauben Sie, alle Deutschen werden Ihnen die Wahrheit sagen?“

„Ja“, sagte Heß tonlos. „Alle Deutschen, mit denen ich gut bekannt war.“

Er räumte ein, daß es in jedem Land einige schlechte Menschen gebe.

„Woher wissen Sie, daß es junge *deutsche* Frauen sind?“

„Aufgrund ihrer Sprache“, erklärte der Stellvertreter des Führers mit dem gleichen ausdruckslosen Blick, „habe ich den Eindruck gewonnen, daß es keine Amerikanerinnen sind.“

„Haben Sie einer dieser Frauen (gerade eben) erklärt, sie könnte später wieder für Sie arbeiten?“

„Ja, ja“, sagte Heß. „Ich habe ihr gesagt, sie könne sich darauf verlassen, eines Tages wieder für mich arbeiten zu können.“

Amen fragte, was um Himmels willen er damit meine.

„Man hat mir gesagt“, erklärte der Gefangene, „daß ich früher im nationalsozialistischen Staat eine hohe Stellung hatte, und ich nehme an, dies wird eines Tages wieder sein.“

Die Amerikaner waren fassungslos.

„So, Sie meinen, Sie werden wieder eine hohe Stellung im Nazi-Staat übernehmen? Dieselbe Stellung? Das sind Ihre Pläne für nach dem Prozeß – stimmt’s?“

„Ja“, erwiderte Heß – räumte aber ein, er könne ja jetzt noch nicht wissen, was die Zukunft bringen werde. Als er gedrängt wurde, seine

Bemerkung zu erläutern – „Aber es gibt gar keinen Führer mehr!“ hatte Amen dazwischengerufen –, erklärte der Ex-Stellvertreter des Führers ganz sachlich: „Ich wollte damit lediglich sagen, daß es wieder eine hohe Stellung in einem nationalen deutschen Staat sein wird.“

Amen war völlig verblüfft.

„Ich weiß nicht, wie oft ich Ihnen noch sagen muß, daß ich überzeugt bin, daß Deutsche die Wahrheit sagen“, erklärte Heß, ungehalten werdend. „Aber vielleicht sollten sich diese Herren das einmal merken.“

„Ich könnte eine Menge Deutscher hierherbringen, die Ihnen nicht die Wahrheit sagen würden!“

„Ja“, erwiderte Heß in scharfem Ton, „vor allem aus einem Gefängnis, in dem gewöhnlich Kriminelle gefangengehalten werden.“

„So wie Göring zum Beispiel?“ konterte der Amerikaner.

„Natürlich habe ich das nicht gemeint.“

„Nun, ist Göring ein Krimineller?“

„Ja“, sagte Heß, wobei sein Ehrgefühl gegenüber der bisher gezeigten Vorsicht die Oberhand gewann, „aber ein ehrenhafter Verbrecher – ein ‚Kriegsverbrecher‘.“

„Woher wissen Sie, was für eine Art von Verbrecher er ist?“

Das war eine lebensgefährliche Klippe, aber Heß umschiffte sie, mit einer Geschicklichkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. „Weil er derselbe ‚Verbrechertyp‘ ist wie ich.“



Oberst Amen wurde laut, worauf Heß ihn in aller Ruhe bat, nicht zu schreien.

„Ich frage Sie“, rief der Amerikaner wütend, „woher wissen Sie, daß er nicht ein Taschendieb oder ein Räuber ist?“

„Ich bin überzeugt, daß weder Taschendiebe noch Räuber noch andere Leute dieser Sorte ein so hohes Amt bekleiden können“, erwiderte der Gefangene. „Jedenfalls nicht in Deutschland!“

„Raus mit ihm!“ brüllte Amen die Wachposten an, „und lassen Sie die Frauen hier.“

Als Heß an seinem gefesselten Handgelenk nach draußen gezerrt

wurde, flüsterte er den beiden Frauen auf deutsch zu: „Sie können stolz darauf sein, daß Sie Gefangene sind!“ Und er fügte hinzu, er werde ihnen nicht schreiben können.

„Heil Euch!“ rief er noch, bevor die Tür zwischen ihnen geschlossen wurde. Er sollte sie nie wiedersehen.

Heß' Gefängnistagebuch zeigt, daß seine Erinnerung sich fast genau mit dem wörtlichen Protokoll deckte.

„Zwei meiner früheren Sekretärinnen wurden zu mir geschickt. Ich erkannte sie nicht. Eine brachte Photos mit von daheim. Beide sind im Gefängnis „untergebracht“, obgleich eine von ihnen sich gar nicht mehr in Haft befindet, sondern in einem amerikanischen Krankenhaus arbeitet.

Der Vernehmungsoffizier, der dabei war, versuchte, die Gelegenheit zu nutzen, um mich zu provozieren, indem er mich dreimal fragte, woher ich wisse, daß die beiden Frauen mich nicht anlügen würden. Nach dem dritten Mal erwiderte ich in sehr scharfem Ton, er könne mir glauben, daß Deutsche aus meinem Bekanntenkreis mich nie anlügen würden; darauf schrie er mich an, woher ich denn wisse, daß Göring unter anderem nicht ein gewöhnlicher Verbrecher sei, ein Taschendieb oder so etwas Ähnliches. Darauf erwiderte ich, es sei nicht üblich, und schon gar nicht in Deutschland, Taschendiebe zu Ministern zu machen.“

DER WAHRE RUDOLF HESS

Seit Bekanntwerden der Sondervorführung des Films „Triumph des Willens“ im Nürnberger Gefängnis waren Gerüchte über Rudolf Heß' Geisteszustand in Umlauf gekommen. In einer Pressekonferenz am nächsten Morgen hatte Andrus erklärt: „Meine Herren, viele von Ihnen haben Erkundigungen über irgendeinen Psychiater angestellt.“

Er berichtete: „Ein Psychiater, Dr. Krasnuschkin, aus der Sowjetunion hat die hiesige russische Delegation besucht und gemeinsam mit unserem Major Kelley Heß untersucht. Es mögen hier auch noch weitere Psychiater sein . . . Doch deren Untersuchungsergebnisse sind mir nicht mitgeteilt worden, und die Ärzte erklären, es würde ihrem Berufsethos widersprechen, wenn sie ihren Befund anderen als dem Gerichtshof zu Beginn des Prozesses bekanntgäben.“

Die Gerüchte wollten jedoch nicht verstummen, und am 19. November, einen Tag vor Beginn des Prozesses, fragte ein Reporter abermals nach dem Gesundheitszustand der Gefangenen. Andrus berichtete als erstes über Heß: „Offenbar in guter Verfassung“, las er vor. „Hat leicht zugenommen und beklagt sich über Leibschmerzen.“

Während der letzten Tage vor Eröffnung des Prozesses hatte Kelley sich die größte Mühe gegeben, Heß' Erinnerung aufzufrischen. Vergeblich. „Obgleich er gut Englisch sprach“, so wußte er sich später zu erinnern, „und die meisten Fragen ziemlich bereitwillig beantwortete, gelang es mir nie, ihn freundlich zu stimmen. Er war fast ständig auf der Hut, reserviert, knallte die Hacken zusammen und grüßte militärisch.“

Als Kelley ihn eines Tages wiederum zu überreden versuchte, doch

einer Injektion zuzustimmen, lächelte Heß und sagte: „Sie sind freundlich, ja. Aber ich weiß nicht, ob Sie ein Freund sind. Ich werde warten, bis der Prozeß vorüber ist. Dann werde ich Bescheid wissen.“

Mit Ausnahme von Göring, der sich beharrlich weigerte, irgendwelche Vernehmungsprotokolle zu unterschreiben, verhielten alle anderen Gefangenen sich mehr oder weniger kooperativ – einige ganz bewußt, wie der „Vater des Rüstungswunders“ in den letzten Kriegsjahren, Albert Speer, andere hingegen aus einem abgrundtiefen Gefühl des Gescheiterst-Seins, wie Polens Generalgouverneur Hans Frank.

Aber auch Heß blieb ablehnend, verweigerte jede Mitarbeit und bot weder den Vertretern der Anklage noch der eigenen Verteidigung irgendeine Hilfe. Es ist nicht schwer zu erraten, was ihn dazu bewog: Alle anderen mochten den Führer verlassen und verraten haben, doch er, Rudolf Heß, würde ihn treu bis zum bitteren Ende vertreten. In der Überzeugung, daß Hitler genauso gehandelt hätte, wenn er lebend in die Hände seiner Feinde gefallen wäre, hüllte Heß sich in Stillschweigen und setzte sich über alle Anordnungen des Gerichtes hinweg.

„ . . . bekam ich von seinem [das heißt von Rudolf Heß'] Verteidiger [G. von Rohrscheidt] . . . die Nachricht [schrieb Heß' Frau Ilse an Frau Martha Haushofer], daß Rudolf jegliche Zeugenaussage und eidesstattliche Heranziehung von irgendwelchen Personen streng verboten hat; er lasse sich ‚nicht von anderer Seite seine anständige Gesinnung testieren‘, hat er als Grund angegeben. R[ohrscheidt], dem R[udolf] das Leben an sich schwer macht, der auch sicherlich nicht der Typ ist, R[udolf] aus sich herauszulocken, muß nun, wenn er überhaupt noch plädieren wird, ganz auf sich und unsere wenigen Besprechungen alles aufbauen. Daß an jenem 9. Oktober R[udolf] nur gemimt hat, wißt Ihr ja jetzt. Es wird ihm bei K[arl] schwer genug gefallen sein, aber er wird seine Gründe gehabt haben, die wir nicht kennen und ermessen können. Daß irgendwelche Hoffnungen bestehen, durch Anstand, Menschlichkeit beziehungsweise in Nürnberg etwas zu erreichen, halte ich aber für ausgeschlossen . . . Es läge alles in festen Gleisen

vorbereitet ... [war die Ansicht des Verteidigers], ... die Verteidigung hat keine Möglichkeit, es wird ihr jede sonst übliche Möglichkeit genommen.“

Zur Entschuldigung seiner willens schwächeren Mitangeklagten könnte man anführen, daß Heß den Aufenthalt im Gefängnis leichter zu ertragen vermochte als die anderen. Er war ein Jahr auf der Festung Landsberg zusammen mit Hitler gewesen und hatte natürlich auch schon über vier Jahre Einzelhaft in England hinter sich. So hatte er sich innerhalb seiner eigenen kleinen Welt eingeschlossen und las eifrig Bücher: unter den dreizehn Büchern, die er sich innerhalb von zehn Tagen seit dem 16. November hatte geben lassen, waren ein Goethe-Essay von Rudolf Pechel, ein Krimi von Edgar Wallace und mehrere Reisegeschichten.

Da aus dem früheren Stellvertreter Hitlers nichts herauszubekommen war, erwirkte die Anklagebehörde am 20. November eidesstattliche Erklärungen von seinen beiden Sekretärinnen.

Heß hatte die erste, Fräulein Fath, stets wie ein Familienmitglied behandelt.

„Die hervorstechende Eigenschaft von R.H.“, sagte sie aus, „war ein fanatisches Pflichtbewußtsein, und niemals vergaß er auch nur einen Augenblick seine Prinzipien. In allen Dingen war er wirklich ein Vorbild für andere Leute. Ich möchte es so ausdrücken, er war ein Nationalsozialist im besten Sinne des Wortes.“

In seiner bescheidenen, anspruchslosen Art hatte er weder erlaubt, daß Bilder seiner Frau in der Parteipresse erschienen, noch daß sie Funktionen in der Frauenorganisation der Partei übernahm, die ihr aus Gefälligkeit ihm gegenüber angeboten wurden. Die Familie hatte ihr einziges Haus im Münchner Vorort Harlaching beim Luftangriff im Jahre 1943 durch Brandbomben verloren. Die Ruine eines halbausgebrannten Gartenhauses auf dem Grundstück, in dem Fräulein Fath wohnte, wurde aufgrund einer Anordnung der US-Militärregierung ehemaligen KZ-Insassen zur Verfügung gestellt.

Der Rudolf Heß, an den Fräulein Fath sich erinnerte, war ein sehr höflicher und sogar weichherziger Mann. „Ich erinnere mich an einen Fall, als wir im Garten Tee tranken und einige Wespen in das Honigglas geflogen

waren, und die konnten nicht wieder herauskommen. Er holte sie mit dem Löffel heraus, wusch sie sorgfältig ab und setzte sie in die Sonne zum Trocknen.“

Ihre Aufgabe war es gewesen, die Tausende von Briefen zu öffnen, die in Harlaching eintrafen, die meisten von unbekanntem Leuten, die um seine Hilfe baten oder sich für das, was er für sie getan hatte, bedankten.

„Für jeden, der ihn kennt, ist es absurd und grotesk, ihn nun als „Kriegsverbrecher“ angeklagt zu sehen. Sein Ziel war es immer, Frieden zu stiften – zwischen einzelnen Menschen und zwischen Nationen.

Ganz Europa kennt seine Rede* an die Frontkämpfer aller Nationen – die Frontkämpfer, die den Frieden wollen, weil sie den Krieg kennen. Auch er kennt den Krieg, denn er war ebenfalls Frontkämpfer. Wenn es jemals einen Staatsmann gegeben hat, der bereit war, jedes persönliche Opfer für den Frieden zu bringen, dann war es Rudolf Heß. Es tut ihm nicht den geringsten Abbruch, wenn einige Leute jetzt glauben, er müsse schon damals geisteskrank gewesen sein.“

Ingeborg Sperr teilte Hildegards Meinung und schrieb am selben Tag, dem 20. November:

„Wenn man in seiner Nähe arbeitete, mußte man diesen Mann bald verehren, dessen Lebensinhalt es war, dem deutschen Volke wirklich das vorzuleben, was in unserer Weltanschauung enthalten war. Mich beeindruckte immer wieder seine besonders stark ausgeprägte innere Sauberkeit und die stete Einsatzbereitschaft für andere Menschen. Dagegen lag es ihm nicht, sich gegen brutale Menschen zu behaupten.“

* Vom 8. Juli 1934 in Königsberg. Diese Rede, die seinerzeit große Verbreitung fand, wurde fünfzig Jahre später in der „*International Herald Tribune*“ als „der eindringlichste Appell eines deutschen Staatsmannes an Frankreich zur Erhaltung des Friedens seit der Rundfunkrede von Reichskanzler Dr. Heinrich Brüning vom 23. Juni 1931 bezeichnet.

Deshalb sei er krank geworden und habe zu immer ausgefalleneren Heilpraktiken gegriffen, um seine verlorene Gesundheit wiederzuerlangen. In den letzten Monaten vor seinem Flug hatte sie gesehen, wie er grübelnd an seinem Schreibtisch saß und unter der Erkenntnis litt, daß er nicht mehr der starke Mann war – in keiner Hinsicht.

„Es ist bezeichnend für den Menschen Rudolf Heß, daß er in seiner fanatischen Vaterlandsliebe Adolf Hitler und dem deutschen Volke das größte Opfer bringen wollte, zu dem er imstande war, nämlich nichts unversucht zu lassen, um dem deutschen Volke den heiß ersehnten Frieden mit England zu bringen, und dabei sein eigenes Leben, seine Familie, seine Freiheit und seinen ehrenvollen Namen aufs Spiel setzte.“

All das war natürlich nicht von großem Wert für die Anklagebehörde. Major Kelley behielt die beiden Dokumente, von denen die Verteidigung ebenfalls kaum profitieren konnte, wegen ihres autographischen Wertes für sich. Er verließ kurz darauf unter nicht ganz ehrenvollen Umständen Nürnberg, und der Psychologe Captain Gustave M. Gilbert, ein gebürtiger Deutscher, trat am 20. Oktober an seine Stelle und fungierte als Dolmetscher für die amerikanische Psychiater-Kommission, die zur Untersuchung von Heß angereist war. In seinem „*Nuremberg Diary*“ schrieb Gilbert, Heß habe den ganzen Tag in einem Zustand apathischer Geistesabwesenheit in seiner Zelle gesessen. „Gelegentlich scheint er absichtlich eine Erinnerung zu unterdrücken, die durch sein vernebeltes Gehirn aufblitzt, aber nach unserer Meinung bestand kaum ein Zweifel, daß er sich im wesentlichen in einem Zustand vollständiger Amnesie befand.“

Der Prozeß wurde am 20. November 1945 eröffnet, wobei die Ankläger, einander im Turnus ablösend, die umfangreiche Anklageschrift zu Protokoll gaben. Durch eine Simultan-Übersetzungsanlage wurde jedermann im Gerichtssaal über Kopfhörer in einer der vier Sprachen unterrichtet; aber Heß machte sich nicht einmal die Mühe, seinen Kopfhörer aufzusetzen.

Leichenblaß und abgezehrt saß er in einem frisch gebügelt Anzug mit einem Buch in der Hand an zweiter Stelle neben Hermann Göring am oberen Ende der Anklagebank und starrte in den holzgetäfelten Sitzungs-

saal. Er und seine Mitangeklagten saßen buchstäblich mit dem Rücken zur Wand – eingezwängt in zwei Bankreihen an einer Seite des Gerichtssaals; ihnen gegenüber die Phalanx der Richter der vier Siegermächte; im Niemandsland zwischen ihnen die Verteidiger und die Gerichtsbeamten. Rechts von der Anklagebank befanden sich die vier Tische der Ankläger und hinter denen Hunderte von Zeitungsreportern.

Nach einer Weile schlug er das Buch auf und vertiefte sich bis zur Mittagspause darin, ohne auf das eintönige Stimmengewirr um sich herum zu achten.

Als die Verhandlung zu Mittag unterbrochen wurde, standen die Gefangenen auf, um sich die Beine zu vertreten – es war das erste Mal seit ihrer Gefangennahme, daß sie Gelegenheit hatten, miteinander zu sprechen. Draußen vor der Anklagebank, wo Negerposten ihre Schlagstöcke um die Finger kreisen ließen, reckte Dr. Gilbert – ein bebrillter junger Mann in schicker Uniform mit jungenhaften Zügen und glatt zurückgekämmtem schwarzem Haar – den Hals, um zu hören, was sie zueinander sagten. Aufgabe des Psychologen war es, alle Äußerungen, die er mitbekommen hatte, zu notieren; beim Essen und in ihren Zellen hörte er ihnen weiterhin freundlich und mit professionellem Interesse zu. Aus Jacksons privatem Nachlaß geht hervor, daß der Arzt alles, was er auf diese Weise erfuhr, direkt an die amerikanische Anklagebehörde weitergab.

Das war ein „schmutziger Trick“, mit dem Heß wahrscheinlich von vornherein gerechnet hatte.

Gilbert spitzte die Ohren, als er sah, wie Ribbentrop mit Heß diskutierte, aber alles, was der ehemalige Stellvertreter des Führers zu sagen wußte, war, daß er sich an keines der Ereignisse erinnern könne, auf die die Anklage Bezug nahm.

Ribbentrop erwähnte dann die Atombombe; Heß mimte Interesse. „Atombombe? Was ist das?“ fragte er.

„Die Atomspaltungs-Bombe“, erklärte der frühere NS-Außenminister.

Heß' Gesicht blieb ausdrucks- und verständnislos, und er wandte sich wieder seinem Buch zu.

„Sie werden sehen“, flüsterte er am Nachmittag auf der Anklagebank dem verblüfften Göring zu, „dieser Alptraum ist bald vorbei, und in einem Monat sind Sie der Führer Deutschlands.“

„20. November 1945

(Tagebuch Heß)

Beginn des Prozesses, sehr ermüdend. Ich habe die meiste Zeit damit verbracht, den bayrischen Bauernroman [von Hans Fitz] „*Der Loisl*“ zu lesen, oder versucht, mich mit geschlossenen Augen zu entspannen. Von dem, was in der Verhandlung geschieht, bleibt nichts in meinem Gedächtnis haften . . .“

Der amerikanische Chefankläger Robert H. Jackson, der Ambitionen auf das Weiße Haus in Washington hatte, war entschlossen, mit dem Nürnberger Prozeß Justizgeschichte zu machen. Aber ebenso wie ein Gericht sein Urteil in einem Rechtsfall fällt, können – wie Jackson zu sagen pflegte – Rechtsfälle auch ein Urteil über das Gericht bedeuten. Es war wichtig, die Angeklagten zu zwingen, sich der Verfahrensordnung zu fügen: Die befriedigende Durchführung eines Verfahrens erfordert die Anerkennung – notfalls auch zwangsweise Durchsetzung – der Autorität des Gerichts. Schon nach ihren ersten Worten wurde klar, daß weder Göring noch Rudolf Heß – innerhalb der begrenzten Möglichkeiten seiner selbstinszenierten Farce – die Absicht hatten, die erlauchten Richter des Feindes dabei zu unterstützen, ihre oberste richterliche Gewalt in Nürnberg durchzusetzen.

Als er am zweiten Tag gefragt wurde, ob er sich schuldig oder nicht schuldig bekenne, versuchte Ex-Reichsmarschall Hermann Göring eine Erklärung zu verlesen, in der er mannhaft die volle Verantwortung für alle Aktivitäten des Reichs übernahm, zugleich aber die Zuständigkeit des gegnerischen Militärtribunais bestritt; und Heß stand zum Entsetzen der ordentlichen, in Roben gekleideten, uniformierten und perückenbewehrten Ankläger lediglich auf (in einem plötzlichen Wutausbruch, wie er in seinem Gefängnistagebuch hinterher eintrug) und rief „Nein!“ („Er hat die ganze Show gestohlen“, erinnerte sich Jackson Jahre später noch entrüstet.) Die eingeladenen Zuschauer, die sich auf der Galerie drängten, brachen in lautes Gelächter aus.

Lord Justice Lawrence, der Präsident des Internationalen Militärgerichts, blinzelte über seine Lesebrille hinweg und sagte mit tonloser Stimme: „Das wird als eine Nicht-Schuldig-Erklärung zu Protokoll ge-

nommen.“



Selbst wenn seine geistigen Verrenkungen ihr kurzfristiges Ziel nicht erreichten, muß er angefangen haben, sich zu fragen, ob es nicht an der Zeit sei, der Welt das Wunder seiner plötzlichen Genesung zu bieten: Als Hitlers ehemaliger Stellvertreter, der sich jetzt zusammen mit Leuten, die als Kriegsverbrecher angeklagt waren, auf der Anklagebank wiederfand, konnte er sich logischerweise ausrechnen, daß er von seinen Feinden kaum Absolution erwarten durfte, ganz gleich, welche eigenen Verdienste er sich erworben haben mochte.

Zu Beginn der Anklageerhebung schienen die Aussichten seines Verteidigers insgesamt günstig zu sein. Und so entstand bei ihm der Gedanke, sein absurdes Theater mit dem Gedächtnisschwund – das er im November 1943 angefangen hatte – voll und ganz aufzugeben.

Es war ein richtiges Meisterstück gewesen. Selbst jetzt, während der Prozesses, wußte niemand, ob er das nun vortäuschte oder nicht.

Die Ärzte Gilbert und Kelley waren überzeugt, daß die Amnesie echt sei.

Die Obersten Amen und Andrus waren sicher, daß dies nicht der Fall war, konnten ihn aber nicht entlarven. Die vier Kommissionen internationaler Sachverständiger waren zu Ergebnissen gelangt, die kaum miteinander übereinstimmten.

Lord Moran, der Heß am 14. November untersucht hatte, war dafür, daß die britische Kommission alle drei Fragen des Militärtribunals verneinen sollte – kurz, daß Heß nicht verhandlungsfähig sei.

Seinen Kollegen gelang es, ihm das auszureden, aber offensichtlich erst nach ihrer Rückkehr nach London, denn ihr Bericht wurde erst fünf Tage später telefonisch nach Nürnberg übermittelt. In dem Gutachten, auf das sie sich schließlich einigten und das dann von Moran, Rees und Riddoch unterzeichnet wurde, heißt es, Heß sei eine „psychopathische Persönlichkeit“, die während ihres Aufenthalts in Großbritannien unter Wahnvorstellungen gelitten und eine ausgeprägte hysterische Neigung entwickelt habe, wie die Anfälle von Amnesie gezeigt hätten.

In dem britischen Gutachten werden keine Zweifel an deren Echtheit geäußert, aber interessanterweise wird folgendes vorausgesagt:

„Dieses Amnesie-Symptom wird schließlich verschwinden, wenn sich die Umstände ändern.“

„Im Augenblick“, heißt es im britischen Bericht weiter, „ist er nicht geisteskrank im eigentlichen Sinne“. Jedoch: „Sein Verlust des Erinnerungsvermögens wird seine Fähigkeit, sich zu verteidigen, beeinträchtigen.“

Empfohlen wird in dem Gutachten „weitere Aufklärung“ (über seinen tatsächlichen Gesundheitszustand) durch Injektion von Drogen.

Die sowjetischen Sachverständigen mißbilligten in ihrem getrennten Bericht vom 17. November „das Verhalten von Herrn Heß“.

Nachdem sie das Dossier, das Dr. Rees, der Experte vom britischen Kriegsministerium, ihnen gab, sorgfältig studiert hatten, stellten die Russen fest, daß die Wahnideen und der Gedächtnisverlust während des Krieges *abwechselnd* aufgetreten seien. Im Augenblick war der Gedächtnisschwund vorherrschend – deshalb erwähnte Heß auch nicht das „Gift“, als er nach dem Grund für seine Magenbeschwerden gefragt wurde, sondern sagte: „Das müssen Sie als Ärzte selbst herausfinden.“

Darüber hinaus fanden die Russen, er sei weder jetzt noch jemals überhaupt geistig krank gewesen. Seine Amnesie sei lediglich defensiver, bewußt herbeigeführter „hysterischer“ Natur.

Der britischen Prophezeiung schlossen sie sich folgendermaßen an:

„Ein solches Verhalten hört häufig auf, wenn die hysterische Person mit der unvermeidlichen Notwendigkeit konfrontiert wird, sich richtig zu verhalten. Heß' Gedächtnisschwund könnte daher sein Ende finden, wenn er vor Gericht gestellt wird.“

In anderer Hinsicht konnten sich die Sachverständigen nicht einigen. Nur die Russen und Franzosen unterzeichneten am 17. November das allgemeine Gutachten. Die Briten, die sich immer noch über Heß' Verhandlungsfähigkeit stritten, kehrten nach London zurück und übermittelten ihre Schlußfolgerung verspätet am 19. nach Nürnberg.

An diesem Tage suchten drei amerikanische Spezialisten und ein französischer Professor Heß in seiner Zelle auf.

Danach kamen die Amerikaner zu dem Schluß, daß Heß sich in dem Gespräch mit ihnen selbst entlarvt habe – er hatte behauptet, keine Vorstellung von seinen Eltern zu haben, andere Fragen über seine Familie dagegen beantwortet, ohne mit dem gewohnten „das weiß ich nicht“ zu reagieren.

Auf die Frage, ob er sich jemals mit Astrologie beschäftigt habe, sagte Heß barsch „nein“, statt „daran kann ich mich nicht erinnern.“

All dies war für die Amerikaner, nachdem sie durch Schaden klug geworden waren, der Beweis dafür, „daß er offensichtlich seinen Gedächtnisschwund behalten wolle“.

In dem Bericht, den sie am 19. November vorlegten, deuteten sie (in Übereinstimmung mit dem französischen Professor) jedoch vorsichtig an, der Verlust des Erinnerungsvermögens sei ein echtes Symptom eines hysterischen Verhaltensmusters, das der Gefangene „als Abwehr“ gegen die unglückliche Situation entwickelt habe, in der er sich in England befand – ein Verhalten, das nun zur Gewohnheit geworden sei; sie wiesen darauf hin, daß die Amnesie – wenngleich er der Verhandlung folgen könne – doch „seine Fähigkeit zur Verteidigung beeinträchtigen“ werde.

Nachdem sie dies festgestellt hatten, betonten sie, daß er seine Gedächtnisschwäche bewußt übertreibe und ausnutze, „um sich gegen Untersuchungen“ zu wehren. Auch ihr Befund lautete, Heß sei nicht geisteskrank im eigentlichen Sinne des Wortes.

Sehr zum Ärger der Anwälte und Richter schenkte Heß ihnen bei dem inzwischen eröffneten Verfahren kaum Beachtung.

„Heß“, diktierte der amerikanische Hauptankläger später, „las während des Prozesses ostentativ frivole Bücher. Er saß da und las und hörte gar nicht auf Zeugenaussagen.“

Der Psychologe Captain Gilbert fragte, ob er denn irgendwelche Schwierigkeiten habe, der Verhandlung zu folgen. „Sie sollten es doch versuchen“, drängte er.

„Ich habe nicht die Absicht“, erwiderte Heß.

„Aber was der Führer zu Ihnen gesagt hat, ist doch wichtig“, beharrte

der Psychologe.

„Das ist nur wichtig für mich persönlich“, antwortete Heß, der unbequem auf der Kante seines Feldbetts saß: „Und eines Tages auch für das deutsche Volk. Aber die übrige Welt und die Ausländer hier im Gericht geht das nichts an.“

„Dieses Verfahren ist eine Sache auf Leben und Tod für Sie“, erklärte Gilbert.

„Das ist wahr“, versetzte der Gefangene, „ganz gleich, ob ich diesen Ausländern nun zuhöre oder nicht.“

Gilbert fühlte sich durch diese eiskalte Haltung veranlaßt, zusammen mit dem Gefängnisarzt wiederzukommen. „Dieser Prozeß ist eine Sache auf Leben und Tod“, erklärten nun beide.

„Das weiß ich. Aber ich messe meinem Leben keine solche Bedeutung bei.“

„Die meisten Leute tun das aber.“

„Ich“, sagte Heß, „bin anders als ‚die meisten Leute‘.“

„Na ja“, sagte der junge Captain, „so wie Sie die Dinge sehen, können Sie wahrscheinlich in Ruhe schlafen.“

„Ich werde sicher nicht schlechter als sonst schlafen“, erwiderte Heß barsch.

Am 24. November beschloß das Militärtribunal, die Beweisanträge zu den medizinischen Gutachten am letzten Nachmittag des Monats anzuhören. Allmählich wurde die Zeit für Heß knapp, wenn er sich entscheiden wollte, entweder sein gegenwärtiges Verhalten fortzusetzen oder sich zusammen mit seinen Unglücksgefährten zur Rechenschaft ziehen zu lassen.



Unter der Maske dieses eingefallenen Gesichts blickte ein fühlendes menschliches Wesen hervor, das es noch nicht wagte, sich jetzt schon zu offenbaren, am allerwenigsten gegenüber seinen Feinden. Er bat den deutschen Arzt, Ludwig Pflücker, er möge seine Zigarettenration Schirach und seine Zigarren Walter Funk geben – also hatte er keine Schwierigkeiten, sich an diese Namen zu erinnern, und keine Hemmungen, dies

dem deutschen Arzt zu zeigen. Aber dennoch setzte er seine Farce noch für einige Tage fort. Als er vom amerikanischen Militärpfarrer eingeladen wurde, einem Gottesdienst im Gefängnis beizuwohnen, lehnte Heß aus grundsätzlichen Erwägungen ab:

„Ich habe ihn deshalb gebeten [schrieb er in sein Tagebuch], mich nicht zu besuchen – obgleich ich in normalen Zeiten gern einmal mit einem Kirchenmann über das eine oder andere Problem diskutierte . . . Ich dachte bei mir selbst, ich wünsche Ihnen die Stärke, sich die innere Ruhe in gleicher Weise zu bewahren wie ich.“

Nicht, daß er sich den Glauben seiner Kindheit nicht bewahrt hätte.

„Sie können sagen, was Sie wollen“, erklärte er Fritz Sauckel, der während einer Sitzung links hinter ihm auf der Anklagebank saß, „es gibt eine Macht, die ist größer als die Macht der Juden.“

„Das stimmt“, pflichtete ihm der frühere Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz bei, und Papen und Arthur Seyß-Inquart, die neben ihm saßen, nickten zustimmend.

„Vielleicht erleben wir doch noch ein Wunder“, tröstete Heß sie – „und zwar noch bevor unsere Köpfe rollen!“

Am nächsten Tag, dem 27. November, prophezeite Rohrscheidt ihm, wenn das Gericht am Freitag – dem letzten Tag dieses Monats – die Beweisanträge höre, werde es ihn möglicherweise für verhandlungsunfähig erklären. Heß überlegte, was das für Folgen haben könnte. Er hatte bereits das Gefühl, daß es falsch wäre, seine Kameraden allein zu lassen.

„Ich bin in der Lage, den Prozeß durchzustehen“, widersprach er seinem Anwalt. „Ich will weiter daran teilnehmen.“

Am Donnerstag, dem 29. November, führte die Anklagevertretung am Nachmittag die gesamten Filmaufnahmen vor, die amerikanische Truppen beim Betreten von Konzentrationslagern wie Buchenwald gemacht hatten. In dem ansonsten dunklen, totenstillen Gerichtssaal warfen nur die unter der Anklagebank angebrachten Lampen ein gespenstisches Licht auf die Gesichter der Gefangenen, während die Szenen von todkranken KZ-In-sassen und verstümmelten Leichen über die Leinwand am linken anderen

Ende des Saales flimmerten. Kelley und Gilbert, die an den beiden äußeren Seiten der Anklagebank postiert waren, beobachteten aufmerksam, wie die Gefangenen das aufnahmen. „Heß starrt auf die Leinwand“, notierte Gilbert wenige Minuten später, „und blickt wie ein Gaul mit tiefliegenden Augen über die Fußlampe hinweg.“ Nach einer halben Stunde schaute er wieder zum früheren Hitler-Stellvertreter: „Heß sieht weiterhin bestürzt aus – kaum verwunderlich, da noch nichts dergleichen geschehen war, als er sich noch in Deutschland befand . . .“

Als die Lichter im Gerichtssaal wieder angingen, wandte sich Heß zu Göring an seiner Rechten.

„Ich glaube das nicht“, sagte er laut; aber die Arroganz, die der Ex-Reichsmarschall noch am Morgen bewiesen hatte, war verschwunden, und er forderte Heß auf, den Mund zu halten.



Beim Hauptkriegsverbrecherprozeß in Nürnberg war das Benehmen von Heß auch für seine Mitangeklagten Göring (links) und Dönitz (hinten) ein Rätsel.

Foto: U.S. National Archives, Washington

Doch das Unbehagen der Angeklagten verschlimmerte sich am näch-

sten Tag.

Generalleutnant Erwin Lahousen, der frühere Chef der deutschen Sabotage- und Gegenspionage-Organisation Abwehr II, wollte seine Haut retten, indem er sich der Anklage zur Verfügung stellte. Er berichtete im Zeugenstand, wie SS und Gestapo Kommunisten und Juden in Rußland massakriert hätten, sowie über Hitlers Befehle zur Liquidierung des polnischen Klerus und der Intelligenz und über andere schändliche Ereignisse der jüngsten deutschen Geschichte. Zwar hatten weder Admiral Wilhelm Canaris noch seine Abwehr seinerzeit jemals protestiert: Aber nun wurden diese Greuelthaten der Nazis ungerechterweise Männern wie Rudolf Heß in die Schuhe geschoben.

Es war jetzt 16.00 Uhr am letzten Nachmittag des November 1945. Das Tribunal verkündete seine Absicht, nunmehr die Beweisanträge anzuhören, ob Heß verhandlungsfähig sei. Als die anderen Angeklagten hinausgeführt wurden, hörte Gilbert, wie Göring voller Wut über den „Verräter“ Lahousen schimpfte.

Auch Heß war bestürzt über das Verhalten des Generals. Ihm war klar, daß es noch mehr Zeugen wie Lahousen geben werde, und es verfehlte offenbar nicht seine Wirkung, als Dr. Gilbert beiläufig bemerkte, während er von der Anklagebank herunterkam: „Man wird Sie wahrscheinlich für unfähig erklären, sich selbst zu verteidigen. Möglicherweise brauchen Sie gar nicht mehr vor diesem Gericht zu erscheinen. Aber ich werde Sie dann doch ab und zu in Ihrer Zelle besuchen.“

„Ich bin vollständig in der Lage, mich selbst zu verteidigen“, erklärte Heß barsch, machte dabei aber ein besorgtes Gesicht.

An diesem Nachmittag saß er allein auf der Anklagebank: Und der wahre Rudolf Heß hatte sich jetzt entschlossen, sich zu erkennen zu geben.

Sein ahnungsloser Anwalt, Günther von Rohrscheidt, wollte soeben mit der Begründung seines Beweisantrages beginnen –, daß sein Klient verhandlungsunfähig sei, als Heß flüsterte: „Ich habe beschlossen zu erklären, daß mein Gedächtnis wiedergekehrt ist!“

„Machen Sie, was Sie wollen“, sagte der Anwalt, wandte sich ab und begann mit seinem langen, wenig sorgfältigen Plädoyer.

Heß saß eine Stunde lang schweigend dabei und hörte mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit über die Kopfhörer mit. Heß' Wunsch folgend,

bemerkte Rohrscheidt nach einer Weile beiläufig, er sei verpflichtet mitzuteilen, daß sein Klient sich *doch* in der Lage fühle, sich selbst zu verteidigen, und daß er die Absicht habe, dieses dem Gerichtshof mitzuteilen. Aber niemand schenkte dieser Erklärung die geringste Aufmerksamkeit.

Statt dessen kam es in dem gedrängt vollen Gerichtssaal zu einem einstündigen Wortgefecht, in dessen Verlauf Rohrscheidt und das Gericht sich hoffnungslos bei den unterschiedlich datierten medizinischen Gutachten verhedderten. Rohrscheidt hob natürlich auf die einstimmige Erkenntnis der Sachverständigen ab, daß der Gedächtnisverlust Heß' Verteidigung beeinträchtigen würde; die Anklagevertretung wiederum stützte sich auf das separate Gutachten, wonach Heß nicht geisteskrank sei.

Während beide Seiten aus ihren Gesetzbüchern zitierten und Präzedenzfälle anführten, wurde der Ex-Stellvertreter des Führers immer ungeduldiger. Captain Gilbert sah, wie er seinem Anwalt einen Zettel zuschob. (Die ganze Angelegenheit könnte in Kürze erledigt werden, hieß es darin, wenn man ihn reden ließe.) Der Anwalt nahm keine Notiz von ihm; statt dessen hörte Heß, wie er jetzt dem Tribunal erklärte: „Die gegenteilige Meinung des Angeklagten selbst, nämlich er sei verhandlungsfähig, ist irrelevant!“

Bei dieser Gelegenheit hörte Heß vielleicht zum ersten Mal aus Rohrscheidts Mund, daß er unter Artikel 12 der Satzung des Tribunals auch in Abwesenheit verurteilt werden könne, falls er für verhandlungsunfähig erklärt würde; und er hörte, wie der Anwalt sagte: „Dem Angeklagten werden derartig schreckliche Verbrechen unterstellt, daß sogar mit der Todesstrafe zu rechnen ist.“

Der juristische Schlagabtausch ging weiter. „Niemals“, tönte Sir David Maxwell Fyfe, der britische Ankläger, „hat es nach meiner Kenntnis in der englischen Justiz einen Hinderungsgrund für ein Verfahren oder eine Verurteilung gegeben, wenn eine Person, welche die Beschuldigungen und Beweismittel versteht, sich nicht erinnern kann, was zu jener Zeit geschehen ist.“

Das hohe Gericht überlegte. Lord Justice Lawrence meinte nachdenklich, Heß wäre sicher in der Lage, sich zu verteidigen: „Man kann sich natürlich besser verteidigen, wenn man weiß, was in der fraglichen Zeit

geschehen ist.“

Robert Jackson, der Dr. Kelleys Bericht schwenkte, aus dem hervorging, wie oft Heß die Drogen-Injektionen verweigert hatte, warf ein: „Ich möchte mit allem Respekt darauf hinweisen, daß ein Mann sich nicht mit der Behauptung, sein Gedächtnisverlust sei ein Hinderungsgrund, einem Gerichtsverfahren entziehen kann, wenn er sich gleichzeitig weigert, die einfachen medizinischen Mittel zu akzeptieren, die nach unser aller Meinung helfen könnten.“

„Er gehört“, schloß der Ankläger sarkastisch, „mit seinem Gedächtnis-schwund zur Kategorie der Freiwilligen.“

Rohrscheidt hielt dem Tribunal die medizinischen Gutachten entgegen, in denen festgestellt wurde, daß Heß unter einer geistigen Störung und unter Amnesie leide. Heß, so sagte er, habe durchaus das Recht, Injektionen mit „starken“ Drogen abzulehnen. „Der Angeklagte Heß erklärte mir, daß er eine tiefe Abneigung gegen solche Mittel hegt und daß er immer die natürlichen Heilmethoden bevorzugt hat.“

Wenige Sekunden später erhob sich Heß auf Aufforderung des Tribunals.

Es war Zeit, mit sich ins reine zu kommen – Zeit, zuzugeben, daß er seit Februar seinen Gedächtnisverlust stets simuliert habe.

Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche und, bevor er die handschriftlichen Zeilen vorlas, machte er zum Lord Justice Lawrence eine leichte Verbeugung:

„Herr Präsident, ich möchte folgendes sagen . . . Damit ich weiterhin an der Seite meiner Kameraden an dem Prozeß teilnehmen und mich dem Richterspruch stellen kann, wie es mein Wunsch ist, und um nicht für verhandlungsunfähig erklärt zu werden, unterbreite ich hiermit dem Gericht folgende Erklärung – eine Erklärung, die ich nicht zu einem späteren Zeitpunkt des Verfahrens machen möchte:

Von jetzt an steht mein Gedächtnis der Außenwelt wieder zur Verfügung.

Die Gründe, warum ich einen Gedächtnisverlust vorge-täuscht habe, sind taktischer Natur. Tatsächlich ist nur meine

Konzentrationsfähigkeit leicht beeinträchtigt, Auf der anderen Seite ist meine Fähigkeit, dem Prozeß zu folgen, mich selbst zu verteidigen, Zeugen zu befragen und selbst Fragen zu beantworten, nicht beeinträchtigt.

Ich betone, daß ich die volle Verantwortung für alles, was ich getan, für alles was ich unterzeichnet und für alles, was ich mitunterzeichnet habe, übernehme.

Meine tiefe Überzeugung, daß das Tribunal keinerlei Zuständigkeit besitzt, wird durch diese Erklärung nicht berührt.

Ich habe die Vortäuschung eines „Gedächtnisschwundes“ meinem Anwalt gegenüber erfolgreich aufrechterhalten; er hat deshalb in gutem Glauben gehandelt.“

Heß blickte auf die Richter und Ankläger und genoß die verzögerten Reaktionen, während sie die Übersetzung über ihre Kopfhörer vernahmen. Er sah ihre Verblüffung und hörte die Lachstürme von der Presseloge hinter den Anklägern. Ein Tumult entstand, und der Präsident gebot mit seinem Hammer Ruhe.

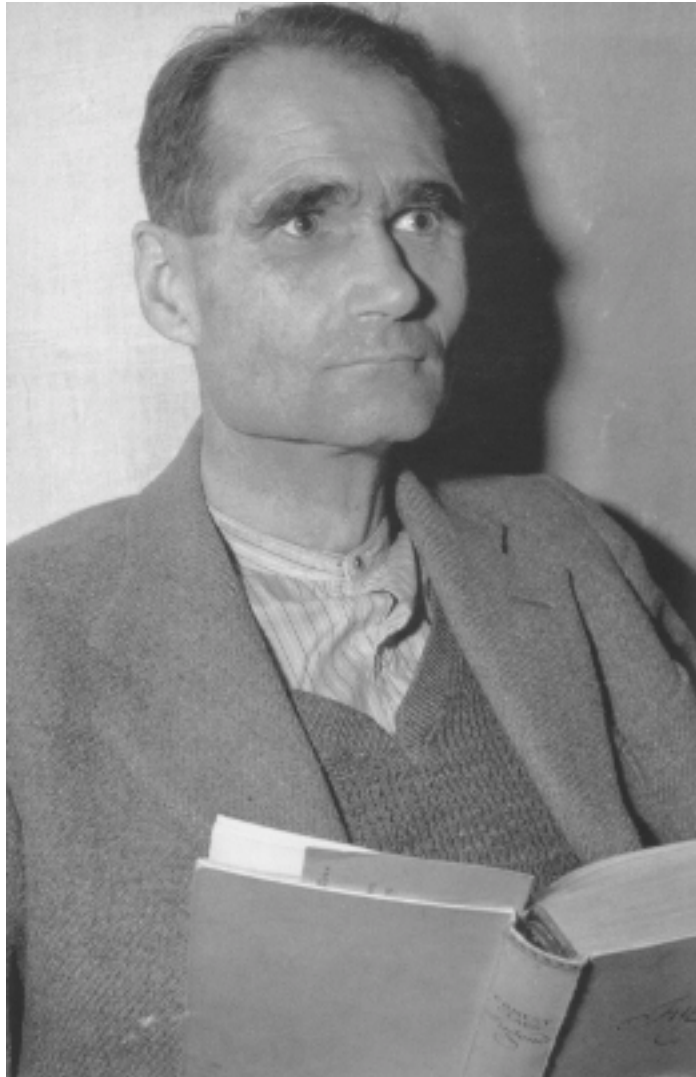
„Die Sitzung“, verkündete er kurz, „ist vertagt.“

Als er wieder in seiner kalten, armselig eingerichteten Zelle war, erhielt Heß eine Mitteilung des Tribunals – man wünsche dringend eine Kopie des Textes, den er soeben zur Verlesung gebracht hatte. Ein gespenstisches Lächeln blitzte in seinen tiefliegenden dunklen Augen auf: In einem winzigen, persönlichen Bereich hatte er seine eigene Souveränität in seinem eigenen Land wiederhergestellt.

„Ich ließ mir Zeit [schrieb er in sein Tagebuch] und aß erst einmal – in Ruhe und Frieden.“

*Als Heß im
November 1945 in
seiner Nürnberger
Zelle von den
Amerikanern
fotografiert wurde,
sah er abgemagert
und krank aus.*

Foto: U.S. National
Archives, Washington



E P I L O G

BUSSE FÜR EIN LEBEN

Zum Abschluß des Prozesses, in dem Rudolf Heß kaum ein Wort gesprochen hatte, wurde er zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt.

Wiederholt hatte er seinem neuen Verteidiger, Dr. Alfred Seidl, gegenüber betont, daß er die Zuständigkeit des Gerichts nicht anerkenne. Seidl, ein drahtiger Anwalt, dessen unscheinbare Gestalt durch seinen kämpferischen Geist wettgemacht wurde, riet ihm, sich auf der Anklagebank unbeirrbar gleichgültig zu verhalten und sich zu weigern, in den Zeugenstand zu treten. In jeder anderen Hinsicht war Heß ein schwieriger Mandant; er las auf der Anklagebank Bücher, gähnte und begann plötzlich laut zu lachen. Gelegentlich schnitt er, wie man auf Wochenschaubildern sehen kann, Grimassen, und dann wieder krümmte er sich unter wirklichen oder eingebildeten Magenschmerzen. Der amerikanische Chefankläger Jacks on hörte die Randbemerkungen, die Heß über die Zeugen machte, nachdem sie ausgesagt hatten, Äußerungen, die manchmal amüsan, manchmal aber auch vulgär waren. Ein erfahrener britischer Diplomat, der Heß im Gerichtssaal genau beobachtete, bestritt entschieden die Meinung seiner Kollegen, daß Heß verrückt sei. „Ich halte ihn – im engeren Sinne des Wortes – nicht für verrückt, ja nicht einmal für annähernd verrückt“, schrieb er auf Papieren des Foreign Office. „Er unterhält sich mit Göring und kann ganz natürlich über dessen Witze lachen.“

Obleich starke Zweifel an seinem Geisteszustand blieben – man könnte allenfalls von einer schwankenden geistigen Gesundheit sprechen –

war sein jüngster Gedächtnis'schwund offensichtlich simuliert. Als er am 1. Dezember 1945 zu seinen Mitangeklagten stieß, lieferte er denen Kostproben seines guten Gedächtnisses. „Das letzte Mal, als ich Sie vor meinem Abflug sah“, sagte er zu dem in der Reihe hinter ihm sitzenden Dönitz, „war 1939 in Wilhelmshaven, als ich für das ganze Reich meine Weihnachtsansprache hielt. Sie saßen rechts neben mir in der Messe, und ich fragte Sie, ob Sie noch andere U-Bootkommandanten als Günther Prien hätten, die nach Scapa Flow eindringen könnten!“

Göring schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel, daß Heß – ausgerechnet Rudolf Heß – den Gerichtshof und seine wichtigtuertischen Psychiater zum Narren gehalten hatte. „Meine letzten Zweifel waren geschwunden“, gestand er Heß, „als Sie angeblich bei jener Gegenüberstellung Haushofer nicht erkannten.“

Monate vergingen; die streitbaren Heerscharen der Verteidiger kämpften sich mühsam, aber mit vergeblichen juristischen Argumenten durch das Dickicht unzähliger Beweise über Verbrechen der Achsenmächte. Heß schenkte dem Ganzen keine Beachtung, war aber bereit, seinen Kameraden mit eidesstattlichen Erklärungen zu ihren Gunsten zu helfen.

Die Verhandlung über seinen Fall begann am 7. Februar 1946. Die Briten waren sich von Anfang an darüber klar, daß ihre Anklage gegen drei der Angeklagten auf schwachen Füßen stand: die britische Admiralität und das Foreign Office hatten warnend darauf aufmerksam gemacht, daß es in den erbeuteten Dokumenten keine Beweise für Kriegsverbrechen von seiten des Großadmirals Dönitz gebe; und neben die Namen von Heß und von Papen hatten sie Fragezeichen gesetzt.

Der britische Ankläger Mervyn Griffith Jones erklärte, ursprünglich habe man beabsichtigt, Heß' Schuld anhand von erbeuteten Dokumenten zu belegen, aber jetzt, fuhr er wenig überzeugend fort, stütze sich die Anklage darauf, daß die Verbrechen in einem so gewaltigen Umfang organisiert wurden, „daß jeder, der eine Führungsposition innehatte, davon gewußt haben mußte“. Indem er sich auf diese Weise der üblichen Verpflichtung entzog, Beweise vorzulegen, behauptete er, der Stellvertreter des Führers sei in die Nazi-Aggressionen gegen Österreich und die

Tschechoslowakei „zutiefst verstrickt“ gewesen, und die Waffen-SS, die er nach Polen „schickte“, habe das Warschauer Ghetto zerstört (zwei Jahre, nachdem Heß Deutschland verlassen hatte); auch erinnerte Griffith Jones das Gericht daran, daß die Auslands-Organisation, die er die „Fünfte Kolonne“ der Nazis im Ausland nannte, unter Heß' Zuständigkeit fiel. Auf Heß' England-Flug eingehend, legte der Ankläger nur die Erklärung vor, die Eden im September 1943 vor dem Unterhaus abgegeben hatte (wir haben bereits gesehen, daß dieses Dokument ausschließlich zu dem Zweck ausgeheckt worden war, Roosevelt und Stalin zu täuschen.) Die Anklage behauptete, Heß habe lediglich gewollt, daß England aus dem Krieg aussichere, damit Deutschland die Sowjetunion angreifen könne (wobei die Tatsache ignoriert wurde, daß Heß seinen historischen Flug schon seit Juni 1940 geplant hatte, also ein Jahr vor Beginn des Rußland-Feldzuges). Die Anklage gegen Rudolf Heß stand also auf schwachen Füßen, und die Einschüchterungsmethoden, die Griffith Jones im März beim Verhör von Heß' Sekretärin Laura Schrödl anwandte, beweisen das.

Am zweiten Verhandlungstag, dem 8. Februar 1946, wurde Heß krank; im Tagebuch des Gefängniscommandanten Oberst Burton C. Andrus wird registriert, daß Heß erneut am 21. Februar, am 21. Juni, am 12. und 30. Juli sowie am 6., 8. und 12. August auf ärztliche Anweisung in seine Zelle zurückkehren mußte.

Im Laufe des Monats Februar wurde die Gefängnisordnung verschärft, und der Oberst verbot den Gefangenen, miteinander zu sprechen. In der Einsamkeit seiner Zelle, ohne Zeitungen, außer denen, in die sein Anwalt ihn ab und zu einen Blick werfen ließ, versuchte Heß, bei klarem Verstand zu bleiben, doch geistig lebte er in der Vergangenheit. Irgendwann in der Abgeschiedenheit der Jahre von 1941 bis 1945 war die Zeit für ihn stehen-geblieben, hatte er aufgehört, die Veränderungen in der Welt draußen wirklich zu erfassen. Die „Lachlinien“ tauchten zwar immer noch in seinen Briefen auf, aber sein Humor begann zu versiegen.

Einmal schrieb ihm seine Frau, er solle doch wenigstens die „*Neue Zeitung*“, das von der amerikanischen Besatzungsmacht herausgegebene Blatt, lesen.

„Im übrigen glaube ich“, antwortete er ihr, „daß ich auch ohne „*Neue Zeitung*“ die Dinge richtiger sehe als die meisten, die sich regelmäßig „über

die Weltlage‘ informieren. ~~~~~“ In die Spalte, in welcher der Absender einzutragen war, schrieb er: „Rudolf Heß, Nürnberg, Gefängnis für ‚Kriegsverbrecher‘ ~~~~~“.

„Überhaupt, an Heiterem fehlt es wahrlich nicht“, äußerte er in demselben Brief, „und ich kann nur empfehlen, daß jedermann das ‚Zwischenspiel‘ von heute soweit wie nur möglich von der heiteren Seite nimmt.“

Beim Essen in einem Raum im ersten Stock dieses „großen Theaters“, wie er es nannte, konnte er bis zu den fernen Höhenzügen im Nordosten von Nürnberg schauen – es gab ja nur noch wenige Gebäude, die die Sicht hätten behindern können. Jeden Nachmittag kehrte er mit geistesabwesendem Blick auf die Anklagebank zurück. Mit seinen Gedanken war er in jenen Bergen; sein Inneres war erfüllt von Mozart, Wagner, von der Marschmusik der letzten Jahrzehnte und von Stimmen, die ihm die Dichtung von Goethe, Shakespeare – und Dietrich Eckart rezitierten.

Wenn er wieder in seiner Zelle war, hielt er sich damit aufrecht, Bücher zu lesen, ein Tagebuch zu schreiben und Briefe an seine Familie zu verfassen. In einem Brief vom 31. März an seine Frau Ilse empfahl er, Wolf-Rüdiger noch mindestens ein Jahr Griechisch lernen zu lassen . . . „Die jetzigen Zeiten werden beitragen, ihn schneller reifen zu lassen“, schrieb er in einem weiteren Brief, einen Monat später. „Was reift nicht alles heute! Selbst ich reife, glaub’ ich! ~~~~~“

Der Verteidiger Dr. Seidl begann am 22. März 1946 mit seinem Plädoyer. Sein Mandant, erklärte er, bestreite die Zuständigkeit dieses Gerichtshofs, ihn zu verurteilen, es sei denn „für wirkliche Kriegsverbrechen“, in welchem Falle er jedoch ein reines Gewissen habe. „Er übernimmt jedoch ausdrücklich die volle Verantwortung für alle Gesetze oder Verordnungen, die er unterzeichnet hat.“

Während der nächsten Tage legte Seidl, wie sich herausstellte, eine Zeitbombe unter den Richtertisch. Trotz wütender Proteste des russischen Richters und Anklägers enthüllte er, daß die Sowjets zusammen mit ihrem berüchtigten Pakt mit Deutschland vom August 1939 ein bisher unbekanntes Geheimprotokoll unterzeichnet hätten. In zwei Klauseln, die auf einem einzigen Blatt Papier getippt und acht Tage vor dem tatsächlichen Kriegsbeginn unterschrieben wurden, war eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären und eine Linie festgelegt worden, die

Polen und fünf andere osteuropäische Länder zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufteilte. Und diese Leute traten nun mit unbewegten Gesichtern auf, um das Urteil über ihre Komplizen bei der Aggression zu sprechen.

Die Russen haben Heß dies niemals vergeben.

Am 31. August wurde den Angeklagten Gelegenheit gegeben, ihr „Letztes Wort“ zu sprechen. Heß hatte den anderen nahegelegt, nichts zu sagen, aber als Ribbentrop ihm das Mikrophon hinhielt, ergriff er es und bat das Gericht um Erlaubnis, sitzenbleiben zu dürfen, da er sich unwohl fühle, und begann, eine Rede zu halten, die anfangs unzusammenhängend war. Dann nahm er sich jedoch zusammen und sprach jene trotzigen Worte, die später über britische Sender in ganz Europa verbreitet wurden:

„Es war mir vergönnt, viele Jahre meines Lebens unter dem größten Sohn zu wirken, den mein Volk in seiner tausendjährigen Geschichte hervorgebracht hat. Selbst wenn ich könnte, wollte ich diese Zeit nicht auslöschen aus meinem Dasein. Ich bin glücklich, zu wissen, daß ich meine Pflicht getan habe, meinem Volke gegenüber, meine Pflicht als Deutscher, als Nationalsozialist, als treuer Gefolgsmann meines Führers.

Ich bereue nicht. Stünde ich wieder am Anfang, würde ich wieder handeln, wie ich handelte, auch wenn ich wüßte, daß am Ende ein Scheiterhaufen für meinen Flammentod brennt, gleichgültig, was Menschen tun. Dereinst stehe ich vor dem Richterstuhl des Ewigen. Ihm werde ich mich verantworten, und ich weiß, er spricht mich frei.“

Mit philosophischer Gelassenheit, bereit, zum Märtyrer zu werden, rechnete Heß mit Gefängnis, Irrenhaus oder dem Galgen. Als er am 1. Oktober vorgeführt wurde, um den Spruch des Gerichts zu hören, lehnte er es ab, den Kopfhörer aufzusetzen. Er schien völlig gleichgültig zu sein, als einer der Richter die Urteilsbegründung vorlas. Tatsächlich sprach ihn das Gericht von jeglichen Verbrechen gegen die Menschlichkeit frei, befand ihn aber der Verschwörung und des Verbrechens gegen den Frieden für schuldig. In der Urteilsbegründung folgte der Internationale

Militärgerichtshof den Argumenten der britischen Anklage, wonach Heß „ein wohlinformierter und williger Teilnehmer an Deutschlands Angriffen auf Österreich, die Tschechoslowakei und Polen“ gewesen sei. (Daß es ausgerechnet der russische Richter war, der die Urteilsbegründung gegen Heß verlas, unterstrich die Ironie dieses Verfahrens).

„Diese besonderen, von diesem Angeklagten zur Unterstützung von Hitlers Angriffsplänen unternommenen Schritte [heißt es weiter, um die schwache Rechtsgrundlage in diesem Falle zu rechtfertigen], „zeigen das Gesamtausmaß seiner Verantwortung nicht. Bis zu seinem England-Flug war Heß Hitlers nächster persönlicher Vertrauter. Das Verhältnis zwischen den beiden war derartig, daß Heß von den Angriffsplänen schon bei deren Entstehung Kenntnis gehabt haben muß, und wann immer die Durchführung dieser Pläne es verlangte, zu handeln, dann handelte er.“

Am Nachmittag lehnte Heß es abermals ab, die Kopfhörer anzulegen, als der präsidierende englische Richter das Urteil verkündete.

„Angeklagter Rudolf Heß! Gemäß den Punkten der Anklageschrift, unter welchen Sie schuldig befunden wurden, verurteilt Sie der Internationale Militärgerichtshof zu lebenslänglichem Gefängnis.“

Als Heß in dem Aufzug hinter der Anklagebank verschwunden war, wies der Richter auf eine abweichende Meinung eines sowjetischen Kollegen hin, der im Falle Heß für ein Todesurteil plädiert hatte.

Heß blieb neun Monate im Nürnberger Gefängnis. Das Tagebuch von Ex-Feldmarschall Erhard Milch, der im nächsten amerikanischen Prozeß verurteilt wurde, verschafft gewisse Einblicke in Heß' Leben in jenem Frühjahr 1947 – er sei unnahbar, exzentrisch, hämmere auf einer Schreibmaschine und tauche nur gelegentlich auf, um den sechs anderen Gefangenen Fragen zu stellen. „Speer befürchtet“, schrieb Milch am 10. Mai 1947, „daß Heß von uns Material wolle für ein Buch, das beweisen solle,

daß der Nationalsozialismus und Hitler vollkommen in Ordnung gewesen seien, daß aber die Unterführer versagt hätten!“ Milch versuchte, den sturen, unbeugsamen Ex-Stellvertreter Hitlers eines Besseren zu belehren, gab dies aber schließlich auf. „Er ist ein komischer Mann“, heißt es weiter in dem Tagebuch, „teils intelligent, teils völlig verschwommen, dabei so fanatisch und asketisch, daß man von klarem Verstand nicht sprechen kann. Er ist der einzige unter uns, der noch an Hitler und seine eigene nationalsozialistische Sendung glaubt.“

Am 8. Juni erfuhr der Ex-Feldmarschall, daß Heß nach einem „besseren Namen“ für das Propagandaministerium suche. „Ich fürchte, er ist total übergeschnappt“, schrieb Milch.

Als 1966 Albert Speer entlassen wurde, blieb Rudolf Heß als letzter der sieben „Spandauer“ in diesem Gefängnis. Ihm wurden keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit zur Last gelegt. Die Unmenschlichkeit begann erst mit seiner Gefangennahme.

Foto: Associated Press



Zehn Tage später nahm Heß an einem Spaziergang in der Sonne teil. Nach der Rückkehr in seine Zelle verzeichnete Milch: „Heß erzählt über Landsberg-Festungshaft mit Hitler“ – sein Erinnerungsvermögen war also in jeder Hinsicht vorzüglich. Milch beobachtete, daß Heß es grundsätzlich ablehnte, den Wachtposten Autogramme zu geben. Als Milch am 18. Juli 1947 hörte, wie unten im Gefängnishof ein Wagen die sieben Gefangenen abholte, um sie nach Spandau zu bringen, faßte er seine Beurteilung von Heß folgendermaßen zusammen:

„... völlig egozentrisch, nicht dumm, bauernschlau, aber das Ergebnis seiner Gedanken ist schief oder auch falsch. Heß hat sich völlig in eine Märtyrerrolle hineingespielt, sieht alles, was geschieht, nur als Gemeinheit gegen seine Person an ... Von uns acht der einzige ‚Nazi‘“.

Das Spandauer Gefängnis, ein düsteres rotes Backsteingebäude, war ursprünglich gebaut worden, um siebenhundert Gefangene aufzunehmen. Jetzt waren es sieben. Heß, der die Gefangenenummer 7 führte, sollte der Letzte sein. Obgleich das Gericht keine Schwerarbeit verordnet hatte, mußten die Gefangenen während des Tages arbeiten und wurden in der übrigen Zeit in Einzelhaft gehalten. Die Haftbedingungen waren so hart, daß der amerikanische Zeitungskommentator Constantine Brown empört schrieb:

„Ihre kleinen Zellen haben verdunkelte Fenster und ihr Essen besteht aus kaum mehr als Brot und Wasser. Theoretisch dürfen sie ein Mitglied ihrer Familie einmal monatlich fünfzehn Minuten lang sehen.“

Heß weigerte sich jedoch während der nächsten 23 Jahre, seine Frau oder seinen Sohn zu sehen.

„Die Wachtposten [fuhr der Journalist fort] machen nachts halbstündige Inspektionsgänge und leuchten den Gefangenen mit Scheinwerfern ins Gesicht. Sie verhindern auf diese Weise eine durchgehende Nachtruhe.“

Brown wies darauf hin, daß das I.M.T. nicht verfügt habe, diese Männer in Einzelhaft zu halten oder „einer Behandlung auszusetzen, die einer physischen Folterung nahekommt“.

Constantine Browns Artikel, in dem er von Gestapomethoden bei der Behandlung der Gefangenen sprach, wurde 1948 veröffentlicht.

Ein Gefangener nach dem anderen wurde entlassen. Konstantin von Neurath, der zu zehn Jahren verurteilt worden war, und Großadmiral Erich Räder, der lebenslänglich erhalten hatte, wurden vorzeitig entlassen, als sich ihre Gesundheit verschlechterte, Speer und Baldur von Schirach saßen ihre zwanzig Jahre ab und kamen im September 1966 frei. Damit blieb Heß allein zurück und verbrachte die nachfolgenden 21 Jahre in völliger Abgeschlossenheit – allein mit seiner Fliegerkombi, seinen Fliegerstiefeln und dem Helm, den er im Mai 1941 getragen hatte. Die Sachen hatte er sorgfältig an einem Haken aufgehängt, vielleicht in Erwartung eines späteren Tages, an dem er sie würde anziehen und in die Freiheit zurückkehren können – eines Tages, an dem seine Mission wirklich beendet sein würde.

Die Bundesregierung in Bonn beteiligte sich mit 2,5 Millionen Mark jährlich an den Kosten von Spandau und schloß sich jedem Appell einer westlichen Regierung zur Freilassung von Heß an, Und vier Jahrzehnte lang führte Alfred Seidl unbeirrt seinen Kampf mit dem gleichen Ziel weiter, appellierte an die internationale Gemeinschaft und an das Bundesverfassungsgericht und machte geltend, daß die fortgesetzte Inhaftierung von Heß sämtliche Konventionen der Vereinten Nationen über Menschenrechte verletze – vor allem jene vom 10. Dezember 1948, vom 4. November 1950 und vom 19. Dezember 1966.

Heß' Gefängniszelle war 1969 mit einem Fernsehgerät ausgestattet worden, aber inzwischen war der Gefangene am Erblinden. Jede Woche durfte er einen streng zensierten Brief von 1.300 Worten schreiben: diejenigen, die davon inzwischen veröffentlicht worden sind, verraten eine philosophische Haltung ohne eine Spur von Geistesgestörtheit. Seine Frau Ilse hatte er zuletzt 1980 gesehen, seitdem war sie nicht mehr in der Lage, die anstrengende Fahrt nach Berlin zu unternehmen. Als Wolf-Rüdiger ein Jahr später seinen Vater einmal für einen kurzen Augenblick umarmte, legten die Engländer formell Beschwerde ein.

An seinem neunzigsten Geburtstag, am 26. April 1984, schrieb „*The Times*“: „Es ist unklar, ob Heß geisteskrank ist oder nicht.“

Heß war seit langem der Meinung – und zwar schon seit 1945 in Wales –, daß die ganze Welt verrückt geworden sei.



Allein, aber nicht vergessen gab Heß am 17. August 1987 den Kampf ums Überleben auf. Die Fliegerkombination des blinden Mannes war schon einige Monate vorher aus seiner Zelle gestohlen worden; nun sollen Planiertrauen das Spandauer Gefängnis – dieses vermodernde Monument der Unmenschlichkeit – niederreißen. Seit Jahren stehen die Abbruchgeräte der britischen Armee bereit.

Als ein Behördenvertreter am Gefängnistor erschien, um den prominentesten Gefangenen des zwanzigsten Jahrhunderts bei der Volkszählung in die Statistik aufzunehmen, schickten ihn die alliierten Wachposten unverrichteter Dinge wieder fort. Er war nicht mehr „Z“, der letzte Buchstabe des Alphabets, nicht mehr Nr. 7, der letzte der sieben Gefangenen – es war, als habe Rudolf Heß niemals existiert.

DANKSAGUNG

Jegliche Untersuchung des Falles Heß, die den Zeitraum von 1941 bis 1945 umfaßt, ist nach wie vor erschwert durch die von der britischen Regierung verhängte Geheimhaltung bestimmter Dokumente, weil diese vermutlich nachrichtendienstliche Geheiminformationen, persönliche medizinische Interna, Akten über Kriegsgerichtsverfahren und ähnliches enthalten. Mit Ausnahme des ziemlich einseitigen Berichtes, „*The Case of Rudolf Hess*“, der 1948 vom Chefpsychiater des Kriegsministeriums, John Rees, veröffentlicht wurde, ist so gut wie nichts über die „Missing Years“ bekannt – die Zeit von 1941 bis 1945, in der Heß als Mr. Churchill’s „Staatsgefangener“ in England eingekerkert war. 1981 tauchte jedoch in den Vereinigten Staaten eine Mappe über Heß aus der Kriegszeit auf, das den Namen des britischen Oberstleutnants A. J. B. Larcome trug; Auszüge daraus wurden am 13. Dezember desselben Jahres im „*The Sunday Telegraph*“ (London) abgedruckt.

Diese Unterlagen sind identisch mit dem verschwundenen Beweismaterial, das im Oktober 1945 zusammen mit Heß nach Nürnberg gebracht worden und mit der Bezeichnung „Heß-15“ versehen war (Vgl. „*The Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal*“, Nürnberg 1948, Bd. XXXX, S. 279ff); seitdem sind die Originaldokumente verschwunden. Meine Nachforschungen im Nürnberger Staatsarchiv (wobei ich Archivrat Dr. G. Rechter für seine Hilfe dank schulde) und in den National Archives (John Taylor) waren ebensowenig erfolgreich wie beim Imperial War Museum, wo mir die Nürnberger Dokumente und andere ausländische Sammlungen freundlicherweise von Philipp Reed zur Verfügung gestellt wurden. Diese verschwundene Akte Heß-15, ein gelber Schnellhefter, dessen Vorderseite den roten Stempelvermerk „MOST SECRET“ trägt, enthielt ursprünglich Papiere mit der Aufschrift „Protokoll einer Konferenz, die am 9. Juni 1941 irgendwo in England stattfand“ – „Ergänzende Protokolle vom 17. November 1941, einer 71 Seiten langen Niederschrift über Heß’ Gespräch mit dem Lordkanzler Sir John Simon; ferner zwischen Blatt 5 und 6 Ausschnitte aus

englischen Zeitungen vom Oktober 1942 und Januar 1943, mit Bildern von Beerdigungen von Schulkindern sowie von kleinen Kindern, die Opfer von Luftangriffen geworden waren. Noch wichtiger dürften in der verschwundenen Akte 65 Blätter, Durchschriften zahlreicher Briefe von Heß, Aufzeichnungen und Denkschriften gewesen sein, die der Gefangene an Lord Beaverbrook (mit zwei Antwortbriefen), an den König und andere gerichtet hatte; ein Vermerk von Heß über seine Unterredung mit Lord Beaverbrook vom 9. September 1941; Heß' Denkschrift über „Deutschland-England unter dem Gesichtswinkel des Krieges gegen die Sowjetunion“, eine Erklärung Heß' zur ‚Atlantik Charta‘, Beschwerden über seine Behandlung in England sowie Zettel mit Namen, Anschriften und Geschichtszahlen.

Unterlagen in den National Archives zufolge wurden diese Dokumente dem amerikanischen Oberst John H. Amen von der Vernehmungsbehörde in Nürnberg übergeben (Larcombe war der britische Offizier, der Heß von Wales nach Deutschland übergeführt hatte). Weitere Kopien der Beaverbrook/Heß-Korrespondenz entdeckte ich in der Registratur des House of Lords. Amens Verzeichnis der Larcombe-Akte führt fünfzehn (sic) Notizhefte über die ärztliche Behandlung von Heß auf. Bei Recherchen im Federal Records Center im Maryland im Mai 1986 stieß ich mit hilfreicher Unterstützung der Archivare Amy Schmidt und Richard Olsen auf *achtzehn* Hefte mit Krankenberichten des britischen Sanitätskorps, in denen jeder Augenblick des Verhaltens eines freilich niemals mit Namen genannten Patienten festgehalten war. Daß es sich dabei um Heß handelte, konnte einwandfrei aufgrund des Tagebuches des Kommandanten vom „Camp Z“, Oberstleutnant A. Malcolm Scott, festgestellt werden – aus dem ich mit freundlicher Erlaubnis des Imperial War Museum und der Familie Scott zitieren konnte. Bei meinen Nachforschungen nach noch lebenden Ärzten, Sanitätspersonal und deren Unterlagen unterstützten mich: Desmond Kelly vom Priory-Krankenhaus London; Susan Floate vom Royal College of Psychiatrists; Linda Beecham vom „*British Medical Journal*“; Geoffrey Davenport, Bibliothekar des Royal College of Physicians; Maurice Caplan vom Tavistock Centre; Ex-Brigadier P. D. Wickenden, Professor (Emerit.) der Militär Psychiatrie; und D. Dale, Verwaltungsdirektor des Pen-Y-Fal-Krankenhauses, Maindiff

Court, der es mir ermöglichte, einen früheren Wach-Soldaten von dort, Joe Clifford, ausfindig, zu machen, der mir wiederum den Aufenthaltsort von Stan Jordan und anderen noch Lebenden vom R.A.M.C.-Pflegepersonal nennen konnte, die den Gefangenen betreut und die zweitausend Seiten der genannten achtzehn Krankenhefte mit ihren Berichten gefüllt hatten. Ich hatte aufschlußreiche Gespräche mit Lord Fortescue, der 1941 für die Bewachung von „Camp Z“ zuständig war; dankbar bin ich ferner Agnes Petersen von der Hoover Library, die mir half, ‚Foley‘ zu identifizieren; sowie Duff Hart-Davis, der mir zuverlässige Hinweise über weiteres Heß-Material gab. Stuart Welham stellte mir sein Originalfoto von Heß mit Sohn zur Verfügung; P. Welti von der Schweizer Botschaft verschaffte mir Informationen über schweizerische Archive, die schließlich zur Auffindung der drei wichtigen Mappen mit Heß-Unterlagen im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern führten; Frances Seeber entdeckte Halifax, Berichte in Roosevelts Archiven, und der Bibliothekar der Bodleian Library der Universität Oxford erlaubte Einsicht in den aufschlußreichen Nachlaß des Lord Simon.

In Wales fand ich die freundliche Unterstützung von Lizbeth Barrett und Rob Lewis vom Waliser Denkmalamt sowie von Gwynn Jenkins von der National Library; und von S. M. Hodges aus White Castle erfuhr ich Näheres über die Besuche des Stellvertreters Hitlers an diesem Ausflugsort. Aus Fort Meade, Maryland, schickte mir Robert J. Walsh jr. eine Kopie des Heß-Materials, das sich beim U.S. Security & Intelligence Command befand; in West-Berlin versorgte mich Dr. Daniel P. Simon mit Personalakten aus dem Berlin Document Center; aus Boston, Massachusetts unterrichtete mich Dr. Howard B. Gotlieb, der Direktor der Sammlung der Universität, daß man dort das Original des Haushofer Briefes vom September 1940 verwahre; in New York gestattete mir William E. Jackson, die Privatpapiere seines verstorbenen Vaters, Justice Robert H. Jackson, einzusehen; in Colorado Springs stellte die Familie des verstorbenen Obersten Burton C. Andrus jr. dessen private Unterlagen vom Nürnberger Prozeß meiner Assistentin Susanna Scott-Gall zur Verfügung, deren eigene erfolgreiche Bemühungen dazu beigetragen haben, den Rahmen dieses Buches beträchtlich zu erweitern. Ich wollte, ich könnte dasselbe von Oliver Everett, dem Bibliothekar, der für die Royal Archives in Windsor

zuständig ist, sagen; deren ausschließliche Sympathien für Historiker, die sich als Hofberichterstatter verstehen, passen nicht ins 20. Jahrhundert – oder sollten sich in Windsor Dokumente über Rudolf Heß befinden, die Dinge enthalten, deren Kenntnis für die Untertanen Seiner verstorbenen Majestät noch immer unerwünscht ist? Schließlich bin ich noch Frau Ilse Heß und ihrem Sohn Wolf-Rüdiger dafür Dank schuldig, daß sie mir erlaubten, aus Rudolf Heß' Briefen aus England, Nürnberg und Spandau zu zitieren, für die das Copyright beim Druffel Verlag, Leoni am Starnberger See, liegt.

David Irving
London, Herbst 1987

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

ADAPD	<i>Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik</i> , Teil D
AIR	Air Ministry, Akten des britischen Luftfahrtministeriums
AL	Ordernummer der CO Enemy Documents Section; Dokument derzeit im IWM
BA	Bundesarchiv in Koblenz
BA-MA	Bundesarchiv-Militärarchiv
BDC	Berlin Document Center der US-Mission in Berlin
CAB	<i>Cabinet-Dokument</i> (im British Public Records Office)
CCPWE	Befragungsserie der US-Army (im NA)
CO	Cabinet Office-Akten
CSDIC	Combined Services Detailed Interrogation Center
DBFP	<i>Documents on British Foreign Policy</i>
DGFP	<i>Documents on German Foreign Policy</i>
FD	Foreign Documents, eine englische Serie von unveröffentlichten Beutedokumenten im Imperial War Museum
FO	Foreign Office
IfZ	Institut für Zeitgeschichte, München
IMT	International Military Tribunal: <i>Trial of the Major German War Criminals at Nuremberg</i>
IWM	Imperial War Museum, London
KTB	Kriegstagebuch
Kl. Erw.	kleine Erwerbung durch das Bundesarchiv Koblenz
m-	Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten
MA-	Mikrofilmserie des IfZ
MD	Milch-Dokumente; Originalakten des RLM
MI6	Military Intelligence (British)
N	Nachlaß; nachgelassene Dokumente deutscher Militärs im Bundesarchiv Freiburg/Br.
NA	National Archives, Washington DC
ND	Nuremberg Document, IMT-Dokument
NG-	Serienbezeichnung von IMT-Dokumenten
NS-	Sammlung von NS-Dokumenten im Bundesarchiv Koblenz
OCCWC	Office of the Chief of Counsel, War Crimes
OSS	Office of Strategic Services
OUSCC	Office of U.S. Chief of Counsel (IMT)
PG/	Akten der deutschen Seekriegsleitung des Bundesarchivs Freiburg/Br.
PID	Political Intelligence Division des FO
PREM	Prämierungsminister/Akten
PRO	Public Record Office, London
-PS	Serienbezeichnung vom IMT-Dokumenten
PSF	Roosevelt Library, President's Safe File
RG	National Archives Record Group
RGBl.	<i>Reichsgesetzblatt</i>

RLM	Reichsluftfahrtministerium
SAIC	U.S. Seventh Army Interrogation Center
SIS	Secret Intelligence Service (British)
T	Serienbezeichnung von NA-Mikrofilmen (Die Angabe T781300/1364 bezieht sich auf Mikrokopie T78, Rolle 300, S. 1364)
USAISC	US Army Intelligence & Security Command, Fort Meade
VfZ	vom IfZ veröffentlichte <i>Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte</i>
WO	War Office (Brit. Kriegsministerium)
X-P	Serienbezeichnung der Befragungen (über versteckte Mikrofone aufgezeichnete Gespräche unter deutschen Kriegsgefangenen, wie etwa beim CSDIC)
Z	Der Gefangene Rudolf Heß
ZS-	<i>Zeugenschrift</i> , Sammlung von schriftlichen oder mündlichen Aussagen im Bereich des IfZ

ANMERKUNGEN

I. Deutschland

Vater Heß: Stammbaum der Familie Rudolf Heß, veröffentlicht sowohl in „Die Ahnentafel von Rudolf Heß“, in Heimatblätter, Nr. 5/6. Gera 22. Jahrgang, 1935, und in der Reihe Ahnentafeln großer Deutscher: „Die Ahnentafel von Rudolf Heß“ (BA, Slg Schumacher, /236); ich stütze mich auf die Antworten, die Captain Richard V. Worthington, MC, am 31. Dezember 1945 in Nürnberg auf seine Fragen erhalten hat (im Nachlaß Jackson, Kongreßbibliothek, Box 107, Ordner: „Psychiatric and Personality Studies of Nazi Leaders“); und auf das „Memorandum about Rudolf Heß“, seiner früheren Sekretärin Hildegard Fath, Nürnberg, 20. November 1945 (Hoover Bibliothek, Kalifornien: Ms Nr. DD.247 H 3 F 22).

Weitere biographische Unterlagen: Office of Strategic Services, Research & Analysis Branch, Biographical Report: Heß, Rudolf, 7. September 1945 (beruht überwiegend auf Nachschlagwerken; und Forschungsamt des Britischen Außenministeriums, vertraulicher Bericht über Rudolf Heß, 7. Juli 1945, in Akten von R. H. Jackson, Kongreßbibliothek, Box 100).

August 1914: Zentralnachweissamt für Kriegsverluste und Kriegergräber, Zweigstelle München: Kriegsrankliste der Bayerischen Fliegerersatzabteilung I für Leutnant der Res. (1.F.K.) Rudolf Heß 1914-1920 (BA, Sammlung Schumacher, /236).

Geislerschießung: Vgl. auch das Deutsche Führerlexikon 1934/35 (Berlin 1934/35, 25).

Max Hofweber: geb. 1891 in Regensburg, galt (1914-1917) als Karl Haushofers zuverlässigster Ordonnanzoffizier.

Münchener Wohnungskunst GmbH: Entwarf Einheitsmöbel und bestand – ohne geschäftlichen Erfolg – von 1919-1921.

Vorlesung des Professors: Haushofer Ms: Erinnerungen, geschrieben 1945– 46, cit. in Hans-Adolf Jacobsen, Karl Haushofer. Leben und Werk, Bd. I (Boppard a. Rh.) 226ff; ferner Taschenkalender und Tagebücher Martha Haushofer, aus denen hier zitiert wurde und die sich jetzt im Haushofearchiv befinden.

Eltern in Ägypten: Haushofer erzählte (5. Oktober 1945 s. u.), daß Fritz Heß in einem luxuriösen Haus in „Ramleh“ lebte; dieser Ort war nicht auf dem Times-Atlas zu finden, deshalb habe ich ihn hier weggelassen. Wahrscheinlich ein Schreibfehler.

Aufmerksamer Schüler: Aussage von Karl Haushofer in Nürnberg, 5. Oktober 1945, 14.45-16.00 Uhr, aufgenommen von Colonel Howard A. Brundage JAGD OUSCC. Ebenfalls anwesend: Dr. Edmund A. Walsh, Berater von Obrichter Jackson; Siegfried Ramler, Dolmetscher; und S/Sgt William A. Weigel, Gerichtsberichterstatte (Kongreßbibliothek, Nachlaß R. H. Jackson, Box Nr. 104, „Individual Responsibility: Karl Haushofer.“).

Preisausschreiben: Rudolf Heß, „Wie wird der Mann beschaffen sein, der Deutschland wieder zur Höhe führt?“ Veröffentlicht in NS-Presseorganen, 1933; William S. Schlamm, früherer Herausgeber der Weltbühne, veröffentlichte es in The AMERICAN MERCURY, einer kommunistisch orientierten amerikanischen Zeitschrift, die es im Juli 1944 brachte, Nr. 211. Offenbar ebenfalls veröffentlicht in Konrad Heiden, Hitler. Vgl. ND 3787-PS, in RG 238, Nachlaß Jackson, Box 180, „Hess“.

Stammbuch: Jacobsen, op. cit., 233.

NS-Studentenhundertschaft: Später NS-Studentenbataillon. Hans Volz. Daten der Geschichte der NSDAP (9. Aufl., Berlin 1939) 93.

Lachte selten: Briefe von Ilse Heß an ihren Anwalt, 13. Juli 1945, schildert, wie sie Heß

kennenlernte.

Witterte Unrat: Karl Haushofer, Ms.: „R. H., ein Kämpfer geht in die Zeit.“ September 1933, Privatarchiv Haushofer.

Verbargen ihn die Haushofers?: Karl Haushofer sagte dies in Nürnberg aus, 5. Oktober 1945, 14.45-16.00 Uhr, vor Col. Howard A. Brundage, JAGD, OUSCC. Gleichfalls anwesend: Dr. Edmund A. Walsh, Fachberater von Oberrichter Jackson; Siegfried Ramler, Dolmetscher; und S./Sgt William A. Weigel, Gerichtsberichterstatte (Kongreßbibliothek. R. H. Jackson Nachlaß, Box Nr. 104, „Individual Responsibility: Karl Haushofer.“).

Heimlich einen Brief: Karl Haushofer, Ms.: „R. H., Ein Kämpfer geht in die Zeit.“ September 1933, Privatarchiv Haushofer.

Drückten ein Auge zu: Brief Rudolf Heß an Ilse Heß in Gefangenschaft nach Kriegsende.

Besuchte Heß: Verhör vom 5. Oktober 1945.

Heinrich Heim: Briefe von R. Heß an Heim, Festung Landsberg/Lech, 16. Juli 1924; 15. September 1924 und Widmung 28. September 1924 (Berlin Dokument Center, BDC-Akte Rudolf Heß).

Walther Hewel: Briefe an seine Mutter. 9., 11. und 14. Dezember 1924 aus der Sammlung seiner Witwe Frau Blanda Benteler (DI Film 75b). Er beschreibt seine Zelle sowie das Gefängnisumfeld in einem Brief vom 3. Oktober 1924. Hewel blieb bis zum Schluß bei Hitler und verübte am 1. Mai 1945 im Führerbunker in Berlin Selbstmord.

Zwei Jahre brauchen: Tischgespräch Wolfsschanze 3./4. Februar 1942 abends (Herausgeber Henry Picker, S. 262).

Vier Jahre später: Tischgespräch, Wolfsschanze 5. Februar 1942 mittags (Henry Picker, 265).

Albrecht Haushofer: „In Memoriam Albrecht Haushofer“, in Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1960, 236ff. Und „Angaben über die Personalien von Doktor Albrecht Haushofer und Familie“, in Haushofernachlaß, NA-Film T 253/46/0096. Albert Krebs: Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei (Stuttgart, 1959) 170ff, cit. Jacobsen, a.a.O.

Polizeiliche Vernehmung: Polizeiakten in BA, Slg Schumacher, /236.

Brief Heß an: „Lieber Herr Doktor“, 18. Oktober 1930 im Haushoferarchiv. NA-Film T 253/46/0094f. Der „Doktor“ wird mit ‚Sie‘ angesprochen, er kann deshalb nicht Karl Haushofer sein, der sich bekanntlich mit Rudolf Heß duzte.

Heß als „Gewissen der Partei“: Nationalzeitung, Essen, 27. April 1941. Brief von Rudolf Heß an G. Strasser: 9. September 1932, in BA, Slg Schumacher, /236. Verfügung: (BA, Slg Schumacher, /236).

Erklärte Göring: Verhör von H. Göring in Nürnberg, 14. Oktober 1945 (NAFilm M. 1270, Rolle 6).

Alfred Leitgen: geb. 1. September 1902 – und IfZ Zeugen-Schriften ZS-262 von Leitgen, 1. April und 19. Dezember 1952 und 3. Dezember 1965.

Monolithische Arbeitsfront: Deutsche Arbeitsfront.

Löste auf: NS Deutscher Studentenbund, Altberrenbund, Dozentenbund.

Name Heß’ getilgt: BA Bestand NS 16. „Arierangelegenheiten“: Tagebuch Martha Haushofer, Cf Jacobsen, a.a.O., 473.

Schreiben Albrecht Haushofer: an Dr. Goebbels, „Herrn Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“, 9. August 1933 (NAFilm T 253/46/0098).

Albrecht Haushofer: Vgl. James Douglas-Hamilton, Motive for a Mission (London, 43f).

Brief Albrecht Haushofer an Rudolf Heß: 23. August 1933 (NA-Film T 253/46/...).

Eingreifen in Sachen B.: Brief A. Haushofers an Rudolf Heß, 7. September 1933 (ebda.). Ernst Röhm: Heinz Höhne, Mordsache Röhm, Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft 1933–1943 (Hamburg, 1984), 42, 47, 172 usw.

Gauleiterkonferenz Zippendorf: Vgl. Tagebuch Martin Bormann 25.-27. Mai 1934: „Gauleitertagung, Zippendorf b. Schwerin/Meckl. Redner: Pietzsch, Staatssekretär Backe,

Staatssekr. Reinhardt, Reichsjugendführer v. Schirach, Gauleiter Adolf Wagner über Reichsreform, Reichsschatzmeister Schwarz und Reichsleiter Amann.“

Konrad Heiden: Julius Schaub, Zeugenschrift, ZS –, Institut für Zeitgeschichte, die K. Heiden Manuskriptes und jetzt im Institut für Zeitgeschichte.

Grundlage Nürnberger Anklageschrift: Vergleich zwischen der Anklage und den OSS R & D Berichte über Heß und andere und Berichte Forschungsabteilung des FO über Heß und andere; verwendet von Jackson & Co, in denen Heiden und Rauschnig ganz offen zitiert werden.

Röhm-Putsch: J. R. Rees schreibt in THE CASE OF RUDOLF HESS (London): „Heß soll 1934 eine wichtige Rolle bei der Säuberungsaktion im Fall Röhm gespielt haben und war wahrscheinlich einer der Hauptbeteiligten“ (S. 11). Das ist glatter Unsinn.

Alfred Leitgen: Zeugenschrift, IfZ.

Fall Lämmermann: Schrb. Stellvertreter des Führers iA. gez. Winkler, an Fritz Wiedemann, Führeradjudant 13. Mai 1935, BA NS. 10/219.

Karl Belding: Schrb. SA-Standartenführer Gottlieb Rösner an Heß, 1. August 1934, Archiv Fritz Tobias cit. Höhne, a.a.O. 302.

Brief Karl Haushofer an R. Heß: 1. Juli 1934, cit. In Jacobsen, a.a.O., Bd. 1,37/1.

Nürnberger Gesetze: Gesetze zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre, 15. September 1935.

Stuckart: Rechtsgutachten von Alfred Seidl.

Hildegard Fath: Erklärung, 20. November 1945 (Hoover-Bibliothek).

Geoffrey H. Shakespeare: In einer geheimen Denkschrift an das US-Außenministerium, 14. Mai 1941; in Imperial War Museum, Akte GHS.2 (Shakespeare Nachlaß).

Alfred Leitgen: Zeugenschrift, 1. April 1952 (IfZ).

Naturheiler: Ingeborg Sperr, Erklärung, Nürnberg, 20. November 1945 (Hoover-Bibliothek, Ms. DD247 H3575).

Hitler mokierte sich: Wolfgang Bechthold vom Stabe Bormanns erklärte am 30. April 1946: „Heß hatte einen kleinen Kreis von persönlichen Mitarbeitern und Freunden um sich versammelt, mit denen er über so seltsame Dinge diskutierte wie Astrologie, Heilkräuter usw.“ (Nachlaß R. H. Jackson NA RG 238, Box Nr. 180 „Hess“).

Zaubertränke: Vgl. Gespräch von Ottmar Katz mit Frau Johanna Morell. Sie behauptete sogar, ihr Mann habe gewußt, daß Heß die Vitamine usw. für seinen Flug brauchte.

Forschungsrat: Bericht des Britischen Medizinischen Forschungsrats, 29. Mai 1941, cit. von Rees, op. cit., 16, Fußnote.

Hitlers Ansprache: Rede Hitlers vor den Reichs- und Gauleitern vom 13. Mai 1941. Gedächtnisprotokoll über Ausführungen des (dort anwesenden) Generalgouverneurs Hans Frank am 19. Mai 1941 (Hans Frank, Tagebuch, Anl. in Imperial War Museum, AL. 2525). Vgl. Tagebuch Martin Bormann, 13. Mai 1941: „16.00-18.30 Uhr, Rücksprache des Führers mit allen Reichs- und Gauleitern.“

Artikel: von Albrecht Haushofer in Zeitschrift für Geopolitik, 1935, Heft 4 (April 1935), 232f. Geheime deutsche Aufzeichnung: Paul Schmidt's Niederschriften dieser Gespräche „Aufzeichnung über die Unterredung zwischen dem Führer und . . .“ befinden sich in amerikanischer Hand; aber nicht nur eine Liste mit EAP Nr. 2-m/4 ist erhalten geblieben und befindet sich im Bundesarchiv Kl. Erw. 501. Hitlers Begegnung mit Lord Beaverbrook fand am 22. November 1935 statt (B. erzählte Heß' daß es noch zwei weitere Treffen gegeben habe).

Namensliste: A. Haushofer, „Englische Beziehungen und die Möglichkeit ihres Einsatzes“, 12. Mai 1941; mit einem Begleitschreiben am 12. Mai 1941 („Weisungsgemäß“) an Hitler geschickt. NA-Film, T 253/46/9958 ff. Nachdem er 1928 London und Paris zum ersten Mal besucht hatte, reiste Haushofer jedes Jahr, zuweilen mehrfach nach England. Im Mai 1932 sprach er mit Lord Lothian (Lloyd George's früherem Privatsekretär) und mit Beamten des Foreign Office; 1934 begab er sich dreimal – und zwar im Auftrag von Ribbentrop – nach Großbritannien, wo er am 16. November mit Lord Halifax, Ralph

Wigram und William Strang vom Foreign Office zusammentraf; 1935 war er sechsmal in England und 1936 dreimal. 1937 war Haushofer zu der Überzeugung gelangt, daß die Vereinigten Staaten aufgrund der gemeinsamen Interessen mit England intervenieren würden, falls das Vereinigte Königreich in Gefahr geraten sollte. (Vgl. Jacobsen, a.a.O., 348f).

Rede des Herrn Reichsministers Heß: In der deutsch-schwedischen Gesellschaft in Stockholm am 14. Mai 1935 (Kongreßbibliothek, R. H. Jackson, Nachlaß, Box Nr. 104, „The Individual Responsibility“, ND, 3674-PS).

Erinnert sich: Hildegard Fath, Erklärung, 20. November 1945 (op. cit.).

Geburtstagsbrief: R. Heß an seinen Vater Fritz Heß' zur Zeit Berlin, 24. Oktober 1934; sein Vater hatte am 31. Oktober Geburtstag; PRO Akten FO 371/26566; diese Briefe gingen an das Foreign Office, London, Juni 1941. Einigen Briefen sind französische Übersetzungen beigefügt.

Anordnungen: des Stellvertreters des Führers (Eher Verlag, München, 1937); außerdem ND, 2639-PS und 2787-PS.

Runderlaß: Stellvertreter des Führers, Anordnung Nr. 160/35, Verhinderung von Ausschreitungen, Einzelaktionen gegen Juden BDC Ordner 240/1).

Ausschreitungen: Der Stellvertreter des Führers, Anordnung Nr. 17/36, München, den 5. Februar 1936; Verhütung von Ausschreitungen aus Anlaß der Ermordung des Landesgruppenleiters der Schweiz der NSDAP, Pg. Gustloff, gez. R. Heß. In BDC Akte, Ordner 240/1.

Rede in Nürnberg: (Niederschrift) Rede des Stellvertreters des Führers vor den Gau- und Kreisleitern am 13. September 1937 (BDC-Akte Rudolf Heß). –

Reichskristallnacht: Der Stellvertreter des Führers, Anordnung Nr. 174/38, Wiederholung des Fernschreibens vom 10. November 1938, München, den 10. November 1938 (BDC-Akte, Ordner 240/1.).

Eidesstattliche Erklärung: Ingeborg Sperr, Nürnberg, 5. März 1946.

Schutzbrief: von R. Heß für Haushofers, 14. November 1938 BA. Nachlaß Karl Haushofer /912e Cit. Jacobsen 384f).

Organisationsbuch der NSDAP 1937: (Franz Eher Verlag, München), S. 151.

Klagemauer: Rede des Stellvertreters des Führers vor den Gau- und Kreisleitern am 13. September 1937 (BDC-Akte Rudolf Heß).

Richtlinien: Stellvertreter des Führers, Anordnung Nr. 194/38 vom 1. Dezember 1938 (BDC-Ordner 240/1.).

Rede in Nürnberg: des Stellvertreters des Führers vor den Gau- und Kreisleitern am 13. September 1937 (BDC-Akte Rudolf Heß).

Appell an die Hausfrauen: Artikel in der Frankfurter Zeitung, 13. Oktober 1936: KEIN ZWANGSSYSTEM, KEIN MARKENSYSTEM, RUDOLF HESS ÜBER DIE LEBENSMITTELVERSORGUNG.

Schottischer Offizier: Vgl. Tagebuch Martin Bormann als Stabsleiter von Heß, 1. August 1936: Eröffnung der Olympischen Spiele; Essen mit dem Olympia-Ausschuß in der Führerwohnung. 12. August: Einladung beim Führer aus Anlaß des Besuches von Vansittart. 16. August: Schluß. Sonst: Jacobsen, a.a.O.

Memoiren: James Douglas-Hamilton, Motive for a Mission (London); basiert auf den Familienpapieren der Hamiltons, 69ff.

An seinen Vater: Brief von A. Haushofer an Karl Haushofer 16. März 1937 (NA-Film T 253/46/9835f).

Brief Ilse Heß: an Klara Heß 20. Oktober 1937 in PRO-Ordner, FO 371/26566.

Brief Ilse Heß: an Klara Heß 3. November 1937, Kopie, PRO-Ordner, FO 371/26566.

Entbindung: Brief Ilse Heß an Klara Heß 15. Dezember 1937 (ebda.).

Behauptung: Urteilsbegründung des Internationalen Militärtribunals, 1. Oktober 1946.

Geheimer Kabinettsrat: Erlaß des Führers und Reichskanzlers über die Errichtung eines Geheimen Kabinettsrates vom 4. Februar 1938 RGB1. 1938, 1, S. 112: ND-Auszug GB-249, cit. aus Dokumente der deutschen Politik, 1939, VII-1, 4f.

Niederschrift: Quellen dieser Reden siehe David Irving, Hitlers Weg zum Krieg.

Brief von R. Heß an Klara Heß: 15. Jänner 1938, Photokopie in Pro-Ordner FO 371/26566.

Heinrich Hoffmann: Es ist erwähnenswert, daß H. Hoffmann 1946 seine Haut rettete, indem er mit den Amerikanern beim Internationalen Militärtribunal in Nürnberg zusammenarbeitete. Er gab Eidesstattliche Erklärungen ab, in denen er unter anderem Heß auf vier seiner Photos identifizierte: Bei einem Gauleitertreffen mit Hitler 1935; auf dem Nürnberger Reichsparteitag 1936 (das vom NA-Washington zur Verfügung gestellt wurde); bei der Waffenstillstandszeremonie in Compigne mit Hitler 1940; bei der Ernennung von Prof. Messerschmitt zum „Pionier der Arbeit“ am 1. Mai 1941 (IMT-Beweisstück GB-225).

Schrieb seine Frau: Brief von Ilse Heß an Klara Heß 28. Jänner 1938, PRO-Ordner FO 371/26566.

Rassengesetze: Verordnung über die Einführung der Nürnberger Rassengesetze im Land Österreich vom 20. Mai 1938, gez. Frick, Heß' Schlegelberger (i. V.) ND, 2124-PS. RGB1., 1938, 1, 594, Beweisstück GB-259.

Auseinandersetzung: Am 10. November 1938; Aussage von Karl Haushofer vor dem IMT, 5. Oktober 1945, in: Kongreßbibliothek, Nachlaß Jackson, Box Nr. 104, „Indiv. Responsibility, Karl Haushofer“.

Übermizßig aufgeregt: Tagebuch Martha Haushofer, 8. Juli 1939.

Brief von Albrecht Haushofer: an Martha Haushofer, cit. in Jacobsen, a.a.O.

Pessimistischer Brief: In englischer Sprache von Doktor Albrecht Haushofer an Lord Clydesdale (Herzog von Hamilton) 16. Juli 1939; in ganzer Länge veröffentlicht in Douglas-Hamilton, op. cit., 91ff.

Schrieb Heß: Heß an Heinz Haushofer, 21. Juli 1939 in Archiv Ilse Heß, cit. in Jacobsen a.a.O., 385ff.

Notizbücher: Martin Bormann (später): Der Sekretär des Führers „Daten aus alten Notizbüchern“, 30. Jänner 1934-30. Juni 1943. Zwei Versionen, eine auf Rolle Nr. 1: NSDAP-Hauptarchiv, Hoover-Bibliothek, Mikrofilm (DI-Film 23) und eine in der Kongreßbibliothek, Anhang Nr. 5 472 E, Ac. 9705 (DI-Film 19). *Graz:* Artikel in Völkischer Beobachter: RUDOLF HESS ANTWORTET CHAMBERLAIN, „WIR STEHEN ZUR FAHNE DES FÜHRERS, KOMME WAS DA WOLLE!“ 7. Reichstagung der Auslandsdeutschen ... am Freitagabend (25. August) Berliner Ausgabe, 28. August 1939 (IMT Beweisstück GB-266).

Führerprinzip: Douglas Kelley, op. cit., 35f.

„Werk zerfällt“: cit. nach Albert Zoller, Hitler privat. Erlebnisbericht einer Geheimsekretärin, Düsseldorf, 1949). Die Sekretärin war Fräulein Christa Schroeder. Zoller war Hauptmann der französischen Streitkräfte, Verbindungsoffizier bei der 7. US-Armee in Augsburg, Vernehmungslager, wo Fräulein Schroeder inhaftiert war.

Spalten der Zeitungen: Siehe Berichterstattung in Völkischer Beobachter, 27. September 1939.

Teilung Polens: Gesetz vom 8. Oktober 1939, veröffentlicht im RGB1., 1, 1939, 2042f.

Erinnert sich: Fräulein Hildegard Fath, Erklärung, 20. November 1945 (Hoover-Bibliothek).

Offener Brief: Völkischer Beobachter 26. Dezember 1939, BRIEF RUDOLF HESS AN EINE UNVERHEIRATETE MUTTER.

Kommentar: Prof. Helmut Krausnick, Dr. Hildegard v. Kotze: Tagebuch eines Abwehr-Offiziers (Stuttgart) Anhang I. S. 470: „Die SS-Männer würden danach – – so mißverstehen, das manche – aufgefördert, sich den Frauen der im Felde stehenden Soldaten zu nähern.“

Julius Streicher: Vgl. Tagebuch Martin Bormann, Februar 1940.

Okkultismus: Hildegard Fath, Erklärung, 20. November 1945 (Hoover-Bibliothek).

Beim Mittagstisch: Bormanns Adjutant Heinrich Heim war ebenfalls anwesend. Interview Irving mit Heim, 2S. Juni 1971 (IfZ, Sammlung Irving).

Verständigung mit England: Generaloberst (später Generalfeldmarschall) von

Weichs' Ms.

Brief von Christa Schroeder: an ihren Freund „Johanning“ in der Schweiz, 25. Juni 1940 (Slg. Irving).

Schüttelte den Kopf: Heß berichtete dies in seinen Gesprächen mit Sir John Simon am 9. Juni 1941 und bei anderen Gelegenheiten. Er sagt, dies sei „während des Frankreich-Feldzuges“ gewesen.

Neue Kriegführung: Die entsprechenden Akten über Churchills Privatgespräche mit dem Luftmarschall Charles Portal am 20. Juli 1940, befinden sich in AIR. 14/1930, PREM 3/14/2. PREM 3/4/4. Portal erklärte, die Voraussetzungen [für Angriffe] vor dem 1. September 1940 seien ungünstig.

Diplomatischer Berater: Brief von Albrecht Haushofer an Karl Haushofer, 2. August 1940 (Jacobsen, a.a.O., 1, 402).

Kriegstagebuch der Seekriegsleitung: 1. Abt., 14. August 1940. *Zitierte Hitler:* Tagebuch Feldm. Wilhelm Ritter von Leeb, 14. August 1940.

Am nächsten Tag: Erwähnt in Jacobsen a.a.O. Chronik (15. August 1940: Albrecht H. wird zu Rudolf Heß zur Besprechung in Langenbeck gebeten (Beginn der Sondierungsvorbereitungen).

Vom Bett aus: Winston Churchill, Anruf bei Sir Norman Bottomley, R.A.F. Bomber Command, 2S. August 1940; Niederschrift in Befehlsunterlagen, PRO. AIR. 14/775).

Nicht reagierte: Ibid.

Wütend verließ: Tagebuch M. Bormann, 29. August 1940; aus dem Kriegstagebuch des Wehrmachtsführungsstabes geht hervor, daß Hitler wegen der Luftangriffe nach Berlin zurückkehrte.

Wehrwirtschaftsamt: Aktennotiz, Besprechung beim Amtschef Thomas, 30. August 1940 (ND, 1456-PS).

Weissauer: Der Präsident des Schwedischen Hofgerichts, Ekeberg, wandte sich am 5. September an Mallet mit der Frage, ob er (der brit. Gesandte) Weissauer empfangen würde. Das FO (Halifax) verweigerte am 6. September die Erlaubnis. Bernd Martin, Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg (Düsseldorf 1976) 342f.

Brief von Karl Haushofer: München, an Albrecht Haushofer, 3. September 1940: BA, HC.832; vgl. Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik (ADAP), Serie D (1937– 1945) m IX, 1, S. 13, Nr. 12, vgl. U. Laack-Michel, Albrecht Haushofer und der Nationalsozialismus (Stuttgart, 1974) 214ff; und Bernd Martin, op. cit.

Von der Seele geredet: Albrecht Haushofer nannte es in seinen Notizen „ein heikles Problem“.

Vizekönig: Lord Roberts of Kandahar.

Särge der Mütter: Stenogr. Aufzeichnung von Heß' Gespräch mit Sir John Simon, 9. Juni 1941; ähnlich äußerte er sich auch bei späteren Gelegenheiten. Vgl. Rees, op. cit., 20.

Versprechen: Ilse Heß: Ein Schicksal in Briefen (Leoni, 1984) 63. Heß sprach in britischem Gewahrsam mehrfach von einem „Versprechen für ein Jahr“.

Meldungen über Wetterlage: Eidesstattliche Erklärungen von Ingeborg Sperr Heß (Verbindungsstab in Berlin) und von Hildegard Fath; Beweisstück Heß-13 in IWM FO 645, Box 31, Nr. 3.

Magenkrämpfe: Denn Albrecht schließt seinen nächsten Brief an Heß am 19. September: „Mit guten Wünschen für Ihre Gesundheit“.

Geopolitische Sachkenntnis: Albrecht Haushofer, Denkschrift: Gibt es noch Möglichkeiten eines deutschenglischen Friedens? Typoscript, Streng Geheim. BA, HC.832; ADAP D, IX, 1, Nr. 61; von Walter Stubbe, „In memoriam Albrecht Haushofer“, Vf Z, 1960, 246ff, vom 15. September 1940.

In Bad Gallsbach: Brief von Rudolf Heß an Prof. Karl Haushofer, 10. September 1940. Veröffentlicht von Jacobsen, a.a.O., 353f (Nr. 81) BA, HC.832; ADAP D, XI, Nr. 46.

Angstlicher denn je: Brief von Albrecht Haushofer an seine Eltern, 18. September 1940, veröffentlicht von Michel, Nr. 82, S. 354, und von Jacobsen, a.a.O., I. BA, HC.832. Darin schreibt er: „Mit einer – durch die altertümlichen Postverhältnisse der Partnach-

Alm bedingten – Verzögerung ist Ihr Brief vom 10. gestern in meine Hand gelangt.“ (NA-Film T 253/46/9976ff).

Am nächsten Tag: Brief Albrecht Haushofer an R. Heß, Berlin, 19. September 1940; in BA, HC.832, ADAP D, XI, Nr. 76; Stubbe, a.a.O., 249f; ND, 1670; PS (NA-Film T 253/46/9976ff).

Noch in Berlin: Entwurf eines mit der Schreibmaschine geschriebenen Briefes von Albrecht Haushofer an den Herzog von Hamilton, ohne Datum, in BA, HC.832; Michel, a.a.O., Nr. 84.

A fool's errand: Brief von Albrecht Haushofer an seine Eltern, 19. September 1940, in BA, HC.832, und Michel, a.a.O., Nr. 83.

Deutsche Luftangriffe: Basil Collier, The Defence of the United Kingdom (London, 1957), app. XXVI, Anh.

Alles geklappt: Brief A.: Haushofer an R. Heß, 23. September 1940 aus Berlin, BA, HC.832; und ADAP D, XI, Nr. 13; Michel, a.a.O., Nr. 86, S. 357.

Eine Kopie: Brief A. Haushofer an seinen Vater, Berlin 23. September 1940, BA, HC.832; ADAP D, XI, Nr. 14, Michel, Nr. 85, S. 356.

Deutsche Sektion: des britischen Geheimdienstes; Interview des Autors mit Dr. (William) Kurt S. Wallersteiner in Vancouver, BC, 22. Oktober 1986. Wallersteiner, der jetzt stellvertretender Ratsvorsitzender der Vertretung der Juden in British Kolumbien ist, war von 1938 bis in die sechziger Jahre Mitglied des S.I.S. Frankenstein wurde „Sir George“ F.

Bohle: Erklärung von Ernst Wilhelm Hans Bohle, geb. 28. Juli 1903; vor der Historikerkommission, Aschan, Juli 1945; Verhöre durch Harold Deutsch, 5. und 8. September 1945; und Erklärung für Robert Kempner in deutscher Sprache, publ. in Das Dritte Reich im Kreuzverhör (München 1969) 103 ff.

Geheimer Brief: Der Herzog von Hamilton berichtete am 15. Mai 1945: „Er [Heß] bat mich, den König zu bitten, ihm ‚Parole‘ zu gewähren [d. h. die Rechte eines Parlamentärs], da er unbewaffnet und aus eigenem, freiem Willen gekommen sei.“ (PRO, PREM. 3/219/7). Er flog nach London, dort schrieb Cadogan am 15. Mai in sein Privattagebuch: „Herzog v. H. erschien. Wollte vom König empfangen werden. Ich empfahl ihm, erst mit dem P. M. zu sprechen.“ Churchills Terminkalender ist zu entnehmen, daß der Herzog dies nicht tat; aber am nächsten Morgen wurde er von Seiner Majestät empfangen, denn Duff Cooper informierte Churchill im Lauf des Tages: „Ich sprach gestern abend mit dem Herzog v. H . . . Er war heute morgen beim König und berichtete mir am nachmittag, Seine Majestät sei der Meinung, daß Letzterer“ – daß Churchill eine parlamentarische Anfrage beantworten sollte – „den beiden Alternativen vorzuziehen sei.“ (PRO, INF. 1/912). Am 17. Mai machte Cadogan folgende, etwas mysteriöse Tagebucheintragung: „Hamilton war hier, wird einem ‚Golden Spaniel‘ immer ähnlicher.“ Am 30. Mai: „A. Hardinge um 15 Uhr 30 [bei mir], erzählte ihm – für SM – das Neueste von Heß und Simon.“ (Churchill College, Cadogan Nachlaß ACAD 1/10). Jegliche Erwähnung von Kontakten des Herzogs mit dem König wurden aus den Tagebüchern von Cadogan entfernt, David Dilks (Herausgeber): The Diaries of Sir Alexander Cadogan, O.M., 1938–1945 (London, 1971).

Beneš: Tagebuch seines Sekretärs Edvard Taborsky, 12. Mai bis 1. Juni 1941 („Rudolf Heß priletel jednat o mir“) (Hoover-Bibliothek, Taborsky-Sammlung, Box Nr. 4, Neuzugänge Nr. 82087 8 M.02); sein eigener Bericht, *Prisna duverna zprava z briskeho fedniho prameno (vojenskho)*, ibid., Box Nr. 6; und vgl. Beneš Gespräche mit Compton Mackenzie, s/handschr. Aufz., 13. Dezember 1944, Box Nr. 4.

Innerer Konflikt: Dies erklärte Hitler gegenüber seinen Generälen am 15. Mai 1941 (vgl. Tagebuch Generaloberst Franz Halder).

Wetterlage: ibid.

Horoskop: Eidesstattliche Erklärung von Hildegard Fath, Nürnberg, 20. November 1945 (Hoover-Bibliothek, Kalifornien).

Flugverbot: Vergleiche Tagebuch Halder, 15. Mai 1941 und den Wortlaut der

Parteiämtlichen Mitteilung vom 12. Mai 1941: „Pg. Heß, dem es aufgrund einer seit Jahren fortschreitenden Krankheit vom Führer strengstens verboten war, sich noch weiter fliegerisch zu betätigen . . .“ (usw.). (BA Slg Schumacher /236).

Zwei Jahre später: Brief Rudolf an Ilse Heß, 9. September 1942 (Ilse Heß, a.a.O.).

Flugunterricht: vgl. Tagebuch Generaloberst Franz Halder, 15. Mai 1941; USSBS, Befragung von Prof. Messerschmitt, 11.-12. Mai 1945 und Messerschmitts Darstellung in Frankfurter Neue Presse, 12. Mai 1947: „Wie Heß nach England flog.“ (Ilse Heß, a.a.O., 65 Anm.). –

Aktennotiz: Messerschmitt für Piel, Hentzen und Bringwald, 7. Jänner 1941: „Me 110 des H. Heß.“ (Nachlaß Messerschmitt, Imperial War Museum, Handakten Messerschmitt, FD. 4355/45, Bd. 4 (Box 5.206)).

Obersalzberg: Tagebuch Halder, 15. Jänner 1941; Tagebuch M. Bormann, 7.-8. Jänner 1941; KTB Wfst, 7.-9. Jänner 1941.

Am 10. Januar: Heß selbst erklärte Sir John Simon am 9. Juni 1941, daß er seinen ersten Flugversuch am 10. Januar gemacht habe.

Traum: Brief von Max Hofweber an Heinz Haushofer, 10. Oktober 1961, cit. von Jacobsen, a.a.O., cit. 404 Fußnote.

Unterredung Ribbentrop-Duce: 13. Mai 1941 (ND, 1866-PS); Goebbels Ministerbesprechung, 15. Mai 1941.

Denkschrift: Befragung von Laura Schrödl durch die Briten in Nürnberg, 4. März 1946, in IWM, FO 645, Box Nr. 161, Verhöre Sa– Sk. Sie selbst habe erst in den letzten Tagen des August 1939 von dem geplanten Einmarsch in Polen erfahren; erklärte, er habe seinen Flug 1941 geplant, weil er „sich wegen Rußland Sorgen machte; und wir einen westlichen Block bilden müßten, um darauf vorbereitet zu sein, einem möglichen Angriff von östlicher Seite entgegentreten zu können.“ Vom Unternehmen Barbarossa will sie nichts gehört haben. Hildegard Fath, Eidesstattliche Erklärung, undatiert, ND Beweisstück, Heß-13, IWM FO 645, Box Nr. 31, Nr. 3. –

General der Flieger Karl Bodenschatz: Im Gespräch mit Milch u. a., 20. Mai 1945 CSDIC (UK) Bericht SRGG 1236 (C), in PRO Ordner WO. 208/4170; und Interview mit dem Autor vom 30. November 1970.

Eidesstattliche Erklärung: Hildegard Fath, Heß-13. Prof. Willi Messerschmitt, USSBS Befragung, 11.-12. Mai 1945. Op. cit., s. oben. (Bemerkenswert ist, daß Hewel von Briefen [Mehrzahl], Tgb. v. 13. Mai 1941, spricht.) Vgl. Tagebuch Franz Halder, 15. Mai 1941.

Kopie vernichtet: Ilse Heß. Heß, Ein Schicksal in Briefen, 78.

Pläne gegen Rußland: Siehe nachfolgende Quellen: Hans Frank an Stab, 19. Mai 1941, Gedächtnisprotokoll 21. Mai 1941, IWM, AL/2525; G. Schafer (Brief an Pg. Wagner [Gauleiter W.?] vom 7. Juni 1941; SHAEF PWD Bericht DE. 404/DIS. 202, in Hoover-Bibliothek, Walter Darre, Befragung, X-P/5, vom 16. Mai 1945.

Viermal versucht: Heß im Gespräch mit dem Herzog von Hamilton, 11. Mai 1941 (ND, M. 116).

Leitstrahl: Hans Baur, Hitlers Pilot (London, 1958); Kalundborg: Ilse Heß, op. cit.; und Tagebuch Halder, 15. Juni 1941; und Nachlaß Julius Schaub, Slg. Irving IfZ; Bodenschatz bestätigt das (Nutzung des Leitstrahls), s. o. CSDIC-Quelle.

Verzögerung: Heß nannte dies als Grund, in seinem Gespräch mit Hamilton am 11. Mai 1941 (ND, M 166). Ebenfalls veröffentlicht in The Trial of the Major War Criminals Before the International Military Tribunal, Documents in Evidence, Nürnberg, 1948, Bd. 38, 174ff.

Zusammenkünfte: Jacobsen a.a.O., Terminkalender des früheren Botschafters Ulrich v. Hassell Vom anderen Deutschland Tgb. 10. März 1941.

Deutschlandsender: Forschungsabteilung der BBC (Overseas). Vertraulich, Studie über Rundfunkpropaganda, Nr. 29 „Rudolf Heß: Rundfunkmeldungen über seine Aktivitäten in der Zeit vom 20. April bis 14. Mai 1941.“ Unter dem Datum 15. Mai 1941 in PRO, INF 1/912.

Martha Haushofer: Jacobsen a.a.O.– Gespräch mit Burckhardt: Albrecht Haushofer,

Bericht vom 12. Mai 1941 auf NA-Film, T 253/46/9958 ff.

Am 1. Mai: In seiner Rede erklärte Heß: „Sie haben sich [die Betriebe] den schönsten Dank erworben, das Vertrauen des deutschen Soldaten in die Waffen und die Güte des deutschen Materials . . . Ich kenne dieses Werk aus einer Zeit, als der ganze Betrieb sich aus ein paar Bauten zusammensetzte, die man heute unter den Riesenhallen gewissermaßen mit der Lupe suchen müßte.“ Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe, 2. Mai 1941.

Reichsminister Heß fragt an: Bisher unveröffentlichter Aktenvermerk von Prof. Messerschmitt an Herrn Caroli, Nr. 92/41 vom 2. Mai 1941 in Handakten Messerschmitt, IWM, FO 4355/45, Bd. 4, Box 5. 206.

Milch erzählte: in CSDIC (UK) Bericht SRGG 1236 (C) 20. Mai 1945.

Deutsche Rundfunksendung: BBC-Forschungsabteilung, Rundfunkpropaganda-Sendungen Nr. 29 „Rudolf Heß: Rundfunkmeldungen über seine Aktivitäten . . .“ vom 15. Mai 1941 in PRO, INF 1/912.

Leitstrahl: Bodenschatz: Op. cit.

Göring versicherte: Tagebuch Walther Hewel, 12. Mai 1941.

Der Führer glaubt: ibid.

Verbissen hat: Brief R. Heß an seine Frau Ilse, 8. Mai 1947 (basiert wahrscheinlich auf einem Gespräch mit Albert Speer, der auf dem Berghof dabei war; vgl. Speer-Chronik, Mai 1941).

„Herr Churchill“: Völkischer Beobachter.

Erinnern konnte: Erklärte Hitler am 13. Mai 1941 auf dem Berghof (Hans Frank, Gedächtnisprotokoll, op. cit.).

Hatte es eilig: Tagebuch Martin Bormann, 4. Mai 1941, Hitlers Rede dauerte zwei Stunden, so daß eine Unterredung mit Heß nur von kurzer Dauer gewesen sein kann.

Eine Woche später: Gespräch Heß mit Kirkpatrick, 13. Mai 1941 (ND M 117).

Seine Sekretärin: Befragung Laura Schrödl, 1946.

Wieder in München: Tagebuch Bormann, 8.-9. Mai 1941.

Rief Klopfer an: Erklärung von Wolfgang Bechtold vom Stabe Klopfer, 30. April 1946, in NA, RG. 238, Jackson Handakten, Box Nr. 180, „Heß“.

Forschungsamt: Am 12. Mai abends wurde Darre befohlen, sich morgens um il Uhr in Tempelhof zum Flug nach Berchtesgaden einzufinden. Dabei sagte ihm Frick: „Sie haben vorgestern abend dreimal dem Heß telefoniert.“ Darre: „Ich habe nicht telefoniert, aber er hat zu telefonieren versucht, und ich gebe Ihnen mein Kompliment, wie wir überwacht werden!“ (824 DIC X-P/5, 16 Mai 1945).

Schrieb Heß: Brief Heß an Reichsleiter Darre, 9. Mai 1941, im BDC-Ordner 236.

Wenige Tage zuvor: Befragung von Prof. Haushofer in Nürnberg, 5. Oktober 1945 (NA-Film M 1270) S. 15.

Haushofer berichtete: Solche Ereignisse lassen es als besonders tragisch erscheinen, daß die Tagebücher von Albrecht Haushofer 1945 von den Amerikanern erbeutet wurden.

Telegramm: Lt. Bernd Martin, cit. Michel 262, schickte Botschafter Stahmer sein Telegramm aus Madrid in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1941 an Walter Stubbe, Haushofers Vertrautem in der Informationsabteilung des AA (Martin a.a.O. 435).

Neun Jahre später: Rudolf Heß an seine Frau, Spandau, 12. Februar 1950 (Ilse Heß, 211f).

Wettermeldung: 10. Mai 1941 von Leasor als Illustration veröffentlicht.

Hellblaues Hemd: Ilse Heß meint damit die neue Uniform und die betreffenden Schneiderrechnungen. Den britischen Offizieren fiel die hervorragende Qualität der Uniform auf, die für einen Hauptmann ungewöhnlich war.

Kompaß: Heß an seine Frau, Spandau, 9. Mai 1948 (Ilse Heß, a.a.O. 180). Taschenlampe und bengalische Streichhölzer werden auch in den Akten des Britischen Kriegsministeriums als in dem Umschlag befindlich erwähnt.

Alfred Rosenberg: Befragung durch Oberlt. T. S. Hinkel, 16. November 1945 (in IWM FO 645 Box 160), ebenfalls erwähnt im Nachlaß Jackson, NA RG 238, Box 180 „Hess“. Mir

ist unerfindlich, woher Leasor weiß, daß Heß seinen bevorstehenden Flug mit Rosenberg besprochen hat. Ich glaube nicht daran.

Glaube ich nicht: Ilse Heß, a.a.O.

Letzter Blick: Rudolf an Ilse Heß, 9. September 1942 (ebda. 94).

Strahlen: Meldung des diensthabenden Luftkommodores, Kriegstagebuch des Jägerkommandos, 10. Mai 1941 19.07 und 19.45 Uhr. PRO AIR. 16/691.

Die billige Armbanduhr: War Gegenstand spöttischer Bemerkungen von britischen Ärzten. Leasor irrt sich deshalb, wenn er an einer Stelle von einer „teuren goldenen Uhr“ spricht.

II. England

Dieser böse Mann: Winston Churchill BBC-Rundfunkansprache 11. September 1940 „Jedermann auf seinen Posten“, HMV-Aufzeichnung ALP. 1436 vgl. Martin Gilbert, VI 77, 78f.

Er allein wußte: Es ist inzwischen erwiesen (und Prof. M. R. D. Foot, der amtliche Historiker ist mit mir einer Meinung), daß Eden und die übrigen Kabinettsmitglieder zumindest bis 1940/41 das Ultra-Geheimnis noch nicht kannten (wahrscheinlich noch nicht einmal 1943).

Postzensur: Memorandum von E. S. Herbert (Chef der Postzensur) an den Generaldirektor (Sir Walter Monckton?), 26. Mai 1941, in dem die Geschichte des abgefangenen Haushoferbriefes vom 23. September 1940 dargelegt wird. (PRO INF 1/912).

Analyseformular: Vom „Terminal Mails Branch“ (Privatpost) Nr. 10782 zum Brief von ‚A‘ aus ‚B‘, 23. September 1940, an Mrs. V. Roberts, Lissabon, MI 12 für MIS übermittelt. In PRO, Ordner INF 1/912.

Haushoferbrief: In dem Bericht wird nur ein Teil des Briefes zitiert. Eine Photokopie des gesamten Originals hat auf jeden Fall der Herzog erhalten, denn sie befindet sich in seinen Familienpapieren. Hamilton, op. cit., 146f.

Wallersteiner: Interview in Vancouver, BC, mit dem Autor, op. cit.

Nachlaß Beneš und Taborsky: In der Hoover-Bibliothek; in Beneš' Terminkalender sind mehrere Besuche von Robert Bruce-Lockhart, des Verbindungsoffiziers des Britischen Geheimdienstes zu den Tschechen, in den Tagen unmittelbar nach der Ankunft von Heß in England verzeichnet. Er könnte die Informationsquelle sein.

Um 22.08 Uhr: Anonymer, nicht unterzeichneter „Bericht über ein Gespräch mit Herrn Heß von Wing Commander Herzog von Hamilton, Sonntag, 11. Mai 1941“, als Einleitung zu dem „Persönlichen Bericht vom Wingcommander Herzog von Hamilton“. PRO PREM. 3/219/7; sowie maschinengeschriebene, beglaubigte Kopie in MD, M 116 (veröffentlicht in IMT, XXXVII 174ff). Verfasser des Vorworts war wahrscheinlich Hauptmann Benson, der Nachrichtenoffizier des Herzogs. Das Kriegstagebuch des RAF-Flugplatzes Ayr, 10. Mai 1941, ist das einzige, in dem Heß' Ankunft ausdrücklich erwähnt wird (PRO AIR 28/40). Am 10. Mai 1941 heißt es im Kriegstagebuch des 13. Geschwaders lediglich: „Eine Me 110 machte um 23.06 Uhr in der Nähe von Glasgow ohne [eigenen] Jägereinsatz eine Bruchlandung“ (AIR 25/233). Daraus geht hervor, daß ein Verband der 603. Staffel an diesem Tage in Turnhouse eintraf, Im Kriegstagebuch der 603. Staffel (PRO AIR 27/2079) ist kein Einsatz in dieser Nacht verzeichnet. Es gibt auch keinen direkten Hinweis auf den Heß-Zwischenfall im Kriegstagebuch der RAF-Turnhouse (PRO AIR 28/861), abgesehen vom Eintrag, daß sich der Herzog am 12. Mai vorübergehend von seinem Dienst ablösen ließ, weil er an diesem Tag und wiederum am 14. Mai nach London flog; ferner wird ein Rundschreiben unter dem 15. Mai erwähnt (im Anhang AIR 28/864), in dem das Flugpersonal ausdrücklich aufgefordert wird, keinerlei „dienstliche Informationen“ an nicht zuständige Personen weiterzugeben. Wolf-Rüdiger Heß erwähnt

in einer Anmerkung den Einsatz zweier Hurricanes der 245. Staffel; diese Einheit war in Belfast, Nordirland, stationiert, und die beiden betreffenden Hurricanes, die um 21.35 Uhr starteten und um 22.40 Uhr landeten, werden ausdrücklich in Zusammenhang mit sechs anderen genannt, die einem Schiffskonvoi aus Belfast Geleitschutz gaben (PRO AIR 27/1481).

VJ+OQ: In einigen Quellen, zum Beispiel im Sunday Telegraph, 13. Dezember 1981, ist von NJ + OQ die Rede. Auf der Handakte von Sinclairs Ordner AIR 19/564 steht: „3869 VJOQ Me 110, Heßflugzeug“ (ohne weitere Erläuterung).

Bei einer Tasse Tee: Learson, op. cit., 16ff; und New Yorker, 16. Februar 1957 „The Age-Parachutist“.

Beschloß der Herzog: Bericht des Herzogs, M 116 (11. Mai 1941, op. cit.); in einem zweiten, 1945 geschriebenen Bericht: „Ergänzungen zum Fall Heß von Oberst Herzog v. Hamilton“ (offenbar in Verbindung mit seiner geplanten USA-Rundreise verfaßt); darin schreibt er: „Mitten in der Nacht wurde ich telefonisch davon unterrichtet, daß ein deutscher Pilot . . . mich sprechen wolle.“ (PRO INF 1/912).

Mit der Mündung: Rudolf Heß, Kapitel: Der Flug, geschrieben Mai/Juni 1947, veröffentlicht in Ilse Heß, Heß, Ein Schicksal in Briefen, 82ff.

Das 3. Bataillon: Meldung vom Kommandeur des Flugsektors Glasgow, 6. Juni 1941 an Hauptquartier des Schottischen Oberkommandos, in WO 199/3288 a.

Polizeizelle: „Auszüge aus der Meldung des diensthabenden Offiziers in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1941, 1.4. Bataillon (Innenministerium) A. & S. H. HQ, Paisly“ in PRO DO 199/3288 a.

Bataillonskommandeur der Bürgerwehr: Meldung des Kommandeurs des 3. Bataillons, op. cit.

Persönliche Effekten: Ich vermute, daß auf den Listen auch der Brief aufgeführt ist, den Heß für den Herzog mitgebracht hatte (vielleicht sogar einen Brief für den König). Jedoch sind Akten über Kriegsverfahren grundsätzlich nicht zugänglich; die Akte 3288 a enthält aber auch keinerlei Hinweise auf disziplinarische Maßnahmen.

Sind Sie nicht Rudolf Heß?: Diese Schilderung stammt von Graham Donald, Chef der Craig & Donald Ltd., Werkzeugmaschinenfabrik, Glasgow, in einem Brief an seinen Vorgesetzten Sir Harry ———, 19. Mai 1941, zweiseitiges Manuskript, in IWM, Sig. Verschiedenes, und in „Bericht des Kommandeurs des 3. Bataillons, der Renfrewshire-Home-guard über die Ereignisse in den Nächten von 10./11. Mai 1941“ PRO WO 199/3299 a; die Donald-Episode wurde auch oft von Heß erzählt (Tagebuch Scott, Camp Z, sowie bei Ilse Heß, a.a.O. S. 89: „Ein Major sagte dann in tadellosem Deutsch, ich sähe genau wie Rudolf Heß aus. Er sei . . . oft im Zirkus Krone gewesen.“).

Eine Karte: Eden zitiert vom Times-Journalisten A. L. Kennedy, Tgb. 11. Juni 1941 (Archiv des Churchill-College).

Capt. Anthony C. White: Offizier vom Nachtdienst, Meldung: bertr, deutscher POW in der Nacht gefangen, 10./11. Mai 1941 PRO WO 199/3288 a, datiert 15. Mai 1941.

R. Firebrace: Bericht des Kommandeurs in den Akten des Schottischen Oberkommandos PRO WO 199/3288 a. C, J. P. Herzog vom Abschnitt Glasgow erklärte am 18. Mai 1941: „Der Nachrichtenoffizier von RAF-Turnhouse schien keinerlei Eile zu haben, den Gefangenen zu verhören, aber zwei andere RAF-Offiziere aus Ayr erschiene unverzüglich an der Absturzstelle.“ (ibid.)

Wieder im Bett: Offenbar waren Disziplinarmaßnahmen gegen Lt. Fulton vorgeesehen. Der Ordner enthält Briefe über diesen Vorfall. Schreiben von Major James. Barrie an den Kommandeur des 3. Bataillons H. G. Renfrewshire, 11. Mai 1941; Lt. B. Fulton „Meldung über Ankunft von Hauptmann (sic) Alfred Horn an Mary Hill-Kaserne am 11. Mai 1941; Meldung von Lt. F. E. Whitby an Kommandeur des 11. Bataillons The Cameronians (Scottish Rifles), 11. Mai 1941; („Zu keiner Zeit erwies der Offizier vom Dienst (Fulton) Major Barrie die üblichen Ehrenbezeugungen.“ PRO WO 199/3288 a.

Militärlazarett: Major C. W. Greenhill, RAMC o C Reception Station, Maryhill Barracks, Glasgow N. W., „Report on Prisoner Hess“, 15. Mai 1941 (PRO WO 199/3299 A).

Ziemlich ratlos: Ein solcher Fall war weder im königlichen Reglement noch in den Dienstvorschriften der Luftwaffe vorgesehen.

Versuchte Cadogan telefonisch zu erreichen: C. schildert diese Episode folgendermaßen in seinem Tagebuch unter dem 11. Mai 1941: „17.30 Uhr rief mich Addis an, um mir folgende Story zu erzählen: Ein deutscher Pilot sei in der Nähe von Glasgow gelandet und habe nach dem Herzog von Hamilton gefragt. Dieser war so beeindruckt, daß er nach London fliegen will und mich noch heute abend in Downing Street 10 zu sprechen wünscht . . . Eine halbe Stunde später hörte ich, daß PM seine Hoheit vom Flughafen abholen ließ, um ihn nach Chequers bringen zu lassen.“ Churchill-College ADAC 1/10.

Fremde Stimme sich einschaltete: Diese Zitate stammen aus dem 2. Bericht des Herzogs, der wahrscheinlich 1945 geschrieben wurde. „Ergänzungen zum Fall Heß von Oberst Herzog von Hamilton“, PRO INF 1/912.

Nach Dytchley-Park: Tagebuch von John Martin, 9. Mai 1941, Privatsekretär Churchills (im Besitz des Autors).

Hauptquartier: Befehlszentrale des Jägerkommandos, Eintrag 10./11. Mai 1941, Meldungen des Luftkommodores vom Dienst um 19.07 und 19.45 Uhr (PRO AIR 16/698).

Telefon anzapfen: Sir Joseph Ball, Chamberlains wichtigster Mitarbeiter, war der „Schurke“, der diese Abhöraktionen anordnete.

Anthony Eden: The Reckoning (London) S. 255 cit. Edens Tagebuch 12. Mai 1941.

Um 14 Uhr ein Krankenwagen: Medical Quarterly Report, Military Hospital Drymen, 22. Juli 1941 (PRO WO 222/885).

Ein halbes Dutzend Offiziere: Undatiertes Memorandum „Sicherheitsmaßnahmen im Lazarett Drymen“, PREM 3/219/7.

Schilderte ein Arzt: Schreiben des „Doctor at Military Hospital“ Drymen, 15. Mai 1941, Berichte der Postzensur, 27. Mai 1941: „Meldung über die Ankunft von Heß“ (Fortsetzung). „Nummer Zwei“. (Nr. Eins befindet sich nicht in den Akten unter PRO.). PRO INF 1/912.

Beifälliges Gelächter: Brendan Bracken schilderte diese Szene in einer Rede in den USA. *The Times*, 28. August 1943 und 4. Leitartikel, 13. September 1943.

Ungewöhnliche Geschichte: John Hamilton, Sekretär Churchills führte ein Tagebuch und erwähnt diese Episode unter dem 11. Mai 1941.

Brieftasche des Gefangenen: Herzog von Hamilton „Ergänzungen“, op. cit.

Als Eden die Photos sah: Eden, op. cit., 255 Tgb.

Luftverteidigungsausschuß: Churchills Terminkalender, 12. Mai 1941, im Besitz des Autors.

Identifiziert wird: Herzog von Hamilton „Ergänzungen“, op. cit.

Drei Mal bei Hitler: Beaverbrook erzählte dies Heß bei ihrer Zusammenkunft am 9. September 1941.

Ich frage mich: Ivone Kirkpatrick, *The inner Circle* (London), Kap. VII: „Heß 1941“.

Drittmächtigster Mann in England: Hamilton, op. cit.

Während der 17. X Uhr-Konferenz: Termine auf Churchills Terminkalender, im Besitz des Autors.

Hamilton und Kirkpatrick: Handschriftl. Notiz i. d. Akten Churchills PREM 3/219/4 o. Dat.

Der deutsche Rundfunk: Handschr. Inhaltsangabe von Meldungen des Deutschlandsenders, 20.00 Uhr, in Churchills Akten, PREM 3/219/4. Die deutschen Texte befinden sich in den Papieren des Generals der Polizei, Kurt Daliege, mit dem handschriftlichen Vermerk „Herrn General der Polizei, Daliege“ unter der Überschrift: „Überwachung feind-ausländischer Rundfunksender.“ (Das ist der deutsche Abhördienst von BBC) BA Smlg. Schumacher/236.

Eden rief Cadogan an: Tagebücher von Eden und Cadogan, 12. u. 13. Mai 1941.

Am Samstag Abend: Entwurf einer Erklärung Churchills zum Fall Heß. PRO PREM 3/219/4. Darin ging Churchill schon von vornherein davon aus, daß Kirkpatrick Heß

identifizieren würde; denn der Schlußsatz – der in der veröffentlichten Version weggelassen wurde – macht dies deutlich: „Deshalb wurde ein Beamter des Foreign Office, der mit Heß aus der Vorkriegszeit bekannt war, mit dem Flugzeug zum Lazarett geschickt, um Heß aufzusuchen. Der Beamte meldete, daß der deutsche Offizier zweifellos Rudolf Heß sei. Sobald er von seinen Verletzungen genesen ist, wird man seine Erklärung sorgfältig prüfen.“ Dieser erste Entwurf befindet sich in PRO FO 371/26565.

Es war Mitternacht: Hamilton, „Ergänzungen“, op. cit.

Um 15.30 Uhr ein getroffener Offizier: Cadogan Niederschrift über Telefonanruf von Kirkpatrick, 13. Mai 1941, 10.50 Uhr, in PRO PREM 3/219/7.

Röntgenaufnahme: Bericht Graham, 13. Mai 1941 und Telegramm Generalmajor Heeresverwaltung Schottisches Oberkommando v. 14. Mai 1941 (PRO WO 199/3288 A).

Untersuchungsergebnis: Bericht von Oberstleutnant J. Gibson Graham, an Luftabschnitt Glasgow, 13. Mai 1941 PREM 3/219/7.

Er erzählte mir: Bericht Graham, cit. in J. R. Rees, *The Case of Rudolf Hess*, S. 15.

Cadogan anrief: Cadogans Niederschrift über Telefonanruf von Kirkpatrick, 13. Mai 1941, 10.50 Uhr (drei Seiten); PRO PREM 3/219/7.

Persönliche Mitteilung: Nr. M 540/1, 13. Mai 1941 an Eden in PRO PREM 3/219/7.

Verbot die Regierung: Diese Zensurmaßnahme wird in dem unveröffentlichten Privatagebuch von Cecil King vom Daily Mirror, 13. Mai 1941, erwähnt (Universität von Boston/Mass.).

Meldung aus Berlin: Siehe z. B. *Transocean in English*, 14. Mai 1941 in PREM 3/219/4 und anderen, vom BBC-Monitor-Dienst aufgefangenen Meldungen. Ferner Blitzmeldung an British United Press aus New York, 14. Mai: „Amtliche deutsche Unterlagen, die von Heß zurückgelassen wurden, enthüllen, daß Heß den Herzog von Hamilton treffen will, um deutsch-englischen Frieden herbeizuführen.“ (INF 1/912).

In Wall-Street herrschte Nervosität: Telegramm J. G. Winant an US-Außenministerium Nr. 1907, 21.00 Uhr, 13. Mai 1941 (NA US-Außenministerium, Konferenzakte 862.00/4016).

Telegramme: In FO 371/ und INF 1/902.

Denkschrift: Von James H. Rowe Jr. vom Stab des Weißen Hauses an Roosevelt und Miß Lemond, FDR's Sekretärin, 14. Mai 1941, auf FDR-Bibliothek-Mikrofilm von Botschaften, die zwischen Churchill und FDR gewechselt wurden, Film Nr. I, S. 00242f.

Transatlantisches Telefon: Leider gibt es in den Archiven nur noch wenige erhaltene Niederschriften dieser Gespräche.

Persönlichkeiten aus neutralen Ländern: Memorandum E. S. Herbert an Duff Cooper, 15. Mai 1941, beigefügt sind erste Telegramme an Heß, die von der Zensur abgefangen wurden. Rosen telegrafierte: „Herzlichste Grüße und alle guten Wünsche.“ Das Telegramm „Mut“ stammt von Hugh Lathan, New Haven, Conn. (PRO. INF. 1/912).

Nervös und gereizt: Schrb. von Oberst J. P. Duke vom Schottischen Oberkommando an Unterstaatssekretär PW 1, 15. Mai 1941 in PRO WO 199/3288 A.

Protokoll: Aufzeichnung eines Gesprächs mit Heß vom 14. Mai 1941, 15. Mai 1941 ND M 118 (GB-271).

Überführung nach London: Schrb. von Generalleutnant Sir Alan Hunter an Churchill, 15. Mai 1941, abgezeichnet „WSC, 15. Mai.“; und „Bericht über die Bewachung und den Transport von R. Heß“, 14.-20. Mai 1941; 22. Mai 1941 (PRO PREM 3/219/7).

Geborener Gentleman: Schrb. Hunter an J. Peck, Churchills Sekretär, 17. Mai 1941 (ibid).

Propagandarichtlinien: Wöchentliches Rundschreiben des Foreign Office Nr. 18, 14. Mai 1941, Vertraulich. PRO FO 371/26565. Im Telegramm des Ministeriums für die Dominien an den Hochkommissar des Vereinigten Königreichs in Canada, 13. Mai 1941, 19.15 Uhr, hieß es ebenfalls: „Heß machte (auf Kirkpatrick) einen völlig ruhigen und gefaßten Eindruck und ließ keine Anzeichen von Geisteskrankheit erkennen.“ (ibid).

Beifallheischend: Tagebuch Cadogan, 14. Mai 1941.

Rief Eden an: Tagebuch Eden, 14. Mai 1941, op. cit., 256.

Neue Fotos: Schrb. Duff Cooper an Churchill, 15. Mai 1941, in PRO PREM 3/219/7. Churchill schrieb darauf: „Ein paar Tage abwarten, ereist gerade unterwegs. WSC 16. Mai.“.

Camp Z: Schrb. von Hunter an Downing Street 10 (Churchill und seine Sekretäre), 15. Mai und Bericht, 22. Mai 1941 in PRO PREM 3/219/7.

Am 15. Mai: Tagebuch Cadogan, und Beschlüsse des Kriegskabinetts, 15. Mai 1941, 12.00 Uhr mittags, WC 50 (41) in PRO CAB. 65/18. Handschr. Mitteilungen von Cadogan, 15. Mai 1941 in PRO FO 371/26565.

Keine Regierungserklärung: Kabinettsprotokolle, op. cit.

Cadogan war zufrieden: Tagebuch Cadogan, 15. Mai 1941.

Kein Wunder: Zwei handschriftliche Berichte von Major Sheppard, die Churchill vorgelegt wurden, datiert 17. Mai und 21. Mai 1941 in PREM 3/219/7.

Kühler Empfang: Kirkpatrick „Protokoll eines Gesprächs mit Herrn Heß am 15. Mai 1941“, undatiert, ND M119 (GB-272).

SM sprechen zu dürfen: Unveröffentlichter Auszug aus Tagebuch Cadogan, 15. Mai 1941. Douglas-Hamilton, op. cit., 175: „Am selben Tage (16. Mai) wurde Hamilton zum Lunch beim König in Windsor eingeladen. Georg VI. war sehr gespannt zu erfahren, was geschehen war.“ Offensichtlich hatte Churchill ihn bei ihrem Lunch am 13. Mai nicht darüber informiert. Es ist unwahrscheinlich, daß der Herzog Cadogan um Erlaubnis gebeten hatte, wenn der König ihn zum Lunch einlud.

In den Tower zu bringen: Tagebuch Cadogan, 16. Mai 1941.

Persönliche Mitteilung: In PRO PREM 3/219/7.

Zum Krankenwagen gebracht: Oberst R. A. Lennie, Chef des Militärlazarettes Drymen, Special Report, POW Nr. 3, 17. Mai 1941 (PRO WO 199/3288 A). Grahams Bericht, bei Rees, op. cit., 16. (Neugier wegen des Reiseziels).

Geisteszustand des Gefangenen: Major J. Sheppard „Meine Eindrücke von X (Herr Rudolph Hess)“, 21. Mai 1941; und sein Bericht vom 17. Mai 1941 (PRO PREM 3/219/7).

Railway Company: Schrb. LM & SR Co. an Oberst J. P. Duke, Asst. Adj. General, Hauptquartier Schottisches Oberkommando, Edinburgh, 1941. PRO WO 199/3288 A 106028.

Schlafwagen: Bericht von Hunter über Transport von Heß: 15.-21. Mai 1941 (op. cit.).

Kann nicht schlafen: Major Sheppard, Bericht über das Verhalten von X, op. cit.

Unterbringung: Bericht Sheppard, op. cit.

Gerlach: Schreiben von General Hunter an J. Peck, op. cit.

Spekulationen über Heß: Tagebuch Cadogan (Originaltext) 18. Mai 1941, Churchill-College, Cambridge, ADAC 1/10.

Kirkpatrick: Bericht Graham.

Cooper verbot: Tagebuch Cadogan, Originaltext, 18. Mai 1941, op. cit.

Heß zufrieden: Sheppard, op. cit.

Am 19. Mai: Rees, op. cit.

Briefentwurf: Entwurf eines Schreibens, nur englischer Text, in den Akten von Oberstleutnant A. J. B. Larcombe entdeckt (wahrscheinlich im OMGUS-Archiv in USA). Ohne Datum veröffentlicht in Sunday Telegraph, 13. Dezember 1981.

Am vierten Tage: Sheppard, op. cit., 21. Mai 1941 in PRO PREM 3/219/7.

Der richtige Mann: Tagebuch Cadogan, Original, 19. Mai 1941.

Gesprächsstoff im FO: Tagebuch Bruce Lockhart, cit. Rex Leepers Äußerung Edens, 28. Mai 1941: „[HESS] will Frieden – wir brauchen einen Scheinunterhändler, Sir John Simon.“

Im Parlament zur Sprache: Unterhausdebatte, Hansard, 22. Mai 1941, PRO FO 371/26565.

Im Flüsterton: Persönliche Mitteilung von Oberstleutnant A. H. C. Swinton, der 1941 das Camp Pirbright leitete; im Nachlaß von A. M. Scott, IWM (Tagebuch der Ereignisse vom 17.-20. Mai 1941).

20. Mai 1941: (Tagebuch von Oberstleutnant A. M. Scott, 16. Mai 1941-1942 im IWM,

Nachlaß Scott).

Betreuer: Bericht Hunter, 22. Mai 1941. Scotts Tagebuch führt diese drei auf der Titelseite als „Betreuer“ auf und identifiziert im Namensverzeichnis Foley als Major F. Foley, CMG (MI 6); er berichtet ferner, daß Captain „Barnes“ am 19. Juni seinen Dienst beim MI wieder aufgenommen habe, und daß Oberstleutnant „Wallace“ am 20. Juni „zum Dienst nach Cockfosters zurückgekehrt ist.“ Im Tagebuch von Sir Robert Bruce Lockhart (vom SO 1) wird unter dem 28. Mai 1941 Edens Äußerung wiedergegeben, daß „Heß allmählich desillusioniert ist und sich als zunehmend nützlicher erweist, nachdem er jetzt von Kendrick und Foley verhört wird. Man hat ihm gezeigt, was die Deutschen über ihn sagen. Will den Frieden . . .“ (Lockhart, op. cit., 101).

Diese Geheimdienstoffiziere: Christopher Andrew, *On His Majesty's Secret Service: The Making of the British Intelligence Community* (Viking Press, New York, 198?), 347, 349, 379f, 395f.

Foley, Major Francis Edward F.: CMG 1941, geb. Somerset, 24. November 1884, gestorben 8. Mai 1958; verh. mit Katharine Eva, 1921, eine Tochter. Captain (in Kriegsberichten erwähnt) in Frankreich 1914-18; PCO (Paßkontrollbeamter) in Berlin 1920-39; und in Skandinavien, 1939-40; Reaktiviert 1940, abkommandiert zum Stabe des Norwegischen Oberbefehlshabers im Feld, 1940, pensioniert 1949.

Mytchett-Place: Kurze Darstellung seiner Geschichte und Liste seiner Bewohner, 1780–1960.

Schriftliche Bestätigung: Schreiben Eden an Simon, 27. Mai 1941 in MS Simon 88, Bodleian Bibliothek Oxford.

Sprach gestern mit Simon: Eden an Churchill, PRO PREM 3/219/7.

Gleichzeitig bat er mich: Eden an Simon, in MS Simon 88, Bodleian Bibliothek, Oxford.

„Barnes“: Bekannt aus Lockhart's Tagebuch.

Diplomatischer Korrespondent: Die Tagebücher von A. Leo Kennedy, *The Times*, befinden sich im Churchill College Cambridge, 28. Mai 1941 (LKEM. 24).

Ernst mit seiner Mission: Eden wiederholte diese Äußerung, daß es Heß „sehr ernst“ sei, am 11. Juni 1941. (ibid.)

Lord Swinton: Protokolle des Swington-Komitees befinden sich in RG 84, US Botschaftsarchiv in London.

Sinclairs Dossier: Mitteilung von Melville über Sinclair Dossier, PRO AIR 19/564.

Ein schwieriger Fall: Typoscript von Churchills Entwurf einer Erklärung für das Unterhaus (nicht verwendet) in PRO PREM 3/219/4.

Rees: John Rawlings R., CBE 1946, geb. 25. Juni 1890, gest. 11. April 1969; Angaben aus *Who was Who?* und *The Medical Directory*.

Dicks: Henry Victor D., geb. 1900 in Pernaú/Estland; gest. 12. Juli 1977. Er war Berater bei der Britischen Armee und beim Alliierten Oberkommando in Fragen der psychologischen Kriegsführung; bei der Alliierten Kontrollkommission war er verantwortlich für das deutsche Personal. Siehe Nachruf von J. D. Sutherland im *Bulletin of the Royal College of Psychiatrists*, Oktober 1977, S. 6f. Arbeiten von Dicks während des Krieges waren u. a. *The Psychological Foundation of the Wehrmacht* (PRO, O. 241/2), und *National Socialism as a Psychic Problem* (WO. 241/6).

An mein Kind erinnert: Heß' Darstellung der Ereignisse, geschrieben etwa im Juni 1945, in Englisch veröffentlicht von J. Bernard Hutton, in Hess (New York 1970, S. 136).

Bestechen lassen: Wie Heß wenige Tage später Dicks erzählte. Diese und die vorhergehende Seite basieren auf Major Dicks' Bericht über sein erstes Zusammentreffen mit Heß, in Rees, op. cit., 28ff.

Scheinunterhändler: Eintrag im Originalmanuskript des Tagebuches von Cadogan, Churchill-College Cambridge.

Gewährte Einblick: Denkschrift von Cadogan für Premierminister, 6L Juni 1941 in PRO PREM 3/219/7.

Die Betreuer glaubten: Bericht von Major Dicks, cit. in Rees, op. cit., 37f. Diese

zeitliche Abfolge scheint aus der Erinnerung geschöpft zu sein; ich habe sie dem Tagebuch des Kommandanten angepaßt.

Mit dem Zeugen: In diesem Dokument werden zwei „Zeugen“ erwähnt, und zwar Kurt Maass, sowie Dr. E. Semelbauer, um deren Anwesenheit Heß am 15. Mai 1941 gebeten hatte. Sie kamen aus dem Hupton-Internierungslager, Liverpool. Sie hatten später, angesichts der Dinge, die sie erfahren hatten, Schwierigkeiten bei ihrer Entlassung aus der Internierung und bei ihrer Repatriierung.

Billige Uhr, Unterwäsche: Die Uhr und die leinene Unterwäsche führte Dicks als Beweis für Heß' Schizophrenie an (Tees, op. cit.).

Darlehen: Martin Gilbert, Churchill, VI. Nennt im Zusammenhang mit den Dokumenten Sir Henry Strakosch; ich entnahm den „Letzten Willen und Testament“ der Times vom 1. Februar 1944. (Nach heutigem Wert etwa das Vierzigfache!).

Ohne Gerichtsverfahren: Simon unterzeichnete den Kabinettsbeschluß, der Präsident Truman zugeleitet (und dann dem amerikanischen Chefankläger in Nürnberg, Jackson, übergeben wurde), in dem die Hinrichtung der wichtigsten Naziführer ohne Prozeß empfohlen worden war. (Kopie in NA, RG 238, Nachlaß Jackson).

Treffen: Handschr. Zettel von J. Martin an Churchill, 9. Juni 1941, PRO PREM 3/219/7.

Antwort: Thompsons Biographie über Desmond Norton; und Nortons erheblich „gefoltzte“ Akten in PRO.

Nortons Rolle: In Gilbert, op. cit.; ferner auch mehrere Mitteilungen von ihm in PRO FO 371. Er war Chef des IIC (Industrial Intelligence Center [Industriespionage]).

Berichtete dem Premierminister: Mitteilung von Norton an Churchill, 9. Juni 1941. Anscheinend war Norton aufgefordert worden, Vorschläge für die künftige Behandlung und die propagandistische Ausnutzung von Rudolf Heß zu machen.

Bedingungen für einen Friedensschluß: Simon erwähnt in seinem Bericht vom 10. Juni 1941, Heß habe diese Denkschrift verfaßt und ihm während ihrer Zusammenkunft am 9. Juni 1941 ausgehändigt, PRO PREM 3/219/7.

Waffenstillstand: Es gab noch ein Postskriptum über den Irak, von dem der Führer lediglich erklärt haben soll, der Irak dürfe von den Deutschen nicht fallen gelassen werden.

Dreistündige Unterredung: Wörtliche deutsche und englische Niederschrift des Treffens zwischen „Dr. Guthrie“ (Simon), „Dr. Mackenzie“ (Kirkpatrick), „Jonathan“ (Heß), dem deutschen Zeugen (Maass), „Captain ‚Barnes‘“ (Dolmetscher), Leutnant Reade (Sekretär), 9. Juni 1941, 14.30 bis 17.30 Uhr, Nr. 28 in PRO PREM 3/219/5. Es gibt eine Aktennotiz in Churchills Archiv, wonach ein weiterer Teil folgen werde (befindet sich aber nicht in seinen Akten). Weitere Auszüge sind als Dokument He:-15 abgedruckt in IMT. In Box 88 von Simons Privatpapieren, die sich jetzt in der Bodleian-Bibliothek in der Universität Oxford befinden, entdeckte ich einen Kohlepapierdurchschlag („Kopie Nr. 2“) der gesamten Niederschrift, 78 Seiten, sowie der folgenden 9 Seiten langen Aufzeichnung (Nr. 29) über Heß' Privatgespräch in englischer Sprache mit Simon, das um 17.30 Uhr begann. „Ich bin: Dr. Guthrie“ heißt es im Original; (aber Heß wußte offensichtlich, wer er wirklich war).

Farrer: Es handelt sich um J. A. Farrer, England under Edward VII.

Vorläufiger Bericht: Lordkanzler, Streng Geheim: Rudolf Heß – Preliminary Report. Abgezeichnet „5. 10. Juni 1941.“ Vermerk: „Zuoberst legen“, und „Gelesen: WSC“. PRO PREM 3/219/7.

Hitlers eigene Gedanken: Simon schrieb: „Ein Beweis dafür, daß Heß lediglich versucht wiederzugeben, was er von Hitler gehört hat, ist, daß er nicht weiterweiß, wenn er nach Einzelheiten gefragt wird.“ (ibid.).

PM an Außenminister: Nr. M 645/1 14. Juni 1941 PRO PREM 3/219/5.

Keine Ahnung: Tatsächlich unterrichtete Eden den Sowjetbotschafter Maisky am 14. Juni 1941 nur in ganz allgemeiner Form.

Göring: Informierte Birger Dahlerus mehrfach, zuerst über Barbarossa (Telegramm

Mallet an FO, Stockholm, 9. Juni 1941), dann über das Datum des 15. Juni 1941.

Fallobst: Brief von Desmond Morton auf amtlichem Papier der Downing Street 10 an Henry L. Hopkinson vom Foreign Office, 13. Juni 1941; bezeichnenderweise unter Lord Beaverbrooks Papieren im Archiv des Oberhauses, Ordner D, 443.

Verlogen: Tagebuch Cadogan, 11. Juni 1941.

Böse Mächte: Auf der Grundlage des Memorandums, das Rudolf Heß Lord Beaverbrook überreichte, 5. September 1941 (Nachlaß Beaverbrook, Od. D 443).

Ich sterbe: Rudolf Heß an Adolf Hitler, ohne Datum (Juni 1941), cit. in Rees, op. cit., 44.

Schüttelte die Hand: Malone schrieb anschließend ein Gedächtnisprotokoll über das Gespräch, zum Teil in direkter Rede; aus dem Tagebuch Scott.

Tapferer Mann: Tagebuch Scott 15. Juni 1941.

Cadogan erschien: Tagebuch Cadogan, 15. Juni 1941, Originaltext in Archiv Churchill-College.

Mit geballten Fäusten: Dicks, in Rees, op. cit., 46.

Selbstmordversuch: Die zuverlässigste Schilderung des Selbstmordversuches findet sich in dem unmittelbar danach geschriebenen Bericht von Oberstleutnant Scott an Oberst N. Coates, Kriegsgefangenenlazarett, 16. Juni 1941 (Kopie in Tagebuch Scott).

Mit Schlaftabletten: Dicks' Darstellung ist in Rees, op. cit., 472ff.

Nicht schießen!: Heß erzählte seine Version des Selbstmordversuchs in mehreren späteren Unterhaltungen mit Malone, Beaverbrook u. a.

Erschien Scott: Schreiben von Oberstlt. A. M. Scott an Oberst N. Coates, 16. Juni 1941 (Scott Tagebuch).

Morphium: Dicks, in Rees, op. cit., 48ff.

Siebzehn handgeschriebene Tagebücher: In den täglichen Meldungen der Pfleger werden zahllose intime Details über Heß' Verdauungsfunktionen verzeichnet, die hier nicht wiedergegeben werden, die aber wichtig für einen Psychiater sind; Dicks war der Meinung, daß Heß sich übermäßig mit seinen Körperfunktionen beschäftigte. woraus man psychiatrische Schlußfolgerungen ziehen könne.

Gute Nacht: Die Logik, die hinter anscheinend trivialen Vorkommnissen steht ist a) Heß war keinen Augenblick ohne Aufsicht. b) Niemand hätte R. Heß gegen jemand anderen austauschen können, ohne daß diese Herren es gemerkt hätten. Ich habe jedoch Beispiele erwähnt, wo in der Tat schizophrene Verhalten oder Halluzinationen zutage getreten sein könnten. (Darüber Dicks in Rees, op. cit., 52).

Unfreiwillige Komik. Mitteilung von Churchill an Kriegsminister, 22. Juni 1941 in Beantwortung von dessen Schreiben vom Vortage. PRO PREM 3/219/3. Ferner Sinclair an Hamilton, 21. Juni 1941, sowie weitere Korrespondenz in den Akten von Sinclairs Privatbüro, „Duke of Hamilton, Vorwürfe gegen Rudolf Hess“. PRO AIR 19/564.

Ablösen ließ: Kriegstagebuch RAF Turnhouse, 23.-24. Juni 1941 PRO AIR 28/861 sowie Anhang AIR 28/864.

Besteht darauf: Schreiben Sinclair an Churchill, 26. Juni 1941 PRO AIR 19/564. S. 206

Er mag England: Die folgenden Seiten passieren auf „Lt. W. B. Malones Bericht, Erklärungen von Z, die er im Laufe der Gespräche vom 13. und 14. Juli 1941 abgegeben hat“, in Tagebuch Scott.

Beschwerde: All dies ist in der eidlichen Aussage von Rudolf Heß enthalten, von der sich eine handschriftliche Kopie der englischen Übersetzung im Tagebuch Scott sowie eine Schreibmaschinenkopie im Beaverbrook-Archiv befinden.

Reaktion der Ärzte: Johnston-Bertrag zum Buch von Rees, op. cit., 60f. Captain Munro/Johnston: Bericht über Rudolf Heß, handschriftliche Kopie in Tagebuch Scott und Schreibmaschinenkopie in Churchills Akten PREM 3/

An uns vorbeischnuggeln: Handschr. Kopie dieses Berichts im Tagebuch Scott. Corporal Farr in den Suitland-Tagebüchern.

Neues Heß-Dokument: R. Heß, Deutschland-England unter dem Gesichtswinkel des Krieges gegen die Sowjetunion („Lord Beaverbrook übergeben 9. September 1941“); in

Beaverbrooks Akten unter dem Datum 6. September 1941 (D 443); und handschriftliche englische Übersetzung im Tagebuch Scott (dem ich hier nicht immer gefolgt bin), 7. August 1941.

Zukunft von Heß: Oberst M. Rees „The Future of Z“, 22. August 1941 im Tagebuch Scott.

Warnte vor Churchills Politik. Dies wird offenkundig aus verschiedenen Briefen in Beaverbrooks Akten.

Hamilton getroffen: Beaverbrook sagte dies zu Heß: Siehe Niederschrift ihrer Unterredung.

Cadogan überrascht: Tagebuch Cadogan, Originaltext in Churchill-College, 2. September 1941.

Heß antwortete: Brief R. Heß an Lord Beaverbrook, 4. September 1941, in Beaverbrooks Nachlaß, Ordner 443.

Hörten jedes Wort mit: (Abschrift). Streng Geheim, Schlafzimmer Nr. 98, Dr. Livingstone und Jonathan, 19.30 Uhr, 9. September 1941, im Nachlaß Beaverbrook, Ordner D 443. Bezeichnenderweise erzählte Beaverbrook Heß (S. 9): „Ich wollte Ihnen schon seit längerer Zeit schreiben.“ Und (S. 15): „Ich betrachte die Engländer sehr distanziert. Ich bin – wie Sie wissen – Ganadier.“

Beschwerde: Rudolf Heß, Erklärung und Protest, Anhang 1,18. September 1941 (D 443).

Beschwerdeliste: Rudolf Heß, Erklärung über Beweis und Protest, 5. September 1941 (Englische Übersetzung) von Heß selbst unterzeichnet mit getippten Einfügungen, datiert 14. und 30. September 1941 (Nachlaß Beaverbrook, Ordner D 443).

Korrekte Zahlen: The Times, 20. September 1941. An diesem Tage waren im deutschen Wehrmachtsbericht 85.896 Gefallene zugegeben worden; die Russen hatten behauptet, sie hätten bereits 1, 5 bis 2 Millionen Deutsche getötet.

Heimliche Botschaft: Brief von R. Heß an Prof. Dr. Fr. Gerl, in Hindelang/Allg., 29. September 1941, von Himmler am 13. April 1942 an Bormann weitergeleitet. NA-Film T 175/125/9926, 9934f.

Hämische Mitteilung. Schreiben Desmond Morton an Winston Churchill, 28. Juli 1941 PRO PREM 3/219/2.

Verschärfte Haftbedingungen: Es hatte ein umfassendes Revirement im Hobart House gegeben. Bei einem Besuch dort am 16. September 1941 erfuhr Oberstlt. A. M. Scott, daß das gesamte Kriegsgefangenendezernat – General Sir Alan Hunter, General Sir Oswald Barret (?) und Oberst N. Coates – zurückgetreten sei. Nachfolger wurden Gen-Maj. E. C. Gepp, sein Stellvertreter der unsympathische Oberst P. K. Boulnois (Bullennase).

Zwei Psychiater: Schreiben Cadogan an Beaverbrook, 1. November 1941 mit diktierten Kommentaren von Beaverbrook, in seinem Ordner D 443.

Beaverbrooks Sympathien: Bisher ist keine Antwort von Beaverbrook an Cadogan ausfindig gemacht worden.

Status von Heß: Protokoll der Konferenz im Foreign Office am 29. Oktober 1941, 16.00 Uhr, Teilnehmer: Cadogan, Loxley, Sir G. Thomas, Gen.-Mj. Gepp, Oberstlt. Scott, Col. Rees, Capt. Johnston, Brig. Stuart Menzies, Major F. Foley.

Schocktherapie: vergleiche auch Johnston in Rees, op, cit., 61.

Aus eigener Initiative: Nur englischer Text vorhanden.

Unperson: Dokument des Bayer. Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, in BA, Slg. Schumacher, 1236.

Anordnung Goebbels: Vertrauliche Informationen vom 7. September 1941, ibid.

Raffinierte Taktik: Dies ist Heß' Version, gedruckt in Hutton, 131. „Übersetzt von einem Amerikaner in Nürnberg“.

Alle vergiftet. Tagebuch Scott, 1. und 2. Dezember 1941.

Pioniertruppe: Am 21. November teilte das Kriegsministerium Oberst Scott mit, daß das Pionierkorps Camp Z übernehmen und somit die Brigade of Guards ablösen werde.

Es gab heftige Proteste. General Gepp wies darauf hin: „Die ganze Sache muß dem Premierminister vorgelegt werden, der – wie ich annehme – gleich zu Beginn festgelegt hat, daß das Camp von der Brigade of Guards bewacht werden solle.“ Nach Protesten von Scott versicherte das Kriegsministerium, die Ablösung werde erst nach Weihnachten stattfinden. In dem Befehl ACT 2563 wird festgelegt, daß, bis auf wenige Ausnahmen, die Kriegs gefangenencamps der Pioniertruppe unterstellt werden müßten.

„*Gründliche Untersuchung*“: Tagebuch Scott 18. Februar 1942. Kurz nach diesem Eintrag endet das Scott-Tagebuch mit seiner Versetzung auf die Isle of Man. Spätere chronologische Eintragungen stammen überwiegend aus den Pflegermeldungen vom SuitlandArchiv.

Heß' Geisteszustand: Bericht Rees, cit. (ohne Datum) in Rees, op. cit., 64.

Heil- und Pflegenanstalt. Schreiben Edens an Churchill, 20. Mai 1942, PRO PREM 3/219/7.

Bombardierung deutscher Städte: Rundfunkrede Churchills, 10. Mai 1942; in voller Länge abgedruckt in The Times 11. Mai 1942 unter der Überschrift: MISTER CHURCHILL ÜBER VERSCHÄRFUNG DER LUFTOFFENSIVE. „JETZT IST ES ZEIT LOSZUSCHLAGEN.“

Verlegung nach Wales: Cpt. Jonston datiert in seinem Bericht (in Rees, op. cit., 66) die Fahrt nach Wales auf den 25. Juni 1942; auch Dr. Ellis Jones stellt in seinem Bericht fest, daß Heß am 25. Juni 1942 in Maindiff Court aufgenommen wurde. Die Pfleger behaupten jedoch, daß er erst am 26. Juni 1942 um 15.45 Uhr dort eingetroffen sei; Eden spricht in seinem Brief an Churchill vom Oktober 1942 ebenfalls davon, daß der 26. Juni 1942 das richtige Datum von Heß' Einlieferung sei.

Schilderte dem Arzt: Ellis Jones, David, gest. 1967. Autor des Artikels „Rudolf Heß, A Problem in Forensic Psychiatry“. The Medical Directory, 1965.

An Schlaf nicht zu denken: Heß' Darstellung der Ereignisse, geschrieben in Maindiff Court, in Hutton, op. cit., 146.

Streng geheimes Schreiben: Mitteilung Edens an Churchill, 8. Oktober 1942, abgezeichnet „WSC, 12. X.“ und Vermerk „Gesehen von Major Morton“, PRO PREM, 3/219/7.

Kam am 4. August: In den Tagesmeldungen der Pfleger vom 4. August 1942 gibt es keinen Hinweis auf Rees.

Ausflüge zum Weißen Schloß: Briefwechsel des Autors mit Cadw. Welsh Historic and Monuments, 1986/87 und mit Mr. Hodges von White Castle.

Enthüllung: Artikel in News Chronicle, 20. Dezember 1944; Leserbriefe im Daily Mirror, 5. Februar 1945; und Korrespondenz zwischen Oberst Evelyn Smith (Kriegsministerium) und P. M. Loxley (Foreign Office), 30. Dezember 1944 und beigefügte Protokolle in PRO, FO 371/46777.

Laboruntersuchung: Brig. J. R. Rees, Fachberater für Psychiatrie bei der British Army, Bericht an Kriegsgefangenendezernat, Streng Geheim, 29. September 1942. Von Eden an Churchill weitergeleitet, Oktober 1942, PRO PREM 3/219/7.

Streit mit Moskau: Artikel in der *Prawda*, 19. Oktober 1942, Reuter Fernschreibmeldung und Protokolle von GM Wilson, F. K. Roberts u. a. in PRO FO 371/33036.

Britischer Botschafter: Clark Kerrs Stellungnahme: In Telegramm 262 an Foreign Office 19. Oktober 1942 in PREM 3/219/6 mit Churchills handschriftlicher Anmerkung: „21. X.“ S. 302

Kriegsverbrecher: Sitzung des Kriegskabinetts im Zimmer des Premierministers im Unterhaus, 20. Oktober 1942, 12.00 Uhr mittags; Punkt 1 der Tagesordnung ist unleserlich gemacht worden; Punkt 2 war Fall Heß. PRO CAB 65/28.

Riet der Regierung dringend: Clark Kerr, Telegramm 280 an Foreign Office, 25. Oktober 1942.

Eden dagegen: FO an Clark Kerr Telegramm 313, 30. Oktober 1942, beides in PRO FO 371/33036.

London an Moskau: Sitzung des Kriegskabinetts in Downing Street 10, 26. Oktober 1942, Punkt 2 der Tagesordnung, PRO CAB 65/28.

Keinen politischen Gebrauch: Sitzung des Kriegskabinetts, 29. Oktober 1942.

Cripps berichtete: Kabinettsitzung 4. November 1942, beides PRO CAB 65/28.

London informiert Moskau: Foreign Office (mit den Initialen von F. K. Roberts) an Clark Kerr, Telegramm 331, 4. November 1942 mit der Weisung, diese Erklärung in Moskau zu überreichen: in Telegramm Nr. 332 PRO FO 371/30920.

Glatte Lüge: Cripps, „Fakten betreffend die Ankunft von Herrn Heß in Großbritannien, soweit sie Seiner Majestät Regierung bekannt sind“ (Entwurf, datiert 2. November 1941) PRO FO 371/30920.

Stalin schockiert: Clark Kerr an Foreign Office, Telegramme 1444 und 1445 (Stalin „verriet eine überraschende Besorgnis, daß man Heß bei Kriegsende nach Hause schicken könnte“.) 6. November 1942 PRO FO 371/30920.

Schrieb er seiner Frau: Brief Rudolf an Ilse Heß, 24. November 1942.

Höchster Sanitätsoffizier: Dieser Besuch wird in den Tagesmeldungen der Pfleger vom 26. Oktober 1942 bestätigt: „... Beschäftigte sich mit Schreiben, bis er Besucher empfing; General Stott und Brigadier Rees, die eine Zeitlang bei ihm blieben; beim Säubern seines Zimmers wurde Essen vom vorhergehenden Abend, in Papier verpackt, hinter den Vorhängen entdeckt.“

Psychiatrischer Bericht: Zusatz von Cripps an WP (42), 520, Fakten über R. Heß, 10. November 1942; cit. Rees Allgemeine Schlußfolgerungen, 6. November 1942 (vgl. Rees, op. cit., 75f). PRO PREM 3/219/6.

Nach Washington geschickt: Telegramm FO Nr. 7227 an Lord Halifax, 20. November 1942; paraphiert von Cadogan 19. November 1942 Fo 371/... ; das beigefügte Resümee wurde Roosevelt von Botschafter Halifax überreicht und befindet sich im PSF-Ordner, Großbritannien; die Übergabe fand am 8. Dezember bei einem Lunch statt, den Halifax für FDR gab (Terminkalender von FDR) Roosevelt-Bibliothek; s. a. Schreiben Halifax an FDR; 9. März 1943 in FO 115/3544/106028.

Gefilterte Fassung: Schreiben von Lord Halifax an Präsident Roosevelt, 9. März 1943 und 30. Juni 1943 (in denen festgestellt wird, daß Stalin in derselben Weise unterrichtet wurde). PRO FO 115/3544/106028.

Anfechtungen: Major Ellis Jones' Bericht über „J“ (Jonathan), 14. Jänner 1943 in Rees, op. cit., 76f, Ellis Jones beginnt seinen Bericht mit den Worten: „Ich erlaube mir, Ihnen einen Bericht über ‚J‘ zu unterbreiten, [und zwar] über die Zeit nach Ihrem letzten Besuch am 26. Oktober 1942.“ Aus den Meldungen der Pfleger geht hervor, daß Rees Heß jedoch auch am 10. Jänner 1943 besuchte.

Seine Socken: Dieser Vorfall geht aus Ellis Jones' Bericht vom 14. Jänner 1943 hervor. Der einzige Hinweis, der sich darüber in den Meldungen der Pfleger am 2. Februar 1943 befindet, lautet jedoch: „Beklagte sich darüber, daß jemand eine seiner Socken zerrissen habe, während er morgens im Badezimmer war.“

Leibschmerzen: Pflegermeldung vom 22. Dezember 1942.

Glaut an den Sieg: Diese Äußerungen von Lt. May sind in Guy Ramseys Artikel in The Daily Mail wiedergegeben. Der betreffende Offizier wurde unter Arrest gestellt und kam vor ein Kriegsgericht. Da May in den Meldungen der Pfleger nicht mehr erwähnt wird, kann es sich nur um diesen Offizier handeln. Daily Mail, 1. September 1943.

„Sich des Vatis entsinnen“: Brief Rudolf Heß an seine Frau, 14. Februar 1943 (op. cit., 95f).

Langgehegter Traum: Heß an seine Frau, 26. März 1943 (op. cit., 96f).

Im KZ: SS-Obersturmführer Günther Sorof war früher Adjutant bei R. Heß. Wurde am 2. März 1943 auf Anordnung Hitlers aus dem KZ Sachsenhausen zwecks Front-Bewährung entlassen (BDC-Akte Heß).

Mitwisser: Und Briefe aus dem BDC, Akte Alfred Leitgen (geb. 1. September 1902), Karl Pintsch (geb. 3. Juni 1909) und Laura Schrödl (geb. 26. Februar 1915). Schreiben von Reichsschatzminister Schwarz an Reichsleiter Bormann, 3. April und Antworten 11. April und 17. April 1943 (BA, SIg. Schumacher /236).

Die Story: In einem Protokoll des Foreign Office vom 22. September 1943 wird

erwähnt, daß ein Offizier wegen seines Interviews mit der Daily Mail verhaftet wurde, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Aus diesem Pro-Ordner ist ein Dokument entfernt worden (wahrscheinlich über das Kriegsgerichtsverfahren) C 14 797/5311/18.

Der Artikel enthüllte: Daily Mail, 1. September 1943: „DIE STORY, AUF DIE GANZ ENGLAND GEWARTET HAT. DAS TÄGLICHE LEBEN VON HESS IM GEFANGENENLAGER: WAS ER TUT, SAGT UND DENKT.“ Die Protokolle von Loxley, Roberts, Strang, Sargent usw. befinden sich in PRO FO 371/34484. Loxley berichtete, daß die Einheimischen wußten, daß Heß dort war (obgleich einige glaubten, es sei General v. Arnim und nicht Heß).

Außer sich vor Empörung: Sitzung des Kriegskabinetts, 2. September 1943, 11.30 Uhr PRO CAB 65/35.

Kommentar: The Times, 13. September 1943, Leitartikel, Seite 5, Spalte 4.

Unterhauserklärung: Kabinettsitzung, 20. September 1943, 17.30 Uhr, PRO CAB 65/28.

Roosevelt wird informiert: Schreiben R. I. Campbell, Britische Botschaft, Washington, an Cordell Hull, 21. September 1943 im Archiv US-Außenministerium, Ordner 862.00/4469, enthält Campbells Brief an Roosevelt, 21. September 1943 PRO FO 115/3544.

Eden beabsichtigt: Eden gab seine Erklärung am 22. September 1943 ab/ s. a. The Times, 23. September 1943, S. 2, Spalte 4.

Hauptthema der Unterredung: Es gibt einen ausführlichen Bericht der Pfleger in den Suitland-Tagebüchern über den Besuch des Schweizer Gesandten, 27. November 1943, aber keine Einzelheiten, worüber gesprochen wurde.

Bewertung der Symptome: Bericht von Brig. J. R. Rees, 3. Februar 1944 (in Rees, op. cit.).

Um 19.00 Uhr eingetroffen: Oberstlt. Dicks, Bericht an Brig. Rees, 3. März 1944 in Rees, op. cit., 80ff.

Letztes Wort: Das „Letzte Wort“, das Heß vor dem IMT abgeben wollte, wobei er aber sofort unterbrochen wurde, bevor er damit beginnen konnte, s. a. Bird, 23ff.

Narkoseexperiment: Bericht Dicks, 10. Mai 1944 und Anhang: „Vollständiges medizinisches Protokoll über die Evipan-Narkose, die am 7. Mai 1944 in Maindiff Court durchgeführt wurde“ (Rees, op. cit., 87ff).

Evipan: In dem Protokoll, das Dicks am 7. Mai 1944 aufgenommen und als Anhang, S. 87ff, seinem Bericht vom 10. Mai 1944 beigelegt hat, wird von Evipan gesprochen. Rees selbst erklärt in seinem Buch (S. 70): „Vom Kriegsministerium wurde die Genehmigung erteilt, einen Versuch mit einer intravenösen Injektion von Pentothal . . . zu machen.“

Wortlaut: „Keine Injektionen mehr! Die erste Injektionen haben das Gestadnis in keiner Weise gebessert dafür große nervosität hervorgehen. Bei Beantwortung der während der Experiments gestellter Fragen hat bewiesen, daß das Gedächtnis doch vorhanden und nur vorübergehend gestört ist.“ (sic!)

Überzeugende Darstellung: Von Heß in seinem in Maindiff-Court geschriebenen Manuskript erwähnt, s. Hutton, op. cit., 159. *Rees riet ab:* Rees Bericht, 19. Dezember 1944 in Rees, op. cit., 91.

Abendtafel: Im Nachlaß Haushofer.

Abhandlung über Literatur: Dreiseitiger Brief von Heß an seine Frau, 9. März 1945, cit. in Rees, op. cit., 93; und Brief an seine Tante, Frau Rothacker in Zürich. Rees (?) ist derselben Meinung, S. 93: „Die im März (1945) geschriebenen Briefe unterscheiden sich so sehr in Ton, Qualität und Länge, daß sie den sicheren Beweis für die Echtheit des bisher Geschehenen liefern.“

Salz im Essen: Am 2. April 1945 gab Heß dem Küchenpersonal seine eigenen Anweisungen für eine Diät: „1. Ich bitte darum, nur jeden zweiten Tag Hackfleisch zu bekommen (kleine Mengen) und mehr Gemüse; 2. Gemüsesuppe an den Tagen, an denen ich kein Hackfleisch bekomme, wenn möglich, sollte dies nicht aus verdorbenem Fleisch hergestellt werden und nicht nach Petroleum oder Karbol riechen. Keine Gewürze (Salz oder Pfeffer) verwenden. 3. Abends hätte ich gerne Fisch und Gemüse.“

Sarkastisches Dokument: Aus „Heß, Darstellung der Ereignisse“, in Hutton, op. cit., 161.

„*Naturleben*“: Heß zitierte diese beiden Passagen in einem Brief an seine Frau, 21. Juni 1945, und fügte hinzu: „Gerade in den ersten Tagen des Mai kam ich auf folgende Stellen im Günther.“

Hochrangiger Kriegsgefangener: Schreiben von O. Sargent an Premierminister, betr. Heß, PM/OS/45/101, vom 12. Mai 1945, PRO PREM 3/219/7.

III. Nürnberg

Kriegsverbrecherausschuß: Protokoll der 2. Sitzung des Britischen Kriegsverbrecherausschusses mit den Vertretern der USA, im Church House, Westminster, 21. Juni 1945, 10.45 Uhr (Nachlaß Jackson, Kongreßbibliothek).

Schrieb am 23. Juni: Brief von Jackson an Dr. Millet, in Kongreßbibliothek, Nachlaß Jackson, Box Nr. 107, Ordner: „Psychiatric and Personality Studies of Nazi Leaders“.

Mit Ellis Jones zusammentraf: Der geduldige Dr. Ellis Jones mußte am 9. Juli 1945 folgende Erklärung für Heß unterschreiben: „Ich bestätige hiermit, daß es völlig ausgeschlossen ist, daß man Herrn Heß ohne meine Kenntnis Gift in sein Essen oder seine Medizin getan hat. Auch wurden keinerlei Abführmittel oder sonstige gesundheitsschädliche Substanzen seinem Essen beigemischt.“

Nach einer Visite: Brief Ellis Jones an Rees, 19. Juli 1945, in Rees, op. cit.

Ließ sich nicht täuschen: Ellis Jones, in Rees, op. cit., 73f.

Verschiedene Dokumente: zwei Seiten lange Liste, OUSCC, Befragungsabteilung, Analysesektion: Erhielt von Oberst J. H. Amen das folgende, Rudolf Heß betreffende Material: . . . gez. Rechtsanwalt Dr. Günther v. Rohrscheidt“, 19. Dezember 1945. Auf NA-Film, M 1270 Rolle 6. Es stimmt im wesentlichen überein mit der Liste, die zu Beginn des Beweistückes „Hess-15“ in IMT, Bd. XXXX, S. 279f, veröffentlicht ist; diese Unterlagen sind jetzt angeblich im Nürnberger Hauptstaatsarchiv. *Andrus:* Dr. Kelley, a.a.O., 26f.

Auf einem Photo: Photos des US-Nachrichtenkorps, Negativ Nr. 111 SC.

Verhör begann: Aussage von Rudolf Heß, aufgenommen am 9. Oktober 1945 von 10.45 bis 12.15 Uhr von Oberst John A. Amen, IDG, OUSCC. Ebenfalls anwesend: Gefr. Richard W. Sonnendeldt, Dolmetscher, und Soldat Clair van Vleck, Gerichtsstenograph (NA-Film M 1270, Rolle 6).

Dieses erste Verhör: Befragung von R. Heß in Nürnberg am 9. Oktober 1945, 14.30 bis 15.10 Uhr durch Oberst Amen. Ebenfalls anwesend: Hermann Göring, Dr. Karl Haushofer, „Fritz“ (sic.) von Papen, „Ernst“ (sic.) Bohle [zum Zwecke der Identifizierung]. Sonnenfeldt: Dolmetscher; Van Vleck: Gerichtsstenograph (NA-Film M 1270, Rolle 6).

Albrecht erschossen. CIOS-Auswertungsbericht Nr. 55, 5. Juni 1945, Befragung von Dr. Karl Haushofer. NA RG. 226 OSS-Bericht, XL-11080.

Karl Haushofer: Ich habe vor allem die Dokumente in Hans-Adolf Jacobsens Werk: Karl Haushofer – Leben und Werk, Bd. 1, Boppard a. Rh., ausgewertet.

Pater Walsh: Über Heß' ganz andere Meinung von Walsh, s. seinen Brief an Martha Haushofer, 3. Oktober 1945 (a.a.O., 438ff): „Mentors [d. h. Walsh's] zunehmende menschliche Wärme und geradezu rührende Fürsorge lassen mich zunehmend glauben, daß man so nicht mit Menschen umgeht, die man verderben will, sondern nur mit solchen, mit denen man Gutes vorhat.“ In seinen Erinnerungen (um die Jahreswende 1945/46) schrieb Haushofer von der „nicht mehr auf Erden einhofften Menschlichkeit, Güte und Weisheit“ von Walsh Seitdem trägt die schönste mittlere Eiche der schönsten Eichengruppe . . . den Namen von Professor Colonel Edmund A. Walsh (a.a.O., 440). Und weiter: er habe sich am 9. Oktober 1945 in Nürnberg „unter den Schutz meines

ritterlichen, größten wissenschaftlichen Gegenspielers in den USA“ gestellt. Über Walshs wirkliche Absichten gegenüber Haushofer, siehe seinen [Walshs] Bericht über die Begegnung mit Heß am 9. Oktober 1945. „Bericht über Prof. Karl Haushofer von der Universität München und den Einfluß seiner Geopolitik“, erstattet für US-Chefankläger Jackson, Nürnberg, 6. Februar 1946: Original im Jackson-Nachlaß, Kongreßbibliothek, Box Nr. 104, „Individual Responsibility: Karl Haushofer“.

Duzen wir uns? Während des Gesprächs benutzte Haushofer die ganze Zeit das ‚Du‘. Heß wahrscheinlich kurz nach Beginn des Gesprächs ebenfalls. –

Der Professor war erschüttert: In dem zusammenfassenden Bericht an Hofweber vom 15. November 1945 bemerkte Haushofer zu dieser Begegnung mit seinem Freunde Heß, „dies sei einer der schmerzlichsten Eindrücke“ seines Lebens gewesen (Jacobsen, a.a.O., 442 Anm.).

Die Wahrheit gesagt: Colonel John Harlan Amen, Chief, Interrogation Division: Befragung von Hermann Göring, 9. Oktober 1945, 15.30 bis 17.00 Uhr (NA-Film M. 1270, Rolle 5).

Verstand verloren. Befragung von Papens am 12. Oktober 1945, 14.40 bis 16.10 Uhr durch Mr. Thomas J. Dodd, auf NA-Film M. 1270, Rolle 14.

Vertrauliche Schilderung: Jackson: Oral History, Kapitel XXXIX, auf DI-Film 87.

Heß-Göring: Gespräch zwischen beiden am Montag, dem 15. Oktober 1945, in Zimmer 167 des Nürnberger Gerichtsgebäudes, von 14.28 bis 15.45 Uhr. Gerichtsstenograph: Frances Carr; Monitor: Richard Sonnenfeldt. Auf Seite 6 steht der Satz: „(An dieser Stelle wurde die Aufzeichnung unverständlich.)“, und auf Seite 9: „(Das Gespräch wird überdeckt von raschelndem Papier und anderen Geräuschen“; und: „An dieser Stelle klingelte das Telefon und übertönte die ganze Unterhaltung“. NA-Film M. 1270, Rolle 6.

In dieser Bedrängnis: R. H. Jackson: Brief an Dr. John A. P. Millet, 12. Oktober 1945; und Memorandum an William E. Jackson, 12. Oktober 1945: Beide in der Kongreßbibliothek, R. H. Jackson Nachlaß, Box Nr. 107, Ordner „Psychiatric and Personality Studies of Nazi Leaders“ und Box Nr. 103: „Büroakten, Jackson, William E.“

Gefängnis-Psychiater: Douglas M. Kelley, *Twenty-two Cells in Nuremberg*, 28ff.

Gab seinen Bericht ab: Major Douglas Kelley, Memorandum an den Kommandeur Abteilung Innere Sicherheit, 16. Oktober 1945: „Psychiatric Status of Internee.“ In Jackson-Nachlaß, Box Nr. 107, Akte, op. cit.

Wahrheitsdroge: „Ich habe nicht riskiert, das zu genehmigen“, schrieb Jackson. „Ich fürchtete, falls Heß innerhalb von ein oder zwei Jahren sterben sollte, ganz gleich aus welchen Gründen, würde man behaupten, daß wir ihn vergiftet hätten.“ Oral History, Kap. XXXIX (Film DI-87).

Stellungnahme: Brief von Andrus an Jackson, Col. Gill, 17. Oktober 1945, Kopie in Jackson-Nachlaß, Kongreßbibliothek. *Weigerte sich.* Tagebuch Heß, 13. Oktober 1945.

Jede Behandlung: Schreiben Col. Gill, CMP, Executive, in OUSCC Büro, an Andrus, 20. Oktober 1945. NA. RG 238, Box Nr. 180, Ordner „Hess“; und Jackson-Nachlaß, Kongreßbibliothek, Box 107, op. cit.

Bereit zuzuhören. Erklärung von Rudolf Heß in Nürnberg am 19. Oktober 1945, abgegeben vor Col. John H. Amen, 1GB, OUSCC, 16.46 bis 16.48 Uhr, Stenograph Nancy M. Shields, BCV, Dolmetscher Gefr. Richard W. Sonnenfeldt. NA-Film M. 1270, Rolle 6.

Vetternwirtschaft. Aktennotiz von Erich M. Lipman, für Lt. Blumenstein, betr. „Rudolf Hess correspondence and my visit to Mrs. Hess“, 29. Oktober 1945. Auf NA-Film, M. 1270, Rolle 6.

Grünepfel: Tagebuch, Oktober 1945 (Bird, op. cit., 36ff).

Kelley war beunruhigt: Memorandum von D. M. Kelley an Chief Internal Security, 25. Oktober 1945, in Burton C. Andrus Nachlaß, Schnellhefter III.

Stellte denselben Antrag: Brief von W. Donovan an Col. R. G. Storey, Board of Review, 25. Oktober 1945, in R. H. Jackson-Nachlaß, Box Nr. 107, Ordner, op. cit., Kongreßbibliothek.

Seit drei Wochen in Nürnberg: Verhör von R. Heß am 30. Oktober 1945, 10.30 bis 12.00 Uhr durch Col. John H. Amen, IGD, OUSCC. Ebenfalls anwesend Major Teich, F. C., Major Kelley, D. M., Gefr. Ruppert Waare, Gefr. Harold Fredland, Gefr. Richard W. Sonnenfeldt, Dolmetscher, und Frances Karr, Gerichtsstenograph. NA-Film M. 1270, Rolle 6.

Entdeckte Narben: Bericht von Capt. Benjamin Hurewitz, 10. November 1945, cit. in Rees, op. cit., 136f.

Entscheidender Punkt: Der Internationale Militärgerichtshof. Antrag des Verteidigers RA. Dr. von Rohrscheidt für den Angeklagten Rudolf Heß. 13. November 1945. NA-Film M. 1270, Rolle 6.

Absurde These: Col. B. C. Andrus' Empfehlung für Major Kelley, Befragung von Heß am 15. November 1945 (Pers. Akten von Andrus, Schnellhefter II).

Holte Fräulein Sperr: Verhör von Rudolf Heß, Frl. Ingeborg Sperr, Frl. Hildegard Fath, 16. November 1945, 14.50 bis 15.50 Uhr, durch Col. John Amen, JAGD, OUSCC; ebenfalls anwesend: Col. Paul Schroeder, Major Douglas Kelley, Hon. Claude Pepper, Senator von Florida, Leo Katz, Amtlicher Dolmetscher, John H. Murha, Gerichtsstenograph. NA-Film M. 1270, Rolle 6.

Fotos geschickt: Undatierte Abschrift, überschrieben: Übersetzung, Gespräch zwischen Rudolf Heß und seiner Sekretärin (ibid.).

Pressekonferenz: Meldungen über Pressekonferenz im Nürnberger Gerichtshof, 9. und 19. November 1945 in Burton C. Andrus Privatakten.

Gab sich die größte Mühe: Kelley, op. cit., 17.

Las eifrig Bücher: Zwei verschiedene Schreibmaschinenkopien der Liste von Büchern, die Heß in den letzten zehn Tagen gelesen hat, 26. November 1945, befinden sich in den Archiven (persönliche Akten von Andrus; und NA RG. 238, Eintragung 191, Hauptquartier Nürnberg, Military Post Nr. 6850, Innere Sicherheitsabteilung: (OCCPAC, OCCWC, Box Nr. 1). Die Liste enthält u. a. Bücher von Lena Christ, Hans Fitz, Edgar Wallace, Josef Ziermayr, Ernst Claes, Bruno Bürgel, Ludwig Thoma, Otto Ludwig, Conte Corti und Rudolf Pechel.

Anständige Gesinnung: Brief Ilse Heß an Martha Haushofer vom 14. Februar 1946, cit. in Jacobsen, op. cit., 442.

Eigenschaft von Rudolf Heß: Englische Übersetzung der Eidesstattlichen Erklärung von Hildegard Fath, „Memorandum über Rudolf Heß“, 20. November 1945, Hoover-Bibliothek, Kalifornien, (Ms) DD247.H3F22 („Geschenk von Frau Douglas Kelley, Oktober 1963“).

Apathische Geistesabwesenheit: Gustave M. Gilbert, Nuremberg Diary (New York, 1947), 35f.

Unter nicht ehrenvollen Umständen: Schreiben Andrus an Public Relations-Offizier, US-Kriegsministerium, 6. September 1946, betr. Fehlverhalten des Dr. Douglas M. Kelley, früherer Major im Sanitätskorps. Andrus stellt darin fest, daß K. als Gefängnis-Psychiater vom 2. November 1945 (sic.) bis 2. Februar 1946 Dienst tat und mehrfach gerügt werden mußte, weil er die Sicherheitsbestimmungen verletzte (gab z. B. Zeitungs Interviews), er mußte hier „mehr oder weniger sang- und klanglos verschwinden“; Kelley hatte einem (unbekannten) Howard Whitman vom Londoner *Sunday Express* ein Interview gewährt, das am 25. August 1946 erschien und in dem wörtliche Zitate von Gefangenen des Internationalen Militärtribunals wiedergegeben wurden (Privatakten Andrus).

Britisches Gutachten: Über Rudolf Heß telefonisch von London, 19. November 1945, gez. Moran, Rees, Riddoch RG 238, Box Nr. 180 „Hess“, s. a. Rees, op. cit., 143 und 217.

Franzosen unterzeichnet: Das französische Gutachten ist nicht zugänglich. Die in dem sowjetischen Bericht erwähnten Befunde beginnen rätselhafterweise mit der indirekten Zitierung des britischen Gutachtens (das die Briten unter dem Datum des 19. November telefonisch übermittelten). Rees, op. cit., 143, spricht von dem Gutachten „das Dr. Rees und Dr. Riddoch erstellt und aus England hierhergeschickt haben“, sodaß es scheint Lord Moran wurde vor vollendete Tatsachen gestellt.

Sowjetische Sachverständige: Untersuchungsbericht über R. Heß, unterzeichnet von Krasnuschkin, Sepp und Kurschakow, 17. November 1945; in RG. 238, Box Nr. 180, „Hess“.

Schlossen sich an: Sowjetisches Memorandum an IMT, 17. November 1945, RG. 238, Box Nr. 180 „Hess“, mit Anhang (I) Diagnose und (II) Untersuchungsbericht (wie oben).

Drei US-Spezialisten: Der amerikanischen Psychiaterkommission gehörten an: Dr. Nolan D. C. Lewis, Universität Columbia; Dr. Donald E. Cameron, Universität McGill; Gol. Paul Schroeder aus Chicago (Gilbert, op. cit., 11).

US-Gutachten: Die drei Amerikaner erklärten in diesem Zwischenbericht: „daß die zehn beauftragten Wissenschaftler in den wichtigsten Fragen übereinstimmten und daß dieser Fall ein Beweis dafür ist, daß die Wissenschaft der Psychiatrie solide ist . . .“, RG 238, Box Nr. 180 „Hess“. Die Diagnosen wurden jedoch in Wirklichkeit nicht einstimmig gestellt. Die Russen hatten offensichtlich den britischen Zwischenbericht einfach abgeschrieben, und Lord Moran wurde gezwungen, dem zuzustimmen.

Gedächtnisschwäche übertrieben: Memorandum an Brigade-General William L. Michell, Gen.-Sekr. des IMT, 20. November 1945, gez. Delay, Lewis, Cameron, Schroeder (RG. 238, Box 180, „Hess“).

„Herr Präsident!“: Erklärung von R. Heß in der Nachmittagssitzung vom 30. November 1945; die Simultanübersetzung ist äußerst mangelhaft (RG. 238, Box Nr. 180, „Hess“). In Andrus Nachlaß befindet sich eine bessere Übersetzung des Originaldokuments „Erklärung vor dem IMT in Nürnberg, am 30. November 1945 von Rudolf Heß abgegeben“. Ich habe dieses Dokument benutzt.

Alfred Seidl: Haensel, op. cit.

Hörte die Randbemerkung gen: Jackson, Oral History, op. cit.

Britische Diplomaten: Protokoll von E. I. Parrant, 21. Dezember 1945 in Beantwortung einer Aktennotiz von P. Dean, 14. Dezember 1945.

Gedächtnisschwund simuliert: Eidesstattliche Erklärung von Heß, 7. und 12. Februar 1946, Nachlaß Jackson, RG. 238, Box Nr. 180, „Hess“.

Das letzte Mal: Tagebuch Heß, 1. Dezember 1945, cit. Bird, op. cit.

Letzter Zweifel: ibid., S. 429.

Dönitz: Denkschrift der Admiralität im Nachlaß Jackson, August 1945 und PRO, LCO 2/2980, einschließlich der handschriftlichen Notizen während des anglo-amerikanischen Treffens der Ankläger in London, 29. Mai 1945 (auf denen die Fragezeichen zu sehen sind), und Notiz von E. I. Barrant, 23. August 1945, betr. Pläne, Keitel, Dönitz, Schacht und Krupp auf die Liste der Kriegsverbrecher zu setzen: „Die Anklage gegen Dönitz ist sehr viel schwächer“ und alle außer Keitel „sollten freigesprochen werden.“

Verhör: Befragung von Laura Schrödl durch Griffith Jones, Nürnberg, März 1946 (IWM Ordner).

Erhard Milch: Gefangenschaftstagebücher, 1947 auf Film DI 59 des Autors.

Amerikanischer Zeitungskommentar: Constantine Brown, The World after the War: „Unmenschliche Behandlung der Nazis im Berliner Gefängnis schafft Probleme“, Zeitung in Ordner RG. 153 (JAG), Box 1393.

Seidl appellierte: Staatsminister a. D. Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl, Die rechtlichen Hintergründe zum Fall Rudolf Heß (München, März 1980).

LITERATURHINWEISE

- Ahnentafeln großer Deutscher: Die Ahnentafel von Rudolf Heß* (Berlin, 1934)
- Anordnungen des Stellvertreters des Führers* (München, 1937)
- Akten zur deutschen Auswärtigen Politik*, Serie D (1937-1945), Bd. IX
- ANDREW, CHRISTOPHER: *On His Majesty's Secret Service: The Making of the British Intelligence Community* (New York, 1986)
- BIRD, EUGENE K. (Lieutenant-Colonel): *Prisoner No. 7: Rudolf Heß. The Thirty Years in Jail of Hitler's Deputy Führer* (New York, 1974)
- COLLIER, BASIL: *The Defence of the United Kingdom* (London, 1957)
- Das deutsche Führerlexikon 1934/37* (Berlin, 1935)
- DICKS, HENRY V.: *Clinical Studies in Psychopathology* (London, 1939)
- DICKS, HENRY V.: *Fifty Years of the Tavistock Clinic* (London, 1970)
- DICKS, HENRY V.: *Licensed Mass Murder* (London, 1972)
- Dokumente der deutschen Politik, 1939* (Berlin, 1940), Bd. VII
- EDEN, ANTHONY: *Facing The Dictators* (London, 1962)
- EDEN, ANTHONY: *The Reckoning* (London, 1965)
- GILBERT, GUSTAVE M.: *Nuremberg Diary* (New York, 1947)
- GILBERT, MARTIN: *Winston Churchill*, vol. vi., *Finest Hour, 1939-1941* (London, 1983)
- GRENFELL, RUSSELL (Commander, „T124“): *Sea Power* (London, 1922)
- HAENSEL, CARL: *Das Gericht vertagt sich. Aus dem Tagebuch eines Nürnberger Verteidigers* (Hamburg, o. J.)
- HALDER, FRANZ (Generaloberst): *Kriegstagebuch* (Hans-Adolf Jacobsen [ed.], Stuttgart 1962)
- HAMILTON, JAMES DOUGLAS: *Motive for a Mission: The Story Behind Hess's Flight to Britain* (London, 1972)
- HASSELL, ULRICH VON: *Vom anderen Deutschland. Tagebücher 1938-1944* (Frankfurt, 1964)
- „HEIDEN, KONRAD“: *Der Führer* (Boston, 1944)
- HEIM, HEINRICH: *Monologe im Führerhauptquartier* (Hamburg, 1980)
- HESS, ILSE: *Antwort aus Zelle Sieben. Briefwechsel mit dem Spandauer Gefangenen* (Leoni, 1967)
- HESS, ILSE: *Heß. Ein Schicksal in Briefen* (Leoni, 1984)
- HESS, WOLF-RÜDIGER: *Mein Vater Rudolf Heß. Englandflug und Gefangenschaft* (München, 1985)
- HÖHNE, HEINZ: *Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft* (Hamburg, 1984)

- HUTTON, J. BERNARD: *Hess. The Man and his Mission* (New York, 1970)
- IRVING, DAVID: *Hitler's War* (London, 1977)
- IRVING, DAVID: *The War Path* (London, 1978)
- JACOBSEN, HANS-ADOLF: *Karl Haushofer. Leben und Werk*, Bd. I & II (Boppard am Rhein, 1984)
- KELLEY, DOUGLAS MCG.: *Twenty-two Cells in Nuremberg. A Psychiatrist Examines the Nazi Criminals* (New York, 1947)
- KEMPNER, ROBERT: *Das Dritte Reich im Kreuzverhör* (München, 1969)
- KIRKPATRICK, IVONE: *The Inner Circle* (London, 1959)
- KOTZE, HILDEGARD VON (ed.): *Tagebücher eines Abwehroffiziers* (Stuttgart 1970).
- KREBS, ALBERT: *Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei* (Stuttgart, 1959)
- LAACK-MICHEL, U.: *Albrecht Haushofer und der Nationalsozialismus* (Stuttgart, 1974)
- LEASOR, JAMES: *The Uninvited Envoy* (London, 1962)
- LOCKHART, ROBERT BRUCE: *The Diaries of Sir Robert Bruce Lockhart*, vol. ii, 1939-1945 (London, 1984)
- MARTIN, BERND: *Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg* (Düsseldorf, 1976)
- Medical Directory, The*, 1940 passim
- N.S. Jahrbuch*, 1935 passim
- PICKER, HENRY: *Hitlers Tisch Gespräche* (Stuttgart, 1963)
- REES, JOHN RAWLINGS: *The Case of Rudolf Hess* (London, 1948)
- Reichs Gesetzblatt*, Teil I, 1933-1941
- SCHWARZWÄLDER, W.: *Der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß. Der Mann in Spandau* (Wien, München, 1974)
- SUTHERLAND, J. D.: Obituary of Dicks in *Bulletin of the Royal College of Psychiatrists*, Oktober 1977
- The Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal* (Nürnberg, 1948)
- VOLZ, HANS: *Daten der Geschichte der NSDAP*, 9. Auflage (Berlin, 1939)
- Zeitschrift für Geopolitik*, 1935 passim
- ZOLLER, ALBERT: *Hitler Privat. Erlebnisbericht einer Geheimsekretärin* [Christa Schroeder] (Düsseldorf, 1949)

QUELLENVERZEICHNIS

BERLIN DOCUMENT CENTER

Biographische Unterlagen und SS-Akten über Rudolf Heß, Alfred Leitgen, Karl-Heinz Pintsch, Laura Schrödl.
B.D.C.-Ordner Nr. 236: Rudolf Heß
B.D.C.-Ordner Nr. 240: Jüdische Frage

BERN, SCHWEIZERISCHES BUNDESARCHIV: Akten des Auswärtigen Amtes

E 2200 London 44, Bd. 4, drei Mappen: Rudolf Hess, Ministre du Reich, Interne en Angleterre: 3.11.1941-12.12.1941; 20.12.1941-23.7.1942; 12.8.1942-22.12.1944
E 2200 London / 35 (Politische Berichte betr. R. Hess)
E 2200 London / 40 (Politische Berichte betr. R. Hess)

BOSTON, MASSACHUSETTS: UNIVERSITY LIBRARY; SPECIAL M.S. COLLECTION

Cecil King Tagebuch Mai 1941.
Bela Fromm Nachlaß: Karl Haushofer-Korrespondenz.

CAMBRIDGE, ENGLAND: CHURCHILL COLLEGE ARCHIVES

Sir Alexander Cadogan Nachlaß, ACAD. 1/10: handschriftliches Tbg. A.L. Kennedy
Nachlaß, LKEN. 24: Tbg. 1941.

COLORADO SPRINGS, COLORADO

Burton C. Andrus jr. Nachlaß.

FREIBURG IM BREISGAU, BUNDESARCHIV-MILITÄRARCHIV

Generaloberst Maximilian Freiherr von Weichs, Nachlaß
Kriegstagebuch der Seekriegsleitung, August 1940, Mai 1941.

FREIBURG IM BREISGAU, MILITÄRGESCHICHTLICHES FORSCHUNGSAMT

Feldmarschall Wilhelm Ritter von Leeb, Tgb. August 1940.

HYDE PARK, NEW YORK: FRANKLIN D. ROOSEVELT LIBRARY

President's Safe-Akten „Great Britain 1942“: Korrespondenz mit Lord Halifax.
Roosevelt-Churchill Korrespondenz, Mikrofilm 1.

KOBLENZ: BUNDESARCHIV

Sammlung Schumacher, Ordner 236: R. Heß.
Karl und Albrecht Haushofer Nachlaß, HX 832.
Adjutantur des Führers, Bestand NS 10.
Parteiamtliche Prüfungskommission, Bestand, NS 16.
Kleine Erwerbungen, Nr. 501: Verzeichnis der Vorkriegsaufz. des Dolmetschers Paul Schmidt über Führerbesprechungen.

LONDON, ENGLAND: DAVID IRVING, ARCHIV DES VERFASSERS

Winston Churchill, Terminkalender
General Karl Bodenschatz, Interview des Autors, 30. November 1970.
Heinrich Heim, Interview des Autors, 25. Juni 1971.
Botschafter Walther Hewel, 1941, Tgb. und Nachlaß.
Sir John Martin (Churchills Privatsekretär) Tgb. 1941.

Julius Schaub, Nachlaß.
Christa Schroeder, Hitlers Privatsekretärin, Briefe und Dokumente.
Albert Speer, Chronik der Dienststelle, 1941.

LONDON, ENGLAND: HOUSE OF LORDS RECORDS OFFICE
Lord Beaverbrook Nachlaß, D. 443, Rudolf Heß.

LONDON, ENGLAND: IMPERIAL WAR MUSEUM
Geoffrey Shakespeare Nachlaß, GHS. 2.
Lieutenant-Colonel A. Malcolm Scott Nachlaß: „Camp Z“ Tgb. 1941– 42, und
Lieutenant-Colonel A.H.C. Swinton Notizbuch.
Professor Willi Messerschmitt (Handakten), FD. 4355/45. Bd. 4, Box 5. 206.
Hans Frank, Niederschrift v. 19. Mai 1941, AL. 2525,
Nürnberg, Akten, FO. 645: Befragung von Laura Schrödl (Box 161)
Alfred Rosenberg (Box 160), Ingeborg Sperr (Box 31).
Sonderakte: Brief Graham Donald, Mai 1941.

LONDON: PUBLIC RECORDS OFFICE
AIR. 14/775 Bomber Command directives 1940
AIR. 14/1930 Bombing policy 1940
AIR. 16/698 Fighter Command, War Room Log (Kriegstagebuch)
AIR. 19/564 Sir A. Sinclair's Aktenordner, Duke of Hamilton, Allegations concerning
Rudolf Hess (Beschwerden betr. R. H.)
AIR. 25/233 Operational Record Book (Kriegstagebuch), Nr. 13 Group, Fighter
Command.
AIR. 27/969 Operational Record Book, Nr. 141 Squadron
AIR. 27/1481 Operational Record Book, Nr. 245 Squadron
AIR. 27/2079 Operational Record Book, Nr. 603 Squadron
AIR. 28/40 Operational Record Book, R.A.F. Station Ayr
AIR. 28/861 Operational Record Book, R.A.F. Station Turnhouse.
AIR. 28/864 dto., Anhang.
CAB. 65/18 War Cabinet meetings, Mai 1941 (Konf. des Kriegskabinetts)
CAB. 65/28 War Cabinet meetings, Oktober 1942.
CAB. 65/35 War Cabinet meetings, September 1943 (N.B.: DEFE. 1/134, „Consortship
of Mail“ Postzensur), eine Akte über Heß ist 50 Jahre gesperrt.
FO. 115/3544 Britische Botschaft in Washington: R. Heß.
FO. 371/26565 Central Department, 1941, Germany: R. Heß, (viele Dokumente noch
gesperrt).
FO. 371/26566 dto. Darunter Briefe von Rudolf und Ilse Heß an seine Eltern in
Ägypten 1935–8, v. d. Zensur abgefangen.
FO. 371/30919 Central Department, 1942, Germany: *Prawda* Polemik.
FO. 371/30920 dto., November 1942; Cripps Bericht über Heß.
FO. 371/30941 Central Department, 1942, Germany: Deutsche Darstellung des Falles
Heß.
FO. 371/33036 Northern Department, 1942, Sowjet Union: Sowjetische Kritik an brit.
Politik im Fall Heß.
FO. 371/34484 Central Department, 1943, Germany: Rudolf Heß (einschl.
Kriegsgerichtsverfahren wegen Interview Lieutenant May mit *Daily Mail*)
FO. 371/46777 Die Behandlung von Rudolf Heß (in Maindiff, Presse-Kritik wegen
angeblich zu guter Behandlung).
INF. 1/912 Ministry of Information, Akten über Rudolf Heß, Berichte des
Abhördienstes und Schilderung der Vorgänge um den abgefangenen Brief
Haushofers v. 23.9.40
LCO. 2/2980 Brit. Kronanwalt und Kriegsverbrecher-Ausschuß, 1945, Konferenzen.

- LCO. 2/2981 wie oben.
 PREM. 3/14/2 Bombing policy 1940.
 PREM. 3/14/4 Bombing policy 1940.
 PREM. 3/219/1 Churchills Akten, Heß; Reaktionen in den U.S.A. (Diese Akten sind keine Originale, sondern „gesäuberte“ Fotokopien mit zahlreichen gelöschten Stellen.)
 PREM. 3/219/2 Churchills Akten, Heß, Krankenbericht usw.
 PREM. 3/219/3 Churchills Akten, Heß, Krankenberichte, Herzog v. Hamiltons Verleumdungsklage usw.
 PREM. 3/219/4 Churchills Akten, Heß; öffentl. Verlautbarung etc.
 PREM. 3/219/5 Churchills Akten, Heß; sowjetische Haltung und Bericht von Lordsiegelbewahrer (Cripps), Oktober– November 1942.
 PREM. 3/219/7 Churchills Akten, Heß; Verschiedenes, Mai 1941 bis Mai 1945.
 PREM. 3/434/7 Churchills Konferenz mit Stalin, Oktober 1944.
 FO. 898/1– 37 Leitung des politischen Nachrichtendienstes.
 TS. 27/510 Akten des Anwalts des Schatzamtes: kann Heß im Falle der Verleumdungsklage Hamiltons als Zeuge vorgeladen werden?
 WO. 199/3288A Schottisch Command (British Army) Akten: Die Gefangennahme von Rudolf Heß, Meldungen und Protokolle. Mai-Juli 1941. (Der andere Teil dieser Dokumente, WO.199/3288B, ist 75 Jahre gesperrt, vermutlich wegen darin enthaltener Kriegsgerichtsakten).
 WO. 208/4170 Nachrichtendienst. Berichte: CSDIC-Befragungen.
 WO. 222/885 Militärlazarett Drymen, Vierteljahresberichte.
 WO. 241/1 Direktorium der Militär-Psychiatrie: „The Psychological Foundation of the Wehrmacht“ von H. V. Dicks.
 WO. 241/2 Ibid.: The German deserter (Der deutsche Desserteur), a psychiatric study von H. V. Dicks.
 WO. 241/6 Ibid.: National Socialism as a Psychiatric Problem, von H. V. Dicks.

MÜNCHEN: INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE

Hermann Göring, Tgb. 1941; (Zeugenschriften) von Alfred Leitgen und Julius Schaub.

OXFORD, ENGLAND: THE BODLEIAN LIBRARY

Lord Simon, Nachlaß mit Heß-Protokollen Juni 1941. Walter Monckton, Nachlaß

STANFORD, CALIFORNIA: THE HOOVER LIBRARY

Edouard Beneš, Tgb. 1941.
 Martin Bormann, Tgb. 1934– 43 (Rolle 1, NSDAP Hauptarchiv)
 Hildegard Fath, eidesstattl. Erklärung, (Ms. DD247.H3F22)
 Daniel Lerner, Nachlaß. DIS. 202 reports, Nr. DE. 404.
 Walter L. Leschander Sammlung, Box 3, Nr. 8
 Ingeborg Sperr, eidesstattl. Erklärung (Ms. DD.247.H 3S75)
 Edvard Taborsky, Sammlung: Tgb. 1941 (Box 4), Bericht über Fall Heß von Beneš (Box 4) und von Taborsky (Box 6).

SUITLAND, MARYLAND: FEDERAL RECORDS CENTER

Büro der US-Militär-Regierung für Deutschland (OMGUS), Büro des Chefanklägers für Kriegsverbrechen: Sekretariat des Internationalen Militärgerichtshofes; Allg. Protokolle: Box 113, Stück 5021 und 5022: zwei Päckchen, „Data on Heß compiled in Great Britain“, mit der Bezeichnung Heß 1 und Heß 2, enthält 17 nummerierte Meldebücher der Pfleger des engl. Sanitätspersonals v. 17. Juni 1941 bis 8. Oktober 1945 (ca. 2.000 Seiten). (Wahrscheinlich befindet sich hier auch die Originalakte Heß– 15, die von Oberst Lacombe nach Nürnberg gebracht wurde, aber nicht mehr aufzufinden ist. *Sunday Telegraph*, 13. Dezember 1981)

WASHINGTON, D.C.: LIBRARY OF CONGRESS

Martin Bormann, Tgb., 1934– 1943 (Ac. 9705)

Robert H. Jackson, Privatpapiere.

Box 100 O.S.S. und F.O. Berichte über Heß, 1945.

Box 103 Amtl. Akten, William E. Jackson

Box 104 Persönliche Verantwortung, Karl Haushofer.

Box 107 Psychiatrische und Persönlichkeitsstudien von NS-Führern.

Mündliche Schilderungen Kap. XXXIX, „Rudolf Heß: Übergeschnappter Exhibitionist“.

WASHINGTON, D.C.: NATIONAL ARCHIVES AND RECORDS ADMINISTRATION

Record Group (Archivgruppe) 228: O.S.S. Akte XL 11080, Befragung von Karl Haushofer.

Record Group 238: R. H. Jackson, Amtl. Akten, Box 180: „Heß“

Record Group 238, Eintragung 199: H. Q. Nuremberg Military Post, Nr. 6850, Internal Security Detachment.

U.S.S.B.S. Befragung Professor Willi Messerschmitt

State Department Akten 862.00/4016 et seq., 4469.

Heinrich Himmler Handakte, Mikrokopien T 253, Rolle 46.

Nürnberger, Vernehmung von Bohle, Göring, Haushofer, Heß, Papen auf Mikrokopie M 1270

Nürnberger Dokumente

1395-PS Auszüge aus dem *Reichsgesetzblatt*

1456-PS Georg Thomas Denkschrift 1940

1866-PS Ribbentrop-Duce-Gespräch vom 13. Mai 1941

2018-PS Führer-Erlaß vom 30. August 1939

2123-PS Heß-Verordnung vom 20. Mai 1938

2639-PS Heß-Anordnungen

2787-PS Heß-Anordnungen

3674-PS Heß-Rede, Stockholm, 14. Mai 1935

M-116 Hamilton-Heß-Unterredung, 11. Mai 1941

M- 117 Kirkpatrick-Heß-Unterredung, 13. Mai 1941

M- 118 Kirkpatrick-Heß-Unterredung, 14. Mai 1941

M-119 Kirkpatrick-Heß-Unterredung, 15. Mai 1941

REGISTER

- Adams, Vyvyan, 148
Addis, J. M., 121
Adler, Alfred, 176
Amen, John H., 422-33, 436, 438,
440-2, 445-6, 450, 453-6, 464-7,
476
Amery, Leo, 39
Andrus, Burton C., 421, 448-9, 453,
463, 469, 476, 489
Arnim, Hans-Jürgen v., 355-6
Ashworth, Capt., 241, 282
Astor, Lord, 40
- Badoglio, Pietro, 394
Balfour, Harold, 39, 51
Barnett, David, 417
Barrie, James, 114, 117-18
Battaglia, Roman, 115
Baur, Hans, 93
Beaverbrook, Lord, 39, 125, 137, 158,
244, 261-2, 264-71, 275, 280, 283-
6, 295, 336, 341, 408, 420
Beck, Josef, 187, 269
Bedford, Evan, 274, 312
Beecham, Sir Thomas, 39
Belding, Karl, 32
Beneš, Eduard, 50, 87, 107
Benson, Capt., 113, 116, 119
Blackford, D. L., 108-9
Blomberg, Werner v., 242
Blumenstein, Lt., 451
Bodenschatz, Karl, 91, 96
Bohle, Ernst Wilhelm, 28, 85-6, 130,
436-7
Bormann, Gerda, 27
Bormann, Martin, 27, 34, 43, 46, 53,
66-7, 71, 92, 279, 359-60, 439-40
Boulnois, P. K., 281-2, 293, 406
Bowker, Lt., 307
Boyle, Brig.-Gen., 110
Bracken, Brendan, 360
- Brauchitsch, Walther v., 426
Braun, Eva, 60
Brown, Constantine, 494-5
Brüning, Heinrich, 29, 472
Burckhardt, Carl Jacob, 94, 108-9
Butler, R. A., 40, 76, 123
- Cadogan, Sir Alexander, 109, 120-2,
125, 127-8, 131-2, 135-7, 139, 141,
145, 147-8, 150, 156, 160, 174, 182,
198, 206, 209, 213, 220, 262, 265,
284-5, 296, 300, 343
Cameron, D. Ewen, 462
Canaris, Wilhelm, 58, 82, 482
Chamberlain, Neville, 64, 99, 119,
122, 187, 268
Churchill, Winston, 4, 64, 73, 75-6,
79-80, 97, 105-9, 115, 121-5, 127,
130, 132, 134, 136-41, 144-7, 149,
160-3, 166, 170, 174, 179-81, 187,
194, 196-8, 203, 221, 231, 255, 261-
2, 269, 281, 288, 319-20, 335-8, 341,
344, 347, 382, 393-4, 406
Ciano, Graf G., 62
Clarke, Mr., 113
Clausewitz, Karl v., 15
Clifford, Sanitater, 323, 348, 352,
358, 391, 393, 396, 401, 416
Coates, Obst., 149, 166, 203, 211-12,
243
Cohn, Norman, 167
Cooper, Cpl., 80, 136-8, 144, 147,
269, 385, 391, 393, 397-8, 400-3,
406-7, 409, 414-15
Cooper, Duff, 80, 136-9, 144, 147,
269
Cot, Pierre, 186
Cox, Sir Geoffrey, 148, 151
Crabtree, Capt., 325-6, 329, 349-50
Cripps, Sir Stafford, 339, 342, 345,
362

Croneiss, Theo, 88, 96
 Cross, Maj., 386, 389
 Cunningham-Reid, Capt., 363

 Dawkins, Sanitäter, 282, 314, 323
 Delay, Jean, 462
 Derby, Lord, 40
 Dicks, Henry Victor, 167-73, 176,
 194-6, 200-3, 206-9, 211-18, 222-5,
 227, 230, 236, 239-41, 244-6, 249-
 50, 252-3, 256, 274-5, 294-5, 301-3,
 321-2, 325, 370-4, 376-82, 394,
 398-9, 408-9, 448, 462-3
 Dodd, Thomas, 29, 442
 Donald, Graham, 115
 Dönitz, Karl, 488
 Donovan, William, 453
 Douglas-Home, Sir Alec, 51, 64, 81-
 2, 106, 221, 306, 421, 457
 Drake, Sir Francis, 124
 Driberg, Tom, 337

 Eckart, Dietrich, 490
 Eden, Anthony, 41, 80, 106, 122, 125,
 127, 133, 136-8, 144, 147, 160-2, 174,
 197, 220, 319, 325-6, 336-9, 361-2,
 394, 489
 Edward VII., König v. England, 130,
 185
 Elizabeth, Königin v. England, 40
 Elser, Georg, 235
 Epp, Franz, Ritter v., 8
 Everatt, Cpl., 213, 217-19, 223, 225,
 227, 253, 282, 305-6, 308, 312, 314,
 318, 321, 323-4, 327, 331, 390, 393,
 395-7, 401, 407, 415-16

 Farr, Cpl., 223, 253, 258
 Farrer, J. A., 185
 Fath, Hildegard, 34-5, 43-4, 71, 78,
 88, 91, 451, 464, 471
 Fenton, Lt., 362-3, 374-5, 386-7, 392,
 407, 415
 Firebrace, R., 116
 Fisher, Adm., 190

 Fitz, Hans, 475
 Fitzmaurice, Ozeanflieger, 266
 Foley, Frank E., 152, 159, 162, 166,
 172-3, 196, 208-9, 214-15, 224-5,
 227, 229, 247-50, 253-4, 257, 259,
 263, 274-6, 280-1, 283, 286-7, 290-
 1, 293, 296-7, 301-10, 408
 Foster, R. R., 309
 Fowler, Lt., 111
 Fox, Lt., 325
 Frank, Hans, 92, 152, 337, 408, 425,
 470
 Frankenstein, Georg, 84
 Fredersdorf v., 36
 Frick, Wilhelm, 97
 Friedrich d. Große, 15, 20, 36, 394,
 443
 Fritsch, Werner v., 70, 241
 Fulton, B., 116-18
 Funk, Walter, 480

 Gähmann, Dr., 278-9
 Gemmel, Capt., 111
 Georg VI., 99, 140, 295
 Gepp, E. C., 281, 285, 293, 361, 394,
 406
 Gerl, Dr. Fritz, 277-9, 334, 452
 Gerlach v., Generalkonsul, 144, 300
 Gibbs, L. M., 150
 Gilbert, Gustave M., 133, 473-83
 Gill, Robert J., 449
 Gladstone, William, 256
 Globotschnigg, Odilo, 65
 Goebbels, Josef, 25, 28, 54, 144, 223,
 287, 344, 355, 426
 Goethe, J. W. v., 168, 257, 353, 358,
 490
 Göring, Emmy, 54
 Göring, Hermann, 14, 26, 31, 33, 48,
 52, 54, 67-8, 71, 96-8, 197, 232, 234,
 240-2, 394, 425-6, 429-31, 435-40,
 443-5, 450, 467-8, 470, 473-5, 481-
 2, 487-8

- Graham, Gibson, 115, 129, 131, 142-3, 145, 151, 154-6, 159-60, 162-8, 171, 199, 244, 246-7, 249, 302
- Graver, Soldat, 389, 397-8, 407, 415
- Grenfell, Stephen, 134
- Griffith Jones, Mervyn, 488
- Grünspan, Herschel, 47
- Günther, Konrad, 31, 50, 405
- Gustloff, Wilhelm, 46, 315
- Halifax, Lord, 40, 62, 76, 83, 108, 346-7
- Hamilton, Herzog v. (Lord Clydesdale), 39-40, 51-2, 77, 80-3, 85, 87, 90, 93-4, 100, 106, 108-10, 113, 115-16, 119, 123-5, 127, 129, 133, 139-40, 144-5, 147, 151, 163, 165, 169-70, 174, 196, 211, 220-1, 243, 249, 253, 262, 266, 295, 300, 315, 340, 437, 452, 462-3
- Hamilton, Sir Ian, 40
- Hardinge, Sir Alexander, 305, 316
- Harper, Dorset, 129
- Haushofer, Albrecht, 20-1, 24, 28-9, 34, 39-40, 50-2, 62-5, 74-6, 78, 81-7, 90, 94, 99-100, 106-8, 119, 432, 436
- Haushofer, Heinz, 28, 65, 432
- Haushofer, Karl, 8, 15, 20, 25, 28, 32, 40, 48, 55, 76-7, 91, 99, 319, 366, 431-3
- Haushofer, Martha, 28, 38, 48, 94, 432-3, 470
- Hedin, Sven, 37
- Heiden, Konrad, 31
- Heim, Heinrich, 15, 17, 154
- Henderson, Sir Nevile, 67
- Henlein, Konrad, 50
- Hermelin, Obstlt., 407
- Heß, Alfred, 84
- Heß, Ilse (geb. Pröhl), 6, 12, 14, 19, 22, 43, 45, 48, 53-5, 62, 92, 99-100, 102, 173, 257, 344, 347, 353, 359, 371, 374, 379, 387, 391, 410, 434, 451-2, 470, 490, 495
- Heß, Johann Fritz, 4
- Heß, Klara (geb. Münch), 4, 23, 53
- Heß, Wolf-Rüdiger, 55, 100, 102, 205, 334, 353, 434, 452, 464, 490, 495
- Hewel, Walther, 17-18
- Heydrich, Reinhard, 82, 279, 321
- Himmler, Heinrich, 31, 36, 97, 100, 204, 279, 359
- Hitler, Adolf, 4, 9, 12-20, 22, 24-6, 28, 31-43, 48, 51, 53, 55, 58-9, 61, 63-8, 70-82, 86-92, 95-9, 105-6, 119-20, 125, 128, 130, 134, 137, 140, 153, 155, 159, 186, 192, 196-7, 200, 220-1, 226, 230-1, 234-6, 238-9, 241-2, 254-5, 262, 270, 278, 283, 288-9, 293, 320, 326, 336-7, 340-1, 344, 359, 372, 379, 391, 394, 403, 405, 420, 425, 427, 439, 452, 458, 470-1, 473, 493-4
- Hoare, Sir Samuel, 40, 80, 94, 99
- Hoffmann, Heinrich, 60
- Hofweber, Max, 8, 90
- Hopkinson, Henry, 174
- Hubbard, R., 149, 173, 228, 243
- Hünefeld v., Ozeanflieger, 266
- Hunter, Sir Alan, 135, 138, 149, 151-2
- Hurewitz, Ben, 459
- Hutton, J. Bernard, 408
- Immelmann, Max, 438
- Jackson, Robert H., 149, 166, 172, 201, 203, 241, 413-14, 432-3, 442-3, 446, 448-9, 458, 475, 484
- Jellicoe, Lord, 255
- Jerome, Jerome K., 134
- Jodl, Alfred, 426
- Johnston, Munro, 240, 243-4, 250, 252, 259, 263, 274, 276, 280-2, 285, 291, 294-5, 301, 303, 305, 308, 311, 313, 322, 324-5
- Jones, Ellis, 322, 324-5, 331-2, 348-50, 354, 356, 371-3, 375-6, 378-82,

385, 389-90, 393-9, 401, 408, 413,
 415-16, 418, 448
 Jones, Emily, 333
 Jones, Tom, 39
 Joyce, William, 232, 391, 416
 Juchli, René H., 453

 Kahr, Gustav v., 12-13
 Kant, Immanuel, 5
 Keitel, Wilhelm, 426, 453
 Keller, Gottfried, 235, 366
 Kelley, Douglas McG., 421, 447-8,
 452-3, 456-7, 459, 463-4, 469, 473,
 476, 481
 Kendrick, Thomas, 152
 Kennedy, A. Leo, 162
 Kerr, Sir. A. Clark, 337, 339, 342, 344
 Kesselring, Albert, 241
 Kirkpatrick, Sir Ivone, 125-32, 135,
 140, 144, 147, 151, 169, 174, 176-7,
 182, 184-6, 189-91, 340, 462-3
 Kjellén, Rudolf, 20, 41
 Klopfer, Gerhard, 98
 Knilling, Min., 13
 Köhl, Herrmann, 266
 Krasnuschkin, Eugen, 461, 469
 Krebs, Albert, 21-2, 36
 Kriebel, Hermann, 18
 Kuraskow, Nikolas, 461

 Lämmermann, Karl, 32
 Lammers, Hans Heinrich, 426
 Lander, Lt., 325
 Langbehn, Carl, 84
 Larcombe, Obstlt., 418
 Lawrence, Lord Justice, 475, 483-4
 Leeb, Wilhelm v., 74
 Leitgen, Alfred, 27, 31, 36, 38, 40, 43,
 85, 91, 278, 358-9
 Lennie, R. A., 142
 Lever, Harold, 167
 Ley, Robert, 27, 446, 453
 Liddell Hart, Basil, 134
 Lindbergh, Charles, 51, 78, 133, 354
 Lindsay, Kenneth, 40, 51

 Lippert, Rudi, 358
 Lipski, Josef, 188
 Lloyd George, David, 185
 Lockhart, R. B., 158
 Loftus, M., 236-40, 242, 244, 253,
 257, 259-60
 Londonderry, Lord, 39
 Lorenz, Werner, 50
 Lothian, Lord, 40, 76, 80
 Lütjens, Günther, Adm., 247
 Lutyens, Sir Edwin, 257
 Lutz, Franz, 358
 Lutze, Viktor, 31

 Maass, Kurt, 177
 Maiskij, Iwan, 337
 Malkin, William, 132
 Malone, W. B., 149, 151, 164-5, 170,
 173, 198, 200-5, 210-11, 219, 223,
 226, 230-5, 241-2, 246, 249, 408
 Maxwell Fyfe, Sir David, 483
 May, Karl, 335, 349, 351-4, 356, 358,
 360-3, 366
 McGlade, Lt., 282
 McLean, David, 112
 McYoung, J., 149
 Merino, Salvadore, 95
 Messerschmitt, Willi, 23, 88, 91, 96,
 110-13, 120, 122, 126, 128, 135, 192,
 257, 334, 379, 431
 Milch, Erhard, 96, 194-5, 200, 204,
 210, 378, 385, 395, 399, 401, 414,
 492-4
 Millet, Dr. John, 414, 447
 Molotow, W., 343
 Moran, Lord, 461-2, 476
 Morell, Theo, 37, 60
 Morton, Desmond, 180-1, 197, 220,
 281
 Mortsiepen, Radarexperte, 93
 Murray, Major, 209, 212, 215, 218,
 243, 247-8, 259, 275, 292
 Mussolini, Benito, 53, 64, 344, 358

 Napoleon Bonaparte, 171

Nelson-Smith, Capt., 351, 355, 361
 Nietzsche, Friedrich, 410
 Northumberland, Herzog v., 40, 83
 Nugent, T. E. G., 148

 Ollenhauer, Erich, 84

 Papen, Franz v., 26, 436, 439, 442,
 480, 488
 Paulus, Friedrich v., 394
 Pechel, Rudolf, 471
 Percival, Lt. (später Capt.), 257,
 286, 288-9, 291-2, 306
 Pflücker, Dr. Ludwig, 453, 479
 Phillips, Dr., 350, 378, 380-1, 384,
 386, 398-9, 401, 404, 413, 415
 Pintsch, Karl-Heinz, 89-91, 101, 103,
 237, 257-8
 Platzner, Josef F., 358
 Poliakow, Leon, 167
 Poole, DeWitt C., 432
 Popitz, Johannes, 84
 Priddy, William L., 279
 Prien, Günther, 488

 Ratzel, Friedrich, 20
 Reade-Jahn, Lt., 294
 Rees, John Rawlings, 166-9, 203,
 212-17, 220, 225, 241, 244, 249-50,
 254, 259-60, 281, 285, 288, 293-4,
 311-15, 318, 321, 325, 328, 335-6,
 345, 347, 354-6, 363-4, 366, 370,
 373-4, 376, 382, 387-8, 390, 394,
 398, 402, 408, 413, 415, 461-2, 476-
 7
 Reygate, Soldat, 375, 402, 414, 417
 Ribbentrop, Joachim v., 33, 37, 40,
 43, 63, 66, 80, 85, 91, 162, 187, 234,
 425, 439, 450, 453, 474, 491
 Richthofen, Ferdinand v., 20, 45
 Richthofen, Wolfram v., 241
 Riddle, Cpl., 217, 224-8, 249, 253,
 274, 276, 312, 314, 318, 323-4, 327,
 332, 334-5, 338, 349, 352
 Riddoch, George, 461-2, 476

 Rigby, Major, 212
 Roberts, Frank, 77, 81, 84, 106, 337
 Roberts, Violet, 77, 106
 Röhms, Ernst, 25, 30-1
 Rohrscheidt, Günther v., 457-8,
 460, 462, 480, 482-4
 Romilly, Giles, 269
 Rommel, Erwin, 93, 321
 Roosevelt, F. D., 4, 133, 140-1, 197,
 262, 344, 346-7, 362, 489
 Rosen, Eric Graf v., 41, 134
 Rosenberg, Alfred, 102, 428
 Rösner, Gottlieb, 32
 Rothenbücher, Staatsrechtler, 11
 Rothermere, Lord, 62
 Rudenko, Gen., 459
 Rundstedt, 391

 Salisbury, Lord, 256
 Samuel, Harold, 40, 94, 167
 Sargent, Orme, 341, 406
 Sauckel, Fritz, 480
 Sauerbruch, Ferdinand, 45, 380
 Schäfer, G., 92
 Schaub, Julius, 31
 Schirach, Baldur v., 444, 479, 495
 Schleicher, Kurt v., 30
 Schlinck, Julius und Else, 48
 Schopenhauer, Arthur, 366, 405
 Schröder, Kurt v., 26
 Schrödl, Laura, 91, 97, 358, 489
 Schroeder, Christa, 70, 73
 Schroeder, Paul L., 70, 73, 461-4
 Schulenburg, Fritzi v. d., 84
 Schulte-Strathaus, Ernst, 358
 Schuschnigg, Kurt v., 137
 Schwarz, Franz-Xaver, 359
 Schweyer, Min., 13
 Scott, Malcolm, 149, 153, 159, 163,
 166, 169, 172-3, 199, 201-5, 208-9,
 211-12, 214-15, 223, 227, 229, 244,
 248-9, 257, 259, 264, 274, 277, 279,
 282, 285, 287, 290-1, 293, 297, 305-
 6, 308-9, 312, 326
 Seidl, Alfred, 487, 490, 495

Sepp, Eugen, 461
 Seyß-Inquart, Arthur, 480
 Shakespeare, Geoffrey, 34
 Shawcross, Sir Hartley, 413
 Sheppard, J. J., 135, 139, 142-6
 Sieff, Lord, 167
 Simon, Sir John, 40, 147, 160-1, 173-4, 176, 179-80, 182, 184, 186, 189-95, 203-4, 206, 209, 250, 263-4, 269, 275, 313, 316, 341, 408, 420
 Sinclair, Sir Archibald, 83, 124, 128, 147-8, 221
 Smedley, Sanitäter, 292, 323-4, 327, 339
 Smith, Stephen, 201, 209
 Sorof, Günther, 358
 Speer, Albert, 3, 60, 470, 492, 495
 Sperr, Ingeborg, 34-6, 48, 78, 463-4, 472
 Stalin, Josef W., 4, 66, 234, 267, 271, 336-7, 339, 342-4, 346-7, 362, 392, 489
 Stammers, F. G., 108
 Stanley, Oliver, 39, 40
 Stauffenberg, Claus Graf v., 394
 Stojadinowitsch, M., 59
 Stott, Arnold, 345, 347
 Strang, William, 40
 Strasser, Gregor, 25, 32, 47
 Strasser, Otto, 31
 Stratheden, Lord, 149
 Streicher, Julius, 71, 458
 Stuckart, Wilhelm, 33
 Swinton, A. H. C., 149-50, 163

 Teleki, Pál Graf, 63
 Terboven, Josef, Gauleiter, 93
 Thoma, Wilhelm v., 356
 Thomas, Hugh, 29, 39, 75, 106, 152, 279, 442
 Thorne, Will, 281, 360
 Thurnheer, Walter, 294, 296, 301, 303, 305-6, 315-16, 328, 331, 333, 366
 Tree, Ronald, 123

 Udet, Ernst, 88, 96, 334

 Vansittart, Sir Robert, 51
 Verne, Jules, 404
 Villain, Erwin und Nora, 32
 Vleck, Clair van, 422

 Wallace, Edgar, 471
 Wallersteiner, Kurt, 107
 Walsh, Edmund A., 432-3, 438-9
 Waterhouse, Sgt., 213-14
 Weber, Christian, 18
 Wedderburn, Jim, 40, 51
 Weissauer, Ludwig, 76
 Weizsäcker, Ernst v., 78, 84
 Whitby, R., 116-18
 White, Anthony, 116
 White, Lt., 377
 Williamson, Robert, 113
 Winant, John Gilbert, 133
 Winch, H., 149-50, 153
 Windsor, Herzog und Herzogin v., 53, 86, 140, 229, 231
 Wood, Gen., 187, 232
 Wutzelhofer, Min., 13

 Yendo, Adm., 38
 Young, Lt., 206, 208